

**CORNELIUS RYAN**

**DER  
LETZTE  
KAMPF**

*Cornelius Ryan*

# Der letzte Kampf

Mit 135 Abbildungen und Karten

FACKELVERLAG  
OLTEN • STUTTGART • SALZBURG

Die Originalausgabe THE LAST BATTLE erschien bei  
Simon and Schuster Inc. New York

© Droemersch Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. München/Zürich 1966  
Copyright © 1966 by Cornelius Ryan  
Aus dem Amerikanischen von Helmut Degner  
Sonderausgabe für den Fackel-Buchklub Olten/Stuttgart/Salzburg  
Gesamtherstellung: Ensslin-Druck, Reutlingen  
Printed in Germany 1969

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Dieses Buch ist dem Andenken eines Jungen gewidmet, der in den letzten Kriegsmonaten in Berlin geboren wurde. Sein Name ist Peter Fechter. 1962 erschossen ihn seine Landsleute und ließen ihn an der Berliner Mauer, dem tragischen Denkmal des Sieges der Alliierten, verbluten.



Was aber tatsächlich geschah in dem Kriege, erlaubte ich mir nicht nach Auskünften des ersten besten aufzuschreiben, auch nicht nach meinem Dafürhalten, sondern bin Selbsterlebtem und Nachrichten von andern bis ins Einzelne nachgegangen. Mühsam war diese Forschung, weil die Zeugen der einzelnen Ereignisse nicht dasselbe über dasselbe aussagten, sondern je nach Gunst oder Gedächtnis. Zum Zuhören wird vielleicht diese undichterische Darstellung minder ergötzlich scheinen; wer aber das Gewesene klar erkennen will.. .., der mag es so für nützlich halten, und das soll mir genug sein.

Thukydides  
Geschichte des Peloponnesischen  
Krieges, 1 22

## *Geleitwort* des Regierenden Bürgermeisters von Berlin

Dies ist ein sehr erregendes, ein sehr menschliches und ein sehr wichtiges Buch. Die jahrelange gewissenhafte Vorarbeit des Autors hat sich gelohnt. Wie kein anderer hat er in den Griff bekommen, was sich in den letzten Monaten, Wochen und Tagen des Zweiten Weltkrieges zwischen Oder und Elbe zugetragen hat. Was sich vor allem auf dem Boden unseres hart geprüften und heissgeliebten Berlin abgespielt hat. Durch dieses Buch erfahren wir mehr als zuvor über die auf Berlin bezogenen politischen Überlegungen und militärischen Planungen der gegen die Verderber Deutschlands verbündeten Mächte. Cornelius Ryan verdient besondere Anerkennung dafür, dass er dem anständigen deutschen Soldaten Gerechtigkeit widerfahren lässt. Und vor allem auch dafür, dass er das tödlich bedrohte Leben von Berlinern so klar und bewegend eingefangen hat.

Dieses Buch behandelt ein dramatisches Kapitel jüngster Vergangenheit. Aber der Gesinnung nach ist es der Zukunft zugewandt. Wer miterlebt und mitempfunden hat, wie die grösste Trümmerwüste in diesem Teil der Welt mit neuem Leben erfüllt wurde, der muss hoffen, dass die Lehren von 1945 – und der Jahre, die dorthin führten – nicht verlorengehen; der ist auch empfänglich für die Frage, ob der eigentliche Sieg nicht noch aussteht.

Ryan weiss nicht nur um die Verbrechen, die bis in den Mai 1945 hineinführten. Er weiss auch um die schrecklich unzulänglichen Antworten, die auf eine grosse Herausforderung gegeben wurden. Mit anderen Worten: Die Mauer muss nicht nur überwunden werden, weil sie für uns Deutsche unerträglich ist. Sie muss auch überwunden werden, weil sie die grossen Anstrengungen einer herausgeforderten



(Willy Brandt)

## *Vorwort* Tag A, Montag, der 16. April 1945

Die Schlacht um Berlin, die letzte Offensive gegen das Dritte Reich, begann am Montag, dem 16. April, Punkt 4 Uhr morgens – am *A-Day*, wie er von den westlichen Alliierten genannt wurde. In diesem Moment flammten etwa sechzig bis siebenzig Kilometer östlich der Hauptstadt am nächtlichen Himmel über der angeschwollenen Oder rote Leuchtkugeln auf. Sie lösten das ohrenbetäubende Artilleriefeuer aus, mit dem der russische Angriff auf Berlin begann.

Ungefähr zur gleichen Zeit wandten sich Teile der 9. US-Armee, die kurz vor Berlin standen, wieder nach Westen und bezogen neue Stellungen an der Elbe zwischen Tangermünde und Magdeburg. Am 14. April, um 15 Uhr, hatte General Eisenhower beschlossen, den Vorstoss der westalliierten Armeen durch Deutschland zu beenden. «Berlin», sagte er, «ist kein militärisches Ziel mehr.» Als die amerikanischen Truppen den Befehl erhielten, waren einige von ihnen nur noch fünfzig bis siebenzig Kilometer von der deutschen Hauptstadt entfernt.

Die Berliner erwarteten den Angriff in den Bombenruinen ihrer Stadt. Verschreckt und benommen klammerten sie sich nur noch an die eine Hoffnung – das Ende dieses Krieges zu überleben. Essen war wichtiger geworden als Lieben, Eingraben ehrenvoller als Kämpfen, Durchhalten militärisch richtiger als Siegen.

Dies ist die Geschichte der letzten Schlacht – des Kampfes um Berlin. Zwar werden in diesem Buch auch die Kampfhandlungen geschildert, doch ist es nicht nur ein Bericht von den militärischen Ereignissen. Es ist die Geschichte jener Menschen – Soldaten und Zivilisten –, die Verzweiflung und Schrecken, Unheil und Grauen der Niederlage und des Sieges erlebten.

## *Erster Teil* **Die Stadt**

In den nördlichen Breiten wird es früh hell. Als um 3 Uhr 45 morgens die Bomber über der Stadt abdrehten, begann es im Osten schon zu dämmern. In der Morgenstille ragten über Pankow, Weissensee und Lichtenberg riesige schwarze Rauchsäulen in den Himmel. Eine niedrige Wolkendecke lag über der Stadt, und das erste sanfte Tageslicht war nur schwer vom Widerschein der Brände zu unterscheiden, die in dem von Bomben zerfetzten Berlin wüteten.

Unter den langsam abziehenden Rauchschwaden erhob sich in makabrer Pracht Deutschlands zertrümmerte Hauptstadt. Ihr Antlitz war von Russ geschwärzt und durch Tausende von Kratern entstellt. Im Zentrum der Hauptstadt waren ganze Wohn- und Geschäftsviertel verschwunden. Wo einst breite Strassen und Alleen gewesen, schlängelten sich jetzt Trampelpfade durch die Trümmerberge und das bizarre Gewirr verborgener Eisenträger. Überall, in kilometerweitem Umkreis, starrten ausgebrannte, fensterlose Häuser in den Himmel.

Nach dem Luftangriff rieselte ein feiner Regen aus Russ und Asche herab und bedeckte die Ruinen. In den grossen Schluchten aus geborstenem Stein und verbogenem Stahl regte sich nichts ausser dem vom Wind aufgewirbelten Staub. Er fegte die breite Allee Unter den Linden hinunter. Die berühmten Bäume waren kahl, die Knospen an den Zweigen verdorrt. Nur wenige der an der Prachtstrasse gelegenen Banken, Bibliotheken und eleganten Geschäfte waren unbeschädigt. Im Westen stand immer noch Berlins berühmtes Wahrzeichen: das Brandenburger Tor mit dem Viergespann der Viktoria über seinen zwölf massiven dorischen Säulen.

In der nahen, von Regierungsgebäuden und Palästen gesäumten Wilhelmstrasse sah es schlimm aus. Die Trümmer waren mit den glitzernden Scherben zersplitterter Fensterscheiben übersät. Das schöne kleine Palais mit der Hausnummer 73, in der Zeit vor dem Dritten Reich Amtssitz der deutschen Reichspräsidenten, war ausgebrannt. Die steinernen Nymphen des Springbrunnens vor dem Gebäude lagen zerbrochen zwischen den Säulen des Eingangs. Die beiden von Bombensplittern zerschlagenen weiblichen Statuen unter dem Dach beugten sich kopfflos über den mit Schutt bedeckten Vorhof.

Das ein Stück weiter gelegene Haus Nr. 77, das alte Reichskanzlerpalais, war schwer beschädigt, ebenso die sich anschliessende Reichskanzlei vom Ende der zwanziger Jahre. Die Fassade mit dem wuchtigen Balkon, von der die Welt so viele wahnwitzige Reden gehört hatte, war voller Löcher und Schrammen. Äusserlich angeschlagen, aber sonst intakt war auch der langgestreckte Prunkbau in der nächsten Querstrasse. Die steinernen Adler über den Eingängen mit den lorbeerumkränzten Hakenkreuzen in den Klauen trugen zwar tiefe Narben, aber Adolf Hitlers Reichskanzlei stand noch.

Am Ende des von Ruinen gesäumten Kurfürstendamms ragte das hässliche Skelett der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche empor. Die Zeiger der rauchgeschwärzten

Uhr standen genau auf 7 Uhr 30. Sie waren an einem Novemberabend im Jahr 1943 stehengeblieben, als Bomben einen grossen Teil der Innenstadt dem Erdboden gleichgemacht hatten.

Nach Norden und Osten blickte die Kirche auf ein einziges Trümmergewirr, den einst weltberühmten Berliner Zoo. Das Aquarium war völlig zerstört, die Häuser mit den Reptilien, Nilpferden, Känguruhs, Tigern und Elefanten hatten schwere Schäden davongetragen. Der den Zoo umgebende Tiergarten, ein grosser Park, war ein Niemandsland mit riesigen Bombentrichtern und Trümmern. Die Gebäude der Botschaften und Gesandtschaften, die hier residiert hatten, waren weitgehend zerstört. Einst war der Park ein fast natürlicher Wald mit herrlichen Bäumen gewesen, von denen jetzt nur noch verkohlte Stümpfe übrig waren.

An der nordöstlichen Ecke des Tiergartens erhob sich Berlins imposanteste Ruine

–

nicht von alliierten Bombern, sondern von deutschen Politikern zerstört. Der Reichstag, Sitz des Parlaments, war 1933 von den Nationalsozialisten in Brand gesteckt worden. Sie hatten die Kommunisten der Brandstiftung beschuldigt und auf diese Weise Hitler wirksame propagandistische Möglichkeiten für die bevorstehenden Reichstagswahlen verschafft. Auf dem zerfallenen Portikus über dem von sechs Säulen getragenen Eingang, über einem Meer von Trümmern, standen russgeschwärzt die in den Stein gemeisselten Worte: «Dem deutschen Volke».

Die Denkmäler vor dem Reichstagsgebäude waren zerstört oder schwer beschädigt. Eines indes, einst das beherrschende Monument des nördlichen Tiergartens, hatte Beschuss und Bombardement überstanden. Hitler hatte es im Jahre 1938 abtragen und etwa in der Mitte der sogenannten Ost-West-Achse, jener elf Kilometer langen Geraden, die sich von der Havel im Westen bis zu den Linden im Zentrum erstreckt, wieder errichten lassen. Als an diesem März morgen die Sonne aufging, fielen ihre Strahlen auf die goldene Figur, die das mehr als sechzig Meter hohe dunkelrote Bauwerk krönt: eine geflügelte Statue mit einem Lorbeerkrantz in der einen Hand und einem mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Feldzeichen in der andern. Unberührt erhob sie sich über Schutt und Trümmer – die Berliner Siegssäule.

Über der verwüsteten Stadt heulten die Sirenen Entwarnung. Der dreihundertvierzehnte alliierte Luftangriff auf Berlin war vorüber. In den ersten Kriegsjahren hatte es nur sporadische Angriffe gegeben, doch jetzt wurde die Stadt fast pausenlos bombardiert – bei Tag von den Amerikanern, bei Nacht von den Engländern. Die Zerstörungen überstiegen jedes Mass. Die Bomben hatten mehr als fünfundzwanzig Quadratkilometer bebauten Gebietes dem Erdboden gleichgemacht – das Zehnfache dessen, was die deutsche Luftwaffe in London zerstört hat. Nahezu einhundert Millionen Kubikmeter Schutt lagen auf den Strassen – eine Menge, für deren Transport man 120'000 Güterzüge benötigen würde. Fast die Hälfte der 1'562'000 Wohnungen in Berlin war beschädigt und jedes dritte Haus völlig zerstört oder unbewohnbar. Über die Zahl der Bombenopfer gibt es keine genauen Angaben – es waren jedoch mindestens 52'000 Tote und doppelt so viel Schwerverletzte. Doch das Schwerste stand Berlin zu jenem Zeitpunkt noch bevor.

Es schien unglaublich, dass in dieser Wüstenei überhaupt noch Menschen lebten. Das Leben ging auf eine gespenstisch anmutende Weise seinen normalen Gang. Zwölftausend Polizisten taten noch immer ihren Dienst. Briefträger stellten die Post zu; die Zeitungen erschienen täglich; der Telefon- und Telegrafverkehr funktionierte; die Mülltonnen wurden geleert. Einige Kinos und Theater und sogar ein Teil des schwer mitgenommenen Zoos hatten geöffnet. Die Berliner Philharmoniker gaben die letzten Konzerte der Saison. Die Kaufhäuser veranstalteten Sonderverkäufe. Die Lebensmittelläden und Bäckereien öffneten jeden Morgen, Wäschereien, Reinigungsanstalten und Kosmetiksalons machten gute Geschäfte. U-Bahn- und S-Bahn waren in Betrieb, die wenigen noch existierenden eleganten Bars und Restaurants waren überfüllt, und auf dem Potsdamer Platz präsentierten die berühmten Berliner Blumenfrauen scheinbar ungerührt ihre Sträuße an.

In etwa zwei Dritteln der grossen Berliner Fabriken wurde gearbeitet. Fast 600'000 Menschen gingen noch ihrem Beruf nach. Allerdings war der Weg zum Arbeitsplatz nicht immer leicht. Oft waren die Berliner stundenlang unterwegs. Es gab Umleitungen und Stauungen, häufig brach der Verkehr völlig zusammen. Wer rechtzeitig zur Arbeit kommen wollte – und das wollten sie alle, denn die Amerikaner erschienen oft schon um neun Uhr morgens über der Stadt –, musste noch früher aufstehen als sonst.

Höhlenbewohnern einer wüsten Vorzeit gleich krochen die Berliner an diesem sonnigen Morgen in den zwanzig weithin gedehnten Stadtbezirken ans Tageslicht. Sie tauchten aus den U-Bahn-Schächten auf, aus den Schutzräumen öffentlicher Gebäude und aus den Kellern ihrer schwerbeschädigten Häuser. So verschieden ihre Hoffnungen und Ängste und politischen Ansichten waren, in einem waren sich alle Berliner einig: Wer wieder eine Nacht überlebt hatte, war entschlossen, auch den darauf folgenden Tag zu überleben.

Das gleiche galt für alle anderen Deutschen. Das Land stand im sechsten Kriegsjahr und kämpfte verzweifelt um seine Existenz. In Hitlers Reich, das tausend Jahre bestehen sollte, war im Westen und Osten der Feind eingedrungen. Die britischen und amerikanischen Streitkräfte hatten den Rhein bereits überschritten und stiessen zügig auf Berlin vor. Die Distanz verringerte sich bedrohlich.

Am meisten aber fürchteten die Deutschen das, was im Osten heraufzog. Jenseits der Oder, keine achtzig Kilometer mehr entfernt, standen die russischen Armeen. Es war Mittwoch, der 21. März 1945 – Frühlingsanfang. In der ganzen Stadt hörten die Berliner an diesem Morgen im Radio den neuesten Schlager: «Das wird ein Frühling ohne Ende ...»

## 2

Auf die drohende Gefahr reagierten die Berliner unterschiedlich. Manche ignorierten hartnäckig die Tatsachen oder hofften auf eine glückliche Wendung der Ereignisse. Manche forderten das Unglück entschlossen heraus. Andere antwor-



teten mit Wut oder Angst auf das Unvermeidliche, und viele erkannten, dass ihnen nichts anderes übrigblieb, als dem Kommenden mutig die Stirn zu bieten.

Im südwestlichen Verwaltungsbezirk Zehlendorf wohnte der Milchmann Richard Poganowska. Wie immer war er schon im Morgengrauen auf den Beinen. In den vergangenen Jahren hatte er seine Tätigkeit oft als eintönig empfunden. Jetzt war er froh darüber. Er war bei der dreihundert Jahre alten Domäne Dahlem in dem gleichnamigen eleganten, nur wenige Kilometer von der Stadtmitte entfernten Teil des Bezirks Zehlendorf beschäftigt. In jeder anderen Stadt hätte man die Lage des Milchhofs als merkwürdig betrachtet, doch nicht in Berlin: Ein Fünftel des Stadtgebiets besteht aus Parks und Wäldern; Seen, Kanäle und Flüsse lockern die bebaute Fläche auf. Trotzdem war es Poganowska und den anderen Angestellten der Domäne lieber gewesen, wenn der Hof woanders gelegen hätte – weit draussen vor der Stadt, wo nicht ständig Bombenangriffe drohten.

Poganowska hatte mit seiner Frau Lisbeth und den drei Kindern die Nacht wieder einmal im Keller des Hauptgebäudes an der Königin-Luise-Strasse verbracht. An Schlaf war bei dem Bellen der Flakgeschütze und den Detonationen der Bomben nicht zu denken gewesen. Wie alle anderen Menschen im Berlin jener Tage litt der hochgewachsene, neununddreissig Jahre alte Milchmann unter ständiger Müdigkeit.

Er hatte keine Ahnung, wo in dieser Nacht die Bomben gefallen waren, nur dass es nicht in der Nähe der grossen Kuhställe der Domäne gewesen war, wusste er. Den zweihundert wertvollen Milchkühen war nichts geschehen. Die Tiere schienen nichts aus der Ruhe zu bringen. Inmitten des martialischen Lärms standen sie stumpf und gelassen da, kauten ihr Futter und gaben Milch. Poganowska schüttelte immer wieder staunend den Kopf.

Schläfrig belud er den alten braunen Milchwagen, schirrte Lise und Hans an, seine beiden Braunen, und liess sich neben seinem grauen Spitz Poldi nieder, der bereits auf den Bock gesprungen war. Dann machte er sich auf den Weg. Er rumpelte über den kopfsteingepflasterten Hof, bog nach rechts in die Pacelliallee ein und fuhr nach Norden in Richtung Schmargendorf. Es war sechs Uhr morgens. Vor neun Uhr abends pflegte er nicht nach Hause zu kommen.

Trotz seiner Müdigkeit hatte Poganowska sich seinen mürrischen Humor bewahrt, mit dem er den zwölfhundert Kunden, die er zu betreuen hatte, täglich neuen Mut zusprach. Seine Route berührte drei grosse Bezirke: Zehlendorf, Schöneberg und Wilmersdorf. Alle drei waren stark bombardiert worden. Schöneberg und Wilmersdorf, die der Stadtmitte am nächsten lagen, waren fast völlig zerstört. Allein in Wilmersdorf hatten die Bomben mehr als 36'000 Wohnungen vernichtet. Beinahe die Hälfte der 340'000 Einwohner der beiden Bezirke war obdachlos. Unter diesen Umständen war ein fröhliches Gesicht ein seltener und willkommener Anblick. Trotz der frühen Stunde warteten an fast jeder Kreuzung die Kunden auf Poganowska. Überall sah man in jenen Tagen Schlangen – vor allem vor den Fleischerläden und Bäckereien. Sogar um Wasser standen die Leute an, wenn die Hauptleitungen getroffen worden waren. Obwohl seine Kunden jedesmal schon in Scharen auf ihn warteten, schwang Poganowska eine grosse Kuhglocke und

meldete so seine Ankunft. Er tat dies seit Anfang des Jahres, seit es ihm wegen der immer häufigeren Tagesangriffe nicht mehr möglich war, die Milch ins Haus zu liefern. Für seine Kunden war die Glocke, genau wie Poganowska selbst, zu einer Art Symbol geworden.

Auch an diesem Morgen war es nicht anders. Poganowska wünschte seinen Kunden einen guten Tag und verkaufte ihnen ihre Milch-, Käse- und Butterrationen. Einige von diesen Leuten kannte er schon jahrelang, und sie wussten, dass sie hin und wieder mit einer kleinen Zugabe rechnen konnten. Gewisse Tricks bei der Abrechnung der Lebensmittelkarten ermöglichten es Poganowska, zu besonderen Gelegenheiten wie Taufe oder Hochzeit ein wenig mehr Milch oder Sahne abzugeben. Das war natürlich gesetzwidrig und deshalb riskant – doch damals mussten alle Berliner solche Risiken auf sich nehmen.

Poganowskas Kunden wirkten von Tag zu Tag müder, gespannter und nachdenklicher. Nur noch wenige Leute sprachen über den Krieg. Kein Mensch wusste, wie die Lage wirklich war. Vielleicht wollten sie es auch nicht wissen, denn es hätte ja ohnedies niemand etwas ändern können. Poganowska vermied es, das Gespräch darauf zu bringen. Er flüchtete sich täglich fünfzehn Stunden lang in seine Arbeit und verdrängte, wie Tausende anderer Berliner, jeden Gedanken an den Krieg.

Seit neuestem achtete er jeden Tag auf gewisse Dinge, die ihm halfen, seine Zuversicht zu bewahren. Vor allem waren die Strassen immer noch frei. Es gab auf den Hauptstrassen keine Sperrungen oder Panzerfallen; man sah keine Geschütze oder getarnten Panzer, keine Soldaten, die Schlüsselstellungen besetzten. Nichts deutete darauf hin, dass die Behörden oder militärischen Stellen mit einem russischen Angriff rechneten oder dass der Stadt eine Belagerung drohte.

Es gab noch einen anderen kleinen, aber wichtigen Anhaltspunkt. Poganowska warf jeden Morgen, wenn er durch Friedenau fuhr, einen Blick auf das Haus eines bekannten Nazi, der ein hoher Beamter bei der Berliner Post war. Durch das offene Wohnzimmerfenster sah er das grosse Porträt in dem wuchtigen Rahmen. Das protzige Bild mit dem herrischen Gesicht Adolf Hitlers hing noch an der Wand. Poganowska kannte die Bürokraten des Dritten Reichs. Wäre die Lage wirklich kritisch gewesen, so hätte man diesen dem «Führer» geweihten Altar bestimmt schon entfernt.

Er beugte sich zu den Pferden vor, schnalzte leise mit der Zunge und fuhr weiter. Er sah trotz allem keinen besonderen Grund, sich übermässig Sorgen zu machen.

Es gab keinen Stadtteil, dem Luftangriffe völlig erspart geblieben waren, doch Spandau, Berlins zweitgrösster, am weitesten westlich gelegener Bezirk, war der am meisten gefürchteten Angriffsart, dem Flächenbombardement, bis jetzt entgangen. Nacht für Nacht rechneten die Spandauer mit den Bombenteppichen. Sie wunderten sich, dass es bisher nicht dazu gekommen war, denn in Spandau war Berlins riesige Rüstungsindustrie konzentriert.

Im Gegensatz zu den in der Stadtmitte gelegenen Bezirken, die zu fünfzig bis fünfundsiebzig Prozent zerbombt waren, hatte Spandau nur zehn Prozent seiner Gebäude verloren. Dies bedeutete immerhin, dass mehr als tausend Häuser völlig

zerstört oder unbewohnbar waren, doch die abgebrühten Berliner konnte das nicht beeindruckt. In den schwer mitgenommenen mittleren Bezirken ging das Wort um: «Die Spandauer Zwerge kommen zuletzt in die Särge.»

Am westlichen Rand Spandaus, in dem ruhigen, ländlichen Staaken, wohnte der Druckereidirektor Robert Kolb mit seiner Frau Ingeborg. Beide waren froh, dass sie bis jetzt von grösseren Angriffen verschont geblieben waren. Die einzigen Bomben, die in dieser Gegend gefallen waren, hatten dem in der Nähe gelegenen Flugplatz gegolten. Sie hatten ihr Ziel jedoch verfehlt und nur geringen Schaden angerichtet. Das einstöckige gelb und braun verputzte Haus mit der verglasten Veranda und dem grossen Garten war bisher unbeschädigt geblieben. Das Leben verlief so gut wie normal – nur dass der vierundfünfzig Jahre alte Robert Kolb die Fahrt zu seinem Arbeitsplatz im Stadtzentrum täglich als grössere Belastung empfand. Seine Frau war wegen der zunehmenden Tagesangriffe in ständiger Sorge.

An diesem Abend wollten sich die Kolbs wie immer die deutschsprachigen Nachrichten der BBC anhören, obwohl dies streng verboten war. Sie hatten den Vormarsch der Alliierten im Osten und Westen Schritt für Schritt verfolgt. Jetzt standen die Russen nicht mehr weit vom östlichen Stadtrand. Die ländliche Umgebung ihres Hauses machte es den Kolbs schwer zu glauben, die Stadt sei bereits unmittelbar bedroht. Der Krieg war für sie etwas Fernes, Unwirkliches. Robert Kolb glaubte sich und seine Frau in völliger Sicherheit, und Ingeborg Kolb war überzeugt, dass ihr Mann stets recht hatte – schliesslich hatte er den Ersten Weltkrieg mitgemacht. «Wir werden vom Krieg verschont bleiben», hatte er immer wieder gesagt.

Der Frühling stand vor der Tür, und Kolb machte sich Gedanken, wo er im Garten die Hängematten anbringen sollte. Ingeborg wollte Spinat, Petersilie, Salat und Kartoffeln anpflanzen. Im Moment beschäftigte sie nur eins – ob sie die Kartoffeln schon Anfang April setzen oder damit bis Mai warten sollte, wenn mit beständigerem Wetter zu rechnen war.

In seinem Gefechtsstand, einem grauen zweistöckigen Haus am Rand von Landsberg, etwa vierzig Kilometer östlich der Oder, sass der sowjetische Marschall Georgij K. Schukow grübelnd an seinem Schreibtisch. An der Wand hing eine grosse Karte von Berlin. Der Plan zeigte bis ins Detail die von Schukow geplanten Offensivstösse zur Eroberung der Stadt. Auf seinem Schreibtisch standen drei Feldtelefone. Eins diente dem allgemeinen Gebrauch, ein zweites verband ihn mit seinen Kollegen, den Marschällen Konstantin Rokossowskij und Iwan Stepanowitsch Konjew, welche die riesigen Armeegruppen an seiner nördlichen beziehungsweise südlichen Flanke befehligten. Über das dritte konnte er direkt mit Moskau und dem Oberbefehlshaber, Josef Stalin, sprechen. Schukow, der neunundvierzig Jahre alte Kommandeur der 1. Weissrussischen Front, telefonierte jeden Abend um elf Uhr mit Stalin und berichtete ihm über den täglichen Vormarsch. Er fragte sich, wann Stalin wohl den Befehl zur Einnahme Berlins geben werde, und hoffte, dass ihm noch ein wenig Zeit blieb. Wenn es sein musste – von war er überzeugt –, konnte er die Stadt auch sofort erobern. Doch er wollte

sich richtig darauf vorbereiten und hatte deshalb den Angriff für Ende April vorgesehen. Mit einigem Glück war der Widerstand wohl innerhalb von zehn oder zwölf Tagen zu brechen. Er bezweifelte nicht, dass die Deutschen entschlossen waren, um jede Handbreit Boden zu kämpfen. Der verbissenste Widerstand war vermutlich am westlichen Stadtrand zu erwarten. Dort bestand, soviel er sehen konnte, für die deutschen Verteidiger die einzige Möglichkeit zum Rückzug. Schukow beabsichtigte, sie durch einen Zangenangriff daran zu hindern. Er ahnte, dass es in der ersten Maiwoche in Spandau zu einem schrecklichen Gemetzel kommen würde.

In seiner Wohnung im zweiten Stock eines Hauses in Wilmersdorf stieß Carl Johann Wiberg die Balkontür auf und trat auf den kleinen Balkon hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. Seine beiden treuen Begleiter, Onkel Otto und Tante Effi, zwei dunkelbraune Dackel, kamen hinter ihm hergewackelt. Sie blickten erwartungsvoll zu ihm auf, als wollten sie ihn an ihren Morgenspaziergang erinnern. Spaziergehen war für Wiberg in diesen Tagen der einzige Zeitvertreib. Die Leute in der Nachbarschaft mochten den schwedischen Geschäftsmann. In erster Linie war er für sie ein «guter Berliner» und erst dann Schwede: Er hatte, als die Luftangriffe begannen, die Stadt nicht wie so viele Ausländer verlassen. Und nicht nur das – obwohl er nie von seinen Sorgen sprach, wussten seine Nachbarn, dass er fast alles verloren hatte. Seine Frau war 1939 gestorben. Seine Klebstofffabrik war von Bomben zerstört worden. Nach dreissigjähriger Tätigkeit als kleiner Geschäftsmann in Berlin war ihm nicht viel mehr geblieben als seine Hunde und die Wohnung.

Wiberg blickte zu Onkel Otto und Tante Effi nieder. «Na schön, gehen wir», sagte er, schloss die Balkontür und schritt durchs Wohnzimmer in den kleinen Korridor. Er zog seinen gutgeschnittenen Mantel an und setzte seinen sorgfältig abgebürsteten Homburg auf. Dann öffnete er die Schublade einer Mahagonikommode, nahm ein Paar Wildlederhandschuhe heraus, blieb einen Moment stehen und betrachtete amüsiert eine gerahmte Lithographie, die in der Lade lag.

Der grellbunte Druck stellte einen Ritter in voller Rüstung dar, der auf einem sich aufbäumenden weissen Hengst sass. An der Lanze des Ritters flatterte ein Banner. Das Gesicht des Ritters blickte grimmig. Eine Locke fiel ihm in die Stirn; er hatte stechende Augen und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Titel des Bildes: «Der Bannerträger».

Wiberg steckte das Bild wieder in die Lade. Das Werk, eine missglückte Huldigung des Führers durch den Maler Hubert Lanzinger, war 1937 auf der ersten Grossen Deutschen Kunstausstellung gezeigt worden, wurde später aber zurückgezogen.

Er nahm die Hunde an die Leine, versperrte die Wohnungstür, ging die zwei Treppen hinunter und trat auf die Strasse. Der Schutt war nur notdürftig auf die Seite geräumt. Wiberg lüftete den Hut vor einigen Nachbarn und ging, sorgsam den Schlaglöchern ausweichend, die Strasse hinunter. Er fragte sich, wo der «Bannerträger» jetzt wohl war, da das Ende nahe schien. In München? Oder in seinem «Adlerhorst» in den Bergen bei Berchtesgaden? Oder hier in Berlin? Kein Mensch

schien es zu wissen, doch das war nicht weiter erstaunlich. Wo Hitler sich aufhielt, wurde immer streng geheimgehalten.

Wiberg beschloss, einen Blick in sein Stammlokal zu werfen – Harry Rosses Kneipe, Nestorstrasse 7, eines der wenigen Lokale des Bezirks, die noch in Betrieb waren. Ein recht gemischtes Publikum verkehrte dort: Nazibonzen, Offiziere und Geschäftsleute. Man fand da immer jemanden, mit dem man reden konnte. Vor allem erfuhr man stets die letzten Neuigkeiten – wo in der letzten Nacht Bomben gefallen waren, welche Fabriken es erwischt hatte und wie die allgemeine Stimmung in Berlin war. Wiberg interessierte sich für alles, was an der Front und im Land vorging, vor allem für die Auswirkungen der Luftangriffe und die Moral der deutschen Bevölkerung. Am meisten aber lag ihm daran zu erfahren, wo Hitler war. Als er die Strasse überquerte, tippte er wieder an den Hut und grüßte einen alten Bekannten. Abgesehen von den Dingen, die ihm im Moment durch den Kopf gingen, wusste Wiberg verschiedenes, das seine Nachbarn zutiefst erstaunt hätte. Denn dieser Schwede, der so durch und durch deutsch erschien, gehörte Amerikas höchst geheimem Office of Strategie Services an. Er war ein Spion der Alliierten.

In seiner Parterrewohnung in Kreuzberg sass Dr. Arthur Leckscheidt, Pfarrer an der evangelischen Melancthonkirche, vor seinem Scheibttisch. Kummer und Verzweiflung erfüllten sein Herz. Seine Kirche war zerstört, seine Gemeinde in alle Winde zerstreut. Durch die Fenster sah er die Überreste der zweitürmigen neugotischen Kirche. Sie hatte einen Volltreffer bekommen und war wenige Minuten später, von Brandbomben getroffen, in Flammen aufgegangen. Der Schmerz, den er jedesmal verspürte, wenn er zu der traurigen Ruine hinüberblickte, hatte noch nicht nachgelassen. Noch während des Angriffs war Pfarrer Leckscheidt, ohne an die Gefahr zu denken, in die brennende Kirche geeilt. Der hintere Teil des Gebäudes und die herrliche Orgel waren noch unversehrt. Er stürzte die schmale Treppe hinauf, nur von einem Gedanken beherrscht: von seiner geliebten Orgel und seiner Kirche Abschied zu nehmen. Leise vor sich hinsingend, die Augen voller Tränen, spielte er noch einmal auf der Orgel. Mitten durch den Lärm der auf Kreuzberg niederprasselnden Bomben vernahmen die Patienten des nahe gelegenen Urbankrankenhauses plötzlich das alte Lied: «Aus tiefer Not schrei ich zu dir.»

Jetzt, wenige Wochen später, nahm der Pfarrer noch einmal Abschied. Auf seinem Schreibtisch lag der Entwurf eines Rundschreibens, das er an seine Freunde und Bekannten, an all die vielen Mitglieder seiner Gemeinde schicken wollte, die die Stadt verlassen hatten oder bei der Wehrmacht waren. «Während die Kämpfe im Osten und Westen uns in Spannung halten», schrieb er, «ist die deutsche Hauptstadt auch noch das Ziel ständiger Luftangriffe... Ihr könnt Euch denken, liebe Freunde, dass der Tod reiche Ernte hält. Särge sind zu einer Mangelware geworden. Eine Frau hat zwanzig Pfund Honig geboten, um einen Sarg für ihren verstorbenen Mann zu bekommen.»

20 Dr. Leckscheidt gab auch seiner Empörung Ausdruck: «Wir Geistlichen werden nicht immer zu den Beerdigungen der Bombenopfer geholt», schrieb er. «Oft führt

die Partei die Beerdigungen ohne Geistlichen durch, ohne Gottes Wort.» Und immer wieder kam er in seinem Brief auf die Verwüstungen zu sprechen. «Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie Berlin heute aussieht. Die schönsten Bauten sind in Trümmer gesunken ... Oft haben wir kein Gas, kein Licht, kein Wasser. Gott bewahre uns vor einer Hungersnot! Auf dem schwarzen Markt werden schreckliche Preise verlangt.» Und er schloss mit bitterem Pessimismus: «Dies ist wahrscheinlich für lange Zeit der letzte Brief. Vielleicht werden wir bald ganz von der Aussenwelt abgeschnitten sein: Ob wir uns je wiedersehen werden? Es liegt alles in Gottes Hand.»

Ein anderer Geistlicher, der Jesuitenpater Bernhard Hapig, radelte eilig durch die Strassen von Dahlem. Seit Wochen schon rang er mit einem heiklen Problem. Nacht für Nacht hatte er gebetet und gegrübelt, welchen Weg er einschlagen sollte. Jetzt war er zu einer Entscheidung gekommen.

Alle Geistlichen waren damals mit Arbeit überhäuft, Pater Hapig aber in ganz besonderem Masse. Der fünfundfünfzigjährige Priester, dessen Wehrpass – die Jesuiten galten als «wehrunwürdig» – den Stempelvermerk «N.Z.V.» (Nicht zu verwenden) trug, war nicht nur Seelsorger und Arzt, sondern als Pater-Provinzial auch Leiter der Ostdeutschen Ordensprovinz. Seine besondere Fürsorge galt darüber hinaus dem von den Missionsschwestern vom Heiligen Herzen Jesu geleiteten Säuglings- und Entbindungsheim «Haus Dahlem». Schwester Oberin Kuni-gunde und ihre unermüdliche Schar bereiteten ihm grosse Sorgen.

Pater Hapig machte sich hinsichtlich der Nazis keinerlei Illusionen. Ihm war klar, wie dieser Krieg enden musste. Er war schon seit Langem überzeugt, dass Hitler und seine brutale Neuordnung zum Untergang verurteilt waren. Jetzt rückte die Katastrophe immer näher. Was würde mit «Haus Dahlem» und seinen guten, aber recht weltfremden Schwestern geschehen?

Mit ernstem Gesicht stieg Pater Hapig vor dem Heim ab. Das Gebäude hatte nur oberflächliche Schäden davongetragen – ein Zeichen für die Schwestern, dass ihre Gebete erhört wurden. Pater Hapig widersprach ihnen nicht, vermutete jedoch, dass auch ein wenig Glück dabei im Spiel war.

In der Eingangshalle fiel sein Blick auf die grosse, in Blau und Gold gewandete Statue des heiligen Michael mit dem erhobenen Schwert – «Gottes tapferer Ritter». Das Vertrauen der Schwestern in den Heiligen war unerschütterlich, doch das vermochte nichts an dem Entschluss zu ändern, den der Pater gefasst hatte. Wie alle andern hatte er durch Flüchtlinge, die den vorrückenden Russen entkommen waren, von den Greueln gehört, die sich im Osten Deutschlands ereignet hatten. Vieles war gewiss übertrieben, aber einiges, so nahm er an, stimmte sicher. Pater Hapig hatte beschlossen, die Schwestern zu warnen. Er musste nur den richtigen Augenblick wählen, es ihnen zu sagen, und vor allem die richtigen Worte. Das war Pater Hapigs grösste Sorge. Wie sollte er sechzig Nonnen und Laienschwestern klarmachen, dass sie in Gefahr waren, vergewaltigt zu werden?

### 3

Die Angst vor Vergewaltigungen lag wie eine düstere Wolke über Berlin, einer Stadt, in der nach fast sechs Jahren Krieg die Frauen bei weitem überwogen.

Im Jahr 1939, bei Kriegsbeginn, hatte Berlin 4'321'000 Einwohner gehabt. Doch die riesigen Kriegsverluste, die Einberufung von Männern und Frauen und die Evakuierung einer Million Berliner auf das nicht so stark von Bombenangriffen bedrohte Land in den Jahren 1943/44 hatten die Einwohnerzahl um mehr als ein Drittel verringert. Die Männer in der Stadt waren in der Mehrzahl unter achtzehn oder über sechzig Jahre alt, die Zahl der Dreissigjährigen betrug damals in Berlin nur rund 100'000; es waren zum grössten Teil Kriegsversehrte oder Leute, die aus irgendwelchen Gründen vom Wehrdienst freigestellt waren. Im Januar 1945 hatte man die Bevölkerung der Stadt noch auf 2'900'000 geschätzt, doch jetzt, Mitte März, war diese Zahl zweifellos zu hoch. Fünfundachtzig Luftangriffe in weniger als elf Wochen und die drohende Belagerung hatten Tausende veranlasst, Berlin zu verlassen. Die Militärbehörden schätzten, dass die Zivilbevölkerung jetzt etwa 2'700'000 Personen umfasste, davon mehr als zwei Millionen Frauen.

Der Versuch, die wahre Bevölkerungszahl festzustellen, musste schon in Anbetracht des riesigen Flüchtlingsstroms aus den von den sowjetischen Truppen eroberten Ostgebieten scheitern. Man veranschlagte die Zahl der Flüchtlinge auf etwa 500'000. Flüchtende Zivilisten, die ihre Habe auf dem Rücken trugen oder auf Pferdefuhrwerken und Schubkarren transportierten und oft ihr Vieh vor sich hertrieben, verstopften seit Monaten die nach Berlin führenden Strassen. Die meisten blieben nicht in der Hauptstadt, sondern zogen nach Westen weiter, nicht ohne eine Fülle grauenhafter Geschichten zu hinterlassen. Ihre Berichte verbreiteten sich in Berlin wie eine Epidemie und erfüllten die Einwohner mit Angst und Schrecken.

Die Flüchtlinge berichteten von einem rachsüchtigen, brutalen, raubgierigen Eroberer. Leute, die mit Trecks aus Polen oder aus den von den Russen besetzten Teilen Ostpreussens, Pommerns und Schlesiens gekommen waren, erzählten von einem Feind, der keinen Pardon kannte. Die sowjetische Propaganda, so hiess es, fordere die Soldaten der Roten Armee auf, niemanden zu schonen. Man sprach von einem Aufruf, der von Ilja Ehrenburg, dem obersten Propagandisten der Sowjetunion, verfasst worden sei und den man durch den Rundfunk und in Form von Flugblättern den russischen Soldaten zur Kenntnis gebracht hatte. «Tötet! Tötet!» hiess es da. «Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist. An den Lebenden nicht und nicht an den Ungeborenen. Folgt der Weisung des Genossen Stalin und zerstampft für immer das Faschistische Tier in seiner Höhle! Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen. Nehmt sie als rechtmässige Beute. Tötet, ihr tapferen, vorwärts stürmenden Rotarmisten\*!»

\* Ich selbst habe das Ehrenburg-Flugblatt, im Gegensatz zu zahlreichen Gewährsleuten, die ich darüber befragen konnte, nicht gesehen. Doch wird es immer wieder in amtlichen deutschen Dokumenten, Kriegstagebüchern sowie in zahlreichen historischen Darstellungen erwähnt. Am ausführlichsten wird es in den Memoiren des Grossadmirals Dönitz zitiert (Karl Dönitz, *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, Bonn 1958, S. 431). Dass das Flug-



Den Berichten der Flüchtlinge zufolge verhielten sich die in vorderster Front kämpfenden russischen Truppen diszipliniert und einwandfrei; die nachfolgenden Einheiten jedoch seien völlig unorganisierte Horden, die in wilden, trunkenen Orgien mordeten, plünderten und vergewaltigten. Nach den Darstellungen der Flüchtlinge schienen viele russische Offiziere die Ausschreitungen ihrer Leute zu dulden oder zumindest nichts dagegen zu unternehmen. All diese Berichte – ob von Kleinbauern oder Grossgrundbesitzern – lauteten gleich. Immer war von Fäulen die Rede, in denen Frauen auf entsetzliche Weise und oft mehrfach vergewaltigt worden waren.

Was war daran Phantasie, was Wahrheit? Die Berliner waren sich nicht sicher. Jene, die von den Greueln und Massenmorden wussten, welche die SS in Russland begangen hatte – und es wussten Tausende davon –, befürchteten, dass die Berichte stimmten. Und auch jene, die Kenntnis davon hatten, was mit den Juden in den Konzentrationslagern geschehen war – eines der grossen Verbrechen des Nationalsozialismus, das die Welt in seinem wahren Ausmass damals noch gar nicht ahnte –, glaubten den Flüchtlingen. Sie konnten sich sehr gut vorstellen, dass die Unterdrücker zu Unterdrückten geworden waren, dass das Pendel des Bösen zurückgeschlagen hatte. Viele, die von den Verbrechen wussten, welche die Nazis begangen hatten, entzogen sich der Gefahr. Hohe Staatsbeamte und Parteileute hatten bereits unauffällig ihre Familien aus Berlin fortgebracht.

Die Fanatiker blieben jedoch, und mit ihnen die «kleinen Leute», die über keine Informationsquellen verfügten und von der wirklichen Lage nichts wussten. Sie konnten oder wollten nicht Weggehen. «O Deutschland, Deutschland, mein Vaterland», schrieb die fünfundsechzig jährige Hausfrau Erna Saenger, Mutter von sechs Kindern, in ihr Tagebuch, «Vertrauen bringt Enttäuschung. Getreulich zu glauben bedeutet dumm und blind zu sein ... aber ... wir werden in Berlin bleiben. Wenn alle fortgingen wie unsere Nachbarn, hätte ja der Feind, was er will. Nein – auf diese Weise wollen wir uns nicht ergeben.»

blatt existiert hat, bezweifle ich nicht, doch bin ich nicht von der Richtigkeit der obigen Version überzeugt, denn die deutschen Übersetzungen aus dem Russischen waren notorisch ungenau. Ehrenburg verfasste indes noch andere, nicht weniger radikale Aufrufe, wie man in seinen Schriften nachlesen kann, besonders in jenen, die von den Russen selbst während des Krieges in englischer Sprache veröffentlicht wurden (*Soviet War News*, 1941–1945, Bde. 1–8). Seinen Aufruf «Tötet die Deutschen!» wiederholte er mehrfach – offenbar mit voller Zustimmung Stalins. Am 14. April 1945 erschien dann in der sowjetischen Militärzeitschrift *Roter Stern* jener aufsehenerregende Leitartikel, in dem Ehrenburg vom Chefideologen des Zentralkomitees, G. F. Alexandrow, offiziell gerügt wurde. Alexandrow schrieb: «Genosse Ehrenburg übertreibt... Wir kämpfen nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen die Hitler dieser Welt.» Dieser Verweis hätte für jeden anderen sowjetischen Schriftsteller katastrophale Folgen gehabt, doch nicht für Ehrenburg. Er setzte seine Hasspropaganda fort, als sei nichts geschehen – und Stalin liess ihn gewähren. Wie das fünfte Buch seiner Memoiren *Menschen, Jahre, Leben* (München 1965) zeigt, scheint Ehrenburg heute vergessen zu haben, was er während des Krieges schrieb. Auf Seite 126 heisst es: «In Dutzenden von Artikeln wiederholte ich immer wieder, wir hätten nicht das Recht und auch gar nicht die Fähigkeit zur Rache, da wir ja Sowjetmenschen und keine Faschisten seien.» Doch das eine muss gesagt werden: Was Ehrenburg auch schrieb, es war nicht schlimmer als das, was Goebbels von sich gab – eine Tatsache, die ihrerseits viele Deutsche offensichtlich vergessen haben.

Nur wenige Berliner konnten behaupten, von der Gefahr nichts zu wissen. Fast alle hatten die Berichte gehört. In Kreuzberg lebte das Ehepaar Hugo und Edith Neumann. Die beiden waren telefonisch gewarnt worden. Verwandte, die in dem von den Russen eroberten Gebiet wohnten, hatten ihr Leben aufs Spiel gesetzt und den Neumanns, kurz bevor alle Nachrichtenverbindungen abbrachen, mitgeteilt, dass die Eroberer hemmungslos vergewaltigten, mordeten und plünderten. Doch die Neumanns, Besitzer eines Elektroladens, blieben. Das Geschäft hatte zwar schwere Bombenschäden erlitten, doch den Laden aufzugeben, kam für sie nicht in Frage. Andere nahmen die Schreckensnachrichten nicht ernst. Sie hielten sie für reine Propaganda, und der Propaganda glaubten sie nicht mehr. Aber diese Leute waren in der Minderzahl. Seit dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion im Jahr 1941 waren die Deutschen unablässigen Hasstiraden ausgesetzt. Die Russen wurden als kulturlose Untermenschen hingestellt. Als das Blatt sich wendete und die deutschen Truppen in Russland an allen Fronten zurückgehen mussten, hatte Josef Goebbels, der klumpfüßige Reichspropagandaminister, seine Aktivität noch verstärkt – besonders in Berlin.

Hier war – privaten Äusserungen des Staatssekretärs im Reichspropagandaministerium Werner Naumann zufolge – die antisowjetische Greuelpropaganda so erfolgreich, dass man die Berliner in einen Zustand nackten Entsetzens versetzt hatte. Doch Ende 1944 musste Naumann feststellen: «Wir haben unsere Propaganda übertrieben – sie richtet sich nun gegen uns.»

Der Ton der Propaganda änderte sich jetzt. Goebbels schaltete von Panikmache auf beruhigende Versicherungen um. Während Hitlers Reich Stück um Stück zer schlagen und Berlin Haus um Haus zerstört wurde, suchte man dem Volk einzureden, der Sieg stehe nahe bevor. Die Berliner reagierten darauf mit makabrem Humor. Schlagfertig verwandelten sie Goebbels Motto «Führer befiehl, wir folgen!» in «Führer befiehl, wir tragen die Folgen!» Und auf das Versprechen, der Endsieg sei nicht mehr fern, konterten sie trocken: «Geniesst den Krieg, der Frieden wird fürchterlich!»

Was die Flüchtlinge erzählten, schuf ein Klima panischer Furcht, in dem die wildesten Gerüchte prächtig gediehen. Grausige Geschichten gingen um. Die Russen wurden als schlitzäugige Menschen geschildert, die Frauen und Kinder hemmungslos abschlachteten. Angeblich hatten sie Geistliche mit Flammenwerfern umgebracht, Nonnen vergewaltigt und anschliessend nackt durch die Strassen getrieben, Frauen verschleppt und die Männer zur Zwangsarbeit nach Sibirien deportiert. Der Rundfunk hatte gemeldet, die Russen hätten Gefangene mit den Zungen an Tische genagelt. Die weniger Leichtgläubigen fanden diese Geschichten gar zu phantastisch.

Davon, dass Schreckliches bevorstand, waren die meisten überzeugt, Anne-Marie Durand-Wever, damals eine der berühmtesten Gynäkologinnen Europas, kannte die Wahrheit. Die fünfundvierzigjährige Ärztin, Absolventin der Universität Chicago, war für ihre nazifeindliche Einstellung bekannt; ihre Bücher, in denen sie für die Gleichberechtigung der Frau und für eine Geburtenkontrolle eintrat, waren in Deutschland verboten. Sie hatte in den letzten Wochen mit zahlreichen Flüchtlingsfrauen gesprochen und war zu dem Schluss gekommen, dass die Berichte über

die Vergewaltigungen eher noch untertrieben waren. Den Patientinnen ihrer Schöneberger Privatklinik riet sie, Berlin zu verlassen. Sie selbst hatte die Absicht zu bleiben, doch trug sie jetzt stets eine Kapsel mit Zyankali bei sich. Zwar war sie sich nicht sicher, ob sie zum Selbstmord fähig sein würde, trotzdem hatte sie die Kapsel stets in ihrer Tasche. Jede Frau zwischen acht und achtzig – daran bestand für sie kein Zweifel – musste damit rechnen, von den Russen vergewaltigt zu werden.

Auch Margot Sauerbruch, die Frau des berühmten Chirurgen Ferdinand Sauerbruch, war auf das Schlimmste gefasst. Zusammen mit ihrem Mann arbeitete sie in der Charité, Berlins ältestem und grösstem Krankenhaus. Hierher schaffte man die schwersten Fälle unter den Flüchtlingen. Frau Dr. Sauerbruch hatte mit vielen von ihnen gesprochen und gab sich, was die Grausamkeit der Rotarmisten betraf, keinen Illusionen hin. Sie war erschüttert von der Zahl der Flüchtlinge, die Selbstmordversuche unternommen hatten – darunter auch Frauen, denen gar nichts geschehen war. Allein das, was sie gesehen oder gehört hatten, war für viele Grund genug, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Manche hatten sogar versucht, ihre Kinder umzubringen. Wie vielen es wirklich gelungen war, ihrem Leben ein Ende zu bereiten, wusste niemand – Margot Sauerbruch bekam nur jene zu sehen, denen es nicht gelungen war –, doch in einem Punkt gab es für sie keinen Zweifel: Wenn die Russen Berlin eroberten, war mit einer Selbstmordwelle zu rechnen. Offenbar waren auch die meisten anderen Ärzte dieser Ansicht. Der Chirurg Günther Lamprecht vermerkte in seinem Tagebuch: «Das Hauptthema – auch unter Ärzten – ist die Technik des Selbstmords. Dieses Gerede wird allmählich unerträglich.»

Es war jedoch nicht nur blosses Gerede. In ganz Berlin wurden die Ärzte von ihren Patienten und Freunden um Giftrezepte gebeten oder danach gefragt, wie man sich möglichst schnell und schmerzlos umbringen könne. Wenn die Ärzte ihre Unterstützung verweigerten, wandten sich die Leute an die Apotheker. Eine Woge von Angst packte die Berliner. Tausende waren entschlossen, lieber zu sterben, als den Soldaten der Roten Armee in die Hände zu fallen.

«Sobald ich das erste Paar russischer Stiefel sehe, bringe ich mich um», vertraute die zwanzigjährige Christa Meunier ihrer Freundin Juliane Bochnik an. Christa hatte sich bereits Gift beschafft, ebenso Julianes Freundin Rosi Hoffmann und deren Eltern. Die Hoffmanns waren verzweifelt und erwarteten keine Gnade von den Russen. Juliane hatte damals keine Ahnung, dass ihre Freunde mit Heinrich Himmler, dem Reichsführer SS und Chef der Gestapo, verwandt waren, dem Mann, der für den millionenfachen Mord in den Konzentrationslagern verantwortlich war.

Das bevorzugte Mittel zum Selbstmord war Gift, vor allem Zyankali. Besonders auf eine bestimmte Kapsel, die sogenannte «Pille», war man aus. Dieses konzentrierte Kalizyanidgemisch war so stark, dass der Tod augenblicklich eintrat – allein die Dämpfe wirkten tödlich. Mit deutscher Umsicht hatte eine Regierungsstelle riesige Mengen dieses Präparats in Berlin gelagert.

Parteifunktionäre, höhere sowie mittlere Offiziere und Beamte konnten ohne

grosse Schwierigkeiten Gift für sich, ihre Familien und Freunde beschaffen. Auch Ärzte, Apotheker, Zahnärzte und Chemiker hatten Zugang zu den gewünschten Kapseln. Wer etwas davon verstand, konnte die Wirkung des Gifts noch verstärken. So fügte Professor Rudolf Hückel, Pathologe an der Humboldt-Universität und Berlins bekanntester Krebspezialist, dem Zyankali, das er für sich und seine Frau bereithielt, Essigsäure hinzu. Der Tod, erklärte er seiner Frau, werde so noch schneller eintreten.

Leute, die sich das rasch wirkende Zyankali nicht hatten besorgen können, verschafften sich Barbiturate oder Zyanidderivate. Der Filmkomiker Heinz Rühmann, der für seine hübsche Frau, die Schauspielerin Hertha Feiler, und seinen Sohn das Schlimmste befürchtete, hielt für alle Fälle eine Dose Rattengift in einem Blumentopf versteckt. Der frühere deutsche Botschafter in Spanien, General a. D. Wilhelm Faupel, beabsichtigte, sich und seine Frau mit einer Überdosis von Medikamenten zu vergiften. Der General hatte ein schwaches Herz. Bei Anfällen nahm er ein Stimulans, das Digitalis enthielt. Faupel wusste, dass eine Überdosis Herzstillstand hervorrufen und ihm ein rasches Ende bereiten würde. Er hatte von dem Mittel soviel aufgespart, dass er sogar noch seine Freunde damit versehen konnte. Andere hielten es für das Beste, sich – wenn es soweit kommen sollte – zu erschiessen. Eine erstaunliche Anzahl von Frauen, vor allem mittleren Alters, hatte sich jedoch für die blutigste aller Möglichkeiten entschieden – die Rasierklinge. Gertrud Ketzler aus Charlottenburg, ansonsten eine lebenslustige Frau von zweiundvierzig Jahren, hatte jetzt ständig eine Rasierklinge in ihrer Handtasche – ebenso ihre Schwester und ihre Schwiegermutter. Auch ihre Freundin Inge Rühling hielt eine Rasierklinge bereit. Die beiden Frauen diskutierten eifrig darüber, auf welche Weise man sich damit wohl am sichersten umbrachte: ob man die Arterien quer oder – besser – der Länge nach aufschlitzen sollte.

Trotz all dieser düsteren Vorbereitungen hatte man die Hoffnung nicht auf gegeben, derartig unwiderrufliche Schritte möchten sich im letzten Augenblick als unnötig erweisen. Aus Angst vor den Russen wünschten sich die weitaus meisten Einwohner der Stadt, vor allem die Frauen, dass die englischen und amerikanischen Truppen der Roten Armee bei der Eroberung noch zuvorkommen sollten.

Es war kurz vor Mittag. Hinter den russischen Linien, in Bromberg, sah sich Hauptmann Sergej Iwanowitsch Golbow benommen in dem grossen Wohnzimmer der eleganten Dreizimmerwohnung um, die er und zwei andere Kriegsberichterstatter der Roten Armee soeben «befreit» hatten. Golbow und seine Freunde waren angeheitert. Sie fuhren jeden Tag vom Hauptquartier in Bromberg zu der einhundertvierzig Kilometer entfernten Front, um Material für ihre Berichte zu sammeln, doch augenblicklich war alles ruhig. Bis der Angriff auf Berlin begann, war wohl nicht viel zu berichten. Der gutaussehende, fünfundzwanzig Jahre alte Golbow hatte monatelangen Fronteinsatz hinter sich. Bis es wieder losging, wollte er es sich gutgehen lassen.

Er stand mit der Flasche in der Hand da und betrachtete die luxuriöse Einrichtung. So etwas hatte er noch nie gesehen. Grosse Gemälde in reichverzierten Goldrahmen schmückten die Wände. An den Fenstern hingen satinbesetzte Vorhänge. Die

Möbel waren mit herrlichem Brokatstoff bezogen. Auf dem Boden lagen dicke Orientteppiche, und im Wohnzimmer sowie in dem anschliessenden Speisezimmer hingen schwere Kronleuchter. Golbow war überzeugt, dass diese Wohnung einem hohen Nazi gehören musste.

Auf der einen Seite des Wohnzimmers befand sich eine kleine Tür, die einen Spalt offenstand. Golbow stiess sie auf; sie führte in das Badezimmer. An einem Strick, der an einem Haken an der Wand befestigt war, hing die Leiche eines Nazifunktionärs in voller Uniform. Golbow starrte sie einen Moment an. Er hatte schon Tausende toter Deutscher gesehen, aber dieser hier kam ihm merkwürdig vor. Golbow rief nach seinen Kameraden, doch diese waren im Wohnzimmer in ein herrliches Spiel vertieft und reagierten nicht. Sie warfen mit venezianischen Kristallgläsern nach dem Kronleuchter.

Golbow ging ins Wohnzimmer zurück und wollte sich auf ein langes Sofa setzen, das er dort flüchtig wahrgenommen hatte – doch jetzt bemerkte er, dass es schon belegt war. Der Länge nach ausgestreckt lag eine tote Frau darauf. Sie war in ein langes, griechisch anmutendes Gewand gehüllt, um die Taille eine geflochtene Schnur mit Quasten. Die junge Frau hatte sich offenbar sorgfältig auf den Tod vorbereitet. Ihr Haar war zu Zöpfen geflochten, die auf den Schultern lagen. Die Hände waren über der Brust gefaltet. Golbow nahm einen grossen Schluck aus seiner Flasche, setzte sich in einen Sessel und schaute die Tote an. Hinter sich hörte er Gelächter und das Klirren der Gläser. Das Mädchen mochte Anfang zwanzig sein. Aus der bläulichen Verfärbung ihrer Lippen schloss Golbow, dass sie sich vergiftet hatte.

Hinter dem Sofa, auf dem die Tote lag, stand ein Tisch mit Fotos in Silberrahmen – zwei Ehepaare, ein jüngeres und ein älteres, und lachende Kinder. Golbow dachte an seine eigene Familie. Während der Belagerung von Leningrad hatten sich seine Eltern, weil sie den Hunger nicht mehr aushielten, eine Suppe aus einer Art Maschinenöl gekocht. Sie waren daran gestorben. Der eine seiner beiden Brüder war in den ersten Kriegstagen gefallen. Der andere, der vierunddreissig Jahre alte Michail, war Partisanenführer gewesen. SS-Leute hatten ihn an einen Pfahl gebunden und bei lebendigem Leib verbrannt. Dieses Mädchen auf dem Sofa war auf recht friedliche Weise gestorben, dachte Golbow. Er nahm wieder einen Schluck, ging zu dem Sofa und hob das tote Mädchen auf. Er trat an das geschlossene Fenster. Hinter ihm fiel unter schallendem Gelächter der Kronleuchter laut krachend zu Boden. Im nächsten Moment klirrte es noch einmal: Golbow warf das tote Mädchen durch das geschlossene Fenster auf die Strasse.

#### 4

Die Berliner, die fast täglich den Bombern mit den Fäusten drohten, die Berliner, die um ihre bei den Luftangriffen umgekommenen oder an der Front gefallenen Angehörigen und Freunde trauerten, betrachteten die Engländer und Amerikaner jetzt nicht mehr als Feinde, sondern wünschten sie sich inbrünstig als «Befreier»

herbei. Diese seltsame Änderung der Einstellung nahm merkwürdige Formen an. Die Charlottenburgerin Maria Köckler hielt es für unmöglich, dass die Amerikaner und Engländer Berlin in russische Hände fallen lassen könnten. Sie war sogar entschlossen, den westlichen Alliierten zu helfen. Freunden versicherte die fünfundvierzig Jahre alte Hausfrau, sie sei bereit, «an die Front zu gehen und zu kämpfen, um die Russen aufzuhalten, bis die Amis da sind.»

Gespannt lauschten die Berliner den deutschen Sendungen der BBC. Mit einem unüberhörbaren Unterton der Hoffnung in der Stimme diskutierten sie jeden Fortschritt des Gegners an der zerbröckelnden Westfront – es war, als verfolgten sie den Weg einer siegreichen deutschen Armee, die zum Einsatz Berlins herbeieilte. Zwischen den Luftangriffen sass die Buchhalterin Margarete Schwarz Abend für Abend bei ihren Nachbarn und trug mit peinlicher Genauigkeit den täglichen Vorstoss der Westalliierten auf einer Landkarte ein. Jeder Kilometer, den sie eroberten, war für sie ein weiterer Schritt auf die Befreiung zu. Das gleiche empfand Lieselotte Ravené. Sie sass zwischen den Bücherwänden ihrer Wohnung in Tempelhof und wartete auf die Amerikaner. Den Gedanken, die Russen könnten vor den Amerikanern da sein, mochte sie nicht zu Ende denken. Frau Ravené war partiell gelähmt. Sie trug ein Stahlkorsett um die Hüften und Schienen am rechten Bein.

Tausende rechneten mit einem Sieg der Amerikaner bei diesem Wettlauf um Berlin. Ihr Glaube war geradezu kindlich – vage und unklar. Annemarie Hückel, die Frau des bereits erwähnten Berliner Pathologen, zertrennte Hakenkreuzfahnen und machte daraus Verbandmaterial für die grosse Schlacht, zu der es ihrer Meinung nach an dem Tag, da die Amerikaner eintrafen, kommen musste. Die jungverheiratete Charlottenburgerin Brigitte Weber vertraute ebenfalls auf eine Befreiung durch die Amerikaner. Auch glaubte sie, bereits die zukünftige Residenz der Befreier zu kennen. Brigitte hatte gehört, dass die Amerikaner einen hohen Lebensstandard gewohnt waren und gern die schönen Seiten des Lebens genossen. Sie hätte darum gewettet, dass sie den reichen Bezirk Nikolassee ins Auge gefasst hatten. Dort war kaum eine Bombe gefallen.

Andere hofften zwar das Beste, bereiteten sich aber auf das Schlimmste vor. Pia van Hoeven und ihre Freunde Ruby und Eberhard Borgmann waren sich in langen Gesprächen klar darüber geworden, dass nur ein Wunder die Russen daran hindern konnte, als erste in Berlin zu sein. Deshalb nahmen sie ohne Zögern die Einladung ihres guten Freundes Heinrich Schelle an, zu ihm und seiner Familie zu ziehen, sobald die Schlacht um Berlin begann. Der freundliche, pausbäckige Schelle leitete das Restaurant ‚Gruban-Souchay‘, eines der bekanntesten Berliner Wein- und Speiselokale. Das Etablissement befand sich im Erdgeschoss des Borgmannschen Hauses. Schelle hatte seinen Keller in einen luxuriösen Schutzraum verwandelt, mit Orientteppichen, Decken, Vorhängen und Vorräten für den Fall einer Belagerung. An Lebensmitteln gab es fast nur Kartoffeln und Thunfischkonserven, doch in dem benachbarten Weinkeller lagerten grosse Mengen bester deutscher und französischer Weine – ausserdem Hennessy und mehrere Kisten Champagner. «Weiss der Teufel, wann wir da wieder rauskommen», sagte er zu seinen Freun-

den, «aber solange wir da unten sind, machen wir uns ein angenehmes Leben. Falls uns das Wasser ausgeht», fügte er hinzu, «haben wir genug Champagner.» Bidy Jungmittag, eine einundvierzigjährige Hausfrau mit zwei kleinen Töchtern, hielt das ganze Gerede von einer Eroberung Berlins durch die Amerikaner und die Engländer für «völligen Quatsch». Sie war Engländerin und kannte die Nazis nur zu gut. Ihren Mann, einen Deutschen, hatten sie vor fünf Monaten hingerichtet. Er hatte im Verdacht gestanden, Mitglied einer deutschen Widerstandsgruppe zu sein. Sie war überzeugt, dass die Nazis gegen die westlichen Alliierten genauso verbissen kämpfen würden wie gegen die Russen, und ein Blick auf die Karte zeigte deutlich genug, dass so gut wie keine Aussicht bestand, dass die westalliierten Truppen Berlin als erste erreichten. Doch der bevorstehende Einmarsch der Russen beunruhigte Bidy nicht allzu sehr. Sie würden sich nicht trauen, sie anzurühren. Bidy gedachte, den ersten Russen, die auftauchten, gleich ihren alten englischen Pass zu zeigen.

Andere waren überzeugt, zu ihrem Schutz nicht auf Dokumente angewiesen zu sein. Sie erwarteten die Russen nicht nur; sie sehnten sich danach, sie willkommen zu heissen. In diesem Moment würde ein Traum in Erfüllung gehen, für dessen Verwirklichung kleine Gruppen von Deutschen ihr Leben lang gearbeitet hatten. Ständig gehetzt und gepeinigt von der Gestapo und Kriminalpolizei, hatten einige abgekapselte Zellen überlebt. Die deutschen Kommunisten und ihre Anhänger warteten ungeduldig auf die Erlöser aus dem Osten.

Die Berliner Kommunisten setzten sich mit aller Kraft für den Sturz des Hitlerregimes ein, doch sie waren so vereinzelt und verstreut, dass ihr Nutzen – zumindest für die westlichen Alliierten – nur äusserst geringfügig war. Es bestand zwar eine lockere kommunistische Untergrundorganisation, doch sie nahm nur von Moskau Anweisungen entgegen und diente ausschliesslich sowjetischen Spionagezwecken.

Hildegard Radusch, von 1929 bis 1932 kommunistische Stadtverordnete, hielt nur noch die Hoffnung aufrecht. Sie hatte sich in der Nähe des Dorfes Prieros am südöstlichen Stadtrand von Berlin versteckt und war halb verhungert und erfroren. Zusammen mit ihrer Freundin Else («Eddy») Klopsch hauste sie in einer etwa sieben Quadratmeter grossen hölzernen Maschinenkiste. Es gab darin kein Gas, keinen Strom, kein Wasser und keine Toilette, doch für die stämmige zweiundvierzig Jahre alte Hildegard, die sich selbst als «Herrn im Haus» bezeichnete, war es ein idealer Schlupfwinkel.

Hildegard Radusch und Else Klopsch lebten seit 1939 zusammen, und seit fast zehn Monaten hielten sie sich in Prieros versteckt. Die ehemalige Stadtverordnete stand auf der Fahndungsliste der Nazis, doch es war ihr immer wieder gelungen, die Gestapo zu überlisten. Das schwierigste Problem für sie wie für die anderen Kommunisten in der Gegend war die Ernährung. Wenn sie Lebensmittelkarten beantragt hätte, wäre sie sofort verhaftet und eingesperrt worden. Else Klopsch wurde trotz ihrer prokommunistischen Einstellung bis Januar nicht von der Polizei gesucht. Danach konnte sie nicht mehr ihre Lebensmittelkarten abholen, weil



sie damit ihren Aufenthaltsort preisgegeben und ihre Freundin verraten hätte. Hin und wieder konnten die beiden Frauen ihren Speisezettel durch vorsichtige Einkäufe auf dem schwarzen Markt bereichern, doch die Preise waren ungeheuer – das Kilo Kaffee zum Beispiel kostete zwischen 1'000 und 2'000 Reichsmark.

Hildegard Radusch hatte nur zwei Dinge im Kopf: das Essen und die Befreiung durch die Rote Armee. Das Warten war unerträglich, und das nackte Überleben wurde von Monat zu Monat schwerer. Sie machte darüber regelmässig Eintragungen in ihr Tagebuch.

Am 13. Februar 1945 schrieb sie: «Es ist höchste Zeit, dass die Russen kommen ... noch haben mich die Hunde nicht erwischt.»

Am 18. Februar: «Seit 7. keine Nachricht von Schukow über die Berlin-Front, und wir warten so verzweifelt auf ihr Kommen. Beeilt euch, Towarischtschi, je eher ihr hier seid, desto schneller ist der Krieg zu Ende.»

Am 24. Februar: «Heute in Berlin gewesen. Thermosflasche mit Kaffee, ein Stück trockenes Brot mitgenommen. Drei Männer sahen mich während der Fahrt misstrauisch an. Wie gut, dass Eddy bei mir ist. Würde sonst überhaupt nichts zu essen kriegen. Eddy hat die Fahrt gemacht, um Zigaretten mit der Raucherkarte zu kaufen, die sie auf dem schwarzen Markt gekauft hat – zehn Stück hätte sie darauf gekriegt. Gab keine Zigaretten, und so nahm sie fünf Zigarren. Sie hatte gehofft, ein Seidenkleid und zwei Paar Strümpfe gegen etwas Essbares tauschen zu können. Nichts zu machen. Nicht mal Brot auf dem schwarzen Markt zu kriegen.»

Am 25. Februar: «Drei Zigarren aufgeraucht. Schukow und Konjew geben über ihre Front keine Berichte heraus.»

Am 27. Februar: «Diese Warterei macht mich nervös ... Es ist eine Katastrophe, einen arbeitenden Menschen über ein halbes Jahr hier einzusperren.»

Am 19. März: «Herrliches Mittagessen – Kartoffeln mit Salz. Abends in Lebertran gebratene Kartoffelpuffer. Schmeckten nicht besonders und weder Zucker noch Marmelade dazu.»

An diesem ersten Frühlingstag wartete Hildegard immer noch; sie war, wie sie in ihr Tagebuch schrieb, «fast verrückt nach etwas zu essen». Von der russischen Front kam keine Nachricht. Alles, was ihr notierenswert schien, war folgendes: «Der Sturm fegt den Winter von den Feldern und Wiesen. Die Schneeglöckchen blühen. Die Sonne scheint, es ist warm. Die üblichen Luftangriffe ... nach dem Schiessen zu urteilen, kommen die Flugzeuge immer näher.» Und später, als sie notierte, dass die westlichen Alliierten am Rhein stünden und «in zwanzig Tagen in Berlin sein» könnten, stellte sie fest: «Der Deutsche lässt nun mal den Mann aus den kapitalistischen Ländern lieber herein, als wenn ,es nichts mehr zu Verdienern gibt.» Sie hoffte, dass die Russen bald kamen, dass Schukow zu Ostern angriff.

Etwa fünfunddreissig Kilometer nördlich von Prieros, in Neuenhagen am östlichen Stadtrand Berlins, wartete ungeduldig eine andere kommunistische Gruppe. Auch diese Leute lebten in ständiger Furcht vor Verhaftung und Tod, doch sie waren militanter und besser organisiert als ihre Genossen in Prieros. Auch befanden sie sich in einer geographisch günstigeren Lage. Neuenhagen war nur sechzig

Kilometer von der Oder entfernt. Der Ort musste als einer der ersten von den Russen erobert werden.

Einige Angehörige dieser Gruppe hatten bei ihren nächtlichen Zusammenkünften unter der Nase der Gestapo einen Aktionsplan für den Tag der Befreiung ausgearbeitet. Sie kannten die Namen aller Nazis, SS- und Gestapoleute und wussten genau, wo sie zu finden waren. Einige waren zur sofortigen Verhaftung vorge-merkt, andere zur Liquidierung. Sie wussten, wer von den Bewohnern des Ortes zur Zusammenarbeit bereit war und wer nicht. Die Gruppe war so gut organisiert, dass sie sogar detaillierte Pläne für die zukünftige Verwaltung Neuenhagens be-reitliegen hatte.

Alle Mitglieder dieser Zelle warteten ungeduldig auf die Russen; sie waren über-zeugt, dass die Sowjets ihre Empfehlungen akzeptieren würden. Doch niemand wartete sehnsüchtiger als Bruno Zarzycki. Seine Magengeschwüre machten ihm so sehr zu schaffen, dass er kaum etwas essen konnte. Er verkündete in einem fort, dass beim Anblick des ersten Sowjetsoldaten seine Magengeschwüre sofort ver-schwänden. Dessen war er völlig sicher.

Überall in Berlin hausten in winzigen Kammern, in feuchten Kellern und auf stickigen Dachböden noch einige wenige jener unbarmherzig Verfolgten, denen der wildeste Hass des Naziregimes gegolten hatte. Nur die verzweifelte Hoffnung auf den Tag, an dem sie aus ihren Verstecken auftauchen konnten, hatte sie bis jetzt am Leben gehalten. Es war ihnen gleich, wer zuerst kam – die Hauptsache war, es kam überhaupt jemand, und zwar rasch. Manche lebten zu zweit oder zu dritt, doch es gab auch ganze Familien, ja sogar kleine Kolonien. Von ihren Freunden und Bekannten wurden sie für tot gehalten – und das waren sie in ge-wissem Sinn auch. Viele hatten seit Jahren die Sonne nicht gesehen und keine Berliner Strasse betreten. Sie durften nicht krank werden, denn die Fragen des Arztes hätten die Entdeckung und das Ende bedeuten können. Selbst während der schlimmsten Bombenangriffe blieben sie in ihren Verstecken, denn im Luftschutz-keller hätte man sie sofort erkannt. Sie bewahrten eiserne Ruhe. Längst hatten sie gelernt, unter gar keinen Umständen den Kopf zu verlieren. Wenn nach fast drei-zehn Jahren der Angst und der Qual und nach sechs Jahren Krieg noch immer nahezu 3'000 Juden\* mitten in der deutschen Hauptstadt lebten, so verdankten sie das weitgehend ihrer Fähigkeit, jede Erregung zu unterdrücken. Sie hätten nicht nur sich, sondern auch jene Menschen in Gefahr gebracht, die den seltenen Mut hatten, ihre Mitbürger vor der Vernichtung zu bewahren.

\* Die Zahl, der eine Statistik des Berliner Senats zugrunde liegt, beruht auf Schätzungen. Sie wird von einer Reihe jüdischer Experten bezweifelt. So schätzt Siegmund Weltlinger, nach dem Krieg Beirat für jüdische Angelegenheiten beim Senatsamt für Kirchenfragen, die Zahl der jüdischen Überlebenden auf nur 1'400. Ausser diesen «Untergetauchten» lebten noch etwa 5'000 weitere, mit Nichtjuden verheiratete Juden unter sogenannten «legalen» Bedingungen in der Stadt. Auch sie mussten ständig gewärtig sein, verhaftet zu werden. Heute leben in Berlin 6'000 Juden – ein verschwindend geringer Bruchteil jener 160'564 jüdischen Einwohner, welche die Stadt im Jahr 1933 hatte. Niemand weiss genau, wie viele davon die Stadt verliessen, wie viele aus Deutschland emigriert und wie viele deportiert und in Konzentrationslagern vernichtet wurden.

Siegmond Weltlinger und seine Ehefrau Margarete, beide in den Fünfzigern, hielten sich in einer kleinen Wohnung im ersten Stock eines Hauses in Pankow versteckt. Eine Familie Möhring, Anhänger der Christian-Science-Bewegung, hatte sie aufgenommen. Das Ehepaar Möhring, seine beiden Töchter und die Weltlingers mussten äusserst beengt in zwei Zimmern leben. Die Möhrings teilten mit den Weltlingers ihre Lebensmittelrationen, ohne sich je zu beklagen. Ein einziges Mal hatte sich Weltlinger auf die Strasse gewagt. Zahnschmerzen zwangen ihn, das Risiko einzugehen.

Bis 1943 hatten sie Glück gehabt. Weltlinger war 1938 vom Börsengeschäft ausgeschlossen worden; bald danach hatte ihn das Büro der Jüdischen Gemeinde in Berlin gebeten, Spezialaufgaben zu übernehmen. Zu jener Zeit registrierte das Büro, das von Heinrich Stahl geleitet wurde, Vermögen und Eigentum der Juden; später versuchte es, mit den Nazis zu verhandeln und die Leiden der Juden in den Konzentrationslagern zu lindern. Stahl und Weltlinger waren sich klar darüber, dass sie ständig mit der Schliessung des Büros rechnen mussten – doch sie setzten tapfer ihre Arbeit fort. Am 28. Februar 1943 schloss dann die Gestapo das Büro. Stahl verschwand im Konzentrationslager Theresienstadt, und die Weltlingers wurden angewiesen, in ein «Judenhaus» in Moabit zu ziehen, in dem sechzig jüdische Familien wohnten. Die Weltlingers blieben in diesem Haus nur wenige Wochen. Eines Abends, bei anbrechender Dunkelheit, entfernten sie den Davidsstern von ihren Kleidern und schlichen in die Nacht hinaus. Seither wohnten sie bei den Möhrings.

Zwei Jahre lang hatte die Aussenwelt für sie nur aus einem von Häusern umschlossenen Stück Himmel bestanden – und aus einem Kastanienbaum, der gegenüber dem Küchenfenster der Wohnung auf dem hässlichen Hinterhof stand. Der Baum zeigte ihnen die Jahreszeiten an. «Zweimal waren seine Zweige mit Schnee bedeckt», sagte Margarete Weltlinger zu ihrem Mann. «Zweimal haben sich seine Blätter braun gefärbt, und jetzt blüht er wieder.» Bei dem Gedanken, ein weiteres Jahr in dem Versteck zu verbringen, mochte sie verzweifeln. «Vielleicht», seufzte sie, «hat Gott uns verlassen.»

Ihr Mann versuchte sie zu trösten. Es gebe noch so vieles, sagte er, wofür zu leben sich lohne: Ihre beiden Kinder – eine damals siebzehnjährige Tochter und ein fünfzehnjähriger Sohn – lebten in England. Die Eltern hatten sie nicht gesehen, seit es Weltlinger im Jahr 1938 gelungen war, sie aus Deutschland herauszubringen. Er nahm eine Bibel, schlug den 91. Psalm auf und las langsam vor: «Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen. Ja, du wirst mit deinen Augen... schauen, wie es den Gottlosen vergolten wird.»

Alles, was sie tun konnten, war ausharren. «Gott ist mit uns», versicherte er seiner Frau. «Glaub mir, der Tag der Befreiung ist nicht mehr fern.»

Im Jahr zuvor waren mehr als viertausend Juden von der Gestapo in den Strassen Berlins verhaftet worden. Viele unter ihnen hatten ihr Leben aufs Spiel gesetzt, weil sie das Eingesperrtsein nicht mehr länger ertragen hatten.

In Lichtenberg hielt sich der zwanzig Jahre alte Hans Rosenthal versteckt. Er war entschlossen durchzuhalten. Seit sechsundzwanzig Monaten hauste er in einem

knapp zwei Meter langen und eineinhalb Meter breiten Geräteschuppen hinter dem Haus einer alten Freundin seiner Mutter. Rosenthal hatte Schreckliches mitgemacht. Seine Eltern waren tot. Mit sechzehn Jahren hatte man ihn in ein Arbeitslager gesteckt. Im März 1943 war er geflüchtet, ohne Papiere mit der Bahn nach Berlin gefahren und bei der Freundin seiner Mutter untergeschlüpft. In dem Schuppen gab es kein Wasser und kein Licht, und seine Notdurft musste er auf einem Nachtgeschirr verrichten. Er leerte es nachts während der Luftangriffe aus, denn nur dann wagte er, sein Versteck zu verlassen. Lediglich eine schmale Couch stand in dem Schuppen, sonst war er leer. Hans hatte eine Bibel und ein kleines Radio. An der Wand hing eine Landkarte, in die er sorgfältig die Truppenbewegungen eintrug. Er wartete sehnsüchtig auf die westlichen Alliierten, hatte aber in den letzten Wochen erkennen müssen, dass wahrscheinlich die Russen Berlin erobern würden. Auch das bedeutete die Befreiung für ihn; trotzdem machte er sich Sorgen. Doch er beruhigte sich damit, dass er sich immer wieder sagte: «Ich bin Jude und habe die Nazis überlebt. Ich werde auch Stalin überleben.»

Im Keller eines Hauses in Karlshorst wartete Joachim Lipschitz auf den Tag seiner Befreiung. Manchmal hörte der Eingeschlossene in der Ferne das Rumpeln der russischen Artillerie – ein leises, dumpfes Grollen. Er sagte sich jedoch, dass das sicher nur Einbildung sei – die Russen waren noch viel zu weit weg. Das Donnern russischer Geschütze war ihm etwas Vertrautes. Als Sohn eines jüdischen Arztes und einer nichtjüdischen Mutter hatte man ihn zur Wehrmacht eingezogen. 1941 hatte er an der Ostfront einen Arm verloren, doch das hatte nicht sein Verbrechen gutgemacht, Halbjude zu sein. Im April 1944 wollte man ihn in ein Konzentrationslager einweisen. Seither hielt er sich versteckt.

Jede Nacht kam Eleanore Krüger, die älteste Tochter des Hausbesitzers Otto Krüger, in den Keller herunter und sprach mit Joachim Lipschitz über die neueste Lage. Sie liebten sich seit 1942, und Eleanore, die daraus kein Hehl gemacht hatte, war wegen ihrer Beziehung zu einer «unwürdigen» Person vom Universitätsstudium ausgeschlossen worden. Sie sehnten den Tag herbei, an dem sie endlich heiraten konnten. Eleanore hielt die Wehrmacht bereits für besiegt und erwartete täglich die Kapitulation. Joachim Lipschitz sah die Dinge anders: Seiner Meinung nach waren die Deutschen entschlossen, bis zum Letzten zu kämpfen und Berlin, wenn es sein musste, in ein einziges Schlachtfeld, ein zweites Verdun, zu verwandeln. Auch in der Frage, wer als erster in Berlin zu erwarten war, gingen ihre Ansichten auseinander. Er rechnete mit den Russen, sie mit den Engländern und Amerikanern. Da man sich auf jede Möglichkeit vorbereiten wollte, lernte Eleanore Krüger Englisch und Joachim Lipschitz Russisch.

Wohl für kaum jemanden war das Warten auf die Eroberung Berlins qualvoller als für die Familie Sternfeld. Zwar hielten sich die Sternfelds nicht versteckt, dennoch lebten sie seit Kriegsbeginn in unerträglicher Spannung. Leo Sternfelds Mutter war Jüdin, und so galt er bei den Nazis als sogenannter Mischling ersten Grades. Die Gestapo spielte mit ihnen Katz und Maus. Man liess sie wohnen, wo sie wollten, doch es drohte ihnen täglich die Verhaftung.

Mit dem Näherrücken der Fronten hatte sich die Gefahr ständig vergrößert. Sternfeld bemühte sich verzweifelt, seiner Frau und seiner dreiundzwanzigjährigen

Tochter Mut zu machen. In der Nacht zuvor hatte eine Bombe das nahe gelegene Postamt zerstört. Leo Sternfeld brachte es fertig, auch darüber noch Witze zu machen. «Jetzt hast du's nicht mehr weit zur Post», sagte er zu seiner Frau. «Das Postamt liegt direkt vor unserer Haustür.»

Als Leo Sternfeld an diesem März morgen seine Wohnung in Tempelhof verliess, wusste der von der Gestapo der Müllabfuhr zugeteilte ehemalige Geschäftsmann, dass er zu lange damit gewartet hatte, irgendwelche Fluchtpläne zu machen. Jetzt konnte die Familie Berlin nicht mehr verlassen, auch war es zu spät, noch irgendwo innerhalb der Stadt unterzutauchen. Wenn Berlin nicht innerhalb der nächsten Woche fiel, waren sie verloren. Freunde hatten ihm einen Wink gegeben: Die Gestapo beabsichtigte, am 19. Mai alle Berliner, die auch nur einen Tropfen jüdischen Blutes in sich hatten, einzusperren.

In Walbeck, nahe der holländischen Grenze, hatte die 2. Britische Armee ihr Hauptquartier. Der oberste Sanitätsoffizier, Brigadier Hugh Glyn Hughes, liess sich die schwierigen Aufgaben durch den Kopf gehen, die ihn aller Voraussicht nach in den nächsten Wochen, vor allem in Berlin, erwarteten. Der Brigadier befürchtete den Ausbruch einer Typhusepidemie.

Einige Flüchtlinge waren bereits durch die Frontlinien gesickert. Hughes' Sanitäter berichteten, dass diese mit den verschiedensten ansteckenden Krankheiten behaftet waren. Wie alle anderen Sanitätsoffiziere an der Westfront, verfolgte der Brigadier aufmerksam die Entwicklung. Eine Epidemie konnte sich zu einer Katastrophe auswachsen. Hughes zupfte an seinem Schnurrbart. Wie, so fragte er sich, waren die Flüchtlinge noch unter Kontrolle zu halten, wenn das Rinnsal zu einer Flut werden sollte? Hinzu würden noch Tausende alliierter Kriegsgefangener kommen. Und nur Gott wusste, was sie in Berlin erwartete.

Den Brigadier beschäftigte noch ein anderes Problem: die Konzentrations- und Arbeitslager. Man hatte auf dem Weg über neutrale Länder einige Informationen darüber erhalten, doch niemand wusste, wie sie geführt wurden, wie viele Menschen in den Lagern sassen und welche Zustände dort herrschten. Es sah so aus, als ob die Britische 2. Armee als erste alliierte Truppe ein Konzentrationslager einnehmen sollte. Auf Hughes' Schreibtisch lag eine Meldung, in der es hiess, dass sie direkt in Richtung eines KZ, das nördlich von Hannover lag, vorstiessen. Näheres wurde darüber nicht berichtet. Hughes hoffte, dass die Deutschen dort ihre übliche Sorgfalt in medizinischen Dingen hatten walten lassen und dass in hygienischer Hinsicht alles in Ordnung war. Er hatte von dem Ort noch nie gehört. Er hiess Belsen.

## 5

Hauptmann Helmuth Cords war an der Ostfront mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Nun sass der fünfundzwanzigjährige Offizier in einer Berliner Gefängniszelle. Er rechnete nicht damit, das Ende des Krieges noch zu erleben.

Cords gehörte zu den wenigen Überlebenden jener siebentausend Deutschen, die im Zusammenhang mit dem missglückten Attentat auf Hitler acht Monate zuvor, am 20. Juli 1944, verhaftet worden waren.

Hitler hatte sich auf barbarische Weise gerächt. An die fünftausend angebliche Verschwörer waren hingerichtet worden, darunter viele Unbeteiligte. Ganze Familien hatte man ausgelöscht. Viele, die auch nur entfernt zu den Verschwörern in Beziehung standen, waren verhaftet und kurzerhand umgebracht worden. «Sie sollen gehängt werden wie Schlachtvieh», hatte Hitler gebrüllt. Genauso wurden die Haupttäter gehängt: an Fleischerhaken. Und an Stelle von Stricken nahmen die Henker Klaviersaiten.

Im Flügel B des sternförmigen Gefängnisbaus an der Lehrter Strasse warteten diejenigen, die man bis jetzt verschont hatte. Es waren Konservative und Kommunisten, Wehrmachtsoffiziere, Ärzte, Geistliche, Universitätsprofessoren, Schriftsteller, Politiker, Arbeiter und Bauern. Viele hatten überhaupt keine Ahnung, warum sie inhaftiert waren; eine Anklage gegen sie war nie erhoben worden. Einige waren bereits verurteilt und warteten auf die Berufungsverhandlung. In manchen Fällen hatte sich herausgestellt, dass die Beschuldigten nichts mit dem Attentat zu tun gehabt hatten, trotzdem wurden sie nicht entlassen. Andere, die in Scheinprozessen eiligst verurteilt worden waren, erwarteten ihre Hinrichtung. Niemand wusste genau, wie viele Gefangene in Flügel B sassen – manche schätzten ihre Zahl auf zweihundert, andere auf weniger als hundert. Täglich wurden Gefangene abgeführt, die nie wieder zurückkehrten. Alles hing von den Launen eines einzigen Mannes ab: des SS-Gruppenführers Heinrich Müller («Gestapo-Müller»).

Die Eingekerkerten rechneten kaum auf seine Gnade. Nach ihren Erfahrungen war Müller ein Mann, der auch dann noch morden würde, wenn die Alliierten bereits vor den Gefängnistoren standen.

Cords hatte mit dem Anschlag auf Hitler nichts zu tun gehabt. Zum Zeitpunkt des Attentats war er Oberst Graf Schenk von Stauffenberg, jenem Mann, der sich erboten hatte, Hitler zu töten, als Ordonnanzoffizier unterstellt gewesen. Das hatte genügt.

Während einer Lagebesprechung im Führerhauptquartier in Rastenburg, Ostpreußen, hatte Stauffenberg eine Aktentasche mit einer Zeitbombe unter den langen Kartentisch in die Nähe Hitlers gestellt. Wenige Minuten nachdem Stauffenberg den Raum verlassen hatte, um zurück nach Berlin zu fliegen, explodierte die Bombe. Wie durch ein Wunder wurde Hitler nur leicht verletzt. Stauffenberg und drei andere massgeblich an der Verschwörung beteiligte Offiziere wurden nur wenige Stunden später in Berlin im Hof der Bendlerstrasse standrechtlich erschossen. Alle, die auf irgendeine Weise mit Stauffenberg in Verbindung standen, verhaftete man – darunter Helmuth Cords.

Auch Cords' Verlobte, Jutta Sorge, eine Enkelin des früheren deutschen Reichskanzlers und Aussenministers Gustav Stresemann, wurde eingesperrt, ebenso ihre Mutter und ihr Vater. Sie alle befanden sich seither, ohne dass man ihnen den Prozess gemacht hätte, in Haft.

Der Gefreite Herbert Kosney, der im gleichen Gebäude sass, hatte von dem Anschlag noch weniger gewusst als Cords. Kosney war ohne sein Wissen in die An-

gelegenheit hineingezogen worden. Zwar gehörte er einer kommunistischen Widerstandsgruppe an, doch seine Beteiligung an dem Attentatsversuch vom 20. Juli hatte lediglich darin bestanden, dass er – völlig ahnungslos – einen ihm unbekanntem Mann von Lichterfelde nach Wannsee fuhr.

Seit 1940 stand Kosney mit verschiedenen roten Widerstandsgruppen in lockerer Verbindung. Während eines Heimaturlaubs im November 1942 überredete ihn sein älterer Bruder Kurt, der seit 1931 Mitglied der Kommunistischen Partei war, nicht an die Front zurückzukehren. Mit einem Gewehrkolben zerschmetterte Kurt Kosney den Arm seines Bruders, schaffte ihn in ein Berliner Wehrmachtslazarett und erklärte, er habe den verletzten Soldaten in einem Strassengraben gefunden. Der Trick klappte. Herbert Kosney kehrte nie mehr an die Front zurück. Er wurde dem Ersatzbataillon in Berlin zugeteilt. Alle drei Monate stellte ihm Dr. Albrecht Olbertz eine neue ärztliche Bescheinigung aus, in der er als verwendungsfähig für «leichten Dienst» erklärt wurde. Dieser Dr. Olbertz war zufällig ebenfalls Mitglied einer Widerstandsgruppe.

Olbertz war in die Umstände verstrickt, die zu Kosneys Verhaftung führten. Einige Tage nach dem Attentat auf Hitler bat er Kosney um Hilfe bei einem dringenden Transport. Sie holten mit einem Wehrmachtssanitätswagen einen Herbert unbekanntem Mann ab – es war Arthur Nebe, Chef des Reichskriminalamts, der sich auf der Flucht befand. Einige Zeit später wurde Nebe verhaftet, ebenso Olbertz und Kosney. Olbertz beging Selbstmord, Nebe wurde hingerichtet, Kosney von einem Zivilgericht zum Tode verurteilt. Da er jedoch immer noch Wehrmichtsangehöriger war, musste das Urteil durch ein Kriegsgericht bestätigt werden. Kosney wusste, dass das eine reine Formalität war – und Gestapo-Müller hielt wenig von Formalitäten.

Ein Stockwerk tiefer als Herbert sass sein Bruder Kurt Kosney. Auch er machte sich über seine Zukunft keine allzu grossen Illusionen. Trotz zahlreicher Verhöre hatte ihm die Gestapo bis jetzt nichts über seine kommunistische Tätigkeit entlocken können. Auch hatte er selbstverständlich nichts ausgesagt, was seinen jüngeren Bruder belastet hätte. Er machte sich Sorgen um Herbert. Was war mit ihm geschehen? Nur wenige Mauern trennten die beiden Brüder, die nicht wussten, dass sie im selben Gefängnis sassen.

Noch eine andere Gruppe Gefangener gab es in Berlin: die Zwangsarbeiter. Getrennt von ihren Familien, gewaltsam aus ihrer Heimat verschleppt, hatten sie – wie so viele andere – nur den einen Gedanken: sobald wie möglich befreit zu werden, ganz gleich, von wem. Es waren Männer und Frauen aus fast allen Ländern, welche die Deutschen überfallen hatten: Polen, Tschechen, Norweger, Dänen, Holländer, Belgier, Luxemburger, Franzosen, Jugoslawen und Russen.

Insgesamt hatte man fast sieben Millionen Menschen zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert. Einige Länder waren nahezu ausgeblutet: Aus dem kleinen Holland mit seinen 10'956'000 Einwohnern hatte man 500'000 Menschen verschleppt, 6'000 aus dem winzigen Luxemburg mit 296'000 Einwohnern.

Allein in Berlin gab es 100'000 Fremdarbeiter – hauptsächlich Franzosen und Russen. Sie wurden zu allen nur denkbaren Arbeiten verwendet. Viele hohe Nazis



beschäftigten russische Mädchen als Hauspersonal. In den Architektenbüros, die mit Kriegsaufträgen beschäftigt waren, sassen zahlreiche junge ausländische Zeichner. Auch die Schwerindustrie deckte ihren Bedarf an Elektrikern, Stahlarbeitern, Werkzeugmachern, Mechanikern und Hilfsarbeitern aus den Reihen der Zwangsarbeiter. Tausende waren bei der Gas-, Wasser- und Stromversorgung sowie bei den öffentlichen Transportunternehmen beschäftigt. Sogar bei den deutschen Militärdienststellen in der Bendlerstrasse traf man auf Fremdarbeiter. So war es die Aufgabe des Franzosen Raymond Legathière, nach jedem Luftangriff die zerstörten Fensterscheiben im OKW zu erneuern.

Als der Mangel an Arbeitskräften in Berlin bedrohliche Ausmasse annahm, brachen die Deutschen offen die Genfer Konvention und schickten sowohl Kriegsgefangene wie Zwangsarbeiter in die Rüstungsindustrie. Da die Sowjetunion die Genfer Konvention nicht unterzeichnet hatte, wurden die russischen Gefangenen von den Deutschen weitgehend nach Gutdünken beschäftigt, so beim Bau von Luftschutzbunkern, bei der Wiedererrichtung zerbombter Militärobjecte und in den Kohlendepots der Kraftwerke. Zwischen den Kriegsgefangenen und den Zwangsarbeitern machte man in den letzten Kriegsmonaten kaum noch einen Unterschied – nur dass die Arbeiter etwas mehr Bewegungsfreiheit genossen; aber auch das war örtlich verschieden und hing von ihrer jeweiligen Verwendung ab. Die ausländischen Arbeiter lebten in Barackensiedlungen in der Nähe der Industrieanlagen, assen in Kantinen und trugen Abzeichen, die ihre Nationalität kennzeichneten. Einige Unternehmer kümmerten sich nicht um die Vorschriften und erlaubten ihren Fremdarbeitern, ausserhalb der Lager in Berlin zu wohnen. Viele konnten sich frei in der Stadt bewegen, Kinos und Lokale besuchen – vorausgesetzt, sie hielten die Sperrstunde ein\*.

Manche ihrer Bewacher, welche die baldige Niederlage voraussahen, legten eine freundlichere Haltung an den Tag. Vielen Fremdarbeitern – manchmal sogar Kriegsgefangenen – gelang es, sich hin und wieder einen Tag lang von der Arbeit zu drücken. Ein Wächter, der fünfundzwanzig Franzosen bei ihrer täglichen U-Bahn-Fahrt zum Arbeitsplatz beaufsichtigte, war jetzt so entgegenkommend, dass er die Gefangenen beim Verlassen des Zuges nicht mehr zählte. Er kümmerte sich nicht darum, wie viele während der Fahrt «verschwanden» – die Hauptsache war, dass sich um 6 Uhr abends alle wieder auf der U-Bahn-Station Potsdamer Platz zur Rückfahrt ins Lager versammelten.

Nicht alle Fremdarbeiter hatten solches Glück. Die meisten wurden äusserst streng bewacht und hatten so gut wie keine Freiheit – vor allem jene, die bei städtischen oder staatlichen Unternehmen beschäftigt waren. Die Franzosen, die im Gaswerk Marienfelde im Süden von Berlin arbeiteten, hatten nur sehr wenig Bewegungs-

\* Neben den eigentlichen Zwangsarbeiten! gab es in Deutschland eine grosse Zahl von Ausländern, die sich freiwillig zur Arbeit im «Reich» gemeldet hatten. Manche unter ihnen waren begeisterte Nazis, andere glaubten, ihren Beitrag zum Kampf gegen den Bolschewismus zu leisten; in den meisten Fällen jedoch handelte es sich um Opportunisten, die sich auf Anzeigen in deutschen Zeitungen gemeldet hatten, in denen gutbezahlte Stellen angeboten wurden. Diese Arbeiter durften relativ frei in der Nähe ihrer Arbeitsplätze leben.

freiheit; auch bekamen sie im Vergleich zu den bei Privatunternehmen beschäftigten Ausländern sehr schlechte Verpflegung. André Bourdeau vermerkte in seinem Tagebuch, der Wächter Fesler, der «nie jemanden ins Konzentrationslager schickt», habe ihm und den anderen an einem Sonntag erlaubt, zur Aufbesserung ihrer Rationen «auf die Felder zu gehen und ein paar Kartoffeln zu holen». Die Franzosen waren immer noch besser dran als die Russen. Über das Russenlager notierte Bourdeau: «Schrecklich überfüllt, Männer, Frauen und Kinder zusammengepfercht ... die Verpflegung meistens ungeniessbar.» Anderswo, vor allem bei privaten Unternehmen, ging es den russischen Arbeitern nicht schlechter als den westlichen.

Mit Verwunderung bemerkten die Arbeiter aus den westlichen Ländern, wie sich die Stimmung bei den Russen von Tag zu Tag verschlechterte. In der chemischen Fabrik Schering in Charlottenburg waren die Russen, von denen man hätte annehmen müssen, dass sie sich auf die Eroberung der Stadt durch ihre Landsleute freuten, im Gegenteil beunruhigt. Vor allem die Ukrainerinnen und Weissrussinnen schienen ausgesprochen bedrückt.

Vor zwei oder drei Jahren noch, als sie hier angekommen waren, hatten sie einfache Bauernkleider getragen. Das hatte sich nach und nach geändert. Es dauerte nicht lange, und die russischen Mädchen schminkten, frisiereten und kleideten sich, wie sie es bei den französischen und deutschen Frauen sahen, mit denen sie zusammenarbeiteten. Jetzt waren sie, fast über Nacht, wieder zu ihrer bäuerlichen Kleidung zurückgekehrt, obwohl man sie doch gegen ihren Willen nach Deutschland verschleppt hatte. Offenbar rechneten die Frauen damit, dass sie bestraft werden würden, weil sie zu westlich geworden waren.

Unter den Westarbeitern in Berlin herrschte gehobene Stimmung. In den Alkett-Werken in Ruhleben, bei denen 2'500 Franzosen, Belgier, Polen und Holländer mit dem Bau von Panzern beschäftigt waren, machten alle, ausser den deutschen Wächtern, Zukunftspläne. Vor allem die französischen Arbeiter waren ausgezeichnete Laune. Abends sangen sie Schlager und malten sich die gewaltigen Mahlzeiten aus, die sie vertilgen wollten, sobald sie französischen Boden betreten. Der vierundzwanzigjährige Maschinist Jean Boutin aus Paris war besonders glücklich. Er hatte zur Niederlage Deutschlands das Seine beigetragen. Seit Jahren trieb Boutin mit einigen holländischen Arbeitern bei der Herstellung von Panzerteilen Sabotage. Der deutsche Werkmeister hatte wiederholt mit dem Konzentrationslager gedroht, doch es war bei Drohungen geblieben, und zwar aus gutem Grund: Der Arbeitskräftemangel war so gross, dass die Fabrik fast ausschliesslich auf Fremdarbeiter angewiesen war. Diese handelten nach einer einfachen Devise: Jede Verzögerung in der Herstellung und jedes unbrauchbare Kugellager, das der Kontrolle des Werkmeisters entging, brachte den Fall Berlins und damit den Sieg einen Schritt näher. Bis jetzt war keiner von ihnen erwischt worden.

Berlin war einem ständigen Bombardement ausgesetzt. Die Russen standen an der Oder. Im Westen stiessen ihre Alliierten unaufhaltsam vor. Der von der Wehrmacht behauptete Boden schrumpfte zusehends zusammen. Trotzdem gab es immer noch Deutsche, die einen Zusammenbruch für undenkbar hielten: die fanatischen Nazis. Den meisten erschien das, was sie jetzt durchmachten, als eine läuternde Prüfung, durch die ihre Treue gegenüber dem Nationalsozialismus und seinen Zielen nur gefestigt werden konnte. Wenn sie sich nun nicht beirren liessen, musste alles gutgehen. Sie waren nicht nur überzeugt, dass Berlin niemals fallen werde, sondern sie glaubten auch unerschütterlich an den Sieg des Dritten Reichs.

Die Nazis hatten in der deutschen Hauptstadt keinen leichten Stand. Die Berliner hatten Hitler und seine Ideen nie richtig akzeptiert. Ihre Einstellung war schon immer zu kritisch und zu weltoffen gewesen. Der ätzende Witz der Berliner, ihre politische Skepsis und ihre mangelnde Begeisterung für den Führer und seine Neuordnung hatten der Partei lange Zeit grosse Sorge bereitet. Bei Fackelzügen und anderen Demonstrationen, die die Welt beeindrucken sollten, mussten Tausende von SA-Leuten aus München die Marschkolonnen verstärken. «Die sehen in der Wochenschau besser aus als wir», witzelten die Berliner, «und sie haben auch grössere Füsse!»

So sehr Hitler sich bemühte, es war ihm nie gelungen, die Herzen der Berliner zu erobern. Schon vor der Zerstörung Berlins durch feindliche Bomben hatte Hitler, wütend und enttäuscht, Pläne entwickelt, die Stadt nach seinen Vorstellungen umzugestalten und in «Germania» umzutaufen. Er konnte nie vergessen, dass ihn die Berliner bei jeder freien Wahl abgelehnt hatten. Bei der entscheidenden Wahl im Jahr 1932, als Hitler wider eigenes Erwarten gegen Hindenburg unterlag, hatte er in Berlin den geringsten Stimmenanteil erhalten – nur dreiundzwanzig Prozent. Auch jetzt, dreizehn Jahre später, waren die überzeugten Nationalsozialisten in Berlin in der Minderheit. Aber noch besaßen sie die Macht und waren entschlossen, aus der Stadt die letzte Festung der Bewegung zu machen.

Tausende dieser Fanatiker waren Halbwüchsige, die nur einen Gott kannten: Hitler. Von Kindheit an waren ihnen die Ziele und die Ideologie des Nationalsozialismus eingehämmert worden. Viele von ihnen waren zur Verteidigung ihrer Idee im Gebrauch von Waffen ausgebildet worden. Ein typischer Fall war der Hitlerjunge Klaus Küster. Seine Spezialität bestand darin, aus weniger als sechzig Metern Entfernung Panzer zu «knacken». Klaus war noch nicht sechzehn.

Die zuverlässigsten Anhänger des Nationalsozialismus waren die Männer der SS. Sie waren vom Endsieg fest überzeugt und Hitler in einer Weise ergeben, die den anderen Deutschen unbegreiflich blieb. Der Fanatismus beherrschte selbst noch ihr Unterbewusstsein. In der Charité ereignete sich folgender Fall: Sauerbruch operierte einen schwerverwundeten SS-Mann. Plötzlich erstarrte er. In der Stille des Operationssaales begann der SS-Mann in seiner tiefen Narkose auf einmal zu sprechen. Ruhig und deutlich wiederholte er immer wieder: «Heil Hitler!... Heil Hitler!... Heil Hitler!»

Ausser diesen Extremisten gab es Hunderttausende von Zivilisten, die nicht wesentlich besser waren. Oft handelte es sich um wandelnde Karikaturen dessen, was man sich in der freien Welt unter einem fanatischen Nazi vorstellte. Einer von ihnen war der siebenundvierzig Jahre alte Gotthard Carl. Der kleine Buchhalter, den man zur Luftwaffe eingezogen hatte, trug seine blaue Uniform mit dem Stolz und der Arroganz eines in hundert Luftschlachten bewährten Jagdfliegers. Jedesmal, wenn er gegen Abend seine Wohnung betrat, schlug er zackig die Hacken zusammen, riss den rechten Arm hoch und rief: «Heil Hitler!» Dieses Schauspiel führte er nun schon seit Jahren auf.

Gerda, seiner Frau, ging dieses Theater ziemlich auf die Nerven, doch sie traute sich nicht, ihrem Mann etwas zu sagen. Darüber mit ihm zu sprechen, was geschehen sollte, wenn Berlin fiel, kam schon gar nicht in Frage. Als sie einmal erwähnte, die Russen stünden bereits dicht vor Berlin, schnitt er ihr das Wort ab. «Gerüchte!» schnaubte er. «Nichts als Feindpropaganda!» In Carls Hirn verlief alles genau nach Plan. Hitlers Sieg war gewiss. Die Russen standen *nicht* vor den Toren Berlins.

Dann gab es noch jene Enthusiasten und Leichtgläubigen, die nie an die Möglichkeit einer Niederlage gedacht hatten. Zu ihnen gehörte Erna Schultze. Für die einundvierzigjährige Sekretärin beim Oberkommando der Kriegsmarine hatte sich soeben der Traum ihres Lebens verwirklicht: Sie war Sekretärin eines Admirals geworden.

Das Shell-Haus, in dem sich das OKM befand, war in den letzten achtundvierzig Stunden schwer von Bomben beschädigt worden. Doch der Staub und die Trümmer machten Fräulein Schultze nichts aus. Auch der Befehl, der gerade auf ihren Schreibtisch gelangt war, beunruhigte sie nicht. Er ordnete die Vernichtung sämtlicher «Geheimen Kommandosachen» an. Nur als man ihr bei Büroschluss mitteilte, sie und die anderen Angestellten seien bei Weiterzahlung ihrer Gehälter ab sofort «auf unbestimmte Zeit beurlaubt», fühlte sie sich etwas traurig. Es war der erste Tag in ihrer neuen Stellung gewesen.

Doch Ernas Glaube an den Sieg konnte auch das nicht im mindesten erschüttern. Sie zweifelte sogar die Richtigkeit von Wehrmachtsberichten an, in denen deutsche Niederlagen gemeldet wurden. Sie fand, die Stimmung in Berlin sei ausgezeichnet und der Sieg nicht mehr fern. Sie rechnete fest damit, in wenigen Tagen wieder an ihrem Schreibtisch zu sitzen.

Andere fühlten sich, dank ihrer guten Beziehungen zu den Spitzen der nationalsozialistischen Hierarchie, der berausenden Luft ihrer privilegierten Stellung und dem blinden Vertrauen in den Führer so sicher, dass sie nicht den leisesten Zweifel am Endsieg hatten. So ein Mensch war die hübsche blauäugige Käthe Reiss-Heusermann.

Die sechsunddreissigjährige lebenslustige Blondine ging ganz in ihrer Arbeit als Sprechstundenhilfe von Professor Hugo Blaschke auf, dem bevorzugten Zahnarzt der Naziprominenz. Blaschke, der Hitler und seine nächsten Mitarbeiter schon seit 1934 behandelte, war mit dem Rang eines SS-Brigadeführers ausgezeichnet und mit der Leitung der zahnärztlichen Abteilung des Berliner SS-Lazarets betraut worden. Er war ein glühender Nationalsozialist und verdankte seinen Be-

ziehungen zu Hitler die grösste und lukrativste zahnärztliche Praxis von Berlin. Im Gegensatz zu seiner Strechstundenhilfe war er sich jedoch völlig über die Ausichtslosigkeit der Lage im Klaren. Er beabsichtigte, Berlin bei der erstbesten Gelegenheit zu verlassen. Wenn er blieb, würden ihn sein SS-Rang und seine Position in Schwierigkeiten bringen: Unter den Russen konnten die Privilegierten von heute leicht zu den Geächteten von morgen werden.

Käthe Reiss-Heusermann hatte viel zuviel zu tun. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht war sie auf den Beinen. Sie assistierte Blaschke in verschiedenen Krankenhäusern und Lazaretten sowie in seiner Privatpraxis am Kurfürstendamm. Sie war tüchtig und beliebt und hatte bei Behandlungen an fast allen Personen aus Hitlers Umgebung assistiert, einmal, im November 1944, sogar bei einer Behandlung des Führers selbst. Das war der Höhepunkt ihres Lebens gewesen. Sie und Blaschke waren ins Führerhauptquartier in Rastenburg geholt worden. Hitler hatte starke Zahnschmerzen gehabt. «Sein Gesicht war schrecklich geschwollen, besonders die rechte Wange», erinnerte sie sich später. «Seine Zähne befanden sich in äusserst schlechtem Zustand. Er hatte drei Brücken. Er besass nur noch acht eigene obere Zähne, und auch diese trugen Goldplomben. Die Brücke am Oberkiefer war an den noch vorhandenen Zähnen befestigt. Einer davon, der rechte Weisheitszahn, war stark vereitert.»

Blaschke warf nur einen Blick auf den Zahn und sah, dass er heraus musste. Es bestehe keine Möglichkeit, erklärte er Hitler, den Zahn zu erhalten. Zwei Zähne seien zu ziehen – ein falscher am Ende der Brücke und der benachbarte Weisheitszahn. Das bedeute, dass er die Brücke vor dem falschen Zahn durchschneiden müsse, eine Arbeit, die viel Bohren und Sägen erfordere. Nach der Exzision werde er zu einem späteren Termin entweder eine völlig neue Brücke anfertigen oder die alte wieder befestigen.

Blaschke machte sich mit ziemlicher Nervosität an die komplizierte Operation. Es war nicht vorherzusehen, wie Hitler sich verhalten würde. Erschwert wurde das Ganze durch Hitlers Abneigung gegen Betäubungsmittel. Er wollte «nur das unbedingt Notwendige». Blaschke und seine Sprechstundenhilfe wussten, dass der Eingriff, der eine Dreiviertelstunde dauern konnte, auf diese Weise mit starken Schmerzen verbunden war. Doch Hitlers Wunsch musste man sich fügen. Blaschke gab Hitler eine Injektion in den Oberkiefer und begann mit der Operation. Seine Assistentin stand neben Hitler: Mit der einen Hand zog sie seine Wange zurück, in der andern hielt sie einen Spiegel. Blaschke durchbohrte rasch die Brücke. Dann nahm er ein anderes Instrument und begann zu sägen. Hitler sass regungslos da – «wie erstarrt». Schliesslich lockerte Blaschke den Zahn und zog ihn schnell. «Die ganze Zeit», erzählte Käthe Reiss-Heusermann, «hat sich Hitler weder gerührt noch den geringsten Laut von sich gegeben. Es war eine ungewöhnliche Leistung. Wir begriffen nicht, wie er den Schmerz aushielt.»

Das war vor fünf Monaten gewesen, und bis jetzt war Hitler die Brücke nicht wieder eingesetzt worden. Ausser seiner nächsten Umgebung wussten nur wenige von der Operation. Eines der wichtigsten Gebote für Hitlers Mitarbeiter war, dass nichts über sein Privatleben bekannt werden durfte. Vor allem über seine Krankheiten durfte nichts verlautet werden.

Blaschkes Assistentin fiel es nicht schwer, Geheimnisse für sich zu behalten. Sie wusste zum Beispiel, dass ein Zahnersatzstück für Eva Braun, Hitlers Geliebte, angefertigt wurde. Es sollte ihr, sobald sie wieder nach Berlin kam, eingesetzt werden.

Und schliesslich kannte Käthe eins der am strengsten gehüteten Geheimnisse. Sie war dafür verantwortlich, dass dem Führer, überall, wo er hinfuhr, ein kompletter Satz zahnärztlicher Instrumente nachgeschickt wurde. Ausserdem arbeitete sie an einer neuen Brücke für eine der vier Sekretärinnen Hitlers, die fünfundvierzigjährige Johanna Wolf. Die Brücke sollte Hitlers Sekretärin demnächst im Operationsraum der Reichskanzlei eingesetzt werden. So pendelte Käthe Reiss-Heusermann seit neun Wochen ständig zwischen Blaschkes Praxis und der Reichskanzlei hin und her. Adolf Hitler hielt sich seit dem 16. Januar dort auf.

Bei Einbruch der Dämmerung bot die Stadt einen trostlosen Anblick. Geisterhaft lag die Riesenruine Berlin im fahlen Mondlicht – ein ideales Ziel für nächtliche Luftangriffe. In ihren Kellern warteten die Berliner auf die Bomberpulks.

Um 21 Uhr waren die Engländer wieder da. Die Sirenen heulten zum viertenmal innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden. Der 317. Angriff auf die Stadt begann. In seiner Dienststelle am Hohenzollerndamm sass Generalleutnant Hellmuth Reymann an seinem Schreibtisch. Er arbeitete ruhig weiter und kümmerte sich nicht um das Donnern der Flak und die Bombenexplosionen. Reymann versuchte Zeit zu gewinnen.

Vor sechzehn Tagen hatte in Reymanns Dresdener Wohnung das Telefon geläutet. General Wilhelm Burgdorf, der Chef des Heerespersonalamts, hatte sich gemeldet. «Der Führer», sagte Burgdorf, «hat Sie zum Kampfkommandanten von Dresden ernannt.» Reymann wusste im ersten Moment nicht, was er sagen sollte. Die Hauptstadt von Sachsen mit ihren herrlichen historischen Bauten und Kunstdenkmälern war bei drei schweren Luftangriffen fast völlig zerstört worden. Reymann, der über die Vernichtung der schönen alten Stadt tief betrübt war, konnte sich nicht beherrschen. «Sagen Sie ihm, dass es hier nichts zu verteidigen gibt ausser Trümmern», rief er und legte auf. Doch seine zornigen Worte wurden ihm verziehen. Eine Stunde später rief Burgdorf wieder an und sagte: «Der Führer hat es sich anders überlegt und Sie zum Kampfkommandanten von Berlin ernannt.» Am 6. März hatte er seinen Posten angetreten und innerhalb weniger Stunden eine erschreckende Feststellung gemacht. Hitler hatte Berlin zur Festung erklärt, doch die Befestigungen existierten nur in seiner Phantasie. Die Stadt war in keiner Weise auf einen Angriff vorbereitet. Es gab keinen Plan, keine Verteidigungsanlagen und praktisch keine Truppen. Und was noch schlimmer war: Man hatte keinerlei Vorkehrungen für die Zivilbevölkerung getroffen; ein Evakuierungsplan für Frauen, Kinder und alte Leute war nicht vorhanden. Jetzt arbeitete Reymann pausenlos und bemühte sich fieberhaft, die Situation zu entwirren. Er stand vor schier unlösbaren Schwierigkeiten: Woher sollte er Truppen, Geschütze und Munition bekommen, um die Stadt zu halten? Woher Pioniere, Maschinen und Material zum Bau von Verteidigungsanlagen? Würde man ihm gestatten, Frauen, Kinder und alte Leute zu evakuieren? Falls nein, wie sollte er sie während einer Belage-

nung verpflegen und schützen? Und immer wieder tauchte die grosse Frage vor ihm auf: Wieviel Zeit hatte er noch?

Es war sogar schwierig, höhere Offiziere für seinen Stab zu bekommen. Erst jetzt, zu diesem späten Zeitpunkt, war Reymann ein Chef des Stabes zugeteilt worden: Oberst Hans Refior. Er war erst vor einigen Stunden eingetroffen und über die verworrene Lage in Berlin noch mehr entsetzt als Reymann. Einige Tage zuvor hatte Refior in der Wochenzeitung *Das Reich* einen Artikel gelesen, in dem behauptet wurde, Berlin sei praktisch uneinnehmbar. Die Hauptstadt wurde als Igelstellung beschrieben, die vor Verteidigungsanlagen förmlich strotze. Wenn das stimmte, so hatte man sie offenbar sorgfältig getarnt. Refior hatte nur einige wenige gesehen.

In den vielen Jahren, die er schon Berufssoldat war, hatte der grauhaarige, dreiundfünfzig Jahre alte Reymann nie gedacht, dass er einmal vor einer solchen Aufgabe stehen würde. Nun blieb ihm nichts übrig, als alle diese Probleme zu lösen – und zwar rasch. Ob es möglich war, Berlin zu halten? Reymann war entschlossen, sein Möglichstes zu tun. In der Kriegsgeschichte gab es zahlreiche Fälle, in denen eine Niederlage unvermeidlich schien, die aber dennoch mit einem Sieg geendet hatte. Er dachte an Wien, das 1685 erfolgreich gegen die Türken verteidigt worden war, und an General Gneisenau, den Generalstabschef Blüchers, der 1806 Kolberg gehalten hatte. Sicher, das waren schwache Vergleiche, aber vielleicht berechtigten sie doch zu einiger Hoffnung. Reymann wusste jedoch, dass alles von den deutschen Armeen abhing, die an der Oder standen – und von dem General, der sie befehligte.

Die grossen deutschen Generale, die siegreichen Heerführer, deren Namen einst in aller Munde gewesen waren – Rommel, Rundstedt, Kluge, Manstein –, gab es nicht mehr. Sie waren alle verschwunden – tot, abgesetzt, vorzeitig pensioniert. Jetzt brauchten Deutschland und seine Armeen mehr denn je einen grossen militärischen Führer – einen neuen, verwegenen Rommel, einen neuen, umsichtigen Rundstedt. Von ihm hing Berlins Sicherheit ab und vielleicht sogar der Fortbestand des deutschen Volkes. Aber wo war solch ein Mann?

## *Zweiter Teil* **Der General**



# 1

Kalt und neblig dämmerte der 22. März herauf. Die südlich der Stadt durch nasse Kiefernwälder führende Reichsstrasse 96 war stellenweise mit spiegelndem Eis bedeckt. In den letzten Wochen hatte zu dieser frühen Morgenstunde auf der Strasse ein starker Verkehr geherrscht, der selbst in dieser an Irrealem reichen Kriegszeit unwirklich anmutete. Riesige Aktenschränke, Dokumentenbehälter, Büromöbel und Kartons türmten sich auf schweren Lastwagen. Andere Fahrzeuge waren mit Kunstwerken beladen – mit wertvollem Mobiliar, Lattenkisten mit Gemälden, Kupfergeschirr, Vasen und Skulpturen.

Zwischen den Lastwagen sah man grosse Limousinen aller Typen – Horch, Wanderer, Mercedes. Alle trugen die silberne Hakenkreuzplakette, die sie als Dienstfahrzeuge der NSDAP kennzeichnete. Der ganze merkwürdige Tross bewegte sich geschlossen nach Süden. In den Personenwagen sassen die Parteibürokraten des Dritten Reichs – die «Goldfasane», von denen viele das goldene Parteiabzeichen trugen. Die Goldfasane befanden sich mit ihren Frauen, ihren Kindern und ihrer beweglichen Habe auf der Flucht. Die harten, finsternen Gesichter der Männer in den braunen Uniformen blickten starr geradeaus. Diese Leute hatten jetzt nur eines im Sinn – fort von Berlin!

An diesem Morgen raste auf der Reichsstrasse ein einzelner schwerer Mercedes nach Norden, ein Stabswagen der Wehrmacht. Neben dem Fahrer sass, in einen alten Schafspelz gehüllt, einen dicken Schal um den Hals, Generaloberst Gotthard Heinrici. Düster blickte er auf die Strasse hinaus, die er, wie alle Generale des Reiches, nur zu gut kannte. Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt, ein entfernter Verwandter Heinricis, hatte sie einmal spöttisch den «Weg in die Ewigkeit» genannt. Auf dieser Strasse waren viele Offiziere dem Ende ihrer militärischen Karriere entgegengefahren, denn die Reichsstrasse 96 führte direkt zum Hauptquartier des OKH, rund dreissig Kilometer von Berlin entfernt. Ausser hohen Militärs wussten nur wenige Deutsche, wo sich der Sitz des Heeresoberkommandos befand. Nicht einmal die Einwohner der Umgebung hatten eine Ahnung, dass nicht weit von der alten Stadt Zossen, tief im Wald und sorgfältig getarnt, das militärische Nervenzentrum Deutschlands lag. Zossen war Heinricis Ziel.

Auf dem Rücksitz der Limousine sassen Heinricis Ordonnanzoffizier, der sechs- unddreissigjährige Rittmeister Heinrich von Bila, und sein Bursche. Während der ganzen einhundertfünfzig Kilometer langen Fahrt hatte man nur wenig gesprochen. Heinrici, bisher Befehlshaber der deutschen 1. Panzerarmee sowie der 1. Ungarischen Armee, war mit seinen Leuten in der Nacht von einem Ort in der Slowakei nach Bautzen geflogen und von dort sofort per Auto weitergefahren. Jetzt rückte mit jeder Stunde für den achtundfünfzigjährigen Generaloberst, einen der besten Verteidigungsexperten der Wehrmacht, die grösste Bewährungsprobe in seiner vierzig Jahre währenden militärischen Laufbahn näher.

Heinrici sollte die näheren Einzelheiten über sein neues Kommando in Zossen erfahren – doch wusste er bereits, dass er es nicht mit den westlichen Alliierten, sondern mit seinen alten Gegnern, den Russen, zu tun haben würde. Es war eine undankbare, Heinrici bereits vertraute Aufgabe: Er sollte das Kommando der Heeresgruppe Weichsel übernehmen. Der Befehl lautete, die Russen an der Oder aufzuhalten und Berlin zu verteidigen.

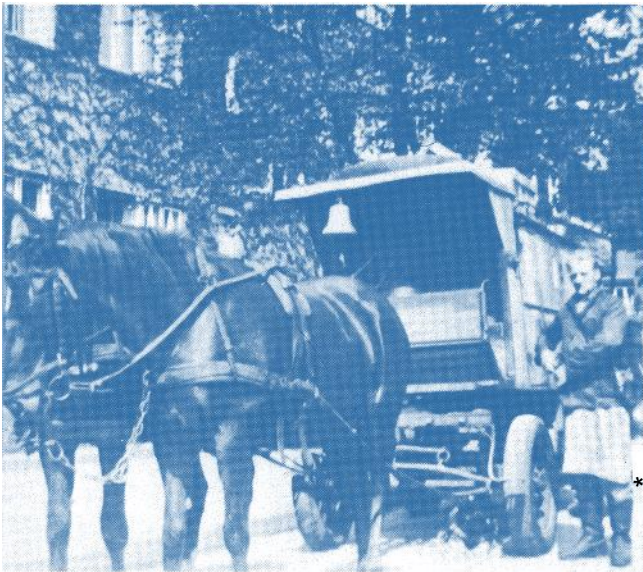
Eine Luftschutzsirene heulte auf. Heinrici drehte sich erstaunt um und blickte zu der kleinen Gruppe von Fachwerkhäusern zurück, an der man soeben vorbeigefahren war. Nichts deutete auf einen Luftangriff hin. Die Sirene heulte weiter, der durchdringende Ton verklang jetzt in der Ferne. Es war nicht dieses Heulen, das ihn erschreckt hatte, denn für Heinrici waren Bombenangriffe nichts Neues. Aber dass es jetzt sogar schon in so kleinen Dörfern mitten in Deutschland Fliegeralarm gab, hatte ihn überrascht. Langsam wandte er sich wieder nach vorn. Seit Beginn des Krieges im Jahre 1939 befehligte er deutsche Truppeneinheiten, zuerst an der Westfront und seit 1941 in Russland. Über zwei Jahre war er nicht mehr in Deutschland gewesen. Von dem, was der totale Krieg für die Menschen in der Heimat bedeutete, machte er sich nur unzureichende Vorstellungen. Es wurde ihm klar, dass er in seinem eigenen Land ein Fremder war.

Es gab wenige deutsche Generale von der Fronterfahrung Heinricis, die dennoch so wenig Berühmtheit erlangt hatten. Heinrici war kein Draufgänger wie Rommel, der für die Deutschen ein Idol war und dem Hitler, der das wusste, den Marschallstab verliehen hatte. Von Heinrici las man nur wenig in den Zeitungen. Der Ruhm, den sich jeder Soldat wünscht, war ihm versagt geblieben. In den langen Jahren an der Ostfront hatte er keine spektakulären Vorstöße, keinen «Blitzkrieg» geführt, sondern zermürbende, mühsame Rückzüge geleitet. Seine Spezialität war die Verteidigung, und auf diesem Gebiet konnten sich nur wenige mit ihm messen. Er war ein besonnener, präziser Stratege und umgänglicher Kommandeur, zugleich aber auch ein energischer General der alten aristokratischen Schule. Er hatte gelernt, die Front mit einem Minimum an Verlusten zu halten. «Heinrici», meinte einer seiner Stabsoffiziere, «zieht sich erst zurück, wenn die Luft zu Blei wird – und auch dann erst nach reiflicher Überlegung.»

In diesem Krieg, der für ihn ein einziger langwieriger Rückzug von den Vorstädten Moskaus bis zu den Karpaten gewesen war, hatte Heinrici immer wieder in nahezu aussichtslosen Situationen durchgehalten. Hartnäckig und trotzig hatte er jede Gelegenheit genützt, selbst wenn es nur darum ging, einen Kilometer noch eine Stunde lang zu halten. Er kämpfte mit seltener Verbissenheit und verlangte viel von Stab und Truppe. Dennoch war er bei seinen Offizieren und Mannschaften ausserordentlich beliebt. Auf jemanden, der ihn zum erstenmal sah, machte er einen ausgesprochen «sturen» Eindruck. Klein, schlank, mit ruhigen blauen Augen, blondem Haar und einem kleinen Schnurrbart, wirkte er auf den ersten Blick eher wie ein ärmlicher Lehrer als wie ein General.

Für seinen Adjutanten war es eine Quelle ständigen Ärgers, dass Heinrici so wenig Wert darauf legte, wie ein Generaloberst auszusehen. Heinrici verabscheute die auf Hochglanz polierten kniehohen Reitstiefel des deutschen Offiziers. Lieber trug er gewöhnliche Halbschuhe und altmodische Ledergamaschen. Von seinen Mänteln

## Die Berliner



Der Milchmann Richard Poganowska im Jahre 1945.  
*Oben:* Seine beiden Pferde Lise und Hans vor dem Milchwagen. Jeden Tag achtete Poganowska auf gewisse Dinge, die ihm halfen, seine Zuversicht zu bewahren.

Falls nichts anderes vermerkt, befinden sich die wiedergegebenen Fotografien im Besitz des Autors.



Robert und Ingeborg  
Kolb im Jahre 1945



Das Haus der Familie Kolb in Spandau. «Wir werden vom Krieg verschont bleiben», hatte Kolb oft zu seiner Frau gesagt. Als eine Feldküche vor dem Haus aufgestellt wurde, wusste Kolb, dass er nicht recht behalten sollte







Foto Cornelius Ryan



Foto Cornelius Ryan

*Links:* Dr. Arthur Leckscheidt, Pfarrer an der evangelischen Melancthon-Kirche im Berliner Stadtteil Kreuzberg. «Die Augen voller Tränen, spielte er noch einmal auf der Orgel und nahm so von seiner brennenden Kirche Abschied. Mitten durch den Lärm der niederprasselnden Bomben vernahmen die Patienten des naheliegenden Krankenhauses das alte Lied ‚Aus tiefer Not schrei ich zu Dir‘.» *Rechts:* Carl Johann Wiberg. «Dieser Schwede, der so durch und durch deutsch erschien, war ein Spion der Alliierten.»

Schwester Oberin Kunigunde von Haus Dahlem. Die Leiterin des von den Missionsschwestern vom Heiligen Herzen Jesu geleiteten Säuglings- und Entbindungsheimes stand – wie ihr Ratgeber Pater Hapig – vor der Aufgabe, «sechzig Nonnen und Laienschwestern klarzumachen, dass sie in Gefahr waren, vergewaltigt zu werden».



Erna Saenger (*Mitte*) mit ihren Schwiegertöchtern und Enkelkindern im Jahre 1945. «Wenn alle fortgingen, hätte ja der Feind, was er will.»





*Links:* Juliane Bochnik im Jahre 1945. «Sobald ich das erste Paar russischer Stiefel sehe, bringe ich mich um», vertraute ihr eine Freundin an. *Rechts:* Pia van Hoven



Die ehemalige kommunistische Stadtverordnete Hildegard Radusch (*links*) und ihre Freundin Else Klopsch

Bruno Zarzycki (2. von *links*) mit Soldaten der Roten Armee. Zarzycki, der unter Magengeschwüren litt, hatte wiederholt gesagt, dass beim Anblick des ersten Sowjetsoldaten seine Beschwerden sofort verschwänden







Herbert Kosney



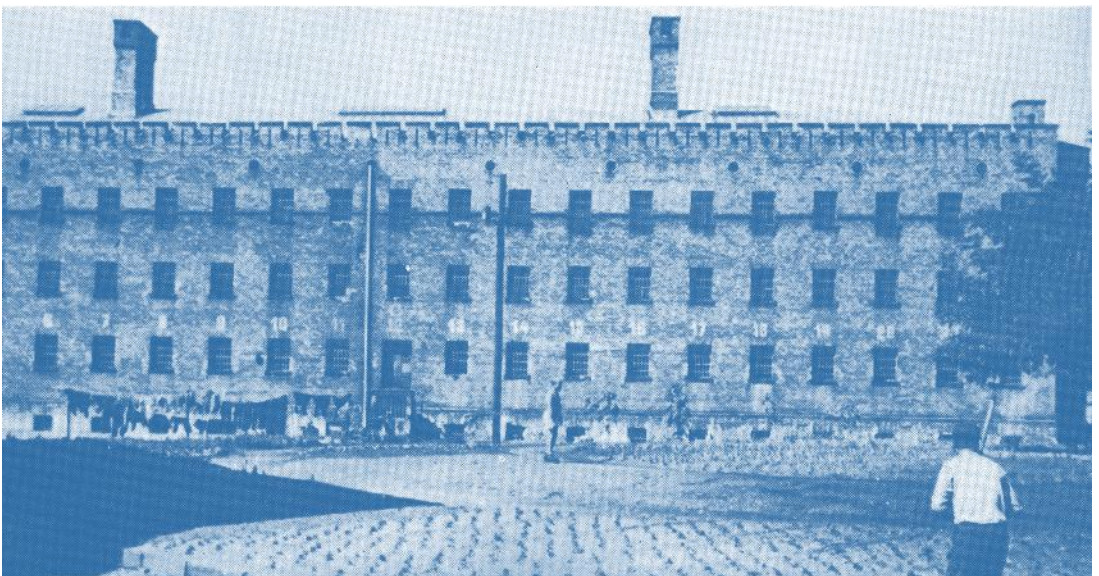
Kurt Kosney



Hauptmann Helmuth Cords, der wie Herbert Kosney in die Verschwörung vom 20. Juli verwickelt war und täglich seine Hinrichtung erwartete. Wenige Tage vor Kriegsende freigelassen, heiratete er Jutta Sorge (*rechts*), die ebenfalls zeitweise inhaftiert war.

Das Gefängnis in der Lehrter Strasse

Senatsarchiv Berlin







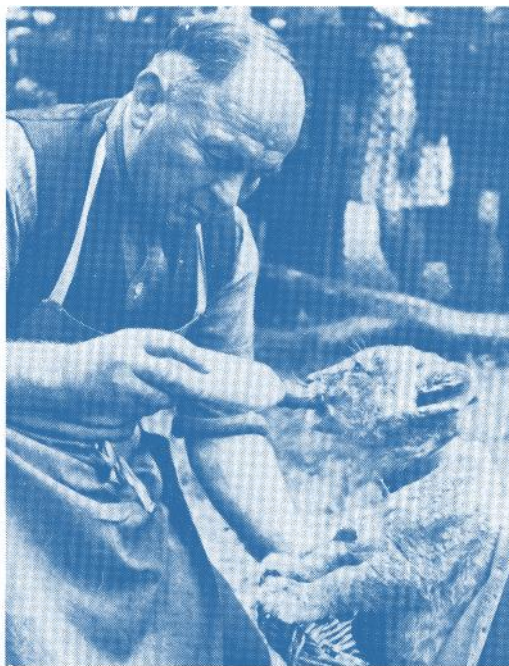
Der mit Hermann Göring befreundete Direktor des Berliner Zoos, Professor Dr. Lutz Heck.



Oberwärter Walter Wendt, der die Wildrinder des Berliner Zoos betreute. Wendt hat die Kampfhandlungen im Zooviertel überlebt. Rechts: Frau Dr. Heinroth.



Der Löwenwärter Gustav Riedel, der allen entgegenlautenden Anweisungen zum Trotz die Jungtiere retten wollte.



Frau Dr. Katharina Heinroth, die spätere Leiterin des Zoos, mit ihrem Lieblingsaffen



Foto Cornelius Ryan

Käthe Reiss-Heusermann, die ehemalige Sprechstundenhilfe von Hitlers Zahnarzt, Professor Dr. Hugo Blaschke.

*Unten:* Käthe Heusermann und Blaschke bei einer Zahnbehandlung des Reichspropagandaministers Joseph Goebbels. Käthe Heusermann gehörte zu den wenigen Leuten, die Hitlers jeweiligen Aufenthalt kannten.



mochte er am liebsten seinen alten, schon etwas schäbigen Schafspelz, und er weigerte sich trotz aller Vorhaltungen seines Adjutanten, sich davon zu trennen. Auch seine Uniformen trug Heinrici, bis sie völlig abgewetzt waren. Da er gern mit leichtem Gepäck reiste, nahm er meistens nur eine Uniform mit – jene, die er anhatte.

Als Bila das letztmal das Thema Uniform anzuschneiden versuchte, hatte er das ganz vorsichtig getan und Heinrici zögernd gefragt: «Herr Generaloberst, sollten wir uns nicht einmal eine Minute Zeit nehmen, um uns eine neue Uniform anmessen zu lassen?» Heinrici hatte Bila über seine Brille hinweg angesehen und freundlich gefragt: «Meinen Sie wirklich, Bila?» Einen Moment lang hatte der Rittmeister gedacht, es sei ihm gelungen, den Generaloberst zu überzeugen. Doch dann hatte Heinrici eisig gefragt: «Wozu?» Seither war Bila nicht mehr darauf zurückgekommen.

Aber wenn Heinrici auch nicht immer wie ein General aussah, so handelte er doch wie einer. Bei seinen Truppen genoss er, besonders wegen des Widerstands, den er bei Moskau geleistet hatte, einen geradezu legendären Ruf.

Hitlers Blitzkrieg nach Russland hinein war im Dezember 1941 kurz vor Moskau zum Stehen gekommen. 1'250'000 leichtgekleidete deutsche Soldaten, von einem frühen, extrem kalten Winter überrascht, quälten sich mühsam durch Schnee und Eis, als plötzlich wie aus dem Nichts jene russischen Armeen auf tauchten, mit deren Existenz Hitler und sein Mitarbeiterstab nicht mehr gerechnet hatten. In einem umfassenden Angriff warfen die Sowjets den Eindringlingen einhundert Divisionen abgehärteter, an die Kälte gewöhnter Soldaten entgegen. Die Deutschen wurden unter ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen, und eine Zeitlang schien es, als wiederholte sich der schreckliche Rückzug der napoleonischen Armeen vom Jahre 1812 – nur in noch grösserem und blutigerem Ausmass.

Heinrici erhielt den Befehl, den am meisten gefährdeten Abschnitt zu halten. Am 20. Januar 1942 betraute man ihn mit dem Kommando über die Reste der 4. Armee, die direkt vor Moskau stand und das Rückgrat der deutschen Front bildete. Jeder grössere Rückzug in diesem Gebiet hätte die Armeen auf beiden Flanken gefährdet und möglicherweise einen Zusammenbruch der Front zur Folge gehabt. Heinrici übernahm das Kommando an einem bitterkalten Tag. Die Temperatur betrug 40 Grad unter Null. Das Wasser in den Kesseln der Lokomotiven war gefroren, die Maschinengewehre klemmten. Es war unmöglich, Schützengräben und -löcher auszuheben, denn die Erde war hart wie Stein. Heinricis schlecht ausgerüstete Soldaten kämpften bis zu den Hüften im Schnee. Der General hatte den Auftrag, bis zu dem nächsten grossen Angriff durchzuhalten, mit dem Moskau eingenommen werden sollte. «Rings um mich starben meine Männer – und nicht nur durch russische Kugeln», erinnerte er sich später. «Viele trugen schwere Erfrierungen davon.»

Sie hielten fast zehn Wochen stand. Heinrici wandte jede nur denkbare Taktik an und scheute auch vor unorthodoxen Methoden nicht zurück. Er ermunterte seine Leute, trieb sie an, sparte nicht mit Lob, aber auch nicht mit Kritik, und handelte mehrfach gegen Hitlers ausdrücklichen Befehl, der eine «starre Verteidigung» vor-



schrieb. Nach Schätzungen ihres Generalstabs hielt Heinrichs 4. Armee in jenem langen Winter zeitweilig einer zwölffachen Übermacht stand.

Heinrich hatte in Ungarn eine besondere Taktik entwickelt. Wenn er wusste, dass an einem bestimmten Abschnitt ein russischer Angriff bevorstand, befahl er seinen Truppen, in der Nacht zuvor drei bis vier Kilometer weiter rückwärts neue Stellungen zu beziehen. So richtete die russische Artillerie ihr Sperrfeuer jedesmal auf ein Niemandsland. Mit den Worten Heinrichs: «Es war, als schlug man auf einen leeren Sack. Der russische Angriff büsste seinen Schwung ein, und meine Männer standen unversehrt bereit. Für den Fall, dass der feindliche Angriff nicht zum angenommenen Zeitpunkt erfolgte – sondern später – und unsererseits die Stellung geräumt war, mussten die Truppen die ursprüngliche Frontlinie sofort wieder besetzen.» Die Kunst war, zu wissen, wann und wo ein russischer Angriff bevorstand. Heinrich besass dafür einen sechsten Sinn und nicht zuletzt die Fähigkeit, die Berichte der Abwehr, Spähtruppemeldungen und die Aussagen Gefangener richtig auszuwerten.

Es war jedoch nicht immer möglich, diese Methoden anzuwenden. Wenn Heinrich es tat, musste er dabei grösste Vorsicht walten lassen – Hitler hatte bereits Generale, die sich nicht an sein Rückzugsverbot hielten, gefangensetzen und sogar erschiessen lassen. «Obwohl wir ohne seine Erlaubnis kaum einen Wachtposten vom Fenster an die Tür verlegen konnten», berichtete Heinrich, «gelang es einigen von uns, seine geradezu selbstmörderischen Befehle zu umgehen.»

Aus naheliegenden Gründen war Heinrich nie bei Hitler und seinen Günstlingen beliebt gewesen. Seine aristokratische und konservative Erziehung erforderte, dass er den Treueeid, den er Hitler geleistet hatte, hielt, doch an erster Stelle hatten bei ihm immer die Gebote einer höheren Macht gestanden. Schon zu Beginn des Krieges hatte er seiner religiösen Anschauungen wegen Schwierigkeiten gehabt. Heinrich, Sohn eines protestantischen Pfarrers, las täglich einen Bibelspruch und besuchte sonntags den Gottesdienst. Diese Praktiken passten Hitler nicht. Man hatte Heinrich mehrmals den deutlichen Wink gegeben, Hitler halte es für unpassend, wenn ein General sich öffentlich in der Kirche zeige. Im westfälischen Münster war seine Einstellung allgemein aufgefallen. Heinrich, der nie Parteimitglied gewesen war, wurde mitgeteilt, der Führer betrachte seine religiöse Betätigung als «unvereinbar mit den Zielen des Nationalsozialismus». Ohne sich hierum zu kümmern besuchte er mit seiner Frau, seinem Sohn und seiner Tochter wie immer die Kirche.

Von da an hatte man ihn immer nur langsam und widerwillig befördert. Wäre er nicht ein so brillanter Heerführer gewesen und hätten nicht die verschiedenen Kommandeure, unter denen er diente – vor allem Feldmarschall Günther von Kluge –, darauf bestanden, er wäre möglicherweise überhaupt nicht befördert worden.

Ende 1943 hatte Heinrich sich die Feindschaft von Reichsmarschall Hermann Göring zugezogen. Göring hatte sich bei Hitler beschwert, Heinrich habe beim Rückzug der 4. Armee Hitlers «Verbrannte-Erde-Befehl» nicht befolgt. Vor allem beschuldigte er den General, dass er sich bewusst dem Befehl widersetzt habe, «jedes bewohnbare Haus in Smolensk niederzubrennen und zu zerstören». Unter

den Bauten, die stehengeblieben waren, befand sich auch die grosse Kathedrale. Heinrici erwiderte gelassen, er hätte sich mit seinen Truppen nicht durch Smolensk zurückziehen können, wenn die Stadt in Brand gesteckt worden wäre. Diese Antwort befriedigte weder Hitler noch Göring, doch sie war von hinreichender militärischer Logik, um ein Kriegsgerichtsverfahren zu verhindern. Hitler konnte ihm das jedoch nicht vergessen.

Infolge einer Gelbsucherkrankung litt Heinrici unter chronischen Magenbeschwerden. Kurz nach der Auseinandersetzung mit Göring versetzte ihn Hitler wegen seines «schlechten Gesundheitszustands» zur Reserve. Er begab sich in ein Sanatorium in Karlsbad, wo man ihn, wie Heinrici sagt, «einfach sitzenliess». Ein paar Wochen später gelang es den Russen zum erstenmal, die Linien seiner alten Einheit, der 4. Armee, zu durchbrechen.

Heinrici verbrachte 1944 vier Wochen in Karlsbad und beobachtete in höchster Unruhe die apokalyptischen Ereignisse, die Hitlers Reich an den Rand des Abgrunds brachten: die Invasion der westlichen Alliierten in der Normandie im Juli; ihren Vormarsch in Italien und die Einnahme Roms; das misslungene Attentat auf Hitler am 20. Juli und – vor allem – den vehementen Vorstoss der Russen durch Osteuropa. Je kritischer die Lage wurde, umso schwerer fiel es Heinrici, stillzuhalten. Alle seine Bemühungen um ein neues Kommando schlugen zunächst fehl.

Im Spätsommer des Jahres 1944, nach achtmonatigem Urlaub, holte man Heinrici wieder. Man schickte ihn nach Ungarn und unterstellte ihm die hartbedrängte 1. Panzerarmee und die 1. Ungarische Armee. In Ungarn wandte Heinrici wieder seine alte Methode an. Als die Schlacht dort ihren Höhepunkt erreichte, gab Feldmarschall Ferdinand Schörner, Hitlers Protégé und Heinricis Vorgesetzter in Ungarn, einen Führerbefehl weiter, wonach jeder Soldat, der ohne Order hinter der Front angetroffen wurde, standrechtlich zu erschiessen sei und als abschreckendes Beispiel an Wegkreuzungen aufgestellt werden sollte.

Angewidert von diesem Befehl, erwiderte Heinrici zornig: «Solche Methoden sind unter meinem Kommando nie angewendet worden und werden auch in Zukunft nicht angewendet.»

Er war gezwungen, sich von Nordungarn in die Tschechoslowakei zurückzuziehen, verteidigte aber so hartnäckig jede Handbreit Boden, dass ihm am 3. März 1945 die Schwerter zum Ritterkreuz mit Eichenlaub verliehen wurden – eine bemerkenswerte Ehrung für einen Mann, gegen den Hitler eine so starke Abneigung hegte. Und jetzt, zwei Wochen später, eilte er nach Zossen, in der Tasche den Befehl, das Kommando der Heeresgruppe Weichsel zu übernehmen.

Heinrici dachte an die Reaktion seiner Stabsoffiziere, als seine Ernennung bekannt geworden war und man ihn aufgefordert hatte, sich bei Generaloberst Heinz Guderian, dem Chef des Generalstabs des Heeres, zu melden. «Möchten Sie wirklich diesen Posten?» hatte sein bestürzter Stabschef ihn gefragt.

Nach Meinung seiner Untergebenen stand dem freimütigen Heinrici eine Menge Ärger bevor. Als Kommandeur der Oderfront, der letzten Hauptverteidigungslinie zwischen den Russen und Berlin, werde er unter der ständigen Aufsicht Hitlers und seiner «Hofschanzen», wie es einer seiner Offiziere ausdrückte, stehen.

Heinrici war nie ein Schmeichler gewesen, es lag ihm nicht, Tatsachen zu beschönigen. Wie sollte er da einen Zusammenstoss mit den Männern um den Führer vermeiden können? Und jedermann wusste, was mit jenen geschah, die andere Ansichten vertraten als Hitler.

Heinricis Stabsoffiziere hatten ihm so diskret wie möglich nahegelegt, sich eine Entschuldigung auszudenken und das Kommando abzulehnen – vielleicht aus «Gesundheitsgründen». Verwundert erwiderte Heinrici, einen Befehl werde er befolgen «nicht anders als Schütze Schulze oder Schmidt».

Er sah seine Stabsoffiziere vor sich, wie sie ihn beim Abschied angeblickt hatten. Sie ahnten, dass ihm Schweres bevorstand.

## 2

Am Haupttor wurde Heinricis Wagen schnell abgefertigt. Der schwarz-rote Schlagbaum ging hoch, die Wachen salutierten, der Wagen fuhr in den Sperrbezirk ein. Es war, als hätten sie eine andere Welt betreten – was in gewisser Weise stimmte, denn es war verborgene, getarnte, streng geordnete Militärwelt, von der nur wenige wussten. Der Code sah für diese Welt die Schlüsselworte «Maybach I» und «Maybach II» vor.

Der Komplex, durch den Heinricis Limousine rollte, war Maybach I, das Hauptquartier des Oberkommandos des Heeres (OKH). Von hier aus lenkte Generalstabschef Heinz Guderian die Armeen an der Ostfront. Eineinhalb Kilometer weiter befand sich, streng vom OKH getrennt, Maybach II, das Oberkommando der Wehrmacht (OKW). Trotz der scheinbar niedrigeren Einstufung durch die Zahl II war dies die höhere Befehlsstufe – das Hauptquartier Hitlers, des Oberbefehlshabers der Wehrmacht.

Im Gegensatz zu General Guderian, der direkt von seinem OKH-Hauptquartier aus operierte, blieben die Führungsspitzen des OKW – der Chef, Generalfeldmarschall Keitel, und der Chef des Wehrmachtführungsstabes, Generaloberst Jodl – stets in Hitlers Nähe, ganz gleich, wo dieser sich aufhielt. Im Übrigen befand sich der Führungsapparat des OKW ständig in Zossen. Durch ihn befehligten Keitel und Jodl die Armeen an der Westfront. Ausserdem wurden durch Maybach II Hitlers Weisungen an sämtliche deutschen Streitkräfte weitergeleitet.

Maybach II war das Allerheiligste. Nicht nur gegen die Aussenwelt, sondern auch gegen Guderians Hauptquartier war es hermetisch abgesichert. Nur wenige Offiziere von Maybach I hatten dort Zugang. Zwischen den beiden Hauptquartieren verlief ein hoher Stacheldrahtzaun, an dem ständig Wachen patrouillierten. Niemand, hatte Hitler 1941 erklärt, brauche mehr zu wissen, als zur Ausführung seiner Pflichten unbedingt notwendig sei. In Guderians Hauptquartier witzelte man darüber: «Wenn der Feind einmal das OKW erobert, werden wir Weiterarbeiten wie immer. Wir werden nichts davon erfahren.»

Unter dem schützenden Dach des Waldes folgte Heinricis Wagen einem der vielen schmalen Wege, die sich kreuz und quer durch das Lager zogen. Unregelmässig

zwischen den Bäumen verstreut lagen niedrige Betonbauten. Sie waren so angelegt, dass sie von den Bäumen so weit wie möglich verdeckt wurden; ausserdem hatte man sie zur Sicherheit mit düsteren grünen, braunen und schwarzen Tarnfarben angestrichen. Abseits der Strassen, neben den barackenartigen Bauten, parkten unter Tarnnetzen Fahrzeuge. Überall standen Wachtposten, und an den wichtigsten Punkten um den gesamten Komplex ragten niedrige bemannte Bunker aus der Erde.

Diese Unterstände gehörten zu einem ganzen Netz unterirdischer Anlagen. Von Maybach I und Maybach II lag mehr unter der Erde als darüber, jedes Gebäude hatte drei unterirdische Stockwerke und war mit dem nächsten durch Gänge verbunden. Die grösste dieser unterirdischen Anlagen war die «Vermittlung 500» – die grösste Telefon-, Fernschreib- und Funkzentrale Deutschlands. Sie war völlig unabhängig und verfügte über eine mit einem speziellen Filtersystem gegen feindliche Gasangriffe ausgerüstete Klimaanlage sowie eine eigene Wasserversorgung, Küchen und Unterkunftsräume. «Vermittlung 500» lag über zwanzig Meter unter der Erde.

Die Nachrichtenzentrale war die einzige Einrichtung, in die sich OKH und OKW teilten. Sie verband die weit auseinanderliegenden Stäbe des Heeres, der Marine und der Luftwaffe mit den beiden Oberkommandos und Berlin. Darüber hinaus war sie die Hauptzentrale der Reichsregierung und ihrer zahlreichen Dienststellen. Die 1939 fertiggestellte Anlage hatte man bereits mit Blick auf ein zukünftiges Riesenreich ausgestattet. Im Hauptteil, dem Fernamt, sassen die Telefonistinnen in langen Reihen vor Schalttafeln mit blinkenden Lämpchen; über jedem Platz befand sich ein kleines Schild mit dem Namen des jeweiligen Ortes – Berlin, Prag, Wien, Kopenhagen, Oslo usw. An einigen Tafeln waren die Lampen bereits verlöscht – auf den Schildern darüber standen Namen wie Athen, Warschau, Budapest, Rom und Paris.

Die Limousine mit dem Generaloberst und seinen Mitarbeitern hielt vor Guderians Hauptquartier. Heinrici sah deutlich die Spuren der Luftangriffe. Trotz aller Tamvorrichtungen waren die Anlagen bombardiert worden. Im grossen und ganzen aber hatten die massiven Bauten mit ihren zum Teil meterdicken Wänden den Angriffen widerstanden\*.

\* Die Angriffe auf Zossen waren erst sieben Tage zuvor, am 15. März, auf Ersuchen der Russen von den Amerikanern geflogen worden. Die entsprechende Botschaft von Marschall Chudjakow vom Generalstab der Roten Armee an den Chef der amerikanischen Militärmission in Moskau, General John R. Deane, gibt Aufschluss über das erstaunliche Ausmass der sowjetischen Spionagetätigkeit in Deutschland:

Das Dokument ist in Moskau und Washington archiviert und wird hier zum erstenmal veröffentlicht:

Sehr geehrter General Deane: Unseren Informationen zufolge befindet sich der Generalstab des deutschen Heeres 38 km südlich von Berlin in einer unterirdischen Befestigungsanlage, die von den Deutschen «Die Zitadelle» genannt wird. Sie liegt... 5V2 bis 6 km südöstlich von Zossen und 1 bis 1V2 km östlich einer breiten Strasse [der Reichsstrasse 96] ..., die parallel zur Eisenbahnstrecke Berlin–Dresden verläuft. Die unterirdischen Befestigungen nehmen eine Fläche von 5 bis 6 Quadratkilometern ein. Das ganze Gebiet ist von mehrfach gestaffelten Drahtverhauen umgeben und wird von einem SS-Regiment streng bewacht. Gemäss unserer Informationsquelle wurde mit dem Bau der unterirdi-

Der erste, auf den Heinrici stiess, war der General Hans Krebs, Guderians Stabschef. Sein Büro lag unmittelbar neben dem Guderians. Krebs sass hinter dem Schreibtisch – ein Monokel ins rechte Auge geklemmt und den Kopf mit einem grossen weissen Verband umwickelt. Heinrici mochte Krebs nicht besonders. Der Chef des Stabes war zwar ungewöhnlich intelligent, doch Heinrici betrachtete ihn als «einen Mann, der sich weigerte, die Wahrheit zu sehen, der, um vor Hitler die wirkliche Lage zu verschleiern, imstande war, Schwarz in Weiss zu verwandeln». «Was ist denn mit Ihnen los?» fragte Heinrici bei seinem Anblick. Krebs zuckte die Achseln. «Ach, nichts weiter», erwiderte er. «Einige Bombensplitter.»

Krebs liess sich nicht leicht aus der Ruhe bringen. Vor dem Krieg war er Erster Gehilfe des deutschen Militärattachés in Moskau gewesen. Er sprach fast perfekt russisch. Nach der Unterzeichnung des russisch-japanischen Nichtangriffspaktes im Jahre 1941 hatte ihn Stalin mit den Worten umarmt: «Wir wollen immer Freunde bleiben.»

Krebs und Heinrici plauderten ein paar Minuten miteinander. Krebs erwähnte, dass er immer noch russisch lerne. «Jeden Morgen», sagte er, «lege ich ein Wörterbuch auf das Regal vor meinem Spiegel und lerne beim Rasieren ein paar Vokabeln.» Heinrici nickte. Vielleicht waren Krebs seine Russischkenntnisse bald von Nutzen.

In diesem Moment traten Major von Freytag-Loringhoven, Guderians Adjutant, und Hauptmann Gerhard Boldt ein, der ebenfalls Guderians persönlichem Stab angehörte. Sie begrüsstten Heinrici und Bila mit militärischer Steifheit und führten sie ins Büro des Generals. Wie Bila bemerkte, waren beide makellos gekleidet. Sie trugen blankgeputzte Stiefel und gutgeschnittene, sorgfältig gebügelte feldgraue Uniformen mit roten Generalstabsspiegeln am Kragen. Heinrici, der mit Freytag vorausging, sah in seinem Schafspelz wieder einmal verboten aus – besonders von hinten.

Freytag verschwand in Guderians Büro, kam gleich wieder heraus und hielt Heinrici die Tür auf. «Herr Generaloberst Heinrici», meldete er, schloss die Tür hinter dem Besucher und trat ins Vorzimmer zu Boldt und Bila zurück.

Guderian sass hinter einem grossen, mit Papieren übersäten Schreibtisch. Als Heinrici eintrat, stand er auf, begrüsstte ihn herzlich, bot ihm einen Stuhl an und erkundigte sich nach dem Verlauf seiner Reise. Heinrici fand Guderian nervös und gespannt. Guderian war breitschultrig, von mittlerer Grösse und wirkte mit seinem dünnen grauen Haar und seinem spärlichen Schnurrbart viel älter als ein Mitt-

schen Befestigungen im Jahre 1936 begonnen. 1938 und 1939 wurde von den Deutschen die Widerstandskraft der Befestigungen gegenüber Bombenangriffen und Artilleriebeschuss erprobt. Haben Sie, sehr geehrter General, bitte die Freundlichkeit, sobald wie möglich den alliierten Luftstreitkräften Anweisung zur Bombardierung der «Zitadelle» mit schweren Bomben zu erteilen. Ich bin sicher, dass der deutsche Generalstab, falls er sich noch dort befindet, dadurch Schäden und Verluste erleiden wird, die ihn zwingen werden, seine normale Arbeit zu unterbrechen... und vielleicht seinen Sitz zu verlegen. Auf diese Weise werden die Deutschen eine gutorganisierte Nachrichtenzentrale und ihr Hauptquartier verlieren.

Beigeschlossen finden Sie eine Karte, auf der die Lage [des Hauptquartiers] des deutschen Generalstabs genau eingezeichnet ist.



fünfziger. Er war, was nur wenige wussten, ein kranker Mann. Bei seinem zu hohen Blutdruck und seinem schwachen Herzen wirkten sich die dauernden Enttäuschungen auf seinen Gesundheitszustand nicht gerade günstig aus. In jenen Tagen sah sich der Schöpfer von Hitlers schlagkräftigen Panzer Streitkräften – der General, dem die Bezwingung Frankreichs in nur siebenundzwanzig Tagen zu verdanken war und dem mit Russland beinahe das gleiche gelungen wäre – fast ohne jede Macht. Selbst als Chef des Generalstabes hatte er praktisch keinen Einfluss auf Hitler. Heinrici hatte gehört, Guderian, schon immer von ungestümem Temperament, neige in letzter Zeit immer häufiger zu heftigen Wutausbrüchen. Heinrici sah sich um. Das Büro war spartanisch eingerichtet: ein grosser Kartentisch, einige unbequeme Stühle, zwei Telefonapparate und eine Lampe mit grünem Schirm auf dem Schreibtisch, kahle gelb-braune Wände, an denen nur über dem Kartentisch das übliche Hitlerbild hing. Der Generalstabschef hatte nicht einmal einen Polstersessel.

Guderian und Heinrici waren keine engen Freunde, schätzten sich jedoch schon seit Jahren. Jeder respektierte die beruflichen Fähigkeiten des anderen. Ihre Unterhaltung war frei und ungezwungen. Als sie auf das Wesentliche zu sprechen kamen, nahm Heinrici kein Blatt vor den Mund. «Guderian», sagte er, «ich komme aus dem tiefsten Ungarn. Ich habe so gut wie keine Ahnung von der Heeresgruppe Weichsel. Ich weiss nichts über ihre Zusammensetzung und über die Lage an der Oder.»

Guderian war ebenso offen. «Ich muss Ihnen sagen», erwiderte er, «dass Hitler Ihnen dieses Kommando nicht geben wollte. Er dachte an jemand anderen.» Heinrici schwieg.

Guderian fuhr fort: «Ich bin für Ihre Ernennung verantwortlich. Ich habe Hitler gesagt, Sie seien der richtige Mann. Zuerst wollte er nichts davon wissen. Schliesslich konnte ich ihn überzeugen.»

Guderian sprach ruhig und sachlich, doch das Thema erregte ihn; zunehmend änderte sich sein Tonfall. Noch zwanzig Jahre später erinnerte sich Heinrici ganz genau an das, was nun folgte.

«Himmler», fauchte Guderian, «das war die eigentliche Schwierigkeit. Diesen Mann loszuwerden, an dessen Stelle Sie treten sollen.»

Er stand abrupt von seinem Stuhl auf, trat um den Schreibtisch herum und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Heinrici hatte erst vor Kurzem erfahren, dass der Reichsführer SS Heinrich Himmler die Heeresgruppe Weichsel befehligte. Er hatte das zuerst nicht glauben wollen. Gewiss, Himmler gehörte dem engsten Kreis um Hitler an und war nach dem Führer wahrscheinlich der mächtigste Mann im Reich – aber was Heinrici nicht glaubte, war, dass Himmler irgendwelche Kenntnisse oder Erfahrungen in der Führung von Fronttruppen besitzen könnte – ganz abgesehen von der Leitung einer mehrere Armeen umfassenden Heeresgruppe.

Als die Front in Polen Mitte Januar unter dem Ansturm der Roten Armee zusammenzubrechen begann, hatte Guderian verzweifelt die Aufstellung einer Heeresgruppe gefordert, die zwischen Weichsel und Oder eine Hauptverteidigungslinie aufbauen sollte. Diese Linie sollte von Ostpreussen bis zu einem Punkt

im Süden reichen und sich dort mit einer anderen Heeresgruppe verbinden. Wenn die Linie – das waren noch vor zwei Monaten die Erwägungen gewesen – hielt, könnte das die Russen daran hindern, durch das südliche Pommern und Oberschlesien direkt nach Brandenburg und Berlin vorzustossen.

Zum Kommandeur der Heeresgruppe hatte Guderian Feldmarschall Freiherr von Weichs vorgeschlagen. «Er schien mir damals der Richtige für diesen Posten zu sein», sagte Guderian. «Und was geschah? Hitler meinte, von Weichs sei zu alt. Jodl war bei der Besprechung anwesend, und ich rechnete mit seiner Unterstützung. Doch er machte irgendeine Bemerkung über von Weichs' religiöse Einstellung. Damit war die Sache erledigt.

Wer aber bekam das Kommando?» fuhr Guderian wütend fort, «Hitler ernannte Himmler! Ausgerechnet Himmler!»

Guderian hatte, wie er sagte, gegen diese «ungeheuerliche Ernennung» nach Kräften protestiert, aber Hitler liess nicht mit sich reden. Unter Himmler war die Front nahezu zusammengebrochen. Die Russen taten genau das, was Guderian prophezeit hatte. Nachdem die Rote Armee die Weichsel überschritten hatte, schwenkten Teile von ihr nach Norden ab und erreichten bei Danzig die Ostsee. Allein in Ostpreussen wurden zwanzig bis dreissig Divisionen abgeschnitten und eingeschlossen. Die übrigen sowjetischen Armeen brachen durch Pommern und Oberschlesien bis zur Oder und Neisse durch. Überall an der Ostfront wurden die deutschen Linien überrannt. Doch kein Abschnitt war so schnell zusammengebrochen wie der Himmlers. Sein Versagen hatte den Russen den Hauptvorstoss durch Deutschland und die Vereinigung mit den westlichen Alliierten ermöglicht. Und vor allem hatte es Berlin in Gefahr gebracht.

Vor achtundvierzig Stunden, so berichtete Guderian seinem Besucher, sei er in der Absicht, Himmler zur Abgabe seines Kommandos zu bewegen, zum Hauptquartier Weichsel in Birkenhain, etwa neunzig Kilometer nördlich von Berlin, gefahren. Hier hatte man ihm mitgeteilt, Himmler sei krank. Schliesslich fand er den Reichsführer SS dreissig Kilometer weiter – er hatte sich «in ein Sanatorium verkrochen, mit nichts weiter als einem Schnupfen».

Guderian erkannte sofort, dass Himmlers «Krankheit» ausgenutzt werden konnte. Er versicherte Himmler seines Mitgefühls und meinte, der Reichsführer sei gewiss überarbeitet – die zahlreichen Posten, die er innehatte, überstiegen sicherlich «die Kraft jedes Menschen». Der ehrgeizige Himmler war nicht nur Kommandeur der Heeresgruppe Weichsel, sondern ausserdem Innenminister, Chef der Gestapo, der Polizei und des Sicherheitsdienstes, Führer der SS und Befehlshaber des Ersatzheeres. Guderian legte ihm nahe, sich einer dieser Bürden zu entledigen – etwa der Heeresgruppe Weichsel...

Himmler ging sofort auf den Vorschlag ein. Es sei nur zu wahr, seine vielen Ämter erforderten in der Tat Riesenkräfte. «Aber», sagte er, «das kann ich dem Führer nicht sagen, er wird mir das nicht genehmigen.»

«Dann gestatten Sie mir», erwiderte Guderian rasch, «dass ich es ihm sage.» Himmler erklärte sich einverstanden. Noch am selben Abend, berichtete Guderian, «entband Hitler den überlasteten Reichsführer unter Murren offensichtlich widerwillig von seinem Kommando».

Guderian schwieg, doch nur einen Moment. Wieder packte ihn die Wut. Mit gepresster Stimme stiess er hervor: «Wir sind in einer phantastischen Klemme. Die Art, wie dieser Krieg geführt wird, ist einfach unglaublich! Unverantwortlich!» Immer wieder in den vergangenen Monaten habe er, Guderian, Hitler begreiflich zu machen versucht, dass die wahre Gefahr an der Ostfront drohe und dass «drastische Massnahmen» erforderlich seien. Er hatte dringend eine Reihe von strategischen Rückzügen in den baltischen Ländern – vor allem in Kurland – sowie auf dem Balkan gefordert und sogar vorgeschlagen, Norwegen und Italien zu räumen. Die Fronten müssten überall verkürzt werden; jede freigewordene Division könne an der Ostfront eingesetzt werden. Nach den Berichten der Abwehr verfügten die Russen über doppelt so viele Divisionen wie die westlichen Alliierten – dennoch kämpften im Osten weniger deutsche Divisionen als im Westen. Überdies stünden die besten deutschen Divisionen Eisenhower gegenüber. Doch Hitler weigerte sich, in die Defensive zu gehen; er nahm die Tatsachen und Zahlen, die man ihm unterbreitete, einfach nicht zur Kenntnis.

«Und dann», erklärte Guderian, «hat Hitler seinen wahrscheinlich grössten Fehler begangen. Im Dezember 1944 setzte er alles auf eine Karte und startete seine Offensive gegen die westlichen Alliierten in den Ardennen. Der Angriff, so hatte Hitler geprahlt, werde die alliierte Front aufspalten und den ganzen Kriegsverlauf ändern. Er warf drei komplett ausgerüstete Armeen gegen das Zentrum der Westfront – insgesamt zwanzig Divisionen, von denen allein zwölf mit Panzern ausgestattet waren. Sie sollten die Front durchbrechen, die Maas erreichen, dann nach Norden vorstossen und den wichtigen Versorgungshafen Antwerpen nehmen. Die Alliierten fielen, von dem Schlag überrumpelt, zunächst zurück, erholten sich dann aber und warfen die angeschlagenen gegnerischen Armeen nach knapp fünf Wochen hinter die deutsche Grenze zurück.»

«Als sich herausstellte, dass die Offensive fehlgeschlagen war», sagte Guderian, «bat ich Hitler, unsere Truppen aus den Ardennen zurückzunehmen und sie an der Ostfront einzusetzen, wo wir jeden Moment den russischen Angriff erwarteten. Doch es war vergeblich. Hitler weigerte sich, die Schätzungen, die wir über die Stärke der Sowjettruppen angestellt hatten, zu glauben.»

Am 9. Januar eröffnete Guderian Hitler, dass den Russen bei ihrem bevorstehenden Angriff von der Ostsee bis zum Balkan wahrscheinlich insgesamt 225 Divisionen und 22 Panzerkorps zur Verfügung stünden. Diese Schätzung stammte von General Reinhard Gehlen, Guderians Abwehrchef. Aus ihr ging hervor, dass die zahlenmässige Überlegenheit der Russen bei der Infanterie elf zu eins, bei den Panzern sieben zu eins und bei Artillerie und Luftstreitkräften mindestens zwanzig zu eins betrug. Hitler schlug mit der Faust auf den Tisch und brüllte: «Wer hat sich denn diesen Unsinn ausgedacht? Der Mann gehört in die Irrenanstalt!» Drei Tage später griffen die Russen an. Gehlens Vorhersage erwies sich als richtig.

«Die Front brach praktisch zusammen», fuhr Guderian fort. «Einfach deshalb, weil der grösste Teil unserer Panzertruppen im Westen gebunden war. Schliesslich erklärte sich Hitler damit einverstanden, einen Teil der Panzer zu verlegen, doch er erlaubte mir nicht, sie gegen die russischen Angriffsspitzen östlich von Berlin

einzusetzen. Wohin hat er sie geschickt? Nach Ungarn, wo sie zu einem völlig sinnlosen Angriff zur Wiedereroberung der Ölfelder eingesetzt wurden. Heute noch stehen etwa zwanzig Divisionen in Kurland – gebunden, ohne Aktionsmöglichkeit. Sie werden hier gebraucht – nicht da oben! Wenn wir durchhalten wollen, müssen wir alles, was wir haben, an die Ostfront werfen.»

Guderian machte eine Pause und beruhigte sich mühsam. Dann fuhr er fort: «Die Russen stehen direkt vor unserer Haustür. Sie haben die Offensive gestoppt, um sich neu zu ordnen und umzugruppieren. Nach unseren Schätzungen haben Sie drei oder vier Wochen Zeit, sich vorzubereiten – dann wird die Flut losbrechen. In dieser Zeit werden die Russen versuchen, am Westufer neue Brückenköpfe zu errichten und die schon vorhandenen zu vergrössern und zu festigen. Das muss verhindert werden. Ganz gleich, was anderswo geschieht – die Russen müssen an der Oder aufgehalten werden. Das ist unsere einzige Hoffnung.»

### 3

Guderian liess Karten bringen. Draussen im Vorzimmer nahm einer der Adjutanten einige von dem bereitliegenden Stoss, brachte sie herein und breitete sie vor den Generalen auf dem Kartentisch aus.

Endlich hatte Heinrici Gelegenheit, sich ein Bild von der Gesamtlage zu machen. Mehr als ein Drittel von Deutschland war verloren – verschluckt von den im Westen und Osten vorstossenden Alliierten. Der Rest lag zwischen zwei grossen Wasserschränken: dem Rhein im Westen, der Oder und Neisse im Osten. Die grossen Industriegebiete des Reichs, die noch nicht in der Hand des Feindes waren, wurden, wie Heinrici wusste, Tag und Nacht bombardiert.

Im Westen hatten Eisenhowers Armeen bereits den Rhein erreicht, Deutschlands grösste natürliche Verteidigungslinie. Die englischen und amerikanischen Streitkräfte standen über eine Länge von fast achthundert Kilometern – praktisch von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze – am westlichen Ufer. An einer Stelle hatten die Amerikaner den Rhein sogar schon überschritten. Am 7. März hatten die Amerikaner bei Remagen, südlich von Bonn, eine noch nicht völlig zerstörte Brücke genommen und hielten seitdem am Ostufer einen dreissig Kilometer langen und acht Kilometer tiefen Brückenkopf. Weitere Überschreitungen des Rheins wurden jeden Moment erwartet.

Die Front im Osten erstreckte sich über eintausenddreihundert Kilometer – von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer. In Deutschland selbst waren die Russen bis zur Oder und Neisse vorgedrungen. Sie trafen zur Zeit, wie Guderian Heinrici erklärte, fieberhafte Vorbereitungen zur Wiederaufnahme ihrer Offensive. Aufklärungsflugzeuge hatten Verstärkungstruppen ausgemacht, die auf die Front zuströmten. Auf sämtlichen Bahnhöfen in Frontnähe wurden massenhaft Geschütze und Ausrüstungsmaterial entladen. Auf den Strassen sahen die Aufklärer Panzer, riesige Fahrzeugkolonnen und marschierende Truppen. Wie stark die Rote Armee im Augenblick des Angriffs sein würde, konnte niemand vorhersagen. Die

deutsche Aufklärung hatte drei Heeresgruppen ausgemacht, die sich unmittelbar gegenüber den Stellungen der Heeresgruppe Weichsel konzentrierten.

Angesichts des Kartenbildes, das sich ihm hier bot, wurde Heinrici zum erstenmal, wie er später sagte, «die ganze erschreckende Wahrheit bewusst».

Der General blickte auf die dünne, geschlängelte Linie, welche die Stellungen der Heeresgruppe Weichsel markierte. Über zweihundertachtzig Kilometer – von der Ostseeküste bis zum Zusammenfluss von Oder und Neisse in Schlesien, wo der Abschnitt von Feldmarschall Schörner begann – erstreckte sich sein zukünftiger Abschnitt. Der grösste Teil der Front verlief am westlichen Ufer der Oder. Am Ostufer gab es noch drei grössere Brückenköpfe: Im Norden Stettin, die Hauptstadt Pommerns, im Süden Küstrin und die frühere Universitätsstadt Frankfurt an der Oder. Die beiden letztgenannten befanden sich in dem taktisch überaus wichtigen Abschnitt vor Berlin.

Heinrici stellte fest, dass ihm nur zwei Armeen zur Verfügung standen – mit ihnen sollte er die Eroberung der Hauptstadt durch die Russen und den Vorstoss ins Herz Deutschlands verhindern! Den nördlichen Flügel der Front hielt die 3. Panzerarmee unter General Hasso von Manteuffel, nach Guderian und Rommel wahrscheinlich der beste Panzertaktiker der Wehrmacht. Sein Abschnitt war etwa hundertfünfzig Kilometer lang und reichte vom Grossen Haff nördlich Stettin bis zur Mündung des Hohenzollernkanals in die Oder, etwa sechzig Kilometer nordöstlich von Berlin. Südlich davon, bis zu der etwa hundertdreissig Kilometer entfernten Neissemündung, lag die Verteidigung in den Händen des Generals Theodor Busse, der die 9. Armee befehligte.

So deprimiert Heinrici von diesem Bild war, das riesige Truppenaufgebot, das ihm gegenüberstand, beunruhigte ihn nicht besonders. Es war an der Ostfront üblich, ohne Luftunterstützung mit einem Minimum an Panzern gegen eine mindestens neun- bis zehnfache Übermacht zu kämpfen. Heinrici wusste, dass alles vom Kampfgeist der Truppe abhing. Was ihm Sorgen machte, war die Zusammensetzung der beiden Armeen.

Dem erfahrenen Heinrici sagte der Name einer Division und ihres Kommandeurs im Allgemeinen genug über ihre Geschichte und ihre Kampffähigkeit. Als er nun die Karte betrachtete, stellte er fest, dass es bei der Heeresgruppe Weichsel nur wenige Divisionen gab, die er kannte. Statt der üblichen Zahlen hatten die meisten von ihnen merkwürdige Namen wie «Gruppe Klossek», «Döberitz», «Nederland», «Kurmark», «Berlin» und «Müncheberg». Vermutlich zersplitterte Truppenteile, sagte sich Heinrici, die Reste von Divisionen, die man einfach zusammengelegt hatte. Guderians Karte gab darüber keinen rechten Aufschluss. Nun, er würde ja sehen. Zunächst einmal hatte er den dunklen Verdacht, dass es sich nur dem Namen nach um Divisionen handelte. Heinrici äusserte sich nicht darüber, denn es gab andere, wichtigere Dinge mit Guderian zu besprechen – vor allem Küstrin.

Die grössere der beiden Armeen war die von Busse kommandierte 9. Armee. Sie bildete den unmittelbaren Verteidigungsschild Berlins. Die Ansammlung von roten Zeichen auf der Karte liess darauf schliessen, dass Busse sich in einer sehr schwierigen Lage befand. Die Russen, erklärte Guderian, konzentrierten sich gegenüber der 9. Armee. Sie unternahmen grosse Anstrengungen, die beiden deut-

schen Brückenköpfe am Ostufer bei Küstrin und im Raum Frankfurt an der Oder zu vernichten. Am gefährlichsten war die Situation bei Küstrin.

In diesem Abschnitt war es den Russen in den vergangenen Wochen gelungen, die Oder zu überschreiten und am westlichen Ufer Fuss zu fassen. Sie waren einige Male zurückgeworfen worden, doch bei Küstrin hatten sie sich halten und beiderseits der Stadt ziemlich grosse Brückenköpfe errichten können. Zwischen diesen beiden Stellungen lag noch ein kleiner Korridor, der die Verteidiger von Küstrin mit der 9. Armee verband. Sobald diese Zange sich schloss, musste Küstrin fallen. Die beiden miteinander verbundenen Brückenköpfe waren für die Russen dann das Sprungbrett für den Angriff auf Berlin.

Guderian liess eine weitere Bombe platzen. «Hitler», sagte er, «hat beschlossen, einen Angriff zur Beseitigung des Brückenkopfes südlich Küstrin zu unternehmen.

Busse bereitet sich schon darauf vor. Ich nehme an, es geht in etwa vierundzwanzig Stunden los.»

Es sei geplant, erläuterte Guderian, den Angriff von Frankfurt an der Oder aus, fünfundzwanzig Kilometer südlich von Küstrin, zu führen. Fünf deutsche Panzergranadierdivisionen sollten zum deutschen Brückenkopf übersetzen, von dort aus entlang dem Ostufer vorstossen und den russischen Brückenkopf südlich Küstrin von rückwärts angreifen.

Heinrici studierte die Karte. Frankfurt an der Oder lag beiderseits des Flusses, der grössere Teil der Stadt befand sich am westlichen Ufer. Eine einzige Brücke verband die beiden Stadtteile. Der neue Befehlshaber der Heeresgruppe Weichsel war sich sofort über zwei Dinge im Klaren: Das hügelige Gelände am Ostufer bot der russischen Artillerie ideale Bedingungen – von den Hügeln aus konnte sie den deutschen Angriff im Keim ersticken. Noch schlimmer aber war, dass der deutsche Brückenkopf auf der anderen Seite des Flusses zu klein für die Aufstellung von fünf motorisierten Divisionen war.

Heinrici beugte sich lange über die Karte. Es gab keinen Zweifel: Die Russen mussten die deutschen Divisionen sofort entdecken. Sie würden unverzüglich den Feind unter Artilleriebeschuss nehmen und dann aus der Luft angreifen. Heinrici sah Guderian an und sagte lakonisch: «Völlig unmöglich.»

Guderian stimmte ihm zu. Die einzige Möglichkeit, erklärte er Heinrici, bestehe darin, die deutschen Divisionen, eine nach der andern, in einer fünfundzwanzig Kilometer langen Kolonne über die Brücke rollen zu lassen. Doch lasse sich Hitler von dem Angriff nicht abbringen. «Er wird gelingen», hatte er Guderian gesagt, «denn die Russen rechnen nicht mit einer so kühnen, unorthodoxen Operation.»

Der Abschnitt zwischen Küstrin und Frankfurt war, wie die Karte zeigte, mit russischen Truppen vollgestopft. Selbst wenn es gelang, den Angriff vom Brückenkopf aus zu führen, waren die Russen so stark, dass die deutschen Divisionen Küstrin nie erreichen konnten. Heinrici sagte düster: «Unsere Truppen werden mit dem Rücken zur Oder eingeschlossen. Das gibt eine Katastrophe.»

Guderian antwortete nicht – darauf gab es nichts zu sagen. Er blickte plötzlich auf seine Uhr und sagte nervös: «Mein Gott, ich muss um drei Uhr zur Lagebesprechung beim Führer in Berlin sein.» Schon der Gedanke daran brachte ihn wieder in Wut. «So kann man einfach nicht arbeiten», brauste er auf. «Zweimal am Tag

steht man stundenlang herum und hört sich den Quatsch dieser Leute um Hitler an. Nichts kann ich erledigen. Ich verplempere meine Zeit auf der Strasse oder in Berlin, wo ich mir dieses Gesabber anhören muss!»

Über diesen heftigen Ausbruch erschrak Heinrici. Das Gesicht des Stabschefs war dunkelrot, und einen Moment fürchtete Heinrici, Guderian werde einen Herzanfall bekommen. Bedrücktes Schweigen herrschte. Guderian suchte sich zu beruhigen. «Hitler», sagte er, «wird über den Angriff bei Küstrin sprechen! Vielleicht sollten Sie mitkommen.»

Heinrici lehnte ab. «Wenn ich übermorgen diesen wahnwitzigen Angriff unternehmen soll», sagte er, «dann fahre ich lieber so schnell wie möglich in meinen Gefechtsstand.» Ärgerlich fügte er hinzu: «Hitler kann wohl ein paar Tage warten, mich zu sehen.»

Heinrich von Bila sah, wie im Vorzimmer der Kartenstapel immer mehr zusammenschmolz. Eine Karte nach der anderen verschwand in Guderians Büro. Die Besprechung musste bald zu Ende sein. Bila trat an den Tisch und warf gelangweilt einen Blick auf die obere der beiden letzten Karten. Es war eine gewöhnliche Deutschlandkarte – nur die Beschriftung wirkte merkwürdig. Bila wollte sich schon wieder abwenden, als er erkannte, warum diese Karte so seltsam anmutete: Sie war englisch beschriftet. Bila beugte sich nieder und nahm das merkwürdige Dokument näher in Augenschein.

#### 4

Gegen 6 Uhr abends erreichte Heinrici müde und erschöpft seine neue Befehlsstelle in Birkenhain, Kreis Prenzlau. Während der zweieinhalbstündigen Fahrt von Zossen hatte er geschwiegen. Einmal hatte Bila versucht, ein Gespräch zu beginnen und den General gefragt, ob er die Karte gesehen habe. Der Rittmeister nahm an, Guderian habe Heinrici ein zweites Exemplar der Karte gezeigt und Näheres darüber gesagt.

Doch Heinrici wusste nichts davon. Der General sass mürrisch und mit zusammengepressten Lippen da. Bila hatte ihn noch nie so bedrückt gesehen.

Das Hauptgebäude, in dem sich auch die Wohnung von Himmler befand, bestand, genauso wie alle übrigen Gebäude, aus Holzbaracken, wie sie beim Reichsarbeitsdienst in Gebrauch waren. Zur Herstellung des Hauptgebäudes hatte man zwei Baracken miteinander verbunden. Vor dem Eingang befand sich eine dreieckige Überdachung, die auf einigen aus Holz gefertigten Pfählen ruhte. Auf einem nahe gelegenen Abstellgleis stand sein luxuriös eingerichteter Sonderzug «Steiermark».

Wie Zossen lag diese Anlage in einem Wald, doch damit war die Ähnlichkeit auch schon erschöpft. Von der geschäftigen militärischen Betriebsamkeit, wie man sie im Hauptquartier einer Heeresgruppe erwartete, war nichts zu merken. Das Haus schien leer und verlassen, nur in der Vorhalle sass ein SS-Unterscharführer. Er

fragte die Besucher nach ihrem Namen, wies ihnen auf einer harten Bank einen Platz an und verschwand.

Einige Minuten vergingen, dann erschien ein grosser, makellos gekleideter SS-Gruppenführer. Er stellte sich als Himmlers Stabschef, Heinz Lammerding, vor und erklärte, der Reichsführer sei in einer äusserst wichtigen Besprechung und könne im Moment nicht gestört werden. Lammerding gab sich höflich, aber kühl. Er wandte sich auf dem Absatz um und liess Heinrici und Bila in der Vorhalle warten. Seit er dem Offizierskorps angehörte, hatte man Heinrici noch nie so herablassend behandelt.

Er wartete geduldig fünfzehn Minuten, dann sagte er ruhig zu Bila: «Richten Sie diesem Lammerding aus, dass ich nicht die Absicht habe, auch nur eine Minute länger hier sitzenzubleiben. Ich möchte Himmler sofort sprechen.» Sekunden später führte man Heinrici in Himmlers Büro.

Himmler stand neben seinem Schreibtisch. Er war mittelgross. Die Beine – ein Stabsoffizier Heinricis hatte sie mit den «Hinterbeinen eines Stiers» verglichen – schienen im Verhältnis zum Rumpf etwas kurz geraten. Himmler hatte ein schmales Gesicht mit fliehendem Kinn, zusammengekniffene Augen hinter einer Drahtbrille und einen kleinen Schnurrbart über den dünnen Lippen. Heinrici fand es «blass, schlaff und etwas schwammig». Himmlers Hände waren schmal, weich und feminin, die Finger lang. Der Reichsführer trat auf Heinrici zu, begrüßte ihn und gab sofort eine weitschweifige Erklärung von sich. «Sie müssen verstehen», sagte er und nahm Heinricis Arm, «dass mir der Entschluss, die Heeresgruppe Weichsel aufzugeben, sehr schwerfällt.» Während er sprach, bedeutete er Heinrici, auf einem Stuhl Platz zu nehmen. «Aber, wissen Sie, ich habe so viele Posten, soviel Arbeit – und meine Gesundheit ist nicht die beste.»

Er setzte sich hinter seinen Schreibtisch, lehnte sich zurück und fuhr fort: «Ich werde Ihnen erst einmal die Lage schildern. Die Karten und die Berichte kommen sofort.» Zwei SS-Leute traten ins Zimmer; der eine hatte einen Stenogrammblock, der andere einen grossen Stoss Karten unterm Arm. Ihnen folgten zwei Stabsoffiziere. Sie trugen, wie Heinrici erleichtert feststellte, keine SS-, sondern Wehrmachtsuniform. Bei dem einen der beiden Offiziere handelte es sich um den Generalleutnant Friedrich Kinzel, den stellvertretenden Chef des Stabes. Der andere war Oberst Hans Georg Eismann, der Chef der Führungsabteilung. Heinrici freute sich besonders, Eismann zu sehen, den er als einen ungewöhnlich fähigen Stabs-offizier kannte. Lammerding erschien nicht.

Himmler wartete, bis alle Platz genommen hatten. Dann liess er eine dramatische Rede zu seiner persönlichen Rechtfertigung vom Stapel. Er begann, so erinnerte sich Heinrici, «bei Adam und Eva» und erging sich dann in umständlichen, detaillierten Erläuterungen, «die in keiner Weise sinnvoll waren».

Kinzel und Eismann wussten, dass Himmler stundenlang so reden konnte. Nach wenigen Minuten entschuldigte sich Kinzel mit dringender Arbeit. Eismann beobachtete Himmler und Heinrici und verglich sie im Geist miteinander. Da war Heinrici, «ein standhafter, ergrauter alter Soldat – ein ernster, schweigsamer, strammer kleiner Mann, für den Höflichkeit etwas Selbstverständliches war» und der sich das pathetische Geschwätz eines unsoldatischen Emporkömmlings an-



hören musste, «der nicht einmal den Massstab einer Karte lesen konnte». Und dort war der wild gestikulierende Himmler, «der in einer theatralischen Tirade immer wieder völlig unwichtige Einzelheiten wiederholte». Eismann konnte sich vorstellen, wie schockiert und angewidert Heinrici war.

Bald entschuldigte sich auch Eismann – er habe «viel zu tun». Einige Minuten später bemerkte Heinrici, dass der Stenograph Himmlers Redeschwall nicht nachkam und seinen Bleistift hinlegte. Heinrici langweilte sich unsäglich; er sass schweigend da und liess das Ganze über sich ergehen.

Plötzlich klingelte das Telefon auf Himmlers Schreibtisch. Himmler nahm ab und horchte einen Moment mit erschrockenem Gesicht. Dann reichte er Heinrici den Hörer. «Sie sind der neue Befehlshaber», sagte er. «Am besten, Sie führen dieses Gespräch.»

Heinrici nahm den Hörer. «Hier Heinrici», sagte er, «wer ist dort?»

Es war General Busse, der Kommandeur der 9. Armee. Heinrici erstarrte, als er hörte, was Busse ihm zu sagen hatte. Die Katastrophe war bereits eingetreten. Die Russen hatten Busses Vorbereitungen für den Angriff auf Küstrin bemerkt. Er hatte die 25. Panzerdivision, eine seiner besten Einheiten, die seit Monaten den Korridor zwischen den russischen Brückenköpfen beiderseits Küstrin offengehalten hatte, im Zug der Angriffsvorbereitungen ihre Stellungen räumen und diese durch die 20. Panzerdivision beziehen lassen. Die Russen hatten den Austausch bemerkt und von Norden und Süden angegriffen. Die Zange hatte sich geschlossen, genau wie Guderian es befürchtet hatte. Die 20. Panzerdivision war durchbrochen, Küstrin isoliert. Die Russen verfügten damit über den grossen Brückenkopf, den sie für den Angriff auf Berlin brauchten.

Heinrici hielt die Hand über die Sprechmuschel und informierte Himmler. Der Reichsführer zuckte nervös die Achseln. «Na und?» sagte er. «Sie sind Befehlshaber der Heeresgruppe Weichsel.» Heinrici starrte ihn an. «Jetzt hören Sie mal», sagte er scharf. «Ich habe nicht die geringste Ahnung von der Heeresgruppe. Ich weiss nicht einmal, was für Soldaten ich habe und wer wo steht.»

Himmler glotzte Heinrici mit leerem Blick an. Da wurde Heinrici klar, dass er von dem Reichsführer nicht die geringste Hilfe zu erwarten hatte. Er nahm die Hand von der Sprechmuschel und bevollmächtigte Busse zum sofortigen Gegenangriff. Sobald wie möglich, versprach er dem Kommandeur der 9. Armee, werde er an der Front sein. Als er den Hörer aufgelegt hatte, fuhr Himmler, als ob nichts geschehen sei, in seinen weitschweifigen Ausführungen fort.

Heinrici war jetzt ernstlich verärgert. Er unterbrach Himmler schroff und ersuchte ihn, ihm seine Meinung über die Gesamtlage und die weiteren Kriegsziele zu sagen. Diese Bitte war Himmler, wie er sich später erinnerte, «sichtlich unangenehm». Der Reichsführer erhob sich aus seinem Sessel, kam um den Schreibtisch herum, nahm Heinricis Arm und führte ihn zu einem Sofa am andern Ende des Zimmers, das sich ausser Hörweite des Stenographen befand. Dann machte Himmler ihm mit ruhiger Stimme eine sensationelle Mitteilung. «Ich habe», sagte er, «auf dem Weg über ein neutrales Land Kontakte mit dem Westen aufgenommen.» Er schwieg einen Moment, dann fügte er hinzu: «Ich erzähle Ihnen das natürlich im strengsten Vertrauen.»

Es herrschte tiefes Schweigen. Himmler sah Heinrici erwartungsvoll an – offenbar wartete er auf eine Stellungnahme. Heinrici war überrascht, wenn ihm auch der Gedanke an Verhandlungen nicht neu war. Auch Guderian hatte bereits davon gesprochen. Die Frage für Heinrici war: Sagte Himmler die Wahrheit? Oder war das eine Falle – wollte er ihm eine Indiskretion entlocken? Und wenn es stimmte, welche Wege standen Himmler zur Verfügung? Der Reichsführer nannte Schweden. Plötzlich öffnete sich die Tür, und ein SS-Offizier trat ein. «Reichsführer», meldete er, «der Stab steht zur Verabschiedung bereit.» Himmler, offensichtlich erleichtert über die Unterbrechung, stand auf und ging ohne ein weiteres Wort hinaus.

Um 11 Uhr abends waren Himmler, seine SS-Offiziere und seine Leibgarde verschwunden. Sie hatten alles mitgenommen, unter anderem auch, wie Balzen, Heinricis Bursche, bald feststellte, das gesamte Tafelgeschirr und Besteck des Hauses. Sie hinterliessen keinerlei Spuren. Es war fast, als hätte Himmler dieses Haus nie betreten. Mit seinem Sonderzug entschwand er schnell in die Nacht – weg von der Oderfront nach Westen. Wütend und mit einem Gefühl des Ekels blieb Heinrici zurück. «Seine Wut», so entsinnt sich einer seiner Offiziere, «steigerte sich noch um einige Grade, als er die feminine Ausstattung des Himmlerschen Hauses sah.»

Das riesige Büro war ganz in Weiss gehalten, das Schlafzimmer – Vorhänge, Teppiche, Möbelstoffe, ja sogar die Bettdecken – in einem sanften Grün. Bissig habe Heinrici bemerkt, das alles passe eher zu einer eleganten Dame als zu einem Soldaten, der eine Armee zu führen versuche.

Spätabends rief Heinrici, wie er versprochen hatte, noch seinen ehemaligen Stabschef in der Slowakei an und berichtete ihm, was geschehen war. Er hatte sich inzwischen beruhigt und betrachtete das Ganze gelassener. Er war zu dem Schluss gekommen, Himmlers Enthüllungen seien zu heikel und wohl auch strenger Geheimhaltung bedürftig, und hatte beschlossen, nicht darüber zu sprechen. Seinem alten Mitarbeiter sagte Heinrici am Telefon: «Himmler konnte gar nicht schnell genug hier herauskommen. Er will keine Verantwortung haben, wenn der Schlammassel kommt. Nein. Dafür braucht er einen einfachen General. Ich darf den Kopf hinhalten.»

Heinricis Adjutant, Rittmeister von Bila, ging in seinem Zimmer ruhelos auf und ab. Er konnte seine Gedanken nicht von der Karte losreissen, die er bei Guderian in Zossen gesehen hatte. Merkwürdig, dass niemand ihn daran gehindert hatte, sie zu studieren, denn offensichtlich handelte es sich um ein geheimes Dokument. Sicher hatte Guderian die Karte Heinrici gezeigt, auch wenn dieser ihm, Bila, gegenüber nicht darauf eingegangen war. Vielleicht war die Karte doch nicht so wichtig, wie er glaubte? Vielleicht war sie sogar im Auftrag Guderians hergestellt worden – zur Beurteilung der alliierten Absichten. Doch das schien Bila unwahrscheinlich: Warum hatte man sie dann englisch beschriftet und nicht deutsch? Es gab nur eine einzige Erklärung: dass es sich tatsächlich um eine alliierte Karte handelte, die der deutschen Abwehr in die Hände gefallen war. Wenn das zutraf, dann musste er seine Familie warnen. Seine Frau wohnte mit den drei Kindern

bei Burg – und Burg lag, wenn Deutschland besiegt würde, dieser Karte zufolge in der von den Russen besetzten Zone. Denn daran, dass es sich bei dieser Karte um einen streng geheimen Plan handelte, aus dem hervorging, wie die Alliierten sich die Besetzung und Aufteilung Deutschlands vorstellten, bestand kein Zweifel.

## 5

Das Original der Karte lag mit den dazugehörigen Unterlagen, wohlverwahrt in einem Safe, bei dem Chef des Wehrmachtführungsstabes, Generaloberst Alfred Jodl, in dessen Dienststelle in Berlin-Dahlem. Von allen phantastischen Geheimdokumenten, die im Laufe des Krieges der deutschen Abwehr in die Hände gefallen waren, war dieses roteingebundene Dossier das erschreckendste, das Jodl je zu Gesicht bekommen hatte.

Der Ordner enthielt einen Brief und ein siebzig Seiten starkes Memorandum. Im hinteren Einbanddeckel steckten ferner zwei 50 mal 45 Zentimeter messende ausfaltbare Karten, die im Massstab 1:1'800'000 gezeichnet waren. Jodl fragte sich, ob die Alliierten wohl schon bemerkt hatten, dass eine Kopie der Präambel zu einer ihrer geheimsten Kriegsdirektiven verschwunden war. Man hatte sie Ende Januar, in den Tagen der Ardennenoffensive, bei den Engländern erbeutet.

Hitler hielt diesen Plan der Alliierten für so brisant, dass ihn nur einige wenige hohe Offiziere der OKW-Befehlsstellen hatten sehen dürfen. In der ersten Februarwoche hatte der Führer das Dossier, nachdem er es einen ganzen Abend lang studiert hatte, als «Geheime Reichssache» eingestuft. Nur seine militärischen Berater und ihre Stäbe hatten den Plan einsehen dürfen, sonst niemand. Nicht einmal die Mitglieder seines Kabinetts waren darüber informiert worden. Doch trotz dieser Geheimhaltungsmassnahmen hatte eine Zivilistin die Dokumente und Karten gesehen: Frau Luise Jodl, mit der der Generaloberst erst seit wenigen Wochen verheiratet war.

Eines Abends kurz vor ihrer Hochzeit hatte Generaloberst Jodl sich entschlossen, die Papiere seiner Verlobten zu zeigen. Sie kannte schliesslich viele militärische Geheimnisse, denn sie war Sekretärin beim OKW gewesen. Jodl nahm den ganzen Ordner in seiner Aktentasche in ihre Wohnung mit, die in der Nähe seiner Befehlsstelle lag. Kaum hatte sich die Wohnungstür hinter ihm geschlossen, holte er die Papiere hervor und sagte zu seiner Verlobten: «Sieh dir das an – das haben die Alliierten mit Deutschland vor.»

Luise trug den roten Ordner zu einem Tisch und begann, ihn durchzusehen. Sie verstand sich seit Langem auf das Lesen militärischer Dokumente und Karten, doch in diesem Fall war diese Fähigkeit nicht vonnöten – es war alles kristallklar. Sie erschrak. Was sie da in ihren Händen hielt, war der Plan der Alliierten für die Besetzung Deutschlands nach seiner Niederlage. Irgendjemand in Eisenhowers Hauptquartier, dachte sie, hatte wohl eine Vorliebe für makabre Codeworte. Auf dem Deckel des Ordners stand *Operation Eclipse* – «Unternehmen Sonnenfinsternis».

General Jodl nahm das Dossier, klappte die Karten heraus und breitete sie auf dem Tisch aus. «Da», sagte er bitter, «sieh dir die Grenzen an.»

Luise betrachtete schweigend die dicken Grenzlinien, die sich durch die Karte zogen. Das Gebiet im Norden und Nordwesten trug die zentimeterhohen Buchstaben «U. K.» (United Kingdom), im Süden, im Bereich von Bayern, «USA» und über den Rest des Reiches, über fast ganz Mitteldeutschland und östlich davon «USSR». Sogar Berlin war, wie sie bestürzt entdeckte, unter die «Grossen Drei» aufgeteilt. Es lag mitten in der russischen Zone, war von einer eigenen Grenzlinie umgeben und in drei Sektoren geteilt: der amerikanische umfasste den Süden, der britische den Norden und Nordwesten und der russische den Nordosten und Osten. Das war also der Preis der Niederlage, dachte sie. Luise sah ihren zukünftigen Gatten an. «Ein Alptraum», sagte sie.

Luise wusste, dass die Karte keine Fälschung war, dennoch fiel es ihr schwer, an ihre Echtheit zu glauben. Sie fragte Jodl, woher das Dossier stamme. Sie kannte ihn seit Jahren und wusste, dass er in bestimmten Dingen sehr verschlossen sein konnte. Jodl gab eine ausweichende Antwort. Er bestätigte ihr nur die Authentizität der Karten und der Dokumente; wie sie in deutschen Besitz gelangt waren, verriet er ihr nicht. «Wir haben sie aus einem britischen Hauptquartier», war alles, was er sagte.

Jodl kehrte an seine Dienststelle zurück. Seiner Verlobten wurde langsam klar, was dieser Plan bedeutete. Wenn Deutschland den Krieg verlor, fielen ihre im Harz lebenden Verwandten in die Hände der Russen. Sie liebte Jodl und war ihrem Land treu ergeben. Jodl hatte ihr befohlen, nichts von dem, was sie sah, las oder hörte, an Dritte zu verraten. Dennoch traf sie jetzt einen sehr menschlichen Entschluss. Sie kannte die Codezahl, die den Ferngesprächen des Generalobersten Vorrang verschaffte. Umgehend meldete sie ein Gespräch mit ihrer Schwägerin an. Die Verbindung war in wenigen Minuten da. Nach einer kurzen, unverfänglichen Unterhaltung mit ihrer Schwägerin schloss Luise beiläufig: «Wir haben zur Zeit sehr starken Ostwind. Ich finde, du solltest mit den Kindern über den Fluss nach Westen gehen.»

Sie legte den Hörer langsam auf und hoffte, ihre ungeschickt verschlüsselte Mitteilung sei verstanden worden. Ihre Schwägerin am anderen Ende der Leitung hörte das Klicken. Einen Augenblick wunderte sie sich über Luisens späten Anruf, dann vergass sie ihn.

Alfred Jodl und Luise wurden am 6. März getraut. Längere Zeit noch fürchtete Luise, ihr Mann könne von ihrem Anruf erfahren. Doch der überlastete Generaloberst hatte sich um wichtigere Dinge zu kümmern.

Jodl und seine Stabsoffiziere hatten das alliierte Deutschland-Dossier inzwischen sorgfältig studiert. Sie konnten es fast Satz für Satz auswendig. Es handelte sich zwar um kein strategisches Dokument – das heisst, es wies auf keine unmittelbar bevorstehenden feindlichen Aktionen hin, die entsprechende deutsche Gegenaktionen erfordert hätten –, doch der Plan war trotzdem von grösster Bedeutung. Vor allem beantwortete er eine Reihe von Fragen, die Jodl und das OKW schon seit Jahren beunruhigten.

66 Wie stark, so fragte man sich seit einiger Zeit, war eigentlich das Bündnis zwi-

schen den Westmächten und der Sowjetunion? Musste es nicht zerbrechen, sobald es um die Aufteilung der Beute ging? Galt heute, nachdem die Russen fast ganz Mitteleuropa besetzt hatten, immer noch die Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation», welche Churchill und Roosevelt auf der Konferenz von Casablanca im Jahre 1943 erhoben hatten? Und waren die Alliierten ernstlich entschlossen, ein geschlagenes Deutschland restlos zu unterwerfen? Doch jetzt, angesichts des Plans «Eclipse», schwanden beim deutschen Oberkommando alle Zweifel hinsichtlich der alliierten Absichten. Dieses Dokument gab auf alles unmissverständlich Antwort.

Erst in der zweiten Februarwoche erkannte Jodl jedoch die volle Bedeutung der Dokumente – vor allem der Karten. Am 4. Februar trafen sich Roosevelt, Churchill und Stalin zu einer mehrtägigen Geheimkonferenz in Jalta. Trotz aller Bemühungen der Abwehr, die genauen Ergebnisse der Verhandlungen herauszubekommen, erfuhr Jodl lediglich, was in dem offiziellen Kommuniqué stand, das am 12. Februar der Weltpresse übergeben wurde – doch das genügte. So vage und vorsichtig die Verlautbarung gehalten war, so wenig liess sie Zweifel daran, dass die Dokumente und Karten zum Plan «Eclipse» näheren Aufschluss über die Absichten der Alliierten gaben.

Ein Absatz des offiziellen Kommuniqués beschäftigte sich mit einer gemeinsamen Politik zur Herbeiführung eines Waffenstillstands. Die Bedingungen des Waffenstillstands wurden nicht veröffentlicht. In dem Kommuniqué hiess es hierzu: «Diese Bestimmungen werden erst bekanntgegeben werden, wenn die endgültige Niederlage Deutschlands vollzogen ist. Gemäss dem in gegenseitigem Einvernehmen festgelegten Plan werden die Streitkräfte der drei Mächte je eine besondere Zone Deutschlands besetzen. Der Plan sieht eine koordinierte Verwaltung und Kontrolle durch eine Zentralkommission mit Sitz in Berlin vor, die aus den Oberbefehlshabern der drei Mächte besteht.»

Jodl konnte auf die Bekanntgabe der «Bestimmungen» verzichten. Er kannte sie bereits aus den «Eclipse»-Dokumenten. Und die Anordnung sowie die genauen Grenzen der einzelnen Besatzungszonen waren auf dem beigefügten Kartenmaterial ja deutlich genug eingezeichnet.

Aus den Unterlagen konnten noch viele andere Schlüsse gezogen werden. Eine Erkenntnis war für Jodl besonders bitter: Was in Jalta auch beschlossen worden war – es stand fest, dass die Pläne der Alliierten für Deutschland beim Treffen der Grossen Drei bloss noch ratifiziert worden waren. Das Jalta-Kommuniqué erweckte zwar den Eindruck, die Teilungs- und Besatzungspläne seien erst bei dieser Konferenz entstanden, doch die Daten auf den «Eclipse»-Dokumenten liessen keinen Zweifel daran, dass man die grundlegenden Entscheidungen schon Monate zuvor getroffen hatte. Der dem Memorandum beiliegende Brief war im Januar geschrieben worden. Die Karten hatte man schon vorher hergestellt; sie waren Ende 1944 vervielfältigt worden und trugen ein Novemberdatum. Es war ganz klar, dass das als «Plan für die Besetzung Deutschlands» bezeichnete «Unternehmen Sonnenfinsternis» nur hatte ausgearbeitet werden können, wenn zwischen den Alliierten völlige Einigkeit bestand – eine für die deutsche Führung erschreckende Tatsache, die eine ihrer letzten Hoffnungen zerstörte.

Hitler und seine militärischen Berater hatten seit dem Moment, in dem die Rote Armee die östlichen Reichsgrenzen überschritt, auf die ersten Anzeichen von Uneinigkeit zwischen den Alliierten gewartet. Sie gingen von der Annahme aus, der Westen werde niemals eine russische Vorherrschaft in Mitteleuropa zulassen. Auch Jodl war dieser Auffassung gewesen. Er hatte vor allem auf die Engländer gesetzt, die seiner Ansicht nach eine solche Entwicklung bestimmt nicht duldeten\*.

Doch mit einem derartigen Wunschgedanken war es nun zu Ende. «Eclipse» liess eindeutig darauf schliessen, dass die Allianz noch völlig intakt war, und die Ergebnisse der Dreimächte-Konferenz in Jalta hatten das bestätigt.

Schon das einleitende «Vorwort» des Dokuments bewies die völlige Einigkeit zwischen den Alliierten. Sein erster Absatz lautete: «Um die Deutschland auferlegten Übergabebedingungen durchzuführen, haben die Regierungen der Vereinigten Staaten, der UdSSR und des Vereinigten Königreiches (dieses auch im Namen der Dominions) vereinbart, dass Deutschland durch die Streitkräfte der drei Mächte besetzt werden soll»\*\*. Über die Bedeutung dieser Worte konnte kein Zweifel bestehen. Sie waren im Januar 1945 auf belgischem Boden im Hauptquartier der 21. Britischen Armeegruppe von keinem Geringeren als Generalmajor Sir Francis de Guingand, Montgomerys Stabschef, unterzeichnet worden.

Am meisten traf Jodl jedoch die wiederholt vorgebrachte Forderung nach bedingungsloser Kapitulation. Die Deutschen waren bisher überzeugt gewesen, diese Forderung sei vor allem aus propagandistischen Gründen erhoben worden, um die Moral in den Heimatländern der alliierten Soldaten zu stärken. Jetzt wussten sie, dass die Alliierten es ernst damit meinten.

Der alliierte Plan liess den Deutschen keinerlei Hoffnung. Wenn das Reich sich ergeben wollte, so gab es dazu keine andere Möglichkeit als bedingungslose Kapitulation. Für Jodl bedeutete dies, dass Deutschland nichts übrigblieb, als bis zum bitteren Ende zu kämpfen\*\*\*.

\* Der Text folgt hier der offiziellen deutschen Übersetzung. Mikrofilm Akz. 3552/65 – Best. MA 660 (Institut für Zeitgeschichte, München, Archiv).

\*\* Bei der Lagebesprechung am 27. Januar 1945 fragte Hitler Göring und Jodl: «Glauben Sie, dass die Engländer immer noch mit innerer Begeisterung der ganzen Sache zusehen?» Jodl: «Nein, das bestimmt nicht. Die Pläne waren ja ganz andere. Man wird das vielleicht erst später in vollem Ausmass erkennen.»

Göring: «Dass wir da vorn halten und inzwischen die Russen ganz Deutschland erobern lassen, das ist bestimmt nicht in ihrem Sinn. Wenn das so weitergeht, werden wir in ein paar Tagen ein Telegramm kriegen. Es ist doch nicht an dem, dass wir sie keinen Schritt hereinlassen und wir nach der jetzigen Auffassung des Gegners im Westen verrückt halten und der Russe immer mehr in Deutschland eindringt und praktisch ganz Deutschland hat.»

(*Hitlers Lagebesprechung – die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942–1945*, hrsg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1962)

\*\*\* Während des Nürnberger Prozesses im Jahr 1946 wurde Jodl gefragt, warum er Hitler nicht schon im Frühjahr 1945 geraten habe zu kapitulieren. Jodl sagte: «Es sprach vor allem dagegen, dass wir keinen Zweifel darüber hatten, dass es nur eine bedingungslose Kapitulation geben konnte; denn darüber hat uns das Ausland nicht im Zweifel gelassen. Und wenn wir noch einen Zweifel gehabt hätten, was uns bevorsteht, so ist er restlos beseitigt worden dadurch, dass wir die englische ‚Eclipse‘ erbeuteten.» An dieser Stelle seiner Aussage sah Jodl die anwesenden britischen Offiziere mit leisem Lächeln an und

In dieser letzten Märzwoche – an das genaue Datum konnte sich später niemand erinnern – fuhr General Reinhard Gehlen, Guderians Abwehrchef, zu einer Besprechung mit dem neuen Befehlshaber der Heeresgruppe Weichsel nach Prenzlau.

In seiner Aktentasche lag eine Kopie des «Eclipse-Plans». Gehlen berichtete Heinrici über die neuesten russischen Truppenbewegungen an der Oder. Dann holte er den «Eclipse-Plan» hervor und erklärte Heinrici, worum es sich handelte. Heinrici blätterte die Unterlagen langsam durch. Ausführlich studierte er die Karten. Schliesslich sah Heinrici Gehlen an und fasste in einem Satz zusammen, was alle, die das Dokument bis jetzt zu Gesicht bekommen hatten, dachten. «Das ist das Todesurteil», sagte er.

Einige Tage später – am Palmsonntag, dem 25. März – sah sich Generaloberst Jodl die «Eclipse»-Karten noch einmal eingehend an. Er hatte allen Grund dazu. Einheiten der 3. US-Armee unter Patton hatten am Donnerstag bei Oppenheim südlich Mainz den Rhein überschritten und stiessen jetzt auf Frankfurt vor. Am nächsten Tag waren im Norden Montgomerys Truppen in einer Breite von vierzig Kilometern über den Fluss gestürmt. Die Rheinfront zerbröckelte zusehends. Wie weit, fragte sich Jodl, werden die Alliierten wohl ins Innere Deutschlands vorstossen? Das war eine Frage, welche das ihm vorliegende Dokument nicht beantwortete. Gerne hätte Jodl auch die anderen Teile des Plans gekannt – vor allem jene, die sich auf die militärischen Operationen bezogen.

Immerhin schienen die Karten gewisse Schlüsse zuzulassen. Auf den Karten verlief die Demarkationslinie zwischen den Engländern und den Amerikanern einerseits und den Russen andererseits von Lübeck bis Wittenberg ziemlich genau entlang der Elbe; dann schlängelte sie sich nach Süden bis in die Gegend von Eisenach und von dort nach Osten zur tschechischen Grenze. Stellte diese Linie nicht nur die geplante Zonengrenze, sondern auch den Endpunkt des Vorstosses der Westalliierten dar? Jodl war sich dessen fast sicher. Seiner Frau gegenüber wenigstens äusserte er sich in diesem Sinne. Er glaube nicht, dass die Amerikaner und Engländer auf Berlin vorrückten; wahrscheinlich wollten sie die Einnahme der Hauptstadt der Roten Armee überlassen. Eisenhower würde, falls der Plan nicht inzwischen geändert worden war, vermutlich seine Truppen an der eingezeichneten Demarkationslinie stehenlassen.

sagte: «Die Herren der englischen Kommission werden wissen, was das ist.» Tatsächlich war den Engländern diese Bemerkung unverständlich: Eclipse war so geheim gehalten worden, dass sie nichts davon wussten. Durch diese mysteriöse Anspielung und verschiedene Gespräche mit Frau Jodl stiess der Autor auf den Eclipse-Plan und seinen Inhalt, der hier zum erstenmal aufgedeckt wird.

## *Dritter Teil* **Das Ziel**



# 1

Am Palmsonntag hielt kurz vor Mitternacht ein amerikanischer Stabswagen vor dem grauen Bau des Hauptquartiers der 82. Luftlandedivision im nordfranzösischen Sissone. Zwei Offiziere stiegen aus. Der eine trug eine amerikanische Uniform, der andere einen britischen Kampfanzug ohne Rangabzeichen. Der zweite war gross und schlank und hatte einen grossen martialisch wirkenden roten Schnurrbart, der in merkwürdigem Gegensatz zu seinem blonden Haar stand. Er hiess Arie D. Bestebreurtje. Die Engländer und Amerikaner nannten ihn «Arie» oder «Captain Harry», doch auch diese Namen änderten sich von Einsatz zu Einsatz, denn er hielt sich meistens hinter den deutschen Linien auf. Er war ein Agent der Special Forces und gehörte dem holländischen Geheimdienst an.

Seine Vorgesetzten hatten ihn einige Tage zuvor nach Brüssel bestellt und ihm mitgeteilt, er sei für eine Spezialaktion der 82. Luftlandedivision zugeteilt worden. Er sollte sich bei dem jungen Kommandeur der 82. Division, dem achtunddreissig Jahre alten Major General James M. Gavin, melden und an einer streng geheimen Besprechung teilnehmen. Arie und der ihn begleitende Offizier betraten das Hauptquartier, eilten die Treppe zum ersten Stock hinauf, einen Korridor entlang und traten in einen bewachten Kartenraum. Dort prüfte ein Militärpolizist ihre Ausweise, salutierte und öffnete die Tür zum nächsten Zimmer.

Arie wurde von General Gavin und dessen Stabschef, Colonel Robert Wienecke, herzlich begrüsst. In den meisten Männern in diesem Zimmer erkannte Arie alte Kameraden wieder, mit denen zusammen er beim Angriff der 82. Division über Nijmegen in Holland abgesprungen war. Seine Vorgesetzten in Brüssel hatten, was die Sicherheitsmassnahmen betraf, die ihn erwarteten, nicht übertrieben. Es waren nur fünfzehn Offiziere anwesend – Regimentskommandeure und sorgfältig ausgewählte Mitglieder ihrer Stäbe. Das Zimmer war, abgesehen von einigen Tischen und Bänken sowie ein paar Karten an den Wänden, völlig leer. An einem Ende hing eine mit einem Vorhang verdeckte Karte, welche fast die ganze Wand einnahm.

Ein Sicherheitsoffizier mit einer Liste in der Hand rief die Männer einzeln bei ihrem Namen auf. Dann eröffnete Gavin die Besprechung. Er trat vor die verdeckte Karte und bat die Anwesenden näher. «Ich habe nur diejenigen zu dieser Besprechung gebeten, deren Anwesenheit unbedingt notwendig ist», begann er. «Bevor ich mit meinen Ausführungen beginne, muss ich mit Nachdruck darauf hinweisen, dass nichts von dem, was Sie heute Abend hier hören, über diesen Raum hinausgelangen darf. Gewissermassen werden Sie mit Ihren Leuten im Dunkeln üben müssen, denn sie dürfen nichts über das Einsatzziel erfahren. Einen Teil der Übungen haben Sie ja bereits mit ihnen durchgeführt, wobei die meisten von Ihnen keine Ahnung hatten, worum es ging. Während der letzten Wochen sind Sie und Ihre Männer über einem besonderen Übungsgebiet abgesprungen, das eigens so angelegt war, dass es den tatsächlichen Ausmassen unseres nächsten Einsatzziels

entsprach. Gentlemen, wir holen jetzt zum letzten Schlag aus. Dies ist unser Ziel.» Er zog an einer Schnur. Der Vorhang glitt zurück und enthüllte eine Karte von Berlin.

Arie beobachtete die Gesichter der Offiziere. Sie waren gespannt und erwartungsvoll. Das überraschte ihn nicht. Diese Kommandeure waren seit Monaten unzufrieden. Die meisten von ihnen waren mit ihren Einheiten bereits über Sizilien, Italien, der Normandie und Holland abgesprungen, doch in letzter Zeit war die Division nur bei Bodenaktionen eingesetzt worden, hauptsächlich während der Ardennenoffensive. Die Angehörigen dieser hervorragenden Luftlandeeinheit hatten, wie Arie wusste, das Gefühl, dass man ihnen ihre wirkliche Aufgabe vorenthielt: nämlich vor den vorrückenden Armeen liegende Ziele anzugreifen und zu halten, bis sie von den Bodentruppen abgelöst wurden. Die Alliierten waren jedoch so schnell vorgestossen, dass man zahlreiche geplante Fallschirmjägereinsätze immer wieder abgeblasen hatte.

Der Angriff auf Berlin, erklärte Gavin, sei Teil einer Operation der 1. Alliierten Luftlandarmee, an der Einheiten dreier Divisionen teilnahmen. Die 82. Division sollte unter der Bezeichnung «Kampfgruppe A» die Hauptaktion durchführen. Gavin entrollte eine durchsichtige Folie, die über der Karte befestigt war, und deutete auf eine Reihe von Rechtecken und Ovalen, welche die verschiedenen Ziele und Absprungegebiete kennzeichneten. «Soviel bis jetzt feststeht», sagte er, «wird die 101. Luftlandedivision den Flugplatz Gatow im Westen der Stadt besetzen und eine Brigade des 1. britischen Luftlandekorps den Flugplatz Oranienburg im Nordwesten.» Er machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: «*Unser Angriffsziel liegt direkt in Berlin – es ist der Flugplatz Tempelhof.*»

Das Ziel der 82. schien unglaublich klein. In dem riesigen Stadtgebiet sah der Flugplatz aus wie eine Briefmarke – ein winziger, grüner Fleck, der inmitten eines riesigen, dicht bebauten Gebietes lag. Nördlich, östlich und südlich befanden sich unheimlicherweise nicht weniger als neun Friedhöfe. «Zwei Regimenter werden den Flugplatz selbst besetzen», fuhr Gavin fort, «das dritte die nördlich davon, in Richtung Stadtzentrum, gelegenen Gebäude. Wir werden den Flugplatz halten, bis die Bodentruppen zu uns vorstossen. Das dürfte nicht lange dauern – höchstens ein paar Tage.»

Die «Blindübungen» der Fallschirmjäger, sagte Gavin, müssten intensiviert werden. Man werde in einem «sicheren» Raum des Hauptquartiers Terrainmodelle von Tempelhof und seiner Umgebung aufbauen und den Regimentskommandeuren und ihren Stäben Luftaufnahmen des Absprungegebietes, Gutachten der Abwehr und andere Unterlagen für die detaillierte Planung übergeben. «Wir haben ausserdem das Glück», sagte Gavin, «dass uns Captain Harry zur Verfügung steht. Er ist ein Experte für Berlin – vor allem für Tempelhof und Umgebung. Er wird mit uns abspringen und ab sofort als Berater fungieren und alle Ihre Fragen beantworten.»

Gavin machte eine Pause und sah seine Offiziere an. «Ich bin sicher, Sie alle wollen eine Antwort auf die grosse Frage: Wann? Das hängt von den Deutschen ab. An dem Plan für die Luftlandeoperation wird seit November gearbeitet. Seither hat sich die Situation ständig verändert, und bis wir den Zeitpunkt des Angriffs

erfahren, müssen wir mit weiteren Veränderungen rechnen. Wann ‚Tag A‘, dies ist die Bezeichnung für den Zeitpunkt der Operation, sein wird, hängt davon ab, wie schnell die Alliierten auf Berlin vorstossen. Die Aktion wird bestimmt erst dann festgesetzt, wenn die Bodentruppen nicht mehr allzuweit von der Stadt entfernt sind. Es kann aber sein, dass uns nicht mehr als zwei oder drei Wochen von ‚Tag A‘ trennen. Wir haben also nicht viel Zeit. Das ist alles, was ich Ihnen im Moment sagen kann.»

Gavin trat zurück und erteilte seinen Stabsoffizieren das Wort. Einer nach dem andern ging auf die einzelnen Phasen der Operation ein. Gavin sass da und hörte nur halb hin. Er bedauerte, dass die Sicherheitsmassnahmen ihm nicht gestatteten, sämtliche Details aufzudecken. Er war nicht ganz offen gewesen, und hatte nur von einem Teil der Operation der 1. Alliierten Luftlandarmee berichtet – der im Zusammenhang mit dem alliierten Vorstoss auf Berlin geplanten Aktion. Was er nicht erwähnt hatte, war, dass diese Luftlandeoperation möglicherweise unter völlig veränderten militärischen Bedingungen stattfinden würde: falls nämlich Deutschland und seine Streitkräfte plötzlich zusammenbrachen oder kapitulierten. Doch dieser Teil des Planes war streng geheim. Es war die logische Ausweitung der «Operation Overlord» – der Invasion Europas –, und man hatte ihn eine Zeitlang «Operation Rankin Case C» und später «Operation Talisman» genannt. Diese Bezeichnung war im November 1944 aus Sicherheitsgründen geändert worden. Sie trug jetzt den Decknamen «Operation Eclipse».

Der «Eclipse»-Plan war so geheim, dass ihn, abgesehen von den höchsten Stabs-offizieren des Obersten Hauptquartiers, nur eine Reihe von Generalen hatte studieren dürfen: vor allem Armee- und Korpskommandeure oder hohe Offiziere anderer Einheiten mit ähnlicher Verantwortung. Nur wenige Divisionskommandeure wussten von «Eclipse». Gavin selbst war nur über jene Teile des Planes informiert, die im Besonderen ihn und seine Division betrafen.

Bei zahlreichen Besprechungen während der vergangenen Monate, an denen auch General Lewis H. Brereton, der Kommandeur der 1. Alliierten Luftlandarmee, und Gavins unmittelbarer Vorgesetzter, Major General Matthew B. Ridgway, der Kommandeur des XVIII. Korps, teilgenommen hatten, war von «Eclipse» als dem Plan für die Besetzung Deutschlands die Rede gewesen. In dem Plan waren die taktischen Massnahmen im Falle eines Zusammenbruchs oder einer Kapitulation Deutschlands bis ins Detail festgelegt. In erster Linie befasste er sich mit der Erzwingung einer bedingungslosen Kapitulation und der Entwaffnung und Überwachung sämtlicher deutschen Streitkräfte.

So hatten die Fallschirmjäger bei der Luftlandeaktion in Berlin die Aufgabe, schnell «die feindliche Hauptstadt und die wichtigsten Verwaltungs- und Verkehrszentren unter ihre Kontrolle zu bringen ... und unsere militärische Stärke zu beweisen». Sie sollten eventuelle Widerstandsnester niederkämpfen, die Kriegsgefangenen befreien und versorgen, geheime Dokumente, Akten und Filme sicherstellen, bevor sie vom Feind vernichtet wurden, Nachrichtenzentren wie Post- und Telegrafämter, Rundfunkstationen, Zeitungsredaktionen und Druckereien besetzen, Kriegsverbrecher und hohe Regierungsmitglieder festnehmen und Gesetz und Ordnung wiederherstellen. Alle diese Massnahmen sollten die Luftlande-

truppen bis zum Eintreffen der Bodenstreitkräfte und der Militärregierungsbeamten durchführen.

Das war alles, was Gavin von der «Operation Eclipse» erfahren hatte. Was der Plan hinsichtlich der Besetzung Deutschlands und Berlins und der Zoneneinteilung nach der Niederlage vorsah, wusste er nicht. Vorläufig war Gavins einzige Aufgabe die Vorbereitung der 82. Division, was, um allen Möglichkeiten gerecht zu werden, die Ausarbeitung zweier verschiedener Pläne erforderte. Der erste betraf die Angriffsoperationen zur Eroberung der Stadt. Der zweite, ausgehend von der Aufteilung Deutschlands und Berlins im Sinne des «Eclipse»-Plans, sah in der Tätigkeit der Luftlandeeinheiten, die als Vorhut über Berlin abspringen sollten, im Wesentlichen eine Art Polizeiaktion. Gavin war sich also klar darüber, dass im Falle eines plötzlichen Kriegsendes die gesamte Luftlandeaktion unter völlig veränderten Bedingungen stattfinden würde, was er seinen Kommandeuren jedoch nicht hatte sagen dürfen. Für den Augenblick hatte er eindeutige Anweisungen. Er musste dem ersten Plan zufolge die 82. Division für eine Luftlandeaktion zur Eroberung Berlins vorbereiten.

Der holländische Geheimdienstoffizier war am Ende seiner Ausführungen angelangt. «Ich wiederhole noch einmal, dass Sie in Berlin mit keinerlei Unterstützung von Seiten der Bevölkerung rechnen dürfen», sagte Captain Harry. «Werden Sie Leute finden, die bereit wären, ihre Ortskenntnisse in Ihren Dienst zu stellen? Antwort: Nein. Gibt es eine Untergrundbewegung, wie wir sie in Frankreich und Holland angetroffen haben? Antwort: Nein. Es gibt zwar Berliner, die insgeheim mit uns sympathisieren, doch die werden sich nicht trauen, es offen zu zeigen. Wir können über all diese Dinge später noch eingehender sprechen – im Augenblick möchte ich Ihnen nur das eine sagen: Geben Sie sich nicht der Illusion hin, dass man Sie mit offenen Armen als die Befreier empfangen wird. Wehrmacht, SS und Polizei werden bis zur letzten Kugel kämpfen. Erst dann werden sie mit erhobenen Händen hervorkommen und Ihnen sagen, das Ganze sei ein schrecklicher Fehler gewesen, Hitler sei allein an allem schuld, und man sei froh, dass Sie den Russen zuvorgekommen sind.»

Der Holländer zupfte an seinem Schnurrbart. «Kämpfen werden sie aber wie die Löwen», sagte er, «und es wird manchmal vielleicht ziemlich brenzlig werden. Aber es ist eine Sache, die sich lohnt, und ich bin stolz darauf, dass ich dabeisein kann. Wenn wir Berlin erobern, meine Freunde, dann ist der Krieg zu Ende.» Gavin wusste, dass es nicht leicht war, Berlin zu erobern, doch er rechnete damit, allein schon durch den psychologischen Schock, den die Operation – voraussichtlich eine der grössten Luftlandeaktionen dieses Krieges – auslösen musste, die Widerstandskraft der deutschen Verteidiger zu brechen. Es war vorgesehen, bei der Operation 3'000 Jagdflugzeuge als Begleitschutz, 1'500 Transportmaschinen, über 1'000 Lastensegler und etwa 20'000 Fallschirmjäger einzusetzen – mehr als bei der Invasion in der Normandie. «Alles, was wir jetzt brauchen», schloss Gavin, «ist eine Entscheidung und der Befehl: ‚Los!‘»

76 Fünfzig Kilometer weit weg, in Mourmelon le Grand, übte die 101. Luftlandedivision ebenfalls und war zu jeder Operation bereit, doch niemand bei der 101.

wusste, wann der Einsatz bevorstand. Der Kommandeur, Major General Maxwell D. Taylor, sein Stellvertreter, Brigadier General Gerald J. Higgins, und der ganze Stab befanden sich in einer schwierigen Lage. Immer wieder wurden «von oben» Fallschirmjägerinsätze angekündigt und dann abgeblasen. Nie wusste man, ob die jedesmal eingehend vorbereiteten Aktionen auch wirklich stattfanden.

Ausser dem Berlin-Plan gab es noch Pläne für eine Luftlandeaktion gegen den deutschen Marinestützpunkt in Kiel («Operation Eruption»), für eine Reihe von Absprünge auf Kriegsgefangenenlager («Operation Jubilant») und für einen Angriff, bei dem Objekte im Vorfeld der durch den Schwarzwald vorstossenden 7. US-Armee genommen werden sollten («Operation Effective»). Viele andere Projekte wurden erwogen, von denen manche recht phantastisch klangen. Im Hauptquartier der 101. hatte man erfahren, dass der Stab der 1. Alliierten Luftlandarmee sogar einen Absprung in den Bergen bei Berchtesgaden in Erwägung zog, bei dem Hitlers «Adlerhorst» auf dem Obersalzberg besetzt und eventuell Hitler selbst gefangengenommen werden sollte.

Es war ganz klar, dass diese Pläne gar nicht alle durchgeführt werden konnten. General Higgins sagte seinem Stab: «Wir haben einfach nicht so viele Transportflugzeuge, wie die Luftlandetruppen zur Erfüllung aller dieser Aufgaben benötigten. Aber so gierig sind wir ja gar nicht – wir wünschen uns nur eine!» Doch niemand wusste, welche Operation man der Luftlandarmee übertragen würde – und vor allem: was die Aufgabe der 101. Division sein sollte. Am wahrscheinlichsten erschien der Ab Sprung auf Berlin, von dem der Chef der Führungsabteilung, Colonel Harry Kinnard, meinte, das werde «eine ziemlich haarige Sache». Alle Angehörigen der 101. Division waren darüber verbittert, dass sie im Falle eines Absprungs auf Berlin den Flugplatz Gatow besetzen sollten, während man ihre Erzrivalen, die Leute von der 82., auf Tempelhof, das wichtigste Objekt, angesetzt hatte. Aber Berlin war immerhin das grösste Ziel dieses Krieges, und es würde schon für alle genug davon abfallen.

Colonel Kinnard hielt eine Luftlandeaktion für das beste Mittel, den Krieg in Europa möglichst rasch zu beenden. Er hatte auf der Karte im Lagezimmer bereits eine rote Linie zwischen den Startplätzen in Frankreich und den Ab Sprungzonen der 101. in Berlin gezogen: Bis zur deutschen Hauptstadt waren es nur siebenhundertsechzig Kilometer Luftlinie. Seiner Meinung nach konnten die ersten Amerikaner in knapp fünf Stunden in Berlin sein.

General Taylor, der Kommandeur der 101. Luftlandedivision, und sein Stellvertreter, General Higgins, warteten ebenfalls ungeduldig auf den Einsatzbefehl; sie zweifelten bereits, ob die Luftlandetruppen überhaupt noch zum Zuge kamen. Higgins studierte mit düsterer Miene die Karte. «Wenn die Bodentruppen so weitemachen», sagte er, «werden sie uns das Ganze vermässeln.»

Am gleichen Tag – Sonntag, dem 25. März – erhielten die militärischen Führer der westlichen Alliierten aus dem Obersten Hauptquartier der Alliierten Expeditionstreitkräfte in Europa (SHAEP) erfreuliche Nachrichten. In Washington und London studierten General George C. Marshall, der Chef des amerikanischen Generalstabs und stellvertretende Vorsitzende des Gemeinsamen Generalstabs,

und Field Marshal Sir Alan Brooke, der Chef des britischen Generalstabs, ein Kabel von General Dwight D. Eisenhower, das am Abend zuvor eingetroffen war. «Die in letzter Zeit errungenen Siege westlich des Rheins haben, wie geplant, die Vernichtung eines grossen Teils der feindlichen Streitkräfte an der Westfront zur Folge gehabt. Ich möchte nicht zu optimistisch erscheinen, doch es ist meine Überzeugung, dass die derzeitige Lage Möglichkeiten bietet, um die wir lange gekämpft haben und die mutig genutzt werden müssen ... Ich persönlich glaube, dass die Kräfte des Feindes ... so überbeansprucht sind, dass Durchbrüchen und Vorstössen bald nur noch durch unseren Nachschub Grenzen gesetzt sein werden ... Ich führe an allen Fronten die energischsten Aktionen durch ... Ich bemühe mich, jeden Erfolg schnellstens zu festigen.»

## 2

Aus zweihundertfünfzig Metern Höhe erschienen die Kolonnen von Soldaten und Fahrzeugen endlos. Aus dem Erkundungsflug «Miss Me», einer unbewaffneten Piper Cub, startete Lieutenant Duane Francies auf das faszinierende Bild dort unten. Nach allen Seiten erstreckte sich die weite gelblichbraune Landschaft. Das Gelände wimmelte von Truppen, Panzern und Fahrzeugen. Francies beobachtete den Vormarsch, seit die letzten Armeen Ende März den Rhein überschritten hatten. Jetzt lag der grosse Fluss weit hinter ihnen.

Francies legte den Steuerknüppel nach vorn. Die Maschine stiess hinab und fegte über die Nahtstelle zwischen der 2. Britischen und 9. US-Armee hinweg. Er wackelte mit den Tragflächen, sah, wie die Soldaten ihm zuwinkten und flog weiter nach Osten, um seine Aufgabe als Aufklärer der an der Spitze vordringenden 5. Panzerdivision zu erfüllen. Der Sieg war nahe – dessen war er sich ganz sicher. Nichts konnte diesen Vormarsch aufhalten. Dem vierundzwanzigjährigen Piloten schien es, wie er sich später erinnerte, «als ob die Erdkruste selbst sich abgehoben hätte und wie der Teufel auf die Elbe zuraste», die letzte grosse Wasserschanke vor Berlin.

Was Francies sah, war nur ein winziger Teil des grossen alliierten Angriffs. Schon seit Tagen wälzte sich bei beissender Kälte, bei Regen, Schnee und Eis entlang der ganzen Westfront von Holland bis fast zur Schweizer Grenze ein sechshundert Kilometer breiter Strom aus Soldaten, Material und Waffen durch Deutschland. Die letzte grosse Offensive war im Gange. Sieben mächtige Armeen – fünfundachtzig Divisionen, davon fünf Luftlande- und dreiundzwanzig Panzerdivisionen, der Hauptteil der riesigen, 4'600'000 Mann starken Streitkräfte der westlichen Alliierten – führten den tödlichen Schlag.

Überall hingen zum Zeichen der Kapitulation improvisierte weisse Fahnen – Bettlaken, Handtücher, Stoffetzen. In den Städten und Dörfern starteten, noch benommen von den Schlachten, die über sie hinweggebraust waren, ängstlich und stauend Deutsche aus den Haustüren und zerbrochenen Fenstern auf die ungeheuren Massen alliierter Truppen.

Die Operation war gigantisch, ihre Geschwindigkeit atemraubend. Über sämtliche Strassen rumpelten Panzerkolonnen, Selbstfahrlafetten, schwere Artillerie, Panzerwagen, Schützenpanzer, Munitionsfahrzeuge, Krankenautos, Tankwagen und riesige Diesellaster mit mächtigen Anhängern, die mit Brückenteilen, Pontons, Bulldozern und Landungsbooten beladen waren. Ganze Divisionsbefehlsstellen befanden sich auf dem Marsch – mit Jeeps, Stabswagen, Kommando-Caravans und wuchtigen Funkwagen, aus denen Wälder schwankender Antennen ragten. Und Woge auf Woge, alle Strassen verstopfend, kamen die Truppen: Die Männer sassen auf Panzern und Lastwagen, marschierten neben den motorisierten Kolonnen her oder stapften durch die angrenzenden Felder.

Es war eine gewaltige, imposante Parade. Mit sich führten die alliierten Soldaten ihre Kriegsfahnen und Regimentszeichen, die im Zweiten Weltkrieg Geschichte gemacht hatten. Mit den Divisionen, Brigaden und Regimentern zogen jetzt in Deutschland ein: die Gardisten, welche die Nachhutgefechte bei der Räumung Dünkirkens geführt hatten, bärtige Männer mit zerschlossenen grünen Feldmützen; die Veteranen von Lord Lovats Brigaden, die in den dunkelsten Jahren des Krieges die Küsten des besetzten Europa angegriffen hatten; die zähen Kanadier der berühmten 2. Division, die während der verlustreichen Vorbereitungen auf die Invasion in der Normandie bei Dieppe gelandet waren. In den Panzerkolonnen fuhren einige jener «Wüstenratten» von der 7. Panzerdivision, die Rommels Vormarsch in der Libyschen Wüste zum Stehen gebracht hatten. Und hoch über dem ungeheuren Lärm dieser Heerscharen erhob sich die schrille Musik der «Teufel in Rücken» von der 52. Highland Division, die mit ihren Dudelsäcken wie immer das Präludium zur Schlacht spielten.

Unter den Verbänden der Amerikaner befanden sich Divisionen mit kühnen Namen und legendärem Ruhm – die «Fighting 69.», die «Victory Division» (5. Panzer), «The Railsplitters» (84. Infanterie), die «Ivy Division» (4. Infanterie); ferner die «Hell on Wheels» (2. Panzer), die den Deutschen mit ihrer unkonventionellen Taktik von den Wadis Nordafrikas bis zu den Ufern des Rheins schwere Verluste zugefügt hatte und die 1. Division, «The Big Red One», welche von allen amerikanischen Einheiten die meisten Landungsoperationen durchgeführt und zusammen mit der traditionsreichsten amerikanischen Truppe, der mutigen 29. «Blue and Grey»-Division, durchgehalten hatte, als die Front in der Normandie auf den schmalen Küstenstreifen «Omaha» zusammengeschrumpft war.

Die berühmte 83. Infanteriedivision bewegte sich fast so schnell wie ein Panzerverband. Erst vor Kurzem hatten Kriegsberichterstatter der Einheit den Spitznamen «Lumpensammler-Zirkus» verliehen. Ihr einfallsreicher Kommandeur, Major General Robert C. Macon, hatte den Befehl erteilt, den Fuhrpark der Division zu erweitern und dazu, ohne wählerisch zu sein, alles zu nehmen, was nur irgendwie aufzutreiben war. So rollte nun eine merkwürdige Kolonne erbeuteter und eilig übermalter deutscher Fahrzeuge über die Strassen: Wehrmachts-Kübelwagen, Stabswagen, Munitionslaste, Tigerpanzer, Motorräder, Omnibusse und zwei Feuerwehrlöschwagen. An der Spitze fuhr, vollbepackt mit Infanteristen, eins der beiden Feuerwehrautos. Hinter ihm flatterte eine grosse Fahne her mit der Aufschrift: «Nächste Haltestelle: Berlin.»

Es gab drei grosse Armeegruppen\*. Zwischen Nijmegen in Holland und Düsseldorf hatte Montgomerys 21. Armeegruppe am 23./24. März den Rhein überschritten und stiess jetzt nördlich des Ruhrgebiets schnell durch Westfalen vor. Ebenfalls Montgomerys Kommando war – als seine nördliche Flanke – die von Lieutenant General Henry D. Crerar befehligte 1. Kanadische Armee unterstellt. Den mittleren Abschnitt nahm Lieutenant General Sir Miles Dempsey mit der 2. Britischen Armee ein – die «alliierteste» aller alliierten Armeen, denn sie umfasste nicht nur britische, schottische und irische, sondern auch polnische, holländische, belgische und tschechische Einheiten sowie eine amerikanische Luftlandedivision. An der südlichen Flanke stiess Montgomerys dritte Streitkraft vor: die 9. US-Armee unter Lieutenant General William H. Simpson. Der Rhein lag bereits achtzig Kilometer hinter Montgomerys Truppen.

Der nächste etwa zweihundert Kilometer lange Abschnitt der alliierten Front verlief von Düsseldorf bis in die Gegend von Mainz entlang dem Rhein. Sie wurde von der 12. Armeegruppe unter General Omar N. Bradley gehalten. Auch Bradley unterstanden drei Armeen. Eine davon, die 15. US-Armee unter Lieutenant General Leonard Gerow, bereitete sich auf Besatzungsaufgaben vor und hielt, im Moment relativ inaktiv, das Westufer des Rheins zwischen Düsseldorf und Bonn. Bradleys Stärke bildeten die 1. und die 3. US-Armee, die zusammen fast 500'000 Mann umfassten. Die von General Courtney Hodges befehligte 1. US-Armee – sie hatte die Invasion in der Normandie geführt und wurde von den Amerikanern als das «Arbeitspferd» auf dem europäischen Kriegsschauplatz bezeichnet – rückte südlich des Ruhrgebiets rasch nach Osten vor. Hodges hatte seit der Überschreitung des Rheins bei Remagen am 7. März den Brückenkopf am Ostufer des Stroms bis zum 22. März auf fünfzig Kilometer Breite vergrössern können und eine Division nach der anderen dort konzentriert. Am 25. März stiess dann die 1. Armee aus ihren Stellungen hervor. Jetzt, drei Tage später, standen ihre Angriffsspitzen bereits mehr als sechzig Kilometer östlich. Neben der 1. Armee stürmte General George S. Pattons berühmte 3. US-Armee durch Deutschland voran. Patton, eine ehrgeizige und ungestüme Natur, war stolz darauf, dass seine Armee mehr europäischen Boden erobert und mehr Deutsche getötet oder gefangengenommen hatte als jede andere Armee. Er hatte Montgomery den Trumpf aus der Hand genommen, indem er bereits vierundzwanzig Stunden vor dem Angriff der 21. Armeegruppe am 23. März «im Laufschrift» den Rhein überschritt. Jetzt stiessen Pattons Panzerkolonnen mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Kilometern pro Tag nach Osten vor.

Neben Patton, an der rechten Flanke von General Bradleys Armeegruppe, kämpfte die dritte grosse Streitmacht der Alliierten, die von General Jacob Devers kommandierte 6. Armeegruppe. Devers' zwei Armeen – die 7. US-Armee unter Lieutenant General Alexander Patch und die 1. Französische Armee unter General J. J. M. de Lattre de Tassigny – bildeten den zweihundertvierzig Kilometer langen Südflügel der Front. Die Armeen von Patch und Patton stiessen fast Seite an Seite

80 \* Der englische Ausdruck *army group* bezeichnet einen aus mehreren Armeen bestehenden Verband.



vor. Lattre de Tassigny kämpfte an einem der schwierigsten Frontabschnitte – in den Vogesen und im Schwarzwald. Seine Einheit, die 1. Französische Armee, hatte es sechs Monate zuvor noch nicht gegeben. Sie war erst nach der Befreiung Frankreichs aufgestellt worden, und ihre 100'000 Mann hofften, dass es für sie nicht zu spät sei, noch mit den «Boches» abzurechnen. Doch an der ganzen Westfront gab es kaum noch eine zusammenhängende, koordinierte deutsche Streitmacht. Die einst so schlagkräftigen deutschen Armeen waren während der Ardennenoffensive stark dezimiert und in der monatelangen Schlacht zwischen Mosel und Rhein vollends aufgegeben worden. Hitlers Entschluss, westlich des Rheins zu kämpfen, statt seine angeschlagenen Truppen in vorbereitete Stellungen am Ostufer zurückzuziehen, hatte sich als katastrophal erwiesen. Diese Entscheidung sollte als einer der grössten militärischen Fehler in die Kriegsgeschichte eingehen. Fast 300'000 Mann waren in Gefangenschaft geraten, 60'000 getötet oder verwundet worden. Insgesamt entsprachen diese Verluste der Deutschen der Truppenzahl von mehr als 25 Divisionen.

Man nahm an, dass die noch verbliebenen sechzig deutschen Divisionen lediglich auf dem Papier existierten und jeweils nur 5'000 Mann anstatt der vollen Stärke von neun- bis zwölf tausend Mann umfassten. Nach alliierten Schätzungen standen an der Westfront nur noch sechsundzwanzig komplette deutsche Divisionen, und selbst diese waren schlecht ausgerüstet und besaßen zu wenig Munition, Treibstoff, Transportmittel, Artillerie und Panzer. Hinzu kamen die versprengten Überreste der zerschlagenen Divisionen, zersplitterte SS-Gruppen, Flakeinheiten, Tausende von Luftwaffensoldaten – die deutsche Luftwaffe existierte praktisch nicht mehr –, halb-militärische Organisationen wie der aus unausgebildeten alten Männern und Jugendlichen bestehende Volkssturm und die Kader halbwüchsiger Offiziersanwärter. Völlig desorganisiert, ohne ausreichende Nachrichtenverbindungen und zum Teil ohne richtige Führung, war die deutsche Wehrmacht ausserstande, den systematischen Vormarsch von Eisenhowers Armeen aufzuhalten oder auch nur zu verlangsamen.

Nach kaum einwöchiger Offensive näherten sich Montgomerys und Bradleys Armeen bereits dem letzten deutschen Bollwerk: dem schwer befestigten Ruhrgebiet. Während des Vorstosses nach Osten waren drei US-Armeen plötzlich und unerwartet eingeschwenkt und hatten das Ruhrgebiet von Norden und Süden in die Zange genommen. Im Norden hatte Simpsons ostwärts vorrückende 9. Armee ihre Stossrichtung geändert und griff jetzt in einem nach Südosten gerichteten Bogen an. Im Süden vollführten Hodges' 1. und Pattons 3. Armee – mit Patton an der Flanke – ebenfalls eine Wendung und rückten parallel nach Nordosten vor, um sich mit Simpson zu vereinigen. Die Zange schloss sich so schnell, dass die Deutschen – vor allem Generalfeldmarschall Walter Models Heeresgruppe B, die aus nicht weniger als einundzwanzig Divisionen bestand – es fast nicht zu bemerken schienen. Jetzt waren sie in Gefahr, in einem etwa einhundertzehn Kilometer langen und neunzig Kilometer breiten Kessel eingeschlossen zu werden, in dem sich nach den Berichten der alliierten Abwehr mehr Menschen und Material befanden als in Stalingrad.

Bei der umfassenden Planung zur Niederwerfung Deutschlands hatte man die

Überschreitung des Rheins und die Einnahme der Ruhr stets als wichtige – und schwierige – Operation betrachtet. Für die Eroberung des weit ausgedehnten Industriegebietes an der Ruhr mit seinen Kohlengruben, Ölraffinerien, Stahlwerken und Rüstungsfabriken hatte man Monate angesetzt – doch das war vor dem deutschen Debakel am Rhein gewesen. Jetzt wurde der Zangengriff – eine taktische Meisterleistung von Omar Bradley – mit atemraubender Schnelligkeit durchgeführt. Die Amerikaner rückten so rasch vor, dass das Einkreisungsmanöver nach Meinung der Divisionskommandeure innerhalb weniger Tage beendet sein musste. War die Ruhr einmal eingeschlossen, hatte Deutschland wohl kaum noch die Kraft, die grosse alliierte Offensive aufzuhalten. Schon jetzt gab es keine zusammenhängende Verteidigungslinie mehr. Der Feind war schwer angeschlagen. Major General Isaac D. White, der Kommandeur der 2. US-Panzerdivision, hatte seinen Männern befohlen, jeden deutschen Widerstand zu umgehen und weiter vorzustossen. Die Division, welche an der Spitze der 9. Armee das Zangenmanöver entlang dem Nordrand der Ruhr anführte, war daraufhin in weniger als drei Tagen über achtzig Kilometer weit vorgerückt. Die Deutschen hatten sich in einzelnen Widerstandsnestern hartnäckig verteidigt, doch grössere Schwierigkeiten als die feindlichen Aktionen bereiteten der 2. Panzerdivision gesprengte Brücken, improvisierte Strassensperren, Minenfelder und schlechtes Terrain.

Lieutenant Colonel Wheeler G. Merriam, der den Vorstoss der Division mit seinem 82. Aufklärungsbataillon anführte, stiess auf wenig Widerstand. Am 28. März rückte er mit seinen Panzern beiderseits einer Eisenbahnstrecke vor. Er liess kurz anhalten, um seine neue Position zu melden. Noch während sein Funker das Hauptquartier zu erreichen versuchte, hörte Merriam das Pfeifen eines Zuges. Plötzlich tauchte ein mit deutschen Soldaten, Panzerfahrzeugen und Geschützen beladener Zug auf und fuhr unmittelbar an seiner Einheit vorbei. Deutsche und Amerikaner starrten einander verblüfft an. Merriam stand so nahe an den Gleisen, dass er deutlich «die einzelnen Bartstoppeln in den unrasierten Gesichtern» der deutschen Soldaten sehen konnte. Seine Männer blickten dem in westlicher Richtung verschwindenden Zug erstaunt nach. Auf beiden Seiten war kein einziger Schuss gefallen.

Merriam griff nach dem Funktelefon. Einige Kilometer weiter westlich erblickte der Divisionskommandeur, General White, den Zug in demselben Augenblick, in dem er Merriams aufgeregte Meldung erhielt. Ein Militärpolizist stoppte die Kolonnen der 2. Panzerdivision, die nur wenige hundert Meter vor White den Bahnkörper überquerten – dann rollte der Zug an dem Divisionskommandeur vorbei, der nicht weniger verblüfft war als sein Bataillonschef Merriam. Sekunden später forderte White über das Telefon Artilleriefeuer an, und nach wenigen Minuten schoss das weiter westlich stehende 92. Feldartillerie-Regiment eine Salve ab, die den Zug in zwei Hälften zerriss. Er war mit zahlreichen Panzer ab wehrgeschützen, Feldhaubitzen und einem schweren Eisenbahngeschütz bestückt. Seine Besatzung wurde gefangengenommen. Davon, dass die Engländer und Amerikaner bereits über den Rhein vorgestossen waren, hatten die Soldaten, wie sie sagten, nichts gewusst.

Lieutenant Colonel Ellis W. Williamson rückte mit der 30. Infanteriedivision so rasch vor, dass sie von den Artilleristen einer anderen alliierten Division beschossen wurde. Sie hielten Williamsons Männer für Deutsche, die sich nach Osten zurückzogen. Lieutenant Clarence Nelson von der 5. Panzerdivision hatte ein ähnlich groteskes Erlebnis. Sein Jeep war unter ihm zusammengeschossen worden, worauf Nelson in einen Schützenpanzer sprang, der ebenfalls sofort unter Beschuss genommen wurde. Nelson befahl einer Panzerbesatzung, den feindlichen Stützpunkt zu zerstören. Der Panzer fuhr einen Hügel hinauf und feuerte zweimal – auf einen britischen Panzerwagen. Die Insassen blieben unverletzt, kochten aber vor Wut. Sie hatten Wartestellung bezogen und gehofft, ihrerseits ein Ziel zu finden. Kaplan Ben L. Rose vom 113. Motorisierten Kavallerieregiment erinnert sich an die Meldung, die ein Panzerkommandant seinem Zugführer erstattete: «Wir sind endlich dreissig Meter vorgerückt, Sir – unter heftigem Beschuss. Der Widerstand ist stark – sowohl von feindlicher wie von unserer Seite.»

Der Vormarsch ging so schnell vor sich, und die deutsche Verteidigung brach so rasch zusammen, dass viele Kommandeure mehr Verluste durch Strassenunfälle als durch feindliches Feuer beklagten. Captain Charles King von der berühmten 7. Britischen Panzerdivision bat seine Männer, «vorsichtig auf diesen Strassen zu fahren. Es wäre doch ein Jammer», meinte er, «jetzt noch durch einen Unfall ums Leben zu kommen». Wenige Stunden später war King tot; sein Jeep war auf eine deutsche Mine gefahren.

Die meisten Soldaten hatten keine Ahnung, wo sie gerade waren und wer sich an ihren Flanken befand. In vielen Fällen gerieten Vorausschwärme über den Rand ihrer Karten hinaus. Den findigen Männern des 82. Aufklärungsbataillons machte das nicht das mindeste aus. Sie benutzten die auf Seide gedruckten taschentuchgrossen Fluchtkarten der amerikanischen Luftwaffe, mit denen man früher einmal alle Kampfflieger ausgerüstet hatte, damit sie im Falle eines Abschusses aus dem feindlichen Gebiet herausfanden. Die Späher der 82. überprüften einfach dadurch ihre Position, dass sie die Karten mit den deutschen Wegweisern verglichen. Im Abschnitt der 84. Division stellte Lieutenant Colonel Norman D. Carnes fest, dass es bei seinem ganzen Bataillon nur noch zwei Karten mit den geplanten Vorstössen gab. Auch er machte sich deshalb weiter keine Sorgen – die Hauptsache war, dass seine Funkgeräte funktionierten und er in Verbindung mit dem Hauptquartier war. Lieutenant Arthur D. Hadley von der 2. Panzerdivision, der als Experte für psychologische Kriegsführung über einen Lautsprecher auf seinem Panzer die Verteidiger deutscher Ortschaften zur Übergabe auf forderte, benutzte die Karten eines alten Baedeker. Und Captain Francis Schommer von der 83. Division war sich ebenfalls immer darüber im Klaren, wo er sich mit seinem Bataillon befand. Er nahm sich den erstbesten Deutschen vor, den er traf, drückte ihm eine Pistole in die Rippen und fragte in fliessendem Deutsch, wo er sei. Er hat nie eine falsche Auskunft bekommen.

Für die Männer der Panzerdivisionen war dieser Vorstoss, nachdem einmal der Rhein überschritten war, genau das, was sie sich gewünscht hatten. Das Angreifen, Umfahren, Einkreisen und Durchstossen deutscher Städte und Truppenteile bot ein klassisches Beispiel bester Panzertaktik. Lieutenant Colonel Clifton Bat-

chelder, Kommandeur des 1. Bataillons des 67. Panzerregiments, fand, dass der alliierte Panzervorstoss durch Deutschland «an Eleganz und Kühnheit den grossen Kavallerieeinsätzen des Bürgerkrieges gleichkam». Lieutenant Gerald P. Leibman von der 5. Panzerdivision, der schon an den Vorstössen aus den Igelstellungen in der Normandie teilgenommen hatte, beschrieb in einem Brief nach Hause die Taktik seiner Einheit, erst die feindlichen Linien zu durchbrechen und Tausende von Deutschen hinter sich zu lassen, wo diese dann in isolierten Widerstandsnestern weiterkämpften. «Wir räumen im Hinterland erst auf», schrieb er, «nachdem wir die vordersten Stellungen des Feindes durchbrochen haben. Keiner von uns isst oder schläft. Angreifen und Nachstossen, Angreifen und Nachstossen, das ist alles, was wir tun. Genau wie in Frankreich – nur dass diesmal an den Häusern nicht mehr französische Trikoloren wehen, sondern weisse Fahnen zum Zeichen der Kapitulation.» Überall herrschte beste Stimmung, denn es hiess, dies sei der letzte grosse Angriff auf dem Weg nach Berlin.

Montgomery hatte Berlin bereits nach seinem grossen Sieg in der Wüste bei El Alamein ins Auge gefasst. Der leicht aufbrausende, temperamentvolle und oft taktlose, jedoch stets realistische und tapfere Mann, der entschlossen «Los!» gesagt hatte, als das Wetter die Invasion in der Normandie zu verzögern drohte, verlangte auch jetzt wieder grünes Licht. Da immer noch keine klare Entscheidung aus dem Obersten Hauptquartier vorlag, hatte Montgomery selbst entschieden. Am Dienstag, dem 27. März um 18 Uhr 10 teilte er Eisenhower in einer chiffrierten Botschaft mit:

«Ich habe heute die Befehle an die Armeekommandeure für den weiteren Vormarsch nach Osten erteilt... Ich beabsichtige, die Neunte und die 2. Armee mit aller Kraft zur Elbe vorstossen zu lassen. Der rechte Flügel der Neunten Armee wird direkt auf Magdeburg vorgehen, der linke der 2. Armee auf Hamburg ...

Die Kanadische Armee wird nördlich des linken Flügels der 2. Armee Operationen zur Säuberung von Nordostholland und Westholland sowie des Küstengebiets unternehmen...

Ich habe die Neunte und 2. Armee angewiesen, mit ihren Panzer- und motorisierten Streitkräften sofort vorzugehen und mit äusserster Schnelligkeit und Schlagkraft zur Elbe durchzustossen. Die Lage scheint günstig, und die Dinge werden vermutlich bald ins Rollen kommen.

Mein Gefechtsstand wird am Donnerstag, dem 29. März, in die Gegend nordwestlich von Bönninghardt\* verlegt... Über Wesel, Münster, Wiedenbrück, Herford und Hannover hoffe ich dann mit meinem Gefechtsstand über die Autobahn Berlin zu erreichen.»

Tante Effi und Onkel Otto drehten sich langsam am Ende ihrer Seile in der Luft und blickten traurig auf den mit Schutt übersäten Berliner Hinterhof hinunter. Carl Wiberg sprach vom hinteren Balkon seiner Wilmersdorfer Wohnung freundlich und aufmunternd auf die beiden Dackel ein, während er sie heraufzog. Mit dieser Vorrichtung pflegte er Tante Effi und Onkel Otto bei Fliegeralarm nach

\* Ortschaft westlich des Rheins, etwa zehn Kilometer südlich Xanten.

unten zu befördern. Die Hunde hatten sich langsam daran gewöhnt. Ebenso Wibergs Nachbarn, die das Theater, welches der Schwede mit seinen beiden Lieblichen veranstaltete, allerdings etwas übertrieben fanden. Aber es war für sie nichts Neues mehr, die Hunde mit gebürstetem, glänzendem Fell vor ihren Fenstern auf- und abschweben zu sehen. Niemand kümmerte sich um die herunterbaumelnden Seile, und das war Wiberg ganz recht. Falls eines Tages die Gestapo kam, konnte er an diesen Seilen von seinem hinteren Balkon hinunterklettern.

Wiberg ging mit grösster Umsicht vor. Ein einziger Fehler nur konnte seine Entlarvung als Spion der Alliierten bedeuten. Da die Berliner täglich misstrauischer und ängstlicher wurden, musste Wiberg besonders vorsichtig sein. Er hatte noch immer nicht herausfinden können, wo Hitler sich aufhielt. Mit seinen beiläufigen harmlos erscheinenden Fragen hatte er offenbar keinerlei Verdacht erregt, aber eben leider auch nichts erfahren. Sogar seine höhergestellten Freunde bei der Wehrmacht und der Luftwaffe schienen nichts zu wissen. Wiberg kam allmählich zu der Überzeugung, dass der Führer und sein «Hofstaat» sich überhaupt nicht in Berlin befanden.

Er hatte gerade die Hunde auf den Balkon gesetzt, als es klingelte. Wiberg zuckte zusammen. Er erwartete keinen Besuch und hatte immer Angst, die Polizei könnte einmal vor der Tür stehen. Er machte die Hunde los, ging durch die Wohnung und öffnete. Ein Fremder stand vor ihm. Er war gross und kräftig und trug Arbeitskleidung und eine Lederjacke. Auf seiner rechten Schulter balancierte er einen grossen Karton.

«Carl Wiberg?» fragte er.

Wiberg nickte.

Der Fremde stellte den Karton auf den Boden. «Ein kleines Geschenk von Ihren Freunden in Schweden», sagte er lächelnd.

«Von meinen Freunden in Schweden?» fragte Wiberg vorsichtig.

«Ach, Sie wissen doch ganz genau, was das ist», sagte der Fremde. Er drehte sich um und ging schnell die Treppe hinunter.

Wiberg schloss leise die Tür. Regungslos stand er da und starrte auf den Karton. Die einzigen «Geschenke», die er aus Schweden bekam, waren Dinge, die er für seine Spionagetätigkeit brauchte. War dies eine Falle? Würde nicht in dem Moment, da er die Schachtel öffnete, die Polizei hereinstürzen? Er ging rasch ins Wohnzimmer und blickte auf die Strasse hinunter. Niemand war zu sehen. Wiberg ging wieder zur Tür und horchte eine Weile. Nichts. Schliesslich trug er den Karton zum Wohnzimmersofa und öffnete ihn. Das Paket, das man ihm auf so unauffällige Weise zugestellt hatte, enthielt ein grosses Funkgerät. Wiberg merkte plötzlich, dass er schwitzte.

Einige Wochen zuvor war Wiberg von seinem Vorgesetzten, einem Dänen namens Hennings Jessen-Schmidt, mitgeteilt worden, dass er von nun an «Filialleiter» des Berliner Spionagenetzes sei. Seither waren ihm durch Kuriere alle möglichen Ausrüstungsgegenstände überbracht worden. Doch bisher war er stets vorher davon in Kenntnis gesetzt worden, und die Lieferung hatte man immer mit äusserster Vorsicht durchgeführt. Wenn sein Telefon zweimal klingelte und das Rufzeichen abbrach, so war dies das Signal dafür, dass er wieder eine Lieferung zu erwarten

hatte. Man hatte ihm die Dinge aber immer während der Dunkelheit überbracht, meistens während eines Luftangriffs. Noch nie hatte ein Kurier Wiberg bei hellichtem Tag aufgesucht. Er war wütend. «Irgendjemand», sagte er später, «hatte sehr naiv und amateurhaft gehandelt und das ganze Unternehmen in Gefahr gebracht.» Wiberg war ohnedies gefährdet genug. Er konnte einen Besuch der Polizei nicht riskieren, denn seine Wohnung war mit Spionagematerial jeder Art vollgestopft. In seinem Zimmer waren grosse Mengen von Valuten, mehrere Chiffriertabellen und verschiedene Drogen und Gifte versteckt – von schnell wirkenden Pillen, die mehrstündige Bewusstlosigkeit herbeiführten, bis zu tödlichen Zyankalikapeln. In seinem Kohlenkeller und in einer nahegelegenen gemieteten Garage lagerte ein ganzes Arsenal von Gewehren, Pistolen und Munition. In Wibergs Keller hatte sich sogar eine Zeitlang ein Koffer mit hochexplosiven Sprengstoffen befunden, der ihm wegen der Luftangriffe grosse Sorgen bereitet hatte. Doch zusammen mit Jessen-Schmidt hatte er ein ideales Versteck dafür gefunden. Der heisse Koffer ruhte jetzt in einem grossen Safefach im Keller der Deutschen Union Bank.

Das Haus, in dem Wiberg wohnte, war bisher von den Bomben verschont geblieben. Der Schwede wusste, was ihm im Fall eines Treffers bevorstand. Man würde sofort entdecken, dass er ein Spion war. Jessen-Schmidt hatte ihm gesagt, die Ausrüstungsgegenstände seien zur gegebenen Zeit an verschiedene Agentengruppen und Sabotageeinheiten zu verteilen, die man demnächst in Berlin erwarte. Die Aktionen dieser Agenten sollten auf ein Signal aus London beginnen. Das konnte nicht mehr lange dauern. Man hatte Jessen-Schmidt angewiesen, sich bereitzuhalten.

Der Befehl aus London konnte über Funk oder auf dem Kurierweg innerhalb der nächsten Wochen eintreffen, denn die geplanten Aktionen sollten mit der Eroberung der Stadt zusammenfallen. Nach den Informationen, die Jessen-Schmidt und Wiberg erhalten hatten, war mit der Einnahme Berlins durch die Engländer und Amerikaner gegen Mitte April zu rechnen.

### 3

In der Stille seines Arbeitszimmers in der Downing Street Nr. 10 sass Winston Churchill in seinem Ledersessel und hielt den Telefonhörer ans Ohr. Der Premierminister lauschte der Stimme seines Stabchefs, General Sir Hastings Ismay, der ihm eine Kopie von Montgomerys Botschaft an das Oberste Hauptquartier vorlas. Dass der Feldmarschall «äusserste Schnelligkeit und Schlagkraft» versprach, war wirklich eine gute Nachricht; noch erfreulicher war seine Absicht, nach Berlin vorzustossen. «Montgomery», sagte der Premierminister zu Ismay, «macht bemerkenswerte Fortschritte.»

Nach monatelangen heftigen Auseinandersetzungen schienen sich auch die britischen und amerikanischen Militärs über die zukünftige alliierte Strategie geeinigt zu haben. Gemäss den Plänen General Eisenhowers, die im Herbst 1944 aus-

gearbeitet und im Januar 1945 vom Gemeinsamen Generalstab\* auf Malta gebilligt worden waren, sollte Montgomerys 21. Armeegruppe den Hauptstoss über den Niederrhein und nördlich der Ruhr führen – eine Route, die Churchill in einem Brief an Roosevelt «die kürzeste Strasse nach Berlin» genannt hatte. Im Süden sollten amerikanische Streitkräfte den Rhein überschreiten, in den Raum Frankfurt vorstossen und so den Feind von Montgomery ablenken. Diesen zusätzlichen Vorstoss konnte man, falls Montgomerys Offensive zusammenbrach, in den Hauptangriff verwandeln. Doch Churchill war vom Gelingen des Plans überzeugt. Der «Grosse Kreuzzug» näherte sich seinem Ende. Der britische Premier freute sich, dass es von allen alliierten Kommandeuren gerade dem Helden von El Alamein bestimmt zu sein schien, die feindliche Hauptstadt zu erobern. Die 21. Armeegruppe war für den letzten grossen Schlag an Truppenzahl und Ausrüstung eigens verstärkt worden. Besonderes Gewicht hatte man auf Luftunterstützung und Nachschub gelegt. Insgesamt umfassten Montgomerys fünfunddreissig Divisionen nebst den angegliederten Einheiten unter denen sich auch die Neunte US-Armee befand, über eine Million Mann.

Vier Tage zuvor hatte sich Churchill mit General Eisenhower an den Rhein begeben, um die erste Phase des Vorstosses über den Fluss zu beobachten. Angesichts der eindrucksvollen Operationen, die sich zu einer ungeheuren Offensive entfalteten, sagte Churchill zu dem alliierten Oberkommandierenden: «Mein lieber General, die Deutschen sind geschlagen. Völlig erledigt.»

Der feindliche Widerstand erwies sich in den meisten Gebieten tatsächlich als überraschend schwach. Im Abschnitt der 9. US-Armee, wo zwei Divisionen – etwa 34'000 Mann – Schulter an Schulter mit den Engländern den Fluss überschritten, wurden nur 31 Gefallene gemeldet. Inzwischen hatte Montgomery mehr als 20 Divisionen und 1'500 Panzer über den Fluss gebracht und stiess zur Elbe vor. Der Weg nach Berlin – nach Churchill «das Hauptziel» der westalliierten Armeen – schien militärisch frei.

Der Weg nach Berlin war auch in politischer Hinsicht völlig offen. Zwischen den Grossen Drei hatte es nie irgendwelche Diskussionen darüber gegeben, welche Armee die Stadt einnehmen sollte. Berlin war ein offenes Ziel, das von derjenigen alliierten Armee erobert werden sollte, die es zuerst erreichte.

Gegenstand zahlreicher Auseinandersetzungen war indessen die Besetzung des übrigen Landes gewesen – das verriet auch die auf den Karten des «Eclipse»-Plans eingezeichneten Zonen. Die Beschlüsse über die Besetzung Deutschlands sollten von entscheidendem Einfluss auf die Einnahme Berlins und die politische Zukunft der deutschen Hauptstadt sein. Zumindest einer der führenden alliierten Politiker war sich dessen von Anfang an bewusst. «Es wird bestimmt zu einem Wettlauf nach Berlin kommen.» Diese Worte stammten von Franklin Delano Roosevelt.

\* Der «Gemeinsame Generalstab» (*Combined Chiefs of Staff*) mit Sitz in Washington setzte sich aus britischen und amerikanischen Vertretern zusammen. Er ist nicht zu verwechseln mit den «Vereinigten Stabschefs» (*United Chiefs of Staff*), einem inneramerikanischen Gremium, das aus den Generalstabschefs der verschiedenen amerikanischen Waffengattungen besteht.

Siebzehn Monate zuvor hatte sich der amerikanische Präsident zum erstenmal ausführlich mit der Frage der Besetzung Deutschlands befasst. Am 19. November 1943 sass Roosevelt im Konferenzzimmer des von Admiral Ernest J. King kommandierten Schlachtschiffes *Iowa*, das sich auf der Fahrt in den Nahen Osten befand. Bei ihm waren seine Assistenten und Berater, darunter die amerikanischen Generalstabschefs.

Es waren entscheidende Tage in dem weltweiten Kampf gegen die Achsenmächte. Die Deutschen hatten zu Beginn des Jahres in Russland ihre grösste und blutigste Niederlage erlitten: Stalingrad. Mehr als 300'000 Deutsche waren gefallen, verwundet worden oder in Gefangenschaft geraten. Im Pazifik, wo über eine Million Amerikaner kämpften, wurden die Japaner an allen Fronten zurückgedrängt. In Nordafrika war Rommel geschlagen worden. In Italien waren britische und amerikanische Armeen gelandet, die Deutschen befanden sich trotz erbitterten Widerstands auf dem Rückzug. Und nun bereiteten die Westalliierten den letzten Schlag vor – die «Operation Overlord», die Invasion in der Normandie.

Roosevelt war verärgert. Vor ihm lagen die Dokumente und Karten eines Plans, der «Operation Rankin – Case C» hiess, eine von vielen Studien, die man im Zusammenhang mit der bevorstehenden Invasion ausgearbeitet hatte. «Rankin C» befasste sich mit den Massnahmen, die bei einem plötzlichen Zusammenbruch oder einer Kapitulation des Feindes getroffen werden sollten. Dem Plan zufolge sollten in diesem Fall das Reich und Berlin in Sektoren aufgeteilt werden, und die Streitkräfte der Grossen Drei sollten je eine dieser Zonen besetzen. Was den Präsidenten störte, war das Gebiet, das die britischen Planer als amerikanische Besatzungszone vorgesehen hatten.

«Rankin C» war unter eigenartigen und schwierigen Bedingungen zustande gekommen. Der Plan setzte einen Alliierten Oberkommandierenden in Europa voraus, der jedoch erst noch ernannt werden musste. Die schwierige Aufgabe, für diesen Oberkommandierenden voranzuplanen – das heisst, sowohl die Offensive über den Kanal («Operation Overlord») wie einen Plan für den Fall, dass Deutschland zusammenbrach («Operation Rankin C») vorzubereiten –, war dem britischen Generalleutnant Frederick E. Morgan übertragen worden, der unter dem Codenamen «Cossac» (*Chief of Staff to the Supreme Allied Commander*) bekannt war\*. Es war eine undankbare, schier unlösbare Aufgabe. Als Morgan damit betraut wurde, hatte Sir Alan Brooke, der Chef des Britischen Generalstabes, geäussert: «Ganz und gar unmöglich! Aber Sie müssen es trotzdem machen!» Bei der Ausarbeitung von «Rankin C» musste Morgan alle möglichen Eventualitäten in Betracht ziehen. Was geschah, wenn der Feind sich so plötzlich ergab, dass

\* Die 1943 entworfene Fassung von «Operation Rankin» bestand aus drei Teilen: «Case A» setzte voraus, dass die Deutschen so geschwächt wurden, dass sich möglicherweise nur eine «Miniatur-Overlord»-Invasion als notwendig erwies. «Case B» zog den Fall in Betracht, dass sich die Deutschen zu einem strategischen Rückzug aus Teilen der von ihnen okkupierten Länder entschlossen, gleichzeitig jedoch den Hauptteil ihrer Streitkräfte entlang der Nord Westküste Europas zur Abwehr einer Invasion konzentrierten. «Case C» war auf einen plötzlichen deutschen Zusammenbruch vor, während oder nach der Invasion abgestellt. «Case A» und «Case B» wurden, wie Morgan sich erinnert, nur ganz kurz in Erwägung gezogen und bald verworfen.



die Alliierten aus dem Gleichgewicht gerieten – wie bei der unvorhergesehenen deutschen Kapitulation im November 1918? Welche Teile Deutschlands sollten dann die Amerikaner, welche die Briten, welche die Russen besetzen? Wer sollte Berlin einnehmen? Das waren die entscheidenden Fragen, und sie mussten auf klare, eindeutige Weise gelöst werden, wenn die Alliierten nicht von einem plötzlichen Zusammenbruch überrascht werden wollten.

Bis zu diesem Zeitpunkt war noch kein spezieller Plan für das Kriegsende aufgestellt worden. Verschiedene amerikanische und englische Regierungsstellen hatten sich zwar bereits den mit einer Einstellung der Feindseligkeiten verbundenen Problemen gewidmet, doch bei der Formulierung einer gemeinsamen Politik war man nicht weit gekommen. Einig war man sich nur darüber, dass Deutschland zu besetzen sei.

Die Russen kannten derartige Schwierigkeiten nicht. Die Besetzung Deutschlands war für Stalin von Anfang an eine Selbstverständlichkeit gewesen. Über die jeweils notwendigen Schritte hatten bei ihm nie Zweifel bestanden.

Bereits im Dezember 1941 setzte er den englischen Aussenminister Anthony Eden ganz offen über seine Nachkriegsforderungen in Kenntnis und teilte ihm mit, welche Territorien er zu besetzen und zu annektieren beabsichtigte. Es war eine eindrucksvolle Liste: Als Kriegsbeute forderte Stalin die Anerkennung seiner Ansprüche auf Lettland, Litauen und Estland; den Teil Finnlands, den er 1939 bei seinem Angriff auf Finnland besetzt hatte; die rumänische Provinz Bessarabien; den Teil Ostpolens, den die Sowjets 1939 im Einvernehmen mit den Nazis okkupiert hatten, und den grössten Teil Ostpreussens. Während er seine Bedingungen in aller Ruhe festlegte, donnerten nur fünfundzwanzig Kilometer vom Kreml entfernt, in den Vororten Moskaus, die Geschütze.

Die Engländer, die damals Stalins Forderungen als – gelinde gesagt – voreilig betrachtet hatten\*, arbeiteten 1943 eigene Pläne aus. Eden empfahl, ganz Deutschland zu besetzen und unter den Alliierten in drei Zonen aufzuteilen. Es wurde ein Kabinettsausschuss, das sogenannte «Waffenstillstands- und Nachkriegskomitee» unter dem stellvertretenden Premierminister Clement Attlee, dem Vorsitzenden der Labour Party, gebildet. Das Attlee-Komitee arbeitete eine ausführliche Empfeh-

\* Stalins Vorschläge erreichten Churchill, als er an Bord des Schlachtschiffes *Duke of York* den Atlantik überquerte, um sich mit Roosevelt zu treffen. Die Vereinigten Staaten waren eben in den Krieg eingetreten, und Churchill hatte Bedenken, seinem mächtigen neuen Alliierten gegenüber zu diesem Zeitpunkt das Thema anzuschneiden. Er kabeelte Eden: «Sie dürfen zu Stalin natürlich nicht unhöflich sein. Wir sind den Vereinigten Staaten gegenüber verpflichtet, keine geheimen und gesonderten Pakte einzugehen. Präsident Roosevelt diese Vorschläge zu unterbreiten, würde bedeuten, eine glatte Ablehnung herauszufordern, und könnte anhaltende Schwierigkeiten verursachen... Es wäre meiner Meinung nach nicht ratsam... sie auch nur informell zur Sprache zu bringen.» Das State Department war über Edens Gespräch mit Stalin informiert, doch es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, dass der Präsident der Vereinigten Staaten damals davon in Kenntnis gesetzt wurde. Im März 1943 jedoch war Roosevelt völlig darüber unterrichtet, und laut Eden, der mit ihm über die Angelegenheit sprach, sah der Präsident keine grossen Schwierigkeiten mit der Sowjetunion voraus. «Die grosse Frage, die Roosevelts Gedanken ganz zu Recht völlig beherrschte», sagte Eden, «war, ob es möglich sei, mit Russland jetzt und nach dem Krieg zusammenzuarbeiten.»

lung aus, in der es ebenfalls eine Dreiteilung vorschlug, derzufolge Grossbritannien die reichen Industriegebiete Nordwestdeutschlands besetzen sollte. Berlin sollte von den drei Mächten gemeinsam besetzt werden. Der einzige Alliierte, der praktisch keine Pläne für ein geschlagenes Deutschland entworfen hatte, waren die Vereinigten Staaten. Der offizielle Standpunkt der USA war, über die Nachkriegsregelungen könne erst entschieden werden, wenn der Sieg unmittelbar bevorstehe. Die Besatzungspolitik betrachtete man als eine in erster Linie militärische Angelegenheit.

Jetzt – Ende 1943 – da die gemeinsamen Offensiven der Alliierten ihren Höhepunkt erreicht hatten, war die Koordinierung der politischen Planung jedoch zu einer akuten Notwendigkeit geworden. Bei der Aussenministerkonferenz in Moskau im Oktober wurden die ersten tastenden Schritte in Richtung auf eine gemeinsame Nachkriegspolitik der Alliierten unternommen. Die Alliierten einigten sich über eine gemeinsame Verantwortung bei der Kontrolle und Besetzung Deutschlands und beriefen einen Dreierausschuss, die Europäische Beratungskommission (EAC\*), welche «die mit der Beendigung der Feindseligkeiten zusammenhängenden europäischen Fragen untersuchen und den drei Regierungen Empfehlungen unterbreiten» sollte.

Inzwischen hatte jedoch Morgan seinen Entwurf fertiggestellt – einen groben Plan für die Besetzung Deutschlands, der, wie er später erklärte, «nur mit einem beträchtlichen Aufwand an Hellseherei» zustande gekommen war. Anfangs hatte Morgan, politisch unbeeinflusst, einen Plan für eine begrenzte Besetzung entworfen. In der endgültigen Fassung von «Rankin C» jedoch schlugen sich die sorgfältig erarbeiteten Vorschläge des Attlee-Komitees nieder. Morgan hatte sich über eine Karte gesetzt und Deutschland mathematisch genau in drei Teile geteilt, wobei er «mit Blaustift die vorhandenen innerdeutschen Grenzen nachzog». Es war keine Frage, dass die Russen, die von Osten her vorstießen, den östlichen Teil besetzen mussten. Die vorgesehene Grenze zwischen den Besatzungszonen der Westalliierten und der russischen Zone wurde im revidierten «Rankin-C»-Plan durch eine Linie gekennzeichnet, die von Lübeck bis Eisenach und von dort zur tschechischen Grenze verlief. Die Ausdehnung der sowjetischen Zone kümmerte Morgan nicht. Man hatte ihn nicht angewiesen, dies zu berücksichtigen, «denn das war natürlich Sache der Russen, die bei unserer Cossac-Party nicht dabei waren». Berlin aber bereitete ihm Kopfzerbrechen, denn die Stadt fiel in die russische Zone. «Werden wir Berlin weiterhin als Hauptstadt betrachten – vorausgesetzt, dass es in Zukunft überhaupt noch eine deutsche Hauptstadt gibt?» fragte sich Morgan. «Es lag nahe, Berlin zu drei gleichen Teilen durch die Verbündeten besetzen zu lassen, und zwar durch je eine amerikanische, britische und russische Division.» Was die englische und amerikanische Zone betraf, so fand Morgan ihre Lage zueinander – die Briten im Norden, die Amerikaner im Süden – durch einen scheinbar lächerlichen, doch schwerwiegenden Umstand bereits von vornherein festgelegt: nämlich die Lage der britischen und amerikanischen Basen und Depots in England. Von Anfang an hatte man die amerikanischen Truppen in Gross-

britannien – abgesehen von einer vorübergehenden Stationierung einiger Einheiten in Nordirland – im Süden und Südwesten Englands konzentriert, wogegen die britischen Streitkräfte im Norden und Südosten der Insel bereitstanden. Die Truppen verfügten entsprechend ihren getrennten Standorten über zwei völlig voneinander geschiedene Versorgungs- und Nachrichtensysteme. Morgan rechnete damit, dass diese Anordnung auch bei der «Operation Overlord», also bei der Überquerung des Kanals und dem Angriff auf die Küsten der Normandie, beibehalten wurde – und vermutlich auch beim Vorstoss auf dem Kontinent nach Deutschland hinein. Die Engländer nahmen voraussichtlich Norddeutschland ein und befreiten Holland, Dänemark sowie Norwegen, während die Amerikaner durch Frankreich, Belgien und Luxemburg vorrückten und Süddeutschland besetzten.

«Ich glaube nicht», sagte Morgan später, «dass sich damals irgendjemand über die Konsequenzen des Stationierungsplans im Klaren war – der vermutlich von einem untergeordneten Beamten im Kriegsministerium stammte. Doch die ganze spätere Entwicklung geht darauf zurück.»

Der Präsident der Vereinigten Staaten sah die unvermeidlichen Folgen voraus. Darum war er über «Rankin C» so aufgebracht. Gleich zu Beginn der auf 15 Uhr anberaumten Nachmittagssitzung an Bord der *Iowa* schnitt er das Thema an. Unter Berufung auf ein Memorandum, in dem die Stabschefs um Erläuterungen zum revidierten Morgan-Plan ersuchten, warf er seinen militärischen Beratern die «Aufstellung gewisser Hypothesen» vor – insbesondere die, dass die USA den britischen Vorschlag, Süddeutschland zu besetzen, akzeptieren sollten. «Diese Regelung passt mir nicht», erklärte der Präsident verärgert. Er wolle Nordwestdeutschland, also Zugang zu den Häfen Bremen und Hamburg, sowie zu den norwegischen und dänischen Häfen. Auch über die Ausdehnung der amerikanischen Zone hatte der Präsident konkrete Vorstellungen. «Sie sollte bis Berlin reichen. Berlin muss zur amerikanischen Besatzungszone gehören. Die Sowjets», fügte er hinzu, «können das Land im Osten haben.»

Noch etwas gefiel ihm nicht an «Rankin C»: Süddeutschland als amerikanisches Besatzungsgebiet hiess, dass Frankreich, Belgien und Luxemburg in den Verantwortungsbereich der USA fielen. Und Frankreich bereitete ihm Sorgen, besonders der Kommandeur der Streitkräfte des Freien Frankreich, General Charles de Gaulle, den er als ein «politisches Kopfweh» bezeichnete. Schon zu Beginn des amerikanischen Vormarsches in Frankreich hatte Roosevelt seinen Beratern gegenüber geäußert, de Gaulle werde immer «eine Meile hinter den Truppen sein», bereit, die Regierung zu übernehmen. Vor allem befürchtete Roosevelt den Ausbruch eines Bürgerkriegs in Frankreich bei Kriegsende. Er wollte mit der Wiedererrichtung Frankreichs nichts zu tun haben, erklärte er – Frankreich sei ein «britisches Baby». Auch die Verantwortung für Luxemburg und Belgien habe England zu übernehmen – desgleichen für Süddeutschland.

Die amerikanische Zone sollte nach den Vorstellungen Roosevelts Norddeutschland, einschliesslich Berlins, umfassen und sich bis Stettin erstrecken. Noch einmal gab er seinem Missfallen Ausdruck. «Die Engländer sehen für uns die südliche Zone vor», schloss er, «und das gefällt mir nicht.»

Die Teilnehmer der Besprechung waren bestürzt. Drei Monate zuvor, bei der Konferenz von Quebec, hatten die amerikanischen Generalstabschefs dem Plan im Prinzip zugestimmt, desgleichen die Mitglieder des Gemeinsamen Generalstabs. Damals hatte Präsident Roosevelt grosses Interesse für die Teilung Deutschlands gezeigt, mit allem Nachdruck die Dringlichkeit der Planung betont und verlangt, die Truppen müssten imstande sein, ebenso schnell nach Berlin zu kommen wie die Russen.

Die Generalstabschefs hatten angenommen, man sei sich über «Rankin C» im Wesentlichen bereits einig. Sie hatten den Plan auf der *Iowa* nur deshalb zur Sprache gebracht, weil er ausser militärischen auch politische und wirtschaftliche Dinge betraf. Jetzt stellte der Präsident nicht nur den Besatzungsplan, sondern auch die ganze «Operation Overlord» in Frage. Wenn die vorgesehenen Besatzungszonen entsprechend den Vorstellungen des Präsidenten geändert wurden, dann mussten vor der Invasion die Truppen in England neu formiert werden. Dies konnte die Invasion in Nordfrankreich, eine der kompliziertesten Operationen der Kriegsgeschichte, verzögern und damit entscheidend gefährden. Roosevelts militärische Berater kamen zu dem Schluss, dass Präsident Roosevelt entweder die bei einer Änderung des Aufmarschplans erforderlichen ungeheuren logistischen Massnahmen nicht begriff – oder dass er sich völlig darüber im Klaren und einfach bereit war, einen phantastischen Preis dafür zu zahlen, dass die USA die nordwestliche Zone und Berlin bekamen – einen Preis, der ihrer Meinung nach indiskutabel war.

General Marshall versuchte, möglichst diplomatisch die Situation darzulegen. Die Angelegenheit müsse man sich natürlich gründlich überlegen. Doch die «Rankin-C»-Vorschläge, sagte er, beruhten auf militärischen und vor allem nachschubtechnischen Erwägungen. Vom logistischen Standpunkt aus müssten «die US-Truppen [in der Stossrichtung gesehen] rechts stehen», was insbesondere durch die Lage der zur Verfügung stehenden englischen Häfen bedingt sei.

Admiral Ernest King, der Oberkommandierende der US-Kriegsmarine, unterstützte Marshall; die Vorbereitungen der Invasion, führte er aus, seien so weit fortgeschritten, dass eine Umgruppierung der Truppen unmöglich sei.

Nach Marshalls Ansicht war im Falle einer derartigen Umgruppierung ein völlig neuer Plan erforderlich – wenn der Präsident seine Vorstellungen von der Besetzung Deutschlands durchsetzen wolle, brauche man einen Plan, der so flexibel sei, dass er «jedem Stadium der Entwicklung» angepasst werden könne.

Roosevelt war anderer Meinung. Die USA müssten bei einem totalen militärischen Zusammenbruch des Feindes so viele Soldaten wie möglich nach Deutschland schaffen. Einen Teil der Truppen könne man, so schlug er vor, «um Schottland herum» schicken und so von Norden her in Deutschland eindringen. Es werde zwischen den Alliierten zu einem Wettrennen nach Berlin kommen, und die amerikanischen Divisionen müssten so früh wie möglich dort sein. Auch Harry Hopkins, Roosevelts Vertrauter und Berater, der auf der *Iowa* anwesend war, hielt Eile für geboten: Die USA sollten «in der Lage sein, innerhalb von zwei Stunden nach dem Zusammenbruch eine Luftlandedivision in Berlin abzusetzen».

Roosevelts Gesprächsteilnehmer versuchten verzweifelt, den Präsidenten von den

Schwierigkeiten zu überzeugen, die eine Änderung von «Rankin C» zur Folge hätte. Roosevelt liess sich nicht von seinem Standpunkt abbringen. Er zog eine Deutschlandkarte zu sich heran, die auf dem Tisch lag, und begann zu zeichnen. Zuerst zog er eine Linie von der deutschen Westgrenze nach Düsseldorf und von da nach Süden den Rhein hinauf bis Mainz. Von hier aus schnitt er Deutschland mit einem breiten Strich entlang dem 50. Breitengrad bis östlich von Asch an der tschechischen Grenze in zwei Teile. Dann wanderte sein Bleistift nach Nordosten bis Stettin. Das Gebiet oberhalb der Linie sollten die Amerikaner besetzen, die Engländer das Gebiet darunter. Alles was rechts der Linie Asch–Stettin lag, sollte offenbar die sowjetische Zone sein. Es umfasste nicht einmal die Hälfte des Gebietes, das Russland im «Rankin-C»-Plan zugestanden worden war. Und auch Berlin lag nicht innerhalb der russischen Zone, sondern an der Grenze zwischen der sowjetischen und amerikanischen Zone. Marshall schloss daraus, dass nach Roosevelts Ansicht Berlin von amerikanischen, britischen und russischen Truppen gemeinsam besetzt werden sollte.

Die Karte zeigte unmissverständlich, was der Präsident im Sinn hatte. Wenn die USA, wie im «Rankin-C»-Plan von Morgan vorgeschlagen, die südliche Zone besetzten, sagte der Präsident seinen Militäρχefs, dann «werden die Briten uns bei jeder Bewegung, die wir machen, unterlaufen». Es sei völlig klar, meinte Roosevelt, dass «hinter diesen Vorschlägen politische Erwägungen der Briten stehen».

Die Diskussion endete ohne eindeutige Entscheidung, doch Roosevelt hinterliess bei seinen Militäρχefs keinerlei Zweifel über seine Erwartungen. Nach Roosevelts Vorstellungen erforderte die Besetzung die Stationierung von einer Million Soldaten in Europa, «für mindestens ein Jahr, vielleicht sogar zwei». Sein Nachkriegsplan sah ähnliche Methoden vor wie jene, die die Amerikaner im Krieg selbst angewendet hatten – umfassenden Einsatz, doch mit einem Minimum an Zeit und unter möglichst geringer Einmischung in europäische Angelegenheiten. Er wünschte einen raschen, erfolgreichen Vorstoss mitten ins Land des Feindes – «eine nach Möglichkeit kampfflose Blitzinvasion Deutschlands» –, bei dem die amerikanischen Truppen Nordwestdeutschland besetzen und von dort nach Berlin vordringen sollten. Vor allem aber war der Präsident der Vereinigten Staaten entschlossen, Berlin einzunehmen.

Dies war das erstmal, dass auf amerikanischer Seite ein konkreter Deutschlandplan entwickelt wurde. Allerdings teilte Roosevelt, dem man oft vorgeworfen hat, als sein eigener Aussenminister zu handeln, seine Ansichten niemandem ausser seinen Generalstabschefs und seinen engsten militärischen Beratern mit. Und diese sollten fast vier Monate lang auf dem Plan sitzenbleiben.

Nach der Besprechung auf der *Iowa* übergab General Marshall die Roosevelt-Karte – den einzigen greifbaren Beweis dafür, dass die Regierung sich Gedanken über die Besetzung Deutschlands machte – an Major General Thomas T. Handy, den Chef der Operationsabteilung des Kriegsministeriums. Als General Handy nach Washington zurückkehrte, wurde der Plan im Geheimarchiv der Operationsabteilung abgelegt. «Meines Wissens», sagte er später «haben wir niemals Anweisung bekommen, die Karte an irgendjemanden im Aussenministerium weiterzu-

leiten.» Das war nur einer von vielen sonderbaren und folgenschweren Schnitzern, die den führenden amerikanischen Militärs und Beamten in den Tagen nach der Besprechung auf der *Iowa* unterliefen. Sie sollten für die Zukunft Deutschlands und Berlins von entscheidender Bedeutung sein.

Am 29. November trafen Roosevelt, Churchill und Stalin zum erstenmal auf der Konferenz von Teheran zusammen. Bei dieser Gelegenheit nominierten die Großen Drei ihre Vertreter für die Europäische Beratungskommission in London – jenen Ausschuss, der die Kapitulationsbedingungen für Deutschland ausarbeiten, die Besatzungszonen festlegen und Pläne für die alliierte Verwaltung des Landes entwerfen sollte. Die Engländer entsandten in die EAC einen engen Freund Anthony Edens, den Unterstaatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten Sir William Strang. Die Russen ernannten einen dickköpfigen Feilscher, der wegen seiner Hartnäckigkeit bekannt war – Fjodor T. Gusew, den sowjetischen Botschafter in London. Roosevelt nominierte seinen Londoner Botschafter, den strebsamen, aber zurückhaltenden und oft unschlüssigen John G. Winant. Er wurde weder in sein neues Amt eingewiesen, noch über den Standpunkt des Präsidenten in der Deutschlandfrage unterrichtet.

Es ergab sich bald eine Gelegenheit für den Botschafter, sich über die Politik, die er in der EAC vertreten sollte, zu informieren – doch sie wurde versäumt. Vom 22.-26. November fand die Konferenz von Kairo statt, bei der sich Roosevelt, Churchill und Tschiang Kai-schek trafen; am 28. November begann die bis 1. Dezember dauernde Konferenz von Teheran zwischen Roosevelt, Churchill und Stalin, und am 4. Dezember trafen sich Roosevelt und Churchill noch einmal in Kairo. An diesem Abend, bei einem langen Diner, an dem Churchill, Eden und der Stabschef des Präsidenten, Flottenadmiral William D. Leahy, teilnahmen, brachte Roosevelt erneut seine Einwände gegen den «Rankin-C»-Plan vor. Er gab den Engländern zu verstehen – offenbar ohne auf seine Karte oder das Ausmass seiner Änderungswünsche einzugehen –, er wünsche den Norden und Nordwesten Deutschlands als amerikanische Besatzungszone. Churchill und Eden widersprachen diesem Vorschlag energisch, doch man beauftragte die Chefs des Gemeinsamen Generalstabs, die Angelegenheit zu studieren. Diese empfahlen, Morgan die Möglichkeit einer Revidierung des «Rankin-C»-Plans untersuchen zu lassen.

Winant gehörte zwar der US-Delegation in Kairo an, wurde jedoch zu dem Diner nicht eingeladen und anscheinend nie über die Dinge informiert, die bei dieser Gelegenheit zur Sprache kamen. Roosevelt kehrte nach Washington zurück, und Winant flog wieder nach London, um an der ersten Besprechung der Europäischen Beratungskommission teilzunehmen. Er wusste nur ungenau, was der Präsident und die amerikanische Regierung wollten.

Nur wenige Kilometer von der Londoner US-Botschaft entfernt, im Norfolk House am St. James Square, sass ein Mann, der ganz genau wusste, was Präsident Roosevelt wollte: Sir Frederick Morgan. Verblüfft nahm er zur Kenntnis, dass er seinen «Rankin-C»-Plan noch einmal im Hinblick auf eine Änderung der britischen und amerikanischen Zonen überprüfen sollte, und befahl seinem überlastetem Stab, sich sofort an die Arbeit zu machen. Eine solche Änderung – das erkannte er sehr

bald – war unmöglich – zumindest, solange Deutschland noch nicht besiegt war. Er berichtete dies seinen Vorgesetzten, und damit war für ihn, wie er es nach dem Krieg formulierte, «die Angelegenheit erledigt».

So blieb den amerikanischen Militärs, trotz all ihrer Proteste, die Entscheidung über die politische Ausgangslage der Vereinigten Staaten im Nachkriegseuropa überlassen. Für sie waren die Besetzung Deutschlands und die Zoneneinteilung strikt militärische Fragen, für welche die Abteilung für Zivile Angelegenheiten im Kriegsministerium zuständig war. Die unvermeidliche Folge war, dass das Kriegsministerium wegen der Deutschlandfrage mit dem Aussenministerium in Konflikt geriet. Es kam zu einem Tauziehen, das jede Hoffnung auf das Zustandekommen einer wohlhabewogenen, einheitlichen amerikanischen Politik auf diesem Gebiet vollends zunichte machte.

Anfangs bezweifelte niemand die Notwendigkeit, Botschafter Winant für seine Verhandlungen mit den EAC-Partnern in London Direktiven zu erteilen. Um die differierenden amerikanischen Ansichten aufeinander abzustimmen, wurde im Dezember 1943 in Washington ein Sonderausschuss, das sogenannte Working Security Committee gebildet, dem Vertreter des Aussen-, Kriegs- und Marineministeriums angehörten. Die Vertreter des Kriegsministeriums, Offiziere der Abteilung für Zivile Angelegenheiten, weigerten sich zuerst, in dem Ausschuss mitzuarbeiten – ja, sie hielten die Europäische Beratungskommission überhaupt für unnötig. Die Army-Offiziere stellten sich auf den Standpunkt, die Kapitulation und Besetzung Deutschlands sei eine rein militärische Sache, über die zu gegebener Zeit «auf militärischer Ebene» – vom Gemeinsamen Generalstab – entschieden werde. Die Verhandlungen wurden für zwei Wochen ausgesetzt. Inzwischen war Winant in London noch immer ohne Instruktionen.

Schliesslich erklärten sich die Militärs bereit, an den Besprechungen teilzunehmen, und der Ausschuss begann mit der Arbeit – doch ohne grossen Erfolg. Die einzelnen Gruppen des Komitees mussten die ausgearbeiteten Empfehlungen jeweils erst ihren Vorgesetzten in den Ministerien vorlegen, bevor irgendetwas an Winant gekabelt werden durfte. Und was noch schlimmer war: Jedes der Ministerien konnte gegen eine vorgeschlagene Direktive sein Veto einlegen – ein Recht, von dem das Kriegsministerium ausgiebigen Gebrauch machte. Wie sich der Vorsitzende des Komitees, Philip E. Mosely vom Aussenministerium, später der politische Berater Winants, heute erinnert, hatten die Offiziere des Kriegsministeriums «strengste Anweisung, nie oder doch so gut wie nie zuzustimmen und über die Diskussionen stets erst ihren Vorgesetzten zu berichten – ein System, das den Verhandlungsmethoden der Sowjets ähnelte, wenn diese in irgendeinem Punkt entschlossen waren, nicht nachzugeben».

Das Feilschen dauerte den ganzen Dezember 1943 an. Nach Ansicht der Militärs sollte sich die Lage der Besetzungszonen mehr oder weniger nach der Position der Truppen bei Unterzeichnung der Kapitulation richten. Demzufolge betrachteten es die Vertreter des Kriegsministeriums als sinnlos, Winant für seine Verhandlungen mit den EAC-Partnern in der Frage der Zoneneinteilung grünes Licht zu geben.

In ihrer Hartnäckigkeit gingen die Militärs so weit, einen Plan des Aussenministeriums abzulehnen, der dem britischen zwar ähnelte, indem er ebenfalls eine Teilung Deutschlands in drei gleiche Zonen vorsah, jedoch einen wesentlichen zusätzlichen Punkt enthielt: Ein Korridor sollte das tief in der sowjetischen Zone liegende Berlin mit den westlichen Zonen verbinden. Die Idee des Korridors stammte von Mosely, der zwar fest mit einem sowjetischen Einspruch gegen diese Lösung rechnete, aber dennoch versuchte, seinen Vorschlag durchzusetzen. Er war der Meinung, dass «ein solcher Plan, wenn man ihn gleich zu Beginn mit Nachdruck vorbrachte, von den Sowjets bei der Formulierung ihrer eigenen Gegenvorschläge nicht übergangen werden könne». Mosely erkannte damals bereits die Notwendigkeit «eines freien und direkten Zugangs nach Berlin vom Westen her». Zunächst wurde Moselys Plan der Abteilung für Zivile Angelegenheiten beim Kriegsministerium zur Prüfung vorgelegt. Dort blieb er erst einmal eine Weile liegen. Schliesslich begab sich Mosely in die Abteilung für Zivile Angelegenheiten und machte den zuständigen Sachbearbeiter, einen Oberst, ausfindig. Er fragte den Offizier, ob er den Plan erhalten habe. Der Offizier öffnete die unterste Schublade seines Schreibtisches und sagte: «Da liegt er.» Dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück, legte beide Füsse auf die Schublade und sagte: «Und da wird er, verdammt noch mal, auch liegenbleiben.» Winant hat den Plan nie zu Gesicht bekommen.

In London trat die EAC zum erstenmal informell am 15. Dezember 1943 zusammen. Winant war es vermutlich ganz recht, dass man sich bei dieser Gelegenheit nur mit Verfahrensfragen beschäftigte. Er war immer noch nicht im Besitz offizieller Instruktionen. Inoffiziell hatte er aus britischen Quellen von einem Plan erfahren, der Roosevelt sehr aufgeregt habe, doch er wusste nicht, dass es sich um Morgans «Rankin-C»-Plan handelte (man hatte ihm gegenüber von einem «Attlee-Plan» gesprochen). Ebenso inoffiziell – und zwar durch John J. McCloy, den Berater des amerikanischen Kriegsministers Stimson – war er seinerzeit davon informiert worden, der Präsident wolle die nordwestliche Zone. Winant vermutete sogleich – und wie sich herausstellen sollte mit Recht – einen entschiedenen Einspruch der Engländer gegen jegliche Änderung\*.

Am 14. Januar 1944 traf General Dwight D. Eisenhower, soeben zum Oberkommandierenden der alliierten Streitkräfte ernannt, in London ein, um seinen Posten anzutreten. Die gesamte militärische Planung, die bisher in den Händen General Morgans gelegen hatte, wurde offiziell ihm unterstellt. Zu diesem Zeitpunkt konnte er jedoch auf den Plan kaum noch Einfluss nehmen. Am Tag nach Eisenhowers Ankunft wurde «Rankin C» bei der ersten offiziellen Zusammenkunft der

\* «Die Briten haben sich seit Langem wirtschaftlich auf die nördliche Zone eingestellt», schrieb McCloy am 12. Dezember an General Marshall. «Der Plan ist, wie mir Winant sagte, erst nach der Beratung mit Politikern und Wirtschaftsfachleuten aufgestellt worden. Ich weiss nicht, in welchem Mass der Präsident angesichts der starken englischen Opposition auf der Besetzung dieser Gebiete bestehen will... Auch ich würde dem nördlichen Gebiet den Vorzug geben, doch ich glaube nicht, dass sich deshalb eine grosse Auseinandersetzung lohnt.» Das Aussenministerium hatte offenbar in dieser Frage keinen festen Standpunkt. Handschriftlich fügte McCloy hinzu, Cordell Hull habe ihn angerufen und gesagt, «er gebe weder dem nördlichen noch dem südlichen Gebiet den Vorzug».



## Die Verteidiger

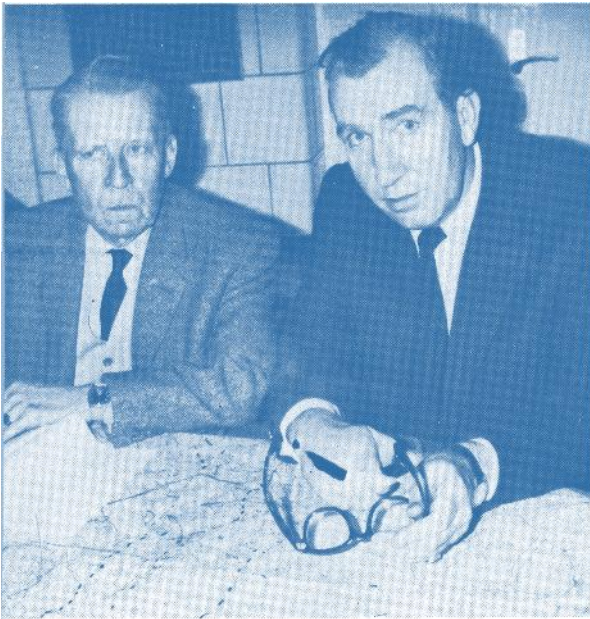


Generaloberst Gotthard Heinrici, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel.

*Unten rechts:* Heinrici in seinem berühmten Schaffellmantel.

*Unten links:* Heinrici heute (rechts neben ihm der Autor)

Foto Cornelius Ryan





Heinricis Stabschef, Generalmajor  
Thilo von Trotha.



General Max Pemsel, der als Spezialist für  
Befestigungen die Verteidigungsanlagen  
als «äusserst unzulänglich» bezeichnete.



Generalmajor Hellmuth Reymann, Kampfkom.mandant von  
Berlin, beim Versuchsschiessen mit einem italienischen Karabiner.

Reymanns Stabschef, Oberst Hans Refior





Reproduktionserlaubnis Luise Jodl



Jugendfoto Luise Jodls

*Rechts:* Generaloberst Alfred Jodl  
mit Frau am Tag ihrer Hochzeit  
(7. März 1945)

*Unten:* Frau Jodl heute



Reproduktionserlaubnis Luise Jodl



Foto Cornelius Ryan

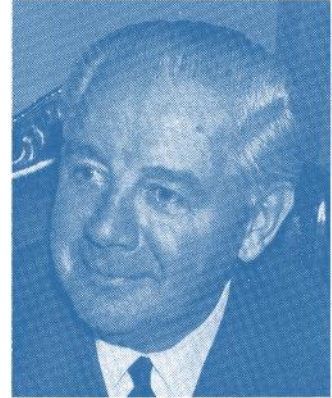
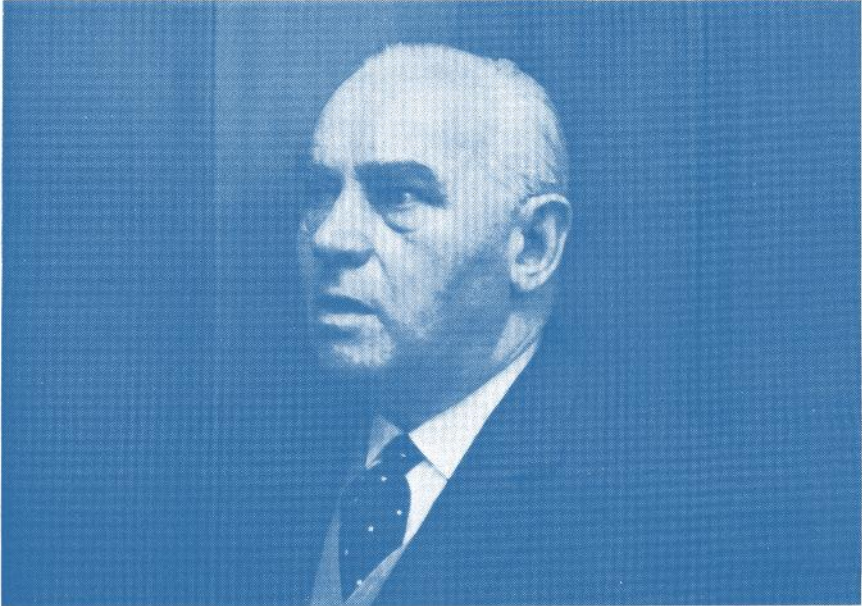


Foto Cornelius Ryan

Generalleutnant Walther Wenck.  
Auf ihn und seine hastig auf-  
gestellte 12. Armee setzte Hitler  
seine letzten Hoffnungen.  
*Oben: Wenck heute*

Foto Cornelius Ryan



ss-Obergruppenführer Felix Steiner (neueres Foto). Die «Gruppe Steiner» hatte den Auftrag, mit einem Entsatzangriff auf Berlin den Führer zu befreien





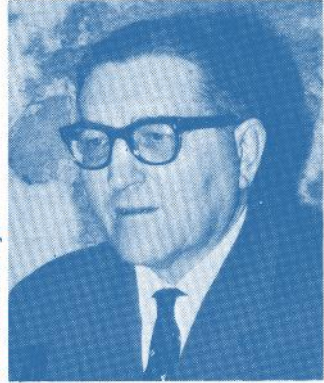
Foto Cornelius Ryan

Oberst Theodor von Dufving im Jahre 1945 und heute. Dufving war Stabschef des Generals Helmuth Weidling, der das LVL Panzerkorps befehligte und von Hitler zum Kampfkommandanten Berlins ernannt wurde, obwohl der Führer kurz zuvor noch seine Erschießung befohlen hatte. Weidling und Dufving übergaben die Stadt am 2. Mai 1945 an Tschuikow. Das russische Foto unten zeigt angeblich Weidling nach der Kapitulationsunterzeichnung. Möglicherweise handelt es sich jedoch um eine gestellte Aufnahme, da der Übergabeakt nicht in einem Bunker, sondern in einem Haus in Tempelhof stattfand.

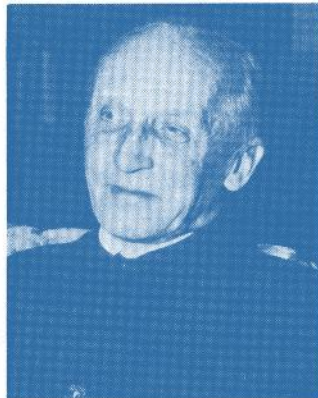




Foto Cornelius Ryan



Generalleutnant Theodor Busse, Oberbefehlshaber der 9. Armee.  
*Rechts:* Busse heute

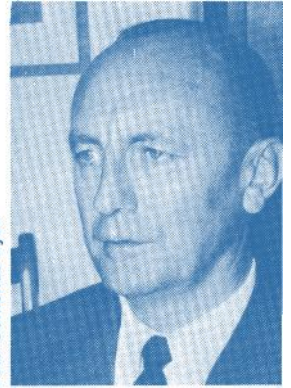


Generaloberst Hasso von Manteuffel, Oberbefehlshaber der 3. Panzerarmee.  
«Unsere Armee ist eine Geisterarmee.» *Rechts:* Manteuffel heute

Oberst Günther Reichhelm,  
Stabschef bei der 12. Ar-  
mee. *Rechts aussen:* Reich-  
helm heute



Foto Cornelius Ryan



Generalleutnant  
Wolf Hagemann, 9. Armee.  
*Unten:* Hagemann heute

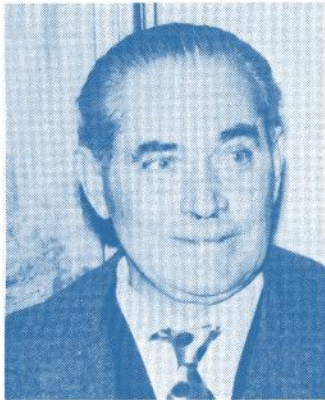


Foto Cornelius





Foto Cornelius Ryan

«Aus war der Traum ...»

Willy Feldheim, der als Hitlerjunge an der Schlacht um Berlin teilnahm. *Oben links:* Der Fünfzehnjährige im Jahre 1945.

*Oben:* Nach der Entlassung aus zweijähriger russischer Gefangenschaft.

*Links:* Willy Feldheim heute

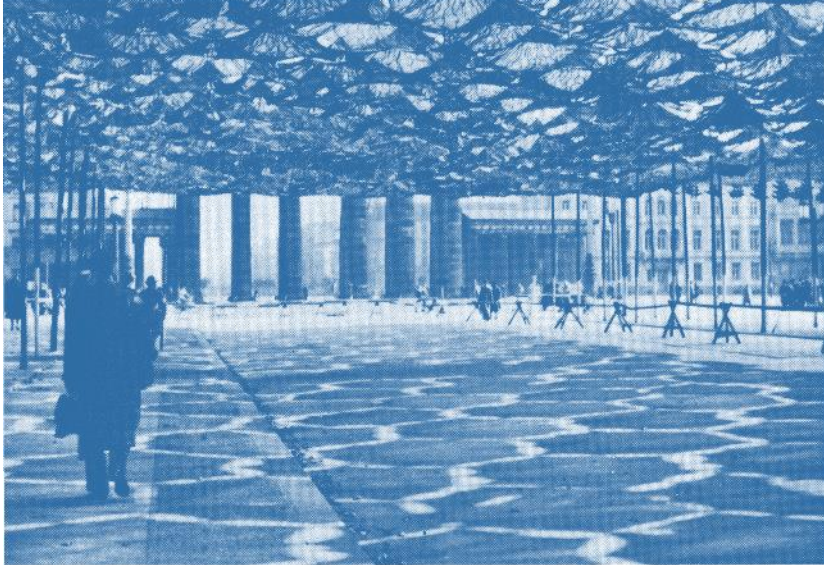
*Rechte Seite oben:* Zwölf- bis Fünfzehnjährige nach der Gefangennahme durch die Russen. Das Foto wurde dem Autor von sowjetischer Seite zur Verfügung gestellt. *Unten:* Siebzijährige Volkssturmmänner







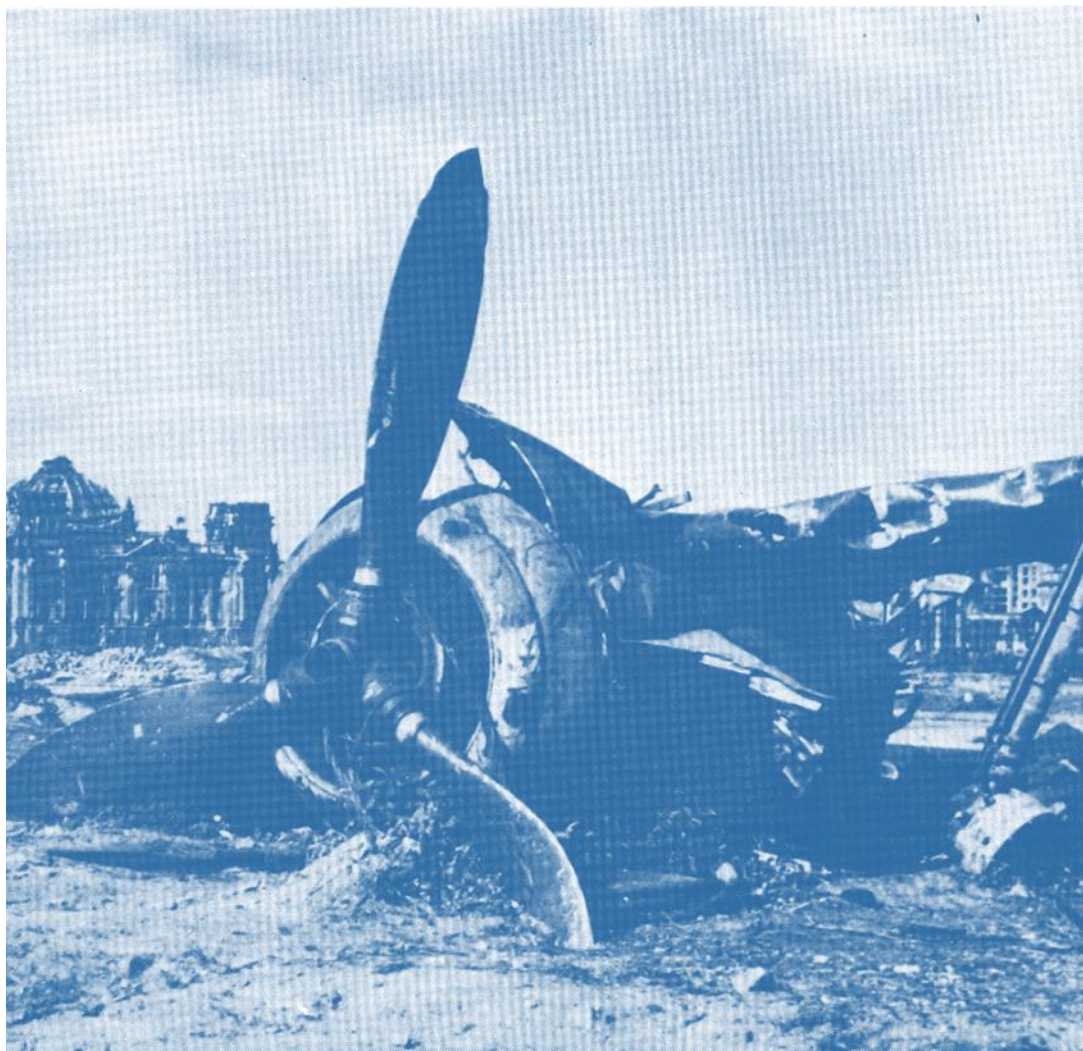




Riesige Tarnnetze sollten der feindlichen Luftaufklärung das Ausmachen von Bombenzielen im Stadtgebiet erschweren. Im Hintergrund die Säulen des Brandenburger Tors.



Flugzeugwrack im Tiergartenviertel. Im Hintergrund der zerbombte Reichstag







Imperial War Museum

Generaloberst Heinz Guderian, vom 21. Juli 1944 bis zum 28. März 1945 Chef des Generalstabes beim Oberkommando des Heeres. Das Foto stammt vom Mai 1940, als Guderian mit seinen Panzern bis zur Atlantikküste vorstieß.

*Unten:* Generalmajor Reinhard Gehlen, Guderians Abwehrchef. Gehlen ist heute Leiter des westdeutschen Bundesnachrichtendienstes



Wide World Photo



Oberst Hans Oscar Wöhlermann, Artilleriekommandeur beim LVI. Panzerkorps. «Überall rannten die Soldaten kopflos davon.»



Hauptmann Hellmuth Lang, der Heinrici noch in letzter Stunde warnen konnte. (Im Vordergrund des 1944 entstandenen Fotos Generalfeldmarschall Rommel)

Europäischen Beratungskommission von Sir William Strang, Botschafter Winant und dem russischen Botschafter Fjodor Gusew vorgelegt. Die USA hatten in dieser Angelegenheit ein für allemal die Initiative verloren. Strang schrieb später, dass er gegenüber seinen Kollegen im Vorteil gewesen sei, «denn während sie telegrafisch Instruktionen von einer fernen und manchmal begriffsstutzigen und verständnislosen Regierung einholen mussten, befand ich mich im Zentrum der Dinge und konnte meistens kurzfristig erreichen, dass ich Anweisungen für mein Vorgehen erhielt. Ein weiterer Vorteil für mich war, dass meine Regierung mit einer methodischen Nachkriegsplanung rechtzeitig begonnen hatte».

Bei der zweiten Sitzung der EAC am 18. Februar vollbrachten die Sowjets eine erstaunliche diplomatische Leistung: Gusew akzeptierte mit undurchdringlicher Miene, ohne irgendwelche Einwände, die britischen Vorschläge hinsichtlich der Zoneneinteilung.

Nach den britischen Vorschlägen sollten die Sowjets fast vierzig Prozent des deutschen Gebiets, sechsendreissig Prozent der Bevölkerung und dreiunddreissig Prozent des industriellen und landwirtschaftlichen Potentials erhalten. Berlin lag, obwohl unter den Alliierten aufgeteilt, mitten in der vorgesehenen sowjetischen Zone, fast einhundertachtzig Kilometer von der Demarkationslinie entfernt. «Der Teilungsvorschlag schien völlig gerecht», erinnerte sich Strang später, «und wenn die Sowjets dabei vielleicht etwas zu gut wegkamen, so entsprach dies den Wünschen unserer Militärs, die befürchteten, mit Personalmangel nach dem Krieg rechnen zu müssen, und deshalb dafür eintraten, das Besatzungsgebiet so klein wie möglich zu halten.»

Es gab noch eine Anzahl anderer Gründe dafür, dass man den Russen entgegenkam. So unter anderem die Befürchtungen britischer und amerikanischer Politiker, Russland könne möglicherweise einen Separatfrieden mit Deutschland schliessen, oder auch die Angst auf Seiten amerikanischer Militärs, die Sowjetunion werde nicht mehr in den Krieg gegen Japan eintreten. Und schliesslich glaubten die Engländer, dass die sowjetische Regierung, wenn man sie nicht von vornherein zu Friedenstelle, unter Berufung auf die russischen Kriegsverluste bis zu fünfzig Prozent des deutschen Gebiets verlangen könnte.

Die USA jedenfalls schienen verspielt zu haben. Der britische Plan musste zwar noch von den Grossen Drei gutgeheissen werden, doch Amerika stand der harten Tatsache gegenüber, dass zwischen England und Russland Einigkeit herrschte\*.

\* Zu den grossen Legenden, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, gehört die Meinung, Roosevelt sei verantwortlich für die Art und Weise der Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen. Tatsache ist jedoch, dass es sich um einen ganz und gar britischen Plan handelte. Er wurde von Anthony Eden entworfen, vom Attlee-Komitee (das sich auf Morgans strikt militärisches Konzept stützte) ausgearbeitet, von Churchill und seinem Kabinett gebilligt und von Strang der EAC vorgelegt. In vielen amerikanischen und britischen Darstellungen wird auch behauptet, der Zoneneinteilung liege ein russischer Plan zugrunde. Dieser Irrtum beruht darauf, dass Gusew bei der zweiten Sitzung der EAC, als er den britischen Vorschlag akzeptierte, auch einen sowjetischen Entwurf vorlegte, der die Kapitulationsbedingungen für Deutschland betraf. Ein Teil davon bezog sich auf die Zoneneinteilung. Es war Punkt für Punkt der britische Plan.

Winant sah sich einem *fait accompli* gegenüber und konnte nicht mehr tun, als seine Regierung zu informieren.

Die rasche Annahme des britischen Plans durch die Sowjets bestürzte Washington. Roosevelt richtete sofort eine Anfrage an das Aussenministerium. «Wie sehen die Zonen in den britischen und russischen Plänen aus, und welche Zoneneinteilung haben wir vorgeschlagen? Ich muss das wissen, um festzustellen, ob unser Vorschlag mit den von mir vor Monaten getroffenen Entscheidungen übereinstimmt.» Die Beamten des Aussenministeriums waren fassungslos, und das mit gutem Grund: Von den in Teheran und Kairo getroffenen Entscheidungen Roosevelts bezüglich der Zoneneinteilung hatten sie nicht die geringste Ahnung.

Zwischen den verschiedenen Generalstabschefs und dem Aussenministerium wurde lange aufgeregt hin- und her telefoniert, bevor Roosevelt die gewünschte Auskunft bekam. Am 21. Februar, nachdem er den britisch-russischen Plan gesehen hatte, reagierte Roosevelt. «Ich bin mit dem britischen Vorschlag bezüglich der Zoneneinteilung nicht einverstanden», stellte er schroff in einem Memorandum an das Aussenministerium fest. Er erwähnte die sowjetische Zone nicht, sondern nahm lediglich erneut scharf gegen die vorgesehene amerikanische Zone Stellung und wiederholte mit noch mehr Nachdruck, was er seinen militärischen Beratern schon auf der *Iowa* gesagt hatte. Erst durch dieses Schriftstück wurde das Aussenministerium über die Ansichten des Präsidenten informiert.

«Unsere Hauptaufgabe», schrieb Roosevelt, «besteht nicht darin, uns um die internen Probleme in Südeuropa zu kümmern, sondern das unsere dazu zu tun, dass Deutschland als mögliche – und wahrscheinliche – Ursache eines Dritten Weltkrieges ausgeschaltet wird. Man hat mit verschiedenen Argumenten auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die mit einer Verlegung unserer Truppen... von einer französischen Front an eine norddeutsche Front verbunden seien und von einem ‚Froschsprung‘ gesprochen. Diese Einwände sind nicht stichhaltig, denn ganz gleich, wo die britischen und amerikanischen Truppen am Tag der deutschen Kapitulation stehen werden – es wird keine technischen Schwierigkeiten bereiten, sie an einen anderen Ort zu verlegen, nach Norden, Osten oder Süden... Wenn man alle Umstände berücksichtigt und in Betracht zieht, dass die Versorgung über eine Entfernung von fünftausend und mehr Kilometern übers Meer erfolgen muss, so kommt man zu dem Schluss, dass die Vereinigten Staaten die Häfen Norddeutschlands – Hamburg und Bremen – sowie der... Niederlande brauchen ... Aus diesem Grund sollte unser Bestreben dahin gehen, Nordwestdeutschland zu besetzen...

Sollte noch eine weitere Begründung dafür erforderlich sein, dass ich gegen den britischen Plan bin ... so kann ich nur hinzufügen, dass politische Erwägungen in den Vereinigten Staaten meinen Beschluss besiegeln.» Und um restlos sicherzustellen, dass sein Aussenminister auch wirklich verstand, was er wollte, fügte Roosevelt noch den dick unterstrichenen Satz hinzu: «*Sollte Ihnen das Obige nicht völlig klar sein, so sprechen Sie bitte mit mir darüber.*»

In einem weniger ungnädigen Ton erläuterte er Churchill seinen Standpunkt. «Verlangen Sie bitte nicht von mir, amerikanische Truppen in Frankreich zu stationieren», schrieb er an den Premierminister. «Ich kann das einfach nicht! Wie

ich schon früher zu verstehen gegeben habe, lehne ich es feierlich ab, die Vaterschaft für Belgien, Frankreich und Italien zu übernehmen. Sie sollten für Ihre Kinder wirklich selbst sorgen und sie erziehen. In Anbetracht des Umstandes, dass sie in Zukunft vielleicht einmal Ihre Stütze sein sollen, sollten Sie jetzt wenigstens ihr Schulgeld bezahlen!»

Die amerikanischen Stabschefs knöpfte sich der Präsident offenbar ebenfalls vor: Die Army-Offiziere von der Abteilung für Zivile Angelegenheiten änderten sofort ihre Haltung im Working Security Committee. Einige Tage nach der EAC-Sitzung in London spazierte ein Oberst in Moselys Büro im Aussenministerium und breitete eine Karte vor ihm aus. «Das ist es, was der Präsident will», sagte er. Mosely sah sich die Karte an. Er hatte keine Ahnung, wann und unter welchen Umständen sie angefertigt worden war. Weder er noch sonst jemand im Aussenministerium hatte sie je gesehen. Es war keine andere Karte als die, in welche Roosevelt auf der *Iowa* die Zonengrenzen eingezeichnet hatte.

Ebenso mysteriös wie es auftauchte, verschwand das Dokument bald wieder. Mosely war sicher, es werde bei der nächsten Sitzung des Komitees in Washington auf dem Konferenztisch erscheinen. Er irrte sich. «Ich weiss nicht, was mit ihr geschehen ist», sagte er Jahre später. «Bei der nächsten Zusammenkunft legten die Offiziere von der Abteilung für Zivile Angelegenheiten eine nagelneue Karte vor, eine Fassung, von der sie behaupteten, sie beruhe auf den Instruktionen des Präsidenten. Wer diese Instruktionen erhalten hat, habe ich nie herausfinden können.»

Die neue Fassung ähnelte im Wesentlichen der Iowa-Karte des Präsidenten, stimmte aber nicht ganz mit ihr überein. Die amerikanische Zone lag auch hier im Nordwesten und die britische im Süden, doch die entlang dem 50. Breitengrad verlaufende Trennlinie brach kurz vor der tschechischen Grenze ab. Ausserdem schwenkte die östliche Grenze der amerikanischen Zone oberhalb Leipzig scharf nach Osten ab und umschloss so ein noch grösseres Gebiet. Die wichtigste Änderung aber war, dass Berlin nicht mehr in der amerikanischen Zone lag. Roosevelt hatte die Ostgrenze der amerikanischen Zone mitten durch die Hauptstadt gezogen, jetzt lief diese Linie im Westen in einem Halbkreis um die Stadt herum. War der Präsident, der seinen Militäρχefs gegenüber geäussert hatte, die USA sollten Berlin besetzen, inzwischen anderer Meinung? Die Offiziere von der Abteilung für Zivile Angelegenheiten erwähnten nichts, was zu dieser Vermutung berechtigt hätte. Sie verlangten die sofortige Übersendung des Plans nach London, wo Winant seine Annahme durch die EAC beantragen sollte.

Es war ein absurder Vorschlag, und das Aussenministerium war sich dessen bewusst. Nach dem neuen Plan sollten sowohl England wie Russland wesentlich kleinere Besatzungszonen erhalten. Es schien sehr unwahrscheinlich, dass sie eine solche Regelung akzeptierten, nachdem sich beide bereits über eine für sie günstigere Gebietsaufteilung geeinigt hatten. Die Offiziere von der Abteilung für Zivile Angelegenheiten legten den Vorschlag vor, ohne ein Memorandum beizufügen, auf das Winant sich bei seiner Argumentation vor der EAC hätte stützen können. Als man sie aufforderte, solche ergänzenden Unterlagen auszuarbeiten, lehnten sie dies ab mit dem Hinweis, das sei Sache des Aussenministeriums. Der

Vorschlag wurde Winant schliesslich ohne irgendwelche Erläuterungen übermittelt. Der Botschafter kabelaute verzweifelt um detailliertere Instruktionen. Da er keine Antwort erhielt, legte er den Plan ab. Er wurde der EAC nie unterbreitet. Dies war der letzte Versuch, einen amerikanischen Plan ins Spiel zu bringen. Roosevelt opponierte noch bis Ende März gegen die Annahme der britischen Vorschläge. Dann flog George F. Kennan, Winants politischer Berater, nach Washington und erläuterte dem Präsidenten die Schwierigkeiten; denen sich die EAC infolge der Stockung gegenüber sah. Roosevelt überdachte die Situation und erklärte Kennan nach nochmaliger Prüfung des britischen Planes, «dies sei, wenn man alles in Betracht ziehe, wahrscheinlich doch eine ganz gute Entscheidung». Er akzeptierte die sowjetische Zone und den Gesamtplan – allerdings mit einer Einschränkung: Die USA müssten die nordwestliche Zone bekommen. Wie Kennan später Mosely erzählte, fragte Kennan den Präsidenten, was denn nun mit seinem, Roosevelts eigenem Plan sei. Der Präsident lachte. «Ach», sagte er, «das war nur so eine Idee von mir.»

Während der entscheidenden Monate des Jahre 1944, in denen die englischen und amerikanischen Truppen auf dem Kontinent landeten, die Deutschen aus Frankreich vertrieben und auf das Reich vorstiessen, gingen die politischen Fehden hinter den Kulissen weiter. Roosevelt bestand auf seiner Forderung nach der nordwestlichen Besatzungszone in Deutschland. Churchill weigerte sich ebenso hartnäckig, von seinem Standpunkt abzugehen.

Im April unterrichtete Winant die EAC mündlich von der Einstellung seiner Regierung, legte die Forderungen des Präsidenten den Delegierten jedoch nicht sofort schriftlich vor. Der Botschafter war dazu nicht in der Lage, solange er nicht über Instruktionen in einem seiner Meinung nach entscheidenden Punkt verfügte. In dem britischen Plan war immer noch kein Zugang von den westlichen Zonen nach Berlin vorgesehen.

Die Engländer sahen in der Frage des Zugangs kein Problem. Sie nahmen an, nach Beendigung der Feindseligkeiten werde irgendeine deutsche Stelle die Kapitulationsurkunde unterzeichnen und das Land damit der administrativen Gewalt des alliierten Oberkommandierenden unterwerfen. Man rechnete nicht mit hermetisch verschlossenen Zonengrenzen. «Die Deutschen werden sich», so sagte Strang, «frei von einer Zone in die andere und von den westlichen Zonen in die Hauptstadt begeben können.» Auch sollte «angemessene Bewegungsfreiheit für das alliierte Militär- und Zivilpersonal in ganz Deutschland herrschen». Ausserdem hatte der russische Delegierte Gusew stets, wenn Strang oder Winant in der EAC auf diesen Punkt zu sprechen kamen, versichert, er sehe in dieser Hinsicht keinerlei Schwierigkeiten voraus. Schliesslich sei doch, hatte Gusew wiederholt geäussert, allein durch die Anwesenheit amerikanischer und britischer Truppen in Berlin das Recht auf Zugang garantiert. Es war etwas, das man – in einer Art Gentleman's Agreement – als selbstverständlich voraussetzte.

Trotzdem erachtete Winant es als notwendig, diese Bedingung schriftlich niederzulegen. Seiner Ansicht nach sollten die Abmachungen über einen «Korridor», wie Mosely ihn vorgeschlagen hatte, in den britischen Plan eingefügt werden,



bevor ihn die Grossen Drei akzeptierten. Er gedachte diesen Antrag einzubringen, sobald er in der Lage war, die EAC formell von den Ansichten des amerikanischen Präsidenten über die Zoneneinteilung zu unterrichten. Vor allem wollte er Garantien für den Eisenbahn- und Autobahnverkehr und die über die sowjetische Zone nach Berlin führenden Flugschneisen.

Im Mai flog der Botschafter nach Washington, sprach mit dem Präsidenten und unterbreitete dann seine Korridor-Bedingungen dem Kriegsministerium. Die Abteilung für Zivile Angelegenheiten lehnte Winants Vorschläge rundheraus ab\*.

Ihre Offiziere wiesen darauf hin, die Frage des Zugangs nach Berlin sei «eindeutig eine militärische Sache», die von den örtlichen kommandierenden Offizieren auf militärischen Dienstwegen ausgehandelt werde, sobald die Besetzung Deutschlands abgeschlossen sei. Winant kehrte, ohne etwas erreicht zu haben, nach London zurück. Am 1. Juni stimmte er formell dem britischen Plan und damit der Festlegung der sowjetischen Zone zu – mit der Einschränkung, dass sich die USA den Anspruch auf die nordwestliche Zone vorbehielten. Das Dokument enthielt keine Klausel, die den Zugang nach Berlin garantierte\*\*. Die Alliierten hatten also zumindest vorläufig über die Zukunft der Stadt entschieden: Sie sollte nach Kriegsende als eine von den drei Mächten gemeinsam besetzte Insel im Zentrum der sowjetischen Zone liegen.

Das Drama näherte sich jetzt rasch seinem Ende. Gusew, der die von den Sowjets in der EAC errungenen Vorteile sicherstellen wollte, drängte Ende Juli 1944 auf eine Entscheidung. Wenn die Engländer und Amerikaner ihre Zwigigkeiten nicht beilegten und die Unterzeichnung des Abkommens weiterhin verzögerten, so betrachte die Sowjetunion weitere Beratungen innerhalb der EAC als wenig sinn-

\* Was bei der Besprechung zwischen Roosevelt und Winant herauskam und welche Haltung der Präsident in dieser Frage einnahm, ist nicht bekannt. Unklarheit herrscht auch darüber, ob das Kriegsministerium sich Winants «Korridor»-Plan tatsächlich widersetzte oder nicht. Major General John H. Hildring, der Chef der Abteilung für Zivile Angelegenheiten, soll Winant gesagt haben, für einen Zugang nach Berlin «müsse Vorsorge getroffen» werden. Die hier vorgebrachte Version stützt sich auf die Darstellungen der drei führenden amerikanischen Historiker auf diesem Gebiet: Professor Philip Mosely (*The Kremlin and World Politics*), Herbert Feis (*Churchill, Roosevelt and Stalin*) und William M. Franklin, Direktor des Historical'Office im Aussenministerium (*Zonal Boundaries and Access to Berlin in World Politics*, Oktober 1963). «Winant», schreibt Franklin, «verfasste offenbar kein Memorandum über diese Gespräche... Eins steht jedoch fest: Winant erhielt weder Instruktionen, noch wurde er von irgendjemandem in Washington ermutigt, es in dieser Sache auf eine Auseinandersetzung mit den Russen ankommen zu lassen.»

\*\* Aus bis heute unbekannt gebliebenen Gründen hatte Winant nach der Rückkehr aus Washington seine Einstellung in der Zugangsfrage geändert. Der ehemalige US-Diplomat Robert D. Murphy erinnert sich, dass er bald nach Antritt seines Postens als diplomatischer Berater Eisenhowers im September 1944 mit Winant zu Mittag ass und sich dabei mit ihm über die Korridor-Frage unterhielt. Murphy drängte Winant, die Angelegenheit erneut aufzugreifen. In seinen Memoiren (*Diplomat Among Warriors*, 1964) schreibt Murphy «Winant meinte, dass unser Recht, in Berlin zu sein, das Recht auf freien Zugang einschliesse. Die Russen... seien hinsichtlich unserer Motive ohnedies misstrauisch, und wenn wir auf einer Regelung dieser rein technischen Frage bestünden, verstärkten wir ihr Misstrauen nur noch.» Laut Murphy hatte Winant nicht die Absicht, die Korridor-Idee in der EAC durchzusetzen.

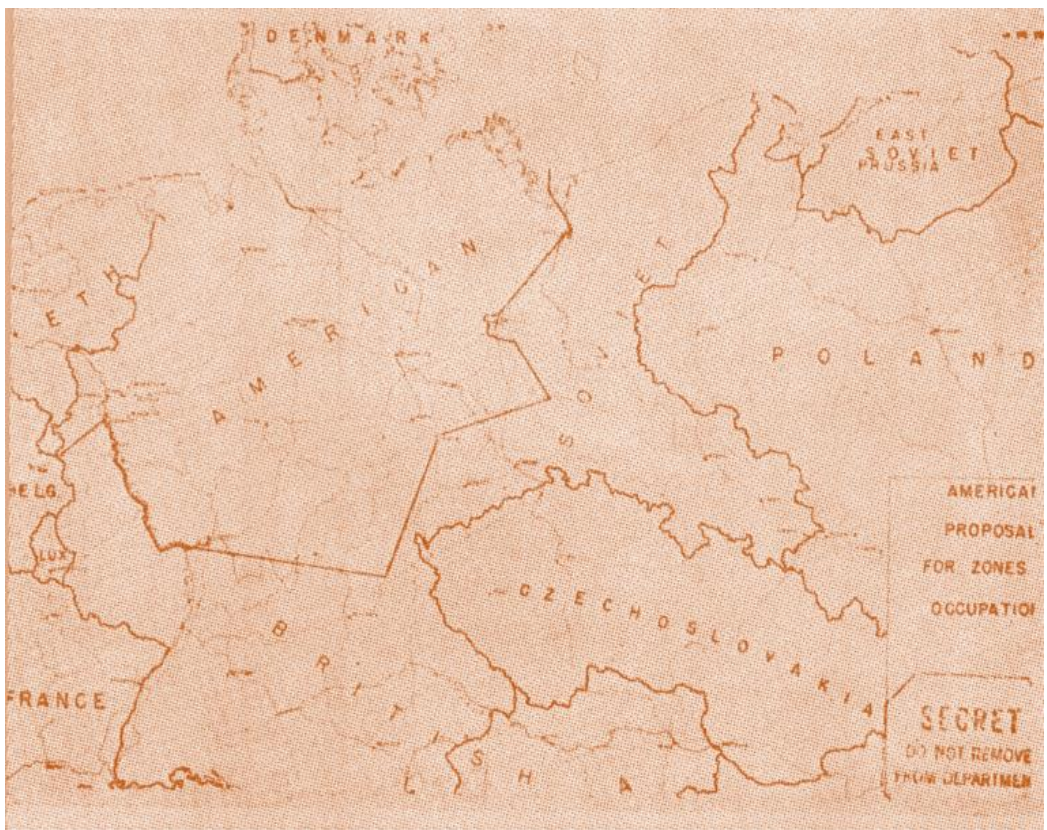
voll. Gusew stellte damit ein Verlassen der Kommission in Aussicht, was die monatelange Arbeit zunichte gemacht hätte.

Die Drohung hatte den gewünschten Erfolg. Auf beiden Seiten des Atlantik drängten aufgeregte Diplomaten und Militärs die führenden Politiker, nachzugeben. Sowohl Churchill wie Roosevelt blieben hart. Roosevelt schien die sowjetische Drohung nicht im mindesten zu beeindrucken. Winant wurde mitgeteilt, da die USA sich doch bereits mit der sowjetischen Zone einverstanden erklärt hätten, sehe der Präsident nicht ein, «warum irgendwelche weiteren Diskussionen mit den Sowjets zu diesem Zeitpunkt notwendig seien.»

Doch Roosevelt wurde jetzt von allen Seiten bedrängt. Während die politischen Streitereien weitergingen, stiessen die britischen und amerikanischen Armeen durch Deutschland vor. Mitte August wies Eisenhower die Chefs des Gemeinsamen Generalstabs in einem Kabel darauf hin, man werde möglicherweise «dem Problem der Besetzung Deutschlands früher als erwartet gegenüberstehen». Wieder bereitete die Gruppierung der Truppen, von der auch Morgan bei der Ausarbeitung des Plans «Rankin C» ausgegangen war, den Planern Sorgen. Die britischen Truppen stiessen – in Stossrichtung gesehen – links auf Norddeutschland vor, rechts drangen die Amerikaner im Süden ein. Eisenhower suchte sich jetzt – als erster amerikanischer Militär – in der Frage der Besetzungszonen mit den Politikern abzustimmen. «Alles, was wir tun können», sagte er, «ist, an das Problem auf rein militärischer Basis heranzugehen» und das bedeutete «die Beibehaltung des gegenwärtigen Aufmarschplans». – «Wenn wir keine gegenteiligen Instruktionen erhalten», fügte Eisenhower hinzu, «müssen wir... in Anbetracht der uns bevorstehenden Situation und des Fehlens grundlegender Entscheidungen hinsichtlich der Besetzungszonen... annehmen, dass man diese Lösung als akzeptabel betrachtet.»

Damit war die Krise da. Weder das amerikanische Kriegsministerium noch das Aussenministerium waren bereit, dem Präsidenten die Besetzungsfrage noch einmal vorzulegen. Über die Angelegenheit musste ohnedies bei einem neuen, für den Herbst geplanten Treffen zwischen Roosevelt und Churchill gesprochen werden, und jede endgültige Entscheidung hätte bis dahin verschoben werden müssen. Was jedoch nicht verschoben werden konnte, war Eisenhowers Planung. Die amerikanischen Generalstabschefs, die Pläne für die Besetzung beider Zonen – der nordwestlichen und der südlichen – ausgearbeitet hatten, teilten Eisenhower am 18. August mit, sie seien mit seiner Lösung «völlig einverstanden». So festigte sich, obwohl Roosevelt seine Entscheidung noch nicht verkündet hatte, die Annahme, die amerikanische Armee werde die südliche Zone besetzen.

Roosevelt und Churchill trafen sich im September 1944 in Quebec. Roosevelt hatte sich deutlich verändert. Der sonst so vitale Präsident wirkte krank und schwach. Seine Lähmung, die sein Charme und seine Ungezwungenheit sonst fast vergessen liessen, merkte man ihm jetzt an jeder seiner langsamen, sichtlich schmerzhaften Bewegungen an. Doch es war nicht nur das. Roosevelt war seit 1933 im Amt – länger als jeder andere amerikanische Präsident –, und nun bewarb er sich zum viertenmal darum. Die Wahlkampagne, die diplomatische Arbeit im In- und Ausland, die schweren Belastungen während der Kriegsjahre forderten nun ihren



In einer späteren Phase klammern die amerikanischen Vorschläge Berlin bereits aus der US-Zone aus.

Tribut. Wer ihn jetzt sah, wusste, warum seine Ärzte, seine Familie und seine Freunde ihn baten, sich nicht wieder zur Wahl zu stellen. Churchills Stabschef, General Sir Hastings Ismay, zeigte sich über Roosevelts Aussehen entsetzt. «Noch zwei Jahre zuvor war der Präsident die Gesundheit und Vitalität selbst, doch nun hatte er so stark abgenommen, dass er wie zusammengeschrumpft aussah: Sein Rock hing schlaff um seine breiten Schultern, und sein Kragen schien um mehrere Nummern zu gross. Wir wussten, der Abend brach herein.»

Gezwungen durch die Umstände, bedrängt von Churchill und seinen eigenen Beratern, gab der müde und enttäuschte Präsident schliesslich nach und akzeptierte die südliche Zone. Die Briten kamen ihm auf halbem Weg entgegen. Neben anderen Konzessionen erklärten sie sich einverstanden, den USA die grossen Häfen und Bereitstellungsräume von Bremen und Bremerhaven zu überlassen\*.

\* Bei dieser Konferenz kam es zu einer weiteren Kontroverse, als der Präsident und der amerikanische Finanzminister Henry Morgenthau einen Wirtschaftsplan vorlegten, demzufolge Deutschland in ein Agrarland ohne Industrie verwandelt werden sollte. Churchill unterzeichnete den Morgenthauplan zunächst, änderte aber später unter dem Druck seiner Berater seine ursprüngliche Haltung. Nach einigen Monaten distanzierte auch Roosevelt sich von dem umstrittenen Projekt.

Das letzte Treffen der Grossen Drei während des Krieges fand im Februar 1945 in Jalta statt. Die Verständigung mit den Sowjets wurde immer schwieriger. Der Sieg war nahe, und je mehr politische Erwägungen an Stelle der militärischen Realitäten traten, umso schwächer wurden die Bande zwischen den Alliierten. Mit jedem Kilometer, den sie in Mitteleuropa vorrückten, wurden die Russen anspruchsvoller und arroganter. Churchill, schon immer ein Gegner des Kommunismus, machte sich vor allem Sorgen um Länder wie Polen, welches die Rote Armee befreit hatte und jetzt beherrschte.

Roosevelt, noch magerer und schwächer als in Quebec, sah sich immer noch in der Rolle des grossen Schiedsrichters. Seiner Meinung nach konnte eine friedliche Nachkriegswelt nur in Zusammenarbeit mit Stalin errichtet werden. Er hatte einmal seine Einstellung gegenüber dem sowjetischen Führer so ausgedrückt: «Ich glaube, wenn ich ihm alles gebe, was ich kann, und nichts von ihm dafür fordere, dann wird er – *noblesse oblige* – nicht versuchen, sich irgendetwas anzueignen und mit mir auf eine Welt der Demokratie und des Friedens hinarbeiten.» Der Präsident war überzeugt, die USA könnten «mit den Russen auskommen», und es werde ihm gelingen, «mit Stalin fertigzuwerden». «Von Mann zu Mann», hatte Roosevelt gesagt, «... ist Onkel Joe ganz zugänglich.» Obwohl die sowjetischen Pläne für die Zeit nach dem Krieg dem Präsidenten zunehmend Sorge bereiteten, schien er immer noch betont optimistisch.

In Jalta wurden die letzten grossen Entscheidungen des Krieges getroffen, darunter der Beschluss, Frankreich an der Besetzung Deutschlands zu beteiligen. Die französische Zone in Deutschland und der französische Sektor in Berlin wurden aus den britischen und amerikanischen Gebieten herausgeschnitten. Stalin, der gegen eine französische Beteiligung war, weigerte sich, einen Teil der russischen Zone abzutreten. Am 11. Februar 1945 beschlossen die Grossen Drei formell die Zonenenteilung.

Die USA und England hatten sich nach sechzehn Monate währenden Streitereien und Unklarheiten endlich geeinigt. Doch der auf dem ursprünglichen «Rankin-C»-Entwurf beruhende und jetzt von den Militärs «Operation Eclipse» genannte Besatzungsplan hatte ein entscheidendes Manko: Von einem Recht der Westalliierten auf freien Zugang nach Berlin war mit keinem Wort die Rede.

Es dauerte keine sechs Wochen, und Stalin hatte das Abkommen von Jalta bereits verletzt. Drei Wochen nach der Konferenz hatte Russland die Regierung des von der Roten Armee besetzten Rumänien gestürzt. In einem Ultimatum an König Michael hatten die Roten die Ernennung Petru Grozas, des rumänischen Kommunistenführers, zum Ministerpräsidenten angeordnet. Auch Polen war verloren. Die versprochenen freien Wahlen fanden nicht statt. Stalin schien dem wesentlichsten Punkt des Jalta-Abkommens, demzufolge die alliierten Mächte «den von der Herrschaft Nazideutschlands und... der früheren Achsen-Satellitenstaaten befreiten Völkern» helfen wollten, «demokratische Institutionen ihrer eigenen Wahl zu schaffen», verächtlich den Rücken gekehrt zu haben. Dagegen sorgte Stalin dafür, dass alle für ihn günstigen Vereinbarungen, die in Jalta getroffen worden waren – wie die Teilung Deutschlands und Berlins – genauestens befolgt wurden.

Zwar war Roosevelt von seinem Botschafter in Moskau, W. Averell Harriman, oft vor Stalins masslosen Gebietsansprüchen gewarnt worden, trotzdem traf ihn der flagrante Vertrauensbruch des Sowjetführers hart. Roosevelt speiste am Samstag, dem 24. März, in einem kleinen Zimmer im oberen Stock des Weissen Hauses gerade mit Anna Rosenberg, der Beauftragten für Heimkehrerfragen, als ein Kabel von Harriman eintraf, das den Präsidenten über die Lage in Polen unterrichtete. Roosevelt bekam einen heftigen Wutanfall und trommelte wiederholt mit den Armen auf die Seitenlehnen seines Rollstuhls. «Dabei», erinnert sich Mrs. Rosenberg, «rief er mehrfach aus: ‚Averell hat recht! Mit Stalin kann man nicht Zusammenarbeiten! Er hat alle seine Versprechen von Jalta gebrochen\* !’»

Auch Churchill war bestürzt. Vor aller Welt, sagte er zu seinem Sekretär, stünden er und Roosevelt jetzt vermutlich da wie Leute, die auf eine betrügerische Werbung hereingefallen sind. Bei seiner Rückkehr von Jalta hatte er dem britischen Volk versichert: «Stalin und die Sowjetführer wünschen in redlicher Freundschaft und Gleichberechtigung mit den westlichen Demokratien zusammenzuleben ... Ich habe das Gefühl, ihr Wort ist ihnen heilig.» An diesem Samstag, dem 24. März, bemerkte der verärgerte Premierminister zu seinem Sekretär: «Es passt mir gar nicht, Deutschland zu zerstückeln, bevor meine Zweifel an den russischen Absichten beseitigt sind.»

Churchill schienen die sowjetischen Aktionen «sonnenklar». Das stärkste Argument der westlichen Alliierten, das wusste er, war die Anwesenheit englischer und amerikanischer Truppen tief im Innern Deutschlands, so dass sie sich mit den Russen «so weit östlich wie möglich» treffen sollten. Deshalb war Montgomerys Mitteilung, er beabsichtige, auf die Elbe und Berlin vorzustossen, überaus erfreulich: Churchill erschien die rasche Eroberung Berlins jetzt von grösster Bedeutung. Doch trotz Montgomerys Nachricht hatte bis jetzt noch kein Kommandeur an der ganzen Westfront den Befehl zur Einnahme der Stadt erhalten. Diesen Befehl konnte nur ein Mann erteilen: Eisenhower.

## 4

Mittwoch, 28. März 1945. Der Luftangriff kam für die Verteidiger von Berlin buchstäblich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Kurz vor 11 Uhr vormittags tauchten die ersten Flugzeuge auf. Sofort traten die Flakbatterien in der ganzen Stadt in Aktion und jagten ihre Granaten in den Himmel. Der Geschützdonner vermischte sich mit dem verspäteten Heulen der Luftschuttsirenen zu einem ohrenbetäubenden Lärm. Merkwürdig – sonst waren die Amerikaner immer morgens um neun und noch einmal gegen Mittag gekommen. Aber dies waren gar keine amerikanischen Flugzeuge. Die Maschinen kamen von Osten und griffen auch auf eine ganz

\* Die Schilderung des Vorfalles verdankt der Autor Mrs. Rosenberg (heute Mrs. Paul Hoffmann). Die Gattin des Präsidenten, Eleanor Roosevelt, hatte der Szene ebenfalls beigewohnt. Sie und Mrs. Rosenberg verglichen später ihre Notizen und stellten fest, dass dies genau die Worte Roosevelts waren.

andere Art an. Scharen russischer Jäger fegten bis in Dachhöhe herunter und beharkten mit ihren MG's und Bordkanonen die Strassen.

Auf dem Potsdamer Platz stoben die Menschen in alle Richtungen auseinander. Am Kurfürstendamm drückten sich die Passanten in Haustürnischen oder versuchten, die U-Bahn-Eingänge und die schützende Ruine der Gedächtniskirche zu erreichen. Einige Berliner jedoch rührten sich nicht von der Stelle. Es waren Leute, die zum Teil schon seit Stunden Schlange standen, um ihre Lebensmittelrationen einzukaufen. So zum Beispiel in Wilmersdorf die sechsunddreissigjährige Krankenschwester Charlotte Winckler, die dringend etwas für ihre beiden Kinder zu essen brauchte, oder – am Adolf-Hitler-Platz – die Freundinnen Gertrud Ketzler und Inge Rühling, beide seit Tagen unterwegs, um die Zutaten für einen Osterkuchen zu besorgen. Daran, dass sie Selbstmord verüben wollten, falls die Russen nach Berlin kamen, dachten sie jetzt nicht. Vor einem Geschäft in Köpenick wartete die Hausfrau Hanna Schultze darauf, dass sie drankam. Sie brauchte etwas zusätzliches Mehl für einen Marmorkuchen.

Frau Saenger in Zehlendorf machte sich Sorgen um «Papa», wie sie ihren Mann Konrad nannte. Er befand sich auf dem Weg zu seiner Stammkneipe, dem «Alten Krug» in der Königin-Luise-Strasse. Noch kein Luftangriff hatte den achtundsiebzigjährigen Weltkriegssoldaten, der sich bis jetzt standhaft gewehrt hatte, einen Luftschutzkeller zu betreten, davon abhalten können, sich jeden Mittwoch mit seinen Kameraden zu treffen. Und so war es auch heute.

Einen Berliner gab es, der jede Minute des Angriffs genoss. Der vierzehnjährige Rudolf Reschke lief, einen alten Stahlhelm auf dem Kopf, zwischen Haustür und Strassenmitte hin und her und hielt die Tiefflieger zum Narren, indem er den Piloten jedesmal zuwinkte und dann schnell davonlief. Ein Pilot hatte ihn offenbar gerade erblickt und jagte direkt auf ihn zu. Der Junge rannte ins Haus, hinter ihm fegte der Feuerstoss über den Gehsteig. Für ihn war der Krieg ein grossartiges Abenteuer.

In immer neuen Wellen stiessen die Flugzeuge auf die Stadt nieder. Sobald ein Geschwader seine Munition verschossen hatte, drehte es nach Osten ab, und neue Formationen folgten. Der überraschende russische Angriff erfüllte die Berliner mit neuem Schrecken. Es gab schwere Verluste. Viele Zivilisten wurden getroffen, doch weniger von feindlichen Geschossen als vom Abwehrfeuer. Die Flak musste, um die tieffliegenden Jäger zu treffen, ihre Geschützrohre fast bis zur Höhe der Baumwipfel senken und überschüttete dabei die Stadt mit rotglühenden Granatsplittern. Der grösste Teil dieses Splitterregens stammte von sechs grossen Flaktürmen, die im Humboldthain, Friedrichshain und Zoo standen. Die massiven, bombensicheren Betonbauten hatte man nach den ersten alliierten Luftangriffen in den Jahren 1941/42 errichtet. Der grösste stand ausgerechnet neben dem Vogelgehege im Zoo. Er besass zwei Türme. Im kleineren, dem L-Turm, war eine mit Funkmessgeräten gespickte Feuerleitstelle untergebracht. Daneben stand der G-Turm, dessen Geschützte jetzt heftig Feuer spien.

Turm G hatte ungeheure Ausmasse. Er nahm fast die Fläche eines ganzen Häuserblocks ein und war vierzig Meter hoch – so hoch wie ein dreizehnstöckiges Haus. Die Mauern aus Eisenbeton waren zweieinhalb Meter stark und liessen an den

Seiten tief eingeschnittene Schlitzlöcher frei, die mit acht Zentimeter dicken Stahlplatten verschlossen wurden. Auf dem Dach feuerte pausenlos eine Batterie von acht 12,8-cm-Geschützen, und in jedem der vier Ecktürme jagten 2 cm-Vierlingskanonen ihre Geschosse in den Himmel.

Im Innern des Bunkers war der Lärm fast unerträglich. Zu dem Feuer der Batterien kam noch das ständige Rattern der automatischen Geschossaufzüge, welche in einem endlosen Strom die Granaten von dem ebenerdigen Depot zu den einzelnen Geschützen beförderten. Der G-Turm diente nicht nur als Geschützplattform. Das oberste Geschoss, unmittelbar unter den Geschützen, beherbergte die hundert Mann starke Besatzung. Darunter befand sich ein Luftwaffenlazarett mit fünfundneunzig Betten, Röntgenräumen und zwei komplett eingerichteten Operationssälen. Das Personal bestand aus sechs Ärzten, zwanzig Schwestern und etwa dreissig Hilfskräften. Der dritte Stock diente als eine Art Schatzkammer, in der die wertvollsten Stücke der Berliner Museen aufbewahrt wurden, darunter die Skulpturen des berühmten Pergamon-Altars, der von Heinrich Schliemann 1872 in Troja ausgegrabene «Goldschatz des Priamos» und zahlreiche andere griechische, römische und ägyptische Altertümer, kostbare Gobelins und Gemälde sowie die umfangreiche Münzsammlung Kaiser Wilhelms. In den zwei unteren Geschossen befanden sich riesige Luftschutzanlagen mit grossen Küchen, Lebensmittellagern und Räumen für die behelfsmässige Unterbringung des Deutschlandsenders.

Der G-Turm war von der Aussenwelt völlig unabhängig; er hatte eine eigene Wasser- und Stromversorgung und bot bei Luftangriffen ohne Weiteres 15'000 Menschen Platz. Der Komplex war so gut mit Vorräten und Munition versehen, dass er nach Ansicht militärischer Besatzung wenn nötig ein Jahr lang gehalten werden konnte – ganz gleich, was mit dem übrigen Berlin geschah.

Ebenso plötzlich, wie er begonnen hatte, war der Angriff zu Ende. Die Geschütze auf dem G-Turm stellten das Feuer ein. Hier und dort stieg schwarzer Rauch von in Brand geschossenen Häusern auf. Der Angriff hatte etwas über zwanzig Minuten gedauert. Die Strassen von Berlin belebten sich schnell wieder. Vor den Läden und Kaufhäusern kämpften die Leute, die die Schlange verlassen hatten, wütend um ihren alten Platz gegen den störrischen Widerstand derer, die sich nicht hatten verscheuchen lassen. Kaum hatte die Flak ihr Feuer eingestellt, eilte im Zoo ein Mann ins Freie. Es war der dreiundsechzig Jahre alte Tierwärter Heinrich Schwarz. Besorgt wie nach jedem Luftangriff lief er mit einem kleinen Eimer Pferdefleisch zum Vogelgehege. «Abu, Abu», rief er. Ein seltsamer klappernder Laut kam vom Rand eines Teiches. Dann stelte ein merkwürdig aussehender Vogel, einem Storch ähnlich, aber grösser, mit blau-grauem Federkleid und einem riesigen Schnabel, der wie ein umgedrehter Holzschuh aussah, auf langen, dünnen Beinen heran. Schwarz fiel ein Stein vom Herzen. Der seltene Abu Markub war noch am Leben.

Die tägliche Begegnung mit dem Vogel stimmte Schwarz immer trauriger. Er hielt ihm das Pferdefleisch hin. «Ich hab' nichts anderes für dich», sagte er. «Was soll ich machen? Es gibt keinen Fisch. Willst du's oder nicht?» Der Vogel schloss die Augen. Schwarz schüttelte resigniert den Kopf. Jeden Tag lehnte der Abu

Markub das Futter ab. Wenn der Storch so störrisch blieb, ging er bestimmt ein. Doch Schwarz konnte gar nichts tun. Die letzten Thunfischkonserven waren aufgebraucht, und frischer Fisch war in ganz Berlin nicht aufzutreiben – am allerwenigsten für den Zoo.

Von den Vögeln, die noch da waren, lag der Abu Markub Oberwärter Schwarz besonders am Herzen. Alle seine anderen Lieblingsvögel waren längst fort – «Arra», den fünfundsiebzig Jahre alten Papagei, dem Schwarz beigebracht hatte, «Papa» zu ihm zu sagen, hatte man vor zwei Jahren ins Saargebiet in Sicherheit gebracht. Sämtliche Grosstrappen waren bei Fliegerangriffen durch Luftdruck oder Schock umgekommen. Nur Abu war übriggeblieben, und der verhungerte nun langsam. Schwarz war verzweifelt. «Er wird immer magerer», erzählte er seiner Frau Anna. «Seine Gelenke sind geschwollen. Und jedesmal, wenn ich ihn füttern will, sieht er mich an, als ob er sagen wollte: ‚Du hast dich wohl geirrt. Das ist doch nichts für mich!‘»

Von den 14'000 Säugetieren, Vögeln, Reptilien und Fischen, die der Zoo im Jahr 1939 beherbergt hatte, waren insgesamt nur noch 1'600 Tiere übrig. In den sechs Kriegsjahren waren die weit ausgedehnten Anlagen des Zoologischen Gartens – mit seinem berühmten Aquarium sowie zahlreichen Tierhäusern und Freigehegen, einschliesslich der angrenzenden Verwaltungsgebäude und Saalbauten – von mehr als hundert Sprengbomben getroffen worden. Die meisten Tiere waren bei einem Angriff im November 1943 umgekommen. Die restlichen Bestände waren zu einem grossen Teil in anderen deutschen Zoos untergebracht. Die Futterbeschaffung für die 1'600 verbliebenen Säugetiere und Vögel wurde von Tag zu Tag schwieriger. Der Bedarf war selbst für den reduzierten Tierbestand ungeheuer. Es wurden nicht nur riesige Mengen Pferdefleisch und Fisch, sondern noch über dreissig andere Arten von Nahrungsmitteln – von Nudeln, Reis und Getreide bis zu Obst, Marmelade und Ameiseneiern – benötigt. Heu, Stroh, Klee und Gemüse gab es genug, doch darüber hinaus war kaum etwas zu beschaffen. Man verwendete Ersatzfutter und setzte die Tiere auch noch auf weniger als die halbe Ration – und das merkte man ihnen an.

Von den neun Elefanten des Zoos war nur noch einer da: Siam. Seine Haut hing in grossen grauen Falten herab und er war so gereizt und übelgelaunt, dass die Wärter sich kaum noch in seinen Käfig wagten. Rosa, das grosse Nilpferdweibchen, war in einem elenden Zustand. Die Haut des Tiers war ganz ausgetrocknet und verkrustet. Knautschke, sein zweijähriges Baby, der Liebling der Berliner, hatte sich seine kindliche Fröhlichkeit bis jetzt bewahrt. Der fünfeinhalb Zentner schwere Gorilla Pongo hatte mehr als fünfzig Pfund abgenommen. Stundenlang sass er regungslos in seinem Käfig und starrte düster vor sich hin. Die fünf Löwen – darunter zwei Jungtiere –, die Bären, Zebras, Antilopen, Affen und Wildpferde zeigten alle die Auswirkungen der unzureichenden Ernährung.

Das Leben der Tiere war jedoch noch auf andere Weise bedroht. Immer wieder meldete Wärter Walter Wendt, dass ein Stück der wertvollen Wildrindarten, die er betreute, verschwunden war.

Es gab nur eine Erklärung: Manche Berliner besserten ihre schmalen Rationen auf, indem sie Tiere stahlen und schlachteten.



Zoodirektor Professor Lutz Heck stand vor einem Dilemma, bei dessen Lösung ihm nicht einmal sein Jagdfreund Hermann Göring und auch sonst niemand helfen konnte. Im Falle einer längeren Belagerung mussten die Tiere verhungern. Ausserdem bestand – was noch schlimmer war – die Gefahr, dass die gefährlichen Tiere – die Löwen, Bären, Hyänen und der wertvolle Kamerunpavian (ein seltenes Exemplar, das Heck selbst aus Afrika mitgebracht hatte) – während der Kämpfe entkamen. Wie lange, fragte sich Heck, durfte er den Pavian und die fünf Löwen, die er so sehr liebte, noch am Leben lassen?

Gustav Riedel, damals Löwenwärter, der die neun Monate alten Jungen Sultan und Bussi selbst mit der Flasche aufgezogen hatte, war entschlossen, die kleinen Löwen zu retten – ganz gleich, was die Direktion anordnete. Riedel dachte nicht allein so. Frau Dr. Katharina Heinroth, die Gattin des vierundsiebzigjährigen Direktors des von Bomben zerstörten Aquariums, hatte einen kleinen Affen bereits in ihrer Wohnung untergebracht. Der Wärter Robert Eberhard war fest entschlossen, die ihm anvertrauten seltenen Wildpferde und Zebras am Leben zu erhalten. Walter Wendts grösste Sorge galt den zehn Wisenten, die sein ganzer Stolz waren. Dreissig Jahre lang hatte er sich mit der Züchtung dieser seltenen Tiere befasst. Die vorhandenen Exemplare stellten einen Wert von über einer Million Mark dar.

Heinrich Schwarz, der Vogelwärter, konnte den Abu Markub nicht länger leiden sehen. Er trat an den Teich und rief den grossen Vogel zu sich. Dann bückte er sich und nahm ihn behutsam in die Arme. Von jetzt an sollte der Vogel im Badezimmer der Familie Schwarz leben – oder sterben.

Scharf und bestimmt klopfte der Dirigent mit dem Taktstock auf das Pult. Tiefe Stille herrschte plötzlich im Beethovensaal. Robert Heger hob den rechten Arm. Draussen, irgendwo in der verwüsteten Stadt, verklang langsam das Heulen einer Feuerwehresirene. Heger, in leicht vorgebeugter Haltung, wartete noch einen Moment. Dann senkte sich der Taktstock, und, eingeleitet von vier dumpfen Paukenschlägen, erklang Beethovens Violinkonzert, gespielt von den Berliner Philharmonikern.

Dann stiegen die glockenreinen Töne der Solovioline empor. Die Zuhörer in dem unbeschädigten barocken Saal in der Köthener Strasse lauschten versunken. Einige waren von dem Spiel des jungen Geigers Gerhard Taschner so überwältigt, dass ihnen die Tränen über das Gesicht rannen.

Das Berliner Philharmonische Orchester hatte vielen Berlinern während des Krieges geholfen, Furcht und Verzweiflung wenigstens für Stunden zu vergessen. Das 105 Mitglieder zählende Orchester war dem Propagandaministerium unterstellt. Man versprach sich von den regelmässigen Konzerten der Philharmoniker einen moralischen Effekt bei der Bevölkerung.

Ein begeisterter Anhänger des Orchesters war der für die Rüstungs- und Kriegsproduktion zuständige Reichsminister Albert Speer. Auch bei diesem Nachmittagskonzert in der letzten Märzwoche sass Speer, einer der wenigen kultivierten Leute unter der nationalsozialistischen Führungsspitze, auf seinem Stammplatz in der Mitte des Parketts. Nur selten versäumte er ein Konzert. Die Musik half ihm

mehr als alles andere, seine Sorgen und Ängste zu vergessen – und er hatte ihre Hilfe nie dringender gebraucht als jetzt.

Während des ganzen Krieges hatte Speer, trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, die deutsche Industrieproduktion aufrechterhalten. Doch schon seit Langem deuteten seine Statistiken und Vorausberechnungen auf das Unvermeidliche hin: Die Tage des Dritten Reiches waren gezählt. Als die Alliierten in Deutschland eindringen, war der realistische Speer der einzige Kabinettsminister gewesen, der es gewagt hatte, Hitler die Wahrheit zu sagen. «Der Krieg ist verloren», schrieb er Hitler im Januar 1945. «Wenn der Krieg verlorengeht», hatte Hitler zynisch erwidert, «wird auch das Volk verloren sein.» Am 19. März erteilte Hitler eine ungeheuerliche Weisung: Deutschland solle völlig zerstört werden. Alles solle in die Luft gesprengt oder niedergebrannt werden – Wasser-, Gas- und Kraftwerke, Dämme und Schleusen, Häfen und Kanäle, alle Industrieanlagen sowie das gesamte Stromnetz, Häfen und Brücken, das gesamte rollende Material und die Signaleinrichtungen der Eisenbahn, sämtliche Fahrzeuge und Geräte, ja sogar die Autobahnen.

Der fassungslose Speer versuchte Hitler umzustimmen. Ihn traf der Führerbeschluss ganz besonders. Wenn Hitler ihn wahr machte, dann wurde vieles zerstört, was Speer selbst geschaffen hatte – seine Brücken, seine Autobahnen, seine Bauten. Der Mann, der in erster Linie dafür verantwortlich war, dass die Waffen für Hitlers totalen Krieg geschmiedet werden konnten, vermochte die totale Zerstörung seines Werkes nicht zu ertragen. Ganz gleich, was mit dem Regime geschehe, sagte Speer zu Hitler, «– wir müssen alles tun, um dem Volk, wenn vielleicht auch in primitivsten Formen, bis zuletzt seine Lebensbasis zu erhalten ... Wir haben kein Recht dazu, in diesem Stadium des Krieges von uns aus Zerstörungen vorzunehmen, die das Leben des Volkes treffen können».

Hitler blieb fest. «Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen», erwiderte er. «Im Gegenteil, es ist besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hat sich als das schwächere erwiesen und dem stärkeren Ostvolk gehört dann ausschliesslich die Zukunft.» Mit diesen Worten schrieb Hitler das deutsche Volk ab. «Was nach dem Kampf übrigbleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen», erklärte er Speer.

Speer war entsetzt. Das Volk, das so schwer für den Führer gekämpft hatte, bedeutete diesem Führer jetzt offenbar nichts mehr. Jahrelang hatte Speer vor den brutalen Seiten der Nazipolitik die Augen verschlossen und geglaubt, er stehe geistig über all diesen Dingen. Jetzt, da es zu spät war, kam ihm eine Erkenntnis, gegen die er sich monatelang aufgelehnt hatte. Jodl gegenüber äusserte er: «Hitler ist völlig wahnsinnig ... man muss ihm in den Arm fallen.»

Zwischen dem 19. und 23. März ergoss sich eine Flut von «Verbrannte-Erde»-Befehlen an die Gauleiter und Militärbefehlshaber in ganz Deutschland. Demjenigen, der die Befehle nicht befolgte, drohte die Todesstrafe. Speer handelte sofort. In vollem Bewusstsein, dass er sein Leben aufs Spiel setzte, versuchte er gemeinsam mit einem kleinen Kreis befreundeter Militärs, Hitlers Plan zu durchkreuzen. Speer telefonierte mit Industriellen, flog zu Militärbefehlshabern, besuchte lei-

tende Regierungsbeamte in der Provinz und bemühte sich, alle, darunter auch fanatische Nazis, davon zu überzeugen, dass Hitlers Plan das Ende Deutschlands bedeute.

Dass der Minister trotz dieser Belastung, trotz des Ernstes seiner gefährlichen Tätigkeit, sich den Luxus eines Konzertbesuchs leistete, hatte seinen besonderen Grund. Ganz oben auf der Liste der Einrichtungen, um deren Erhaltung Speer kämpfte, stand das Philharmonische Orchester. Vor wenigen Wochen hatte Dr. Gerhart von Westermann, der Geschäftsführer des Orchesters, den von Speer sehr geschätzten Geiger Taschner gebeten, den Minister um Hilfe bei seinen Bemühungen um den Weiterbestand der Philharmoniker zu ersuchen. Westermann fürchtete, da die Schlacht um Berlin näherrückte, täglich die Einberufung des ganzen Orchesters zum Volkssturm. Zwar war das Orchester Angelegenheit des Propagandaministeriums, aber Westermann rechnete von dieser Seite nicht mit der geringsten Unterstützung. Deshalb hatte er dem Geiger gesagt: «Sie müssen uns helfen. Goebbels hat uns vergessen. Gehen Sie doch bitte zu Speer und ersuchen Sie ihn um Hilfe. Wir werden Ihnen alle auf den Knien dafür danken.»

Taschner konnte sich nur schwer dazu entschliessen: Jede Äusserung in dieser Richtung konnte als «wehrkraftzersetzend» betrachtet werden und zur Verhaftung führen. Doch schliesslich stimmte er zu.

Als Taschner Speer gegenüber sass, brachte er nur zögernd sein Anliegen vor. «Herr Minister», sagte er, «ich würde gern mit Ihnen über eine ziemlich heikle Angelegenheit sprechen. Ich hoffe, Sie missverstehen mich nicht – aber es gibt heutzutage Dinge, über die man nur schwer reden kann ...» Speer sah ihn scharf an und forderte ihn auf, ungeniert zu sprechen. Da fasste Taschner Mut und berichtete ihm von der schwierigen Situation des Orchesters. Der Minister hörte ihm aufmerksam zu. Dann versicherte er Taschner, Westermann könne unbesorgt sein. Er selbst habe sich bereits Gedanken gemacht und beabsichtige viel mehr für die Musiker zu tun, als sie nur vor dem Volkssturm zu bewahren. Er habe die Absicht, das ganze 105 Mann starke Orchester im allerletzten Moment zu evakuieren.

Den ersten Teil seines Plans hatte Speer nun ausgeführt. Die 105 Musiker auf der Bühne der Philharmonie spielten nicht, wie üblich im Frack, sondern trugen dunkle Strassenanzüge, doch von all den Zuhörern wusste nur Speer den Grund. Die Fräcke hatte man – zusammen mit den wertvollsten Instrumenten und dem Notenmaterial des Orchesters – schon vor drei Wochen unauffällig mit Lastwagen aus der Stadt geschafft. Der grösste Teil der kostbaren Ladung war in der Plassenburg im oberfränkischen Kulmbach eingelagert worden – einer Gegend, der sich die Amerikaner in raschem Tempo näherten.

Der zweite Teil des Speerschen Plans – die Rettung der Musiker – war schwieriger. Trotz der schweren Luftangriffe und der bedrohlichen Nähe der feindlichen Armeen hatte das Propagandaministerium den Spielplan der Philharmoniker nicht eingeschränkt. Bis zum Saisonschluss Ende April waren wöchentlich drei bis vier Konzerte angesetzt. Eine Evakuierung der Orchestermitglieder vor diesem Zeitpunkt war völlig unmöglich: Goebbels hätte sie unweigerlich der Desertion beschuldigt. Speer war fest entschlossen, das Orchester in den Westen zu bringen;

er wollte unbedingt verhindern, dass die Musiker den Russen in die Hände fielen. Doch sein Plan hing ganz davon ab, wie schnell die westlichen Alliierten vorsties- sen, die er vor den Russen in Berlin erwartete.

Speer wollte aber schon handeln, bevor die westlichen Alliierten die Stadt einnah- men. Sobald sie nahe genug waren, dass man über Nacht mit Autobussen das von ihnen besetzte Gebiet erreichen konnte, gedachte er, den Evakuierungsbefehl zu erteilen. Die schwierigste Frage war, wie er den Musikern das Zeichen zum Auf- bruch erteilen sollte. Das Orchester musste geschlossen die Stadt verlassen, und zwar bei Nacht. Die Abfahrt musste also wenn möglich unmittelbar nach einem Konzert erfolgen. Gleichzeitig aber sollte der Plan so lange wie möglich geheim- gehalten werden. Zu diesem Zweck hatte sich Speer etwas Besonderes ausgedacht: Im allerletzten Augenblick sollte der Dirigent während eines Konzerts eine Pro- grammänderung bekanntgeben, und zwar ein ganz bestimmtes Stück, das als Stichwort für die Philharmoniker bestimmt war. Gleich nach dem Konzert sollten dann alle in Omnibusse steigen, die draussen im Dunkeln warteten.

Die Noten des betreffenden Stücks hatte Westermann in Verwahrung. Als Speers Kulturreferent sie ihm überbrachte, hatte Westermann seine Überraschung nicht verbergen können. «Sie kennen doch die Musik der letzten Szenen?» hatte er ihn gefragt. «Sie schildert den Tod der Götter, den Untergang Walhalls und das Ende der Welt. Sind Sie sicher, dass der Minister das angeordnet hat?» Es war kein Irr- tum. Speer hatte für das letzte Konzert der Berliner Philharmoniker Wagners *Göt- terdämmerung* ausgesucht.

In dieser Wahl lag, ohne dass Westermann es wusste, der Schlüssel zu Speers letztem und grösstem Ziel. Der Minister war entschlossen, soviel wie möglich von Deutschland zu retten, und dazu gab es seiner Meinung nach nur eine Möglich- keit. Seit Wochen suchte der gewissenhafte Planer Albert Speer nach der besten Möglichkeit, Adolf Hitler zu beseitigen.

Entlang der ganzen Ostfront formierten sich die grossen russischen Armeen zum Angriff auf Berlin, doch sie waren noch lange nicht bereit loszuschlagen. Die sowjetischen Kommandeure ärgerten sich über die Verzögerung. Die Oder bildete ein ausserordentlich schwieriges Hindernis. Das Tauwetter hatte in diesem Früh- jahr sehr spät eingesetzt, und der Fluss war immer noch teilweise mit Eis bedeckt. Dahinter lagen die deutschen Verteidigungsanlagen – Bunker, Minenfelder, Pan- zersperren und eingegrabene Artilleriestellungen. Mit zunehmender Sorge beob- achteten die Generale der Roten Armee, wie die feindlichen Verteidigungskräfte täglich stärker wurden.

Wohl kaum jemand wartete ungeduldiger auf den Angriffsbefehl als der fünfund- vierzigjährige Generaloberst Wassilij Iwanowitsch Tschuikow, der Kommandeur der 8. Gardearmee. Tschuikow, der sich in der Sowjetunion grossen Ruhm als Ver- teidiger von Stalingrad erworben hatte, gab den westlichen Alliierten die Schuld an dem Aufschub. Nach der überraschenden deutschen Ardennenoffensive im Dezember hatten die Engländer und Amerikaner Stalin ersucht, den Vorstoss der Roten Armee von Osten zu beschleunigen und sie dadurch zu entlasten. Stalin hatte sich dazu bereit erklärt und mit der russischen Offensive in Polen früher als

vorgesehen begonnen. «Wenn unsere Verbindungslinien im Hinterland nicht so weit auseinandergezogen und überlastet gewesen wären», meinte Tschuikow später, «dann hätten wir Berlin schon im Februar angreifen können.» Doch die sowjetischen Truppen waren von Polen her so schnell vorgestossen, dass sie, als sie die Oder erreichten, ihre Nachschublinien überdehnt hatten. Die Offensive kam zum Stehen. «Zur Überschreitung der Oder und der anderen vor Berlin liegenden kleineren Flüsse und Kanäle brauchten wir Munition, Treibstoff und Pontons», berichtete Tschuikow. Die erforderlichen Umgruppierungen und sonstigen Vorbereitungen hatten den Deutschen bereits zwei Monate Zeit zum Ausbau ihrer Verteidigungsanlagen verschafft. Tschuikow war verbittert. Jeder Tag bedeutete für seine Gardisten bei Beginn des Angriffs höhere Verluste.

Generaloberst Michail Jefimowitsch Katukow, der Kommandeur der 1. Panzer-Gardearmee, wartete ebenfalls gespannt auf den Beginn der Offensive, doch er war wegen der Verzögerung nicht unzufrieden. Seine Männer brauchten Ruhe, und sein Wartungspersonal hatte auf diese Weise Gelegenheit, die Fahrzeuge instand zu setzen. «Die Panzer haben etwa fünfhundertsiebzig Kilometer Luftlinie zurückgelegt», sagte er zu General Getman, einem seiner Korpskommandeure. «Ihren Kilometerzählern nach sind sie aber über zweitausend Kilometer gefahren. Der Mensch jedoch hat keinen Kilometerzähler, und niemand weiss, wie abgenutzt und überholungsbedürftig er ist.»

Getman stimmte ihm zu. Er zweifelte nicht an einem baldigen Sieg über die Deutschen, doch auch er war für die Möglichkeit zu einer Reorganisation und Auffrischung der Kräfte dankbar. «Es ist eine alte Kriegsregel», sagte er, «dass nicht die Einnahme von Städten, sondern die Vernichtung des Feindes zum Sieg führt. Napoleon hat das 1812 vergessen. Er hat Moskau verloren – und Napoleon war kein schlechter Heerführer.»

Diese Einstellung herrschte auch bei anderen Befehlshabern an der ganzen Front. Alle waren zwar ungeduldig, nutzten aber nach Möglichkeit die Ruhepause, denn niemand machte sich über die furchtbare Schlacht, die bevorstand, Illusionen. Die Marschälle Schukow, Rokossowskij und Konjew hatten bedrückende Berichte erhalten. Schätzungen der russischen Abwehr zufolge waren die deutschen Verteidigungsanlagen mit über einer Million Soldaten besetzt und zum Kampf um Berlin an die drei Millionen Zivilisten aufgeboten. Wenn die Berichte stimmten, musste die Rote Armee mit einer dreifachen deutschen Übermacht rechnen.

Selbst die Marschälle hatten bis jetzt nicht die geringste Ahnung vom Zeitpunkt des Angriffs. Die eigentliche Einnahme der Stadt war Schukows riesiger Armee-gruppe zudedacht – doch auch das konnte noch geändert werden. Ebenso wie die Angloamerikaner auf das «Los» von Eisenhower, warteten die Kommandeure der Roten Armee auf den Angriffsbefehl ihres Oberkommandierenden. Was die Marschälle am meisten beunruhigte, war die Geschwindigkeit, mit der die Westalliierten vom Rhein her vorstießen. Sie rückten jeden Tag näher auf die Elbe vor – und damit auf Berlin. Wenn Moskau nicht bald den Befehl zur Offensive gab, würden die Engländer und Amerikaner die Hauptstadt früher als die Rote Armee erreichen. Bis jetzt hatte Josef Stalin nicht «Los» gesagt. Es schien fast, als warte auch er auf irgendetwas.

## *Vierter Teil* **Die Entscheidung**

## 1

In langen Kolonnen rollten Militärlastwagen durch die schmale, staubige Hauptstrasse der französischen Stadt. In endloser Reihe brausten die Konvois auf ihrer langen Fahrt zum Rhein und zur Westfront in Richtung Nordwesten. Kein Fahrzeug durfte anhalten. Überall standen Militärpolizisten und hielten den Verkehr in Fluss. Die Fahrer sahen ohnedies keinen Grund, anzuhalten. Für sie war dies eine französische Stadt wie jede andere ausser Paris, verschlafen und mit der üblichen Kathedrale. Sie wussten nicht, dass in diesem Stadium des Krieges Reims die vielleicht wichtigste Stadt Europas war.

Jahrhundertlang waren um diesen strategisch wichtigen Punkt in Nordostfrankreich immer wieder Schlachten geführt worden. Die gotische Kathedrale, die sich majestätisch über der Stadt erhob, hatte zahllose Beschiessungen überstanden und war wiederholt restauriert worden. In ihr hatten die Krönungen sämtlicher französischer Monarchen stattgefunden, von Chlodwig im Jahr 496 bis Ludwig XVI. im Jahr 1774. In diesem Krieg waren die Stadt und ihr Wahrzeichen bisher verschont geblieben. Jetzt befand sich im Schatten der grossen, zweitürmigen Kathedrale wieder einmal das Hauptquartier eines grossen Heerführers. Sein Name: Dwight D. Eisenhower.

Das Oberste Hauptquartier der Alliierten Streitkräfte (SHAEF) war in einer Seitenstrasse nahe dem Bahnhof in einer dreistöckigen Ingenieurschule untergebracht. Die Staboffiziere nannten den schmucklosen Ziegelbau, der früher einmal anderthalbtausend Schüler beherbergt hatte, das «kleine rote Schulhaus», denn für die Bedürfnisse von SHAEF reichte das Gebäude bei weitem nicht aus. Der Personalstand des Hauptquartiers hatte sich seit dem vorangegangenen Jahr beinahe verdoppelt und umfasste jetzt fast 1'200 Offiziere und 4'000 Soldaten. Die Schule bot deshalb nur dem Oberkommandierenden, den ihm unmittelbar unterstehenden Generalstabsoffizieren und ihren Dienststellen Platz. Die übrigen Dienststellen waren, über ganz Reims verteilt, in anderen Gebäuden untergebracht.

Der General hatte in dem ihm als Büro dienenden Klassenzimmer im zweiten Stock den ganzen Tag fast pausenlos gearbeitet. Es war ein kleiner, spartanisch eingerichteter Raum. An den zwei zur Strasse hinausgehenden Fenstern hingen Verdunkelungsvorhänge. Auf dem blankgewachsenen Eichenfussboden standen ein paar Polstersessel – das war alles. Eisenhowers Schreibtisch stand in einer Nische am einen Ende des Zimmers auf einem niedrigen Podest, auf dem einst der Lehrer gesessen hatte. Auf dem Schreibtisch befanden sich eine blaue Ledergarnitur, eine Sprechanlage, in Leder gerahmte Fotos seiner Frau und seines Sohnes und zwei schwarze Telefone – eins für normale Gespräche und eins für «Blitzgespräche» mit Washington und London. Ausserdem standen mehrere Aschenbecher herum, denn der Oberkommandierende war Kettenraucher und brachte es täglich auf mehr als sechzig Zigaretten. Hinter dem Schreibtisch stand die Generalsfahne und in der Ecke gegenüber das Sternenbanner.

Am Nachmittag zuvor war Eisenhower zu einer Pressekonferenz anlässlich des Sieges am Rhein schnell nach Paris geflogen. Der Oberkommandierende hatte bekanntgegeben, die Hauptverteidigungsstellungen des Feindes im Westen seien durchbrochen. Zwar «kämpften die Deutschen und leisteten Widerstand, wo sie nur könnten», doch der Feind sei «schwer angeschlagen». Während der Konferenz war auch Berlin zur Sprache gekommen. Jemand hatte gefragt, wer wohl zuerst die Hauptstadt erreichen werde – «die Russen oder wir?» – «Der Kilometerzahl nach müssten es die Russen schaffen», war Eisenhowers Antwort, doch wolle er «keinerlei Prophezeiungen machen». Die Russen hätten zwar «kein so weites Rennen vor sich», doch es stehe ihnen «der Hauptteil der deutschen Truppen gegenüber».

Die Nacht hatte Eisenhower im Hotel Raphael verbracht, und früh am Morgen war er wieder nach Reims zurückgefliegen. Bereits um 7 Uhr 45 war er zu einer Besprechung mit seinem Stabschef, Lieutenant General Walter Bedell Smith, in seinem Büro erschienen. Smiths blaue Ledermappe enthielt verschiedene Kabel, die während der Nacht eingetroffen waren und die nur der Oberkommandierende selbst beantworten konnte. Sie waren alle mit dem Etikett «Nur für Eisenhower persönlich» als streng geheim gekennzeichnet. Darunter befand sich jenes Schreiben Montgomerys, in dem der britische Feldmarschall um Billigung seines Vorstosses auf die Elbe und Berlin ersuchte. Doch das wichtigste Kabel stammte von Eisenhowers Vorgesetztem, dem Generalstabschef der US-Army General George C. Marshall. Marshalls und Montgomerys Kabel waren am Abend zuvor im Abstand von zwei Stunden bei SHAEF eingetroffen. Beide Telegramme sollten von grossem Einfluss auf Eisenhower sein und seine Strategie bis zum Ende des Krieges bestimmen.

Vor einigen Monaten hatten die Chefs des Gemeinsamen Generalstabs Eisenhowers Aufgabe als Oberkommandierender mit folgenden Worten umrissen: «Sie werden sich auf den europäischen Kontinent begeben und zusammen mit den anderen verbündeten Nationen Operationen unternehmen, die auf das Herz Deutschlands und die Vernichtung seiner Streitkräfte zielen.» Er hatte diesen Auftrag hervorragend ausgeführt. Mit seiner starken Persönlichkeit, seinem Takt und seiner organisatorischen Begabung hatte er die Soldaten von mehr als einem Dutzend Nationen zu der schlagkräftigsten Streitmacht der Geschichte vereint. Nur wenigen Menschen wäre es gelungen, dies zu erreichen und dabei so wenig Animosität zu wecken. Doch der fünfundfünfzig Jahre alte Eisenhower verfuhr nicht nach dem traditionellen Konzept der europäischen Militärführer. Im Gegensatz zu den britischen Generalen war er nicht darauf eingestellt, politische Ziele als Teil der militärischen Strategie zu betrachten. Eisenhower beherrschte zwar meisterhaft die Politik des Kompromisses und des Ausgleichs, war im engeren Sinne jedoch unpolitisch – und stolz darauf. Gemäss der amerikanischen Militärtradition war er dazu erzogen worden, niemals den Vorrang des zivilen Bereichs anzutasten. Kurz, es genügte ihm, zu kämpfen und zu siegen; die Politik überliess er den Staatsmännern.

118 Selbst jetzt, an diesem entscheidenden Wendepunkt des Krieges, konzentrierte sich Eisenhowers Denken und Planen auf rein militärische Fragen. Man hatte ihm



nie irgendeine politische Weisung erteilt, die sich auf das Schicksal Deutschlands nach dem Kriege bezogen hätte. Eisenhower hielt sich für diese Dinge auch nicht im Geringsten zuständig. «Meine Aufgabe war es», sagte er später, «den Krieg schnell zu beenden... die deutschen Streitkräfte so rasch wie möglich zu vernichten.»

Eisenhower hatte allen Grund, mit dem Gang der Dinge zufrieden zu sein. Nur einundzwanzig Tage hatten seine Armeen gebraucht, um über den Rhein vorzustossen und viel weiter, als ursprünglich geplant, ins Innere Deutschlands einzudringen. Doch der sensationelle Vormarsch seiner Streitkräfte, den die freie Welt begeistert verfolgte, konfrontierte den Oberkommandierenden in zunehmendem Masse mit einer Reihe schwieriger Entscheidungen. Das unerwartet rasche Vordringen der britischen und amerikanischen Einheiten hatte gewisse strategische Massnahmen, die bereits vor Monaten geplant worden waren, weitgehend sinnlos gemacht. Eisenhower musste seine Taktik der neuen Situation anpassen. Das zukünftige Vorgehen einiger Armeen und ihrer Kommandeure – vor allem die Aufgaben Montgomerys und seiner schlagkräftigen 21. Armeegruppe – mussten neu festgelegt werden.

Montgomerys letzte Botschaft war ein Angriffssignal. Der achtundfünfzigjährige Feldmarschall fragte nicht, wie er die Schlacht führen sollte; er forderte das Recht, die Offensive zu eröffnen und zu leiten. Schneller als die meisten anderen Kommandeure begriff er die politischen Konsequenzen einer militärischen Situation und wusste, dass die Eroberung Berlins durch die westlichen Alliierten von grösster Bedeutung war. Seiner Meinung nach sollte sie durch die 21. Armeegruppe erfolgen. Aus Montgomerys Kabel, dem man die Starrköpfigkeit des Feldmarschalls unschwer anmerkte, ging deutlich hervor, dass zwischen ihm und dem Oberkommandierenden grundlegende Meinungsverschiedenheiten bestanden. Eisenhower reagierte auf das Telegramm, um die Worte des Generals Smith zu gebrauchen, «wie ein Pferd mit einer Klette unter dem Sattel».

Montgomery und Eisenhower waren sich vor allem über die weitere Strategie nicht einig: Der eine war für einen räumlich begrenzten, kraftvollen Vorstoss, der andere für eine Offensive auf breiter Front. Schon seit Monaten traten Montgomery und sein Vorgesetzter, der Chef des britischen Generalstabes Field Marshal Sir Alan Brooke, für einen blitzartigen, konzentrierten Stoss mitten ins Herz Deutschlands ein. Zum erstenmal hatte Montgomery Eisenhower seinen Plan nach dem Fall von Paris vorgelegt, als die Deutschen sich aus Frankreich zurückzogen. «Wir haben jetzt ein Stadium erreicht», schrieb er, «in dem wir mit einem wirklich kraftvollen und entschlossenen Schlag bis Berlin vordringen und auf diese Weise den Krieg mit Deutschland beenden könnten.»

Montgomery hatte seinen Plan in neun Punkten zusammengefasst. Eines seiner Argumente war, dass eine Eroberung Deutschlands in zwei Angriffskeilen die Nachschub- und Versorgungskapazität der westalliierten Streitkräfte übersteigen musste. Seiner Ansicht nach sollte nur ein von ihm selbst geführter Vorstoss erfolgen, der «alle Versorgungseinrichtungen voll in Anspruch nehmen» werde. «Sollten wir auf eine Kompromisslösung verfallen», warnte Montgomery, «und unsere Versorgungseinrichtungen zersplittern, so dass keiner der beiden Stösse

mit voller Kraft geführt wird, so werden wir dadurch den Krieg nur verlängern.» Die Zeitfrage sei «von grundlegender Bedeutung» und «eine sofortige Entscheidung erforderlich».

Es war ein kühner, phantasievoller und nach Montgomerys Ansicht zeitlich genau abgestimmter Plan, aus dem hervorging, dass Montgomery sich von seinen bisherigen Methoden auf seltsame Weise abgewandt hatte. Lieutenant General Sir Frederick Morgan, inzwischen Eisenhowers Stellvertretender Stabschef, berichtete später darüber: «Montgomery, der berühmt dafür war, stets nur nach reiflicher Überlegung zu handeln, war zu der Auffassung gelangt, er könne, wenn man ihm gegenüber den amerikanischen Armeegruppen uneingeschränkten Vorrang einräume, in kürzester Zeit den Feind überwältigen, nach Berlin vorstossen und den Krieg umgehend beenden.»

Es war offensichtlich, dass der Plan ein gewaltiges Risiko enthielt. Der massive Vorstoss zweier grosser Armeegruppen mit über vierzig Divisionen in nordöstlicher Richtung konnte zu einem schnellen Sieg führen – doch auch zu einer totalen und vielleicht nicht wiedergutzumachenden Katastrophe. Der Oberkommandierende hielt das Risiko für wesentlich grösser als die Aussicht auf Erfolg, und er hatte dies Montgomery taktvoll mitgeteilt. «Ich teile zwar Ihre Ansicht über einen kraftvollen Vorstoss nach Berlin», meinte Eisenhower, «bin jedoch nicht der Meinung, dass er zu diesem Zeitpunkt erfolgen sollte.» Auf keinen Fall sei ein solches Vorgehen möglich, bevor man nicht über die Häfen von Le Havre und Antwerpen verfüge. «Gegenwärtig», fuhr Eisenhower fort, «reichen unsere Versorgungseinrichtungen zu einem Vorstoss nach Berlin nicht aus.» Der Oberkommandierende plante, auf breiter Front in Deutschland einzudringen, den Rhein zu überschreiten und erst nach Besetzung des Ruhrgebietes auf die Hauptstadt vorzustossen.

Dieser Meinungsaustausch hatte in der ersten Septemberwoche 1944 stattgefunden. Eine Woche später erläuterte Eisenhower in einer Botschaft an seine drei Armeegruppen-Kommandeure seinen Plan eingehender: «Berlin ist natürlich der Hauptpreis, und zu seiner Verteidigung wird der Feind wahrscheinlich den grössten Teil seiner Streitkräfte aufbieten. Ich hege nicht den leisesten Zweifel daran, dass wir all unsere Kräfte und Mittel darauf konzentrieren sollten, einen schnellen Vorstoss auf Berlin durchzuführen. Unsere Strategie muss jedoch auf die der Russen abgestimmt werden, und wir müssen auch noch andere Ziele in Betracht ziehen.»

Die von Eisenhower in Erwägung gezogenen anderen Ziele waren mannigfaltig: die norddeutschen Häfen («sie sollten zur Sicherung der Flanken bei unserem Vorstoss auf Berlin besetzt werden»); die wichtigen Industrie- und Verkehrszentren Hannover, Braunschweig, Leipzig und Dresden («die Deutschen werden sie als die Hauptstadt umgebende Stützpunkte zu halten versuchen»); und schliesslich in Süddeutschland der Raum Nürnberg–München («um die sich von Italien und dem Balkan zurückziehenden feindlichen Truppen abzuschneiden»). «Wir müssen uns», meinte der Oberkommandierende, «auf eine oder mehrere der folgenden Aktionen vorbereiten:

Hannover–Berlin *oder* Frankfurt–Leipzig–Berlin *oder* auf beiden Routen an Berlin heranzuführen.

B. Sollten die Russen früher als wir Berlin erreichen, müsste die nördliche Armeegruppe den Raum Hannover und Hamburg sowie die anderen norddeutschen Häfen besetzen. Die mittlere Gruppe ... müsste teilweise oder zur Gänze den Raum Leipzig–Dresden besetzen, je nachdem, wie sich der russische Vorstoss entwickelt.

C. Auf jeden Fall müsste die südliche Armeegruppe Augsburg–München besetzen. Der Raum Nürnberg–Regensburg müsste von der mittleren oder südlichen Gruppe besetzt werden, was von der Lage zu diesem Zeitpunkt abhinge.»

Eisenhower fasste seine Strategie mit diesen Worten zusammen: «Kurz, es ist mein Wunsch, dass die amerikanischen und britischen Streitkräfte gemeinsam auf dem direktesten und kürzesten Weg auf Berlin vorstossen, unterstützt von anderen zur Verfügung stehenden Truppen, welche Schlüsselpositionen und Gebiete an den Flanken erobern – alles in einer genau abgestimmten, geschlossenen Operation.» Man müsse, fügte er hinzu, damit jedoch noch warten, denn es sei «in diesem Stadium noch nicht möglich, den Zeitpunkt und die Stärke dieser Operation festzulegen».

Ob eine Offensive auf breiter Front nun richtig oder falsch war – Eisenhower war der Oberkommandierende, und Montgomery musste sich ihm fügen. Der Brite war bitter enttäuscht. Für das englische Volk war er der populärste Soldat seit Wellington und für seine Truppen eine geradezu legendäre Gestalt. Viele Briten betrachteten ihn – und das wusste er! – als den fähigsten Feldherm auf dem europäischen Kriegsschauplatz, und die Ablehnung seines Planes, mit dem er den Krieg innerhalb von drei Monaten beenden zu können glaubte, kränkte ihn tief\*. Durch diese Meinungsverschiedenheit im Strategischen entstand zwischen den beiden Kommandeuren eine Kluft, die sich nie wieder ganz schliessen sollte.

In den sieben Monaten, die seither vergangen waren, hatte Eisenhower seinen Plan einer breiten, koordinierten Offensive nicht aufgegeben. Und auch Montgomery hatte immer wieder seine Meinung darüber kundgetan, wo und durch wen der Krieg gewonnen werden sollte. Sein eigener Stabschef, Major General Sir Francis de Guingand, schrieb später: «Montgomery... fühlt sich berechtigt, alle seine Beziehungen spielen zu lassen, um seinen Standpunkt durchzusetzen; tatsächlich heiligt der Zweck ja beinahe alle Mittel.» Ein Mann, zu dem er gute Beziehungen hatte, war sehr mächtig: der Chef des britischen Generalstabes Field Marshal Brooke. Er betrachtete Eisenhower als schwach und unentschlossen und bezeichnete den Oberkommandierenden einmal als eine «höchst sympathische Persönlichkeit mit einem leider nur sehr, sehr begrenzten Verständnis für strategische Dinge.»

Eisenhower konnte die bissigen Bemerkungen, die aus dem Kriegsministerium und aus Montgomerys Hauptquartier kamen, nicht überhören. Doch falls ihn

\* Montgomerys Stolz wurde etwas wiederhergestellt, als die Engländer kurz nach diesem Vorfall Montgomery ihr Vertrauen bewiesen, indem sie ihn zum Feldmarschall ernannten. Für den Mann, der die britische Niederlage in der Wüste abgewendet und Rommel aus Nordafrika verjagt hatte, war dies eine längst fällige Ehrung.

diese seine strategischen Fähigkeiten herabsetzende Flüsterkampagne verletzte, so zeigte er das nicht. Auch schlug er nie zurück. Sogar als Brooke und Montgomery die Ernennung eines «Kommandeurs der Landstreitkräfte» forderten – einen besonderen Befehlshaber, der zwischen Eisenhower und seinen Armeegruppen stehen sollte –, blieb der Oberkommandierende nach aussen hin unbewegt. Aber nachdem er – wie Omar Bradley es formulierte – «monatelang mit zusammengebissenen Zähnen dagesessen» hatte, riss Eisenhower schliesslich doch der Geduldsfaden. Es war nach der deutschen Ardennenoffensive. Da der Feind die britisch-amerikanische Front gespalten hatte, war Eisenhower gezwungen, alle am nördlichen Flügel stehenden Truppen dem Kommando Montgomerys zu unterstellen. Zwei Drittel dieser Einheiten – die 1. und 9. US-Armee – gehörten bis dahin zur 12. Armeegruppe unter Bradley.

Nachdem die Deutschen zurückgeschlagen worden waren, gab Montgomery eine Pressekonferenz, bei der er behauptete, er habe die Amerikaner vor einer Katastrophe bewahrt. Er habe die Front wieder in Ordnung gebracht und «den Feind abgelenkt und davongejagt». – «Es war eine höchst interessante Schlacht. Vielleicht eine der raffiniertesten Operationen, die ich je geführt habe.» Er habe, sagte Montgomery, «die ganze Schlagkraft der britischen Armeegruppe eingesetzt. .. die britischen Truppen kämpften zu beiden Seiten der Amerikaner, die einen schweren Schlag hatten einstecken müssen».

Montgomery hatte tatsächlich die Hauptgegenoffensive von Norden und Osten her unternommen und glänzend durchgeführt. Doch bei der Pressekonferenz erweckte der Brite – nach Eisenhowers Worten – «den Eindruck, er sei der Retter der Amerikaner gewesen». Montgomery hatte es unterlassen, die Leistungen Bradleys, Pattons und der anderen amerikanischen Kommandeure zu erwähnen und darauf hinzuweisen, dass bei der Schlacht auf jeden britischen Soldaten dreissig bis vierzig Amerikaner entfallen waren. Und was noch wichtiger war: Er hatte nicht erwähnt, dass die amerikanischen Verluste vierzig- bis sechzigmal höher waren als die britischen\*.

Die deutsche Propaganda tat das ihre zur Verschlechterung der britisch-amerikanischen Beziehungen. Der deutsche Rundfunk strahlte verzerrte Darstellungen der Pressekonferenz direkt auf die amerikanischen Linien aus. Viele Amerikaner erfuhren auf diese Weise überhaupt erst von der ganzen Angelegenheit.

Nach diesem Vorfall flackerte die alte Kontroverse wegen eines «Kommandeurs der Landstreitkräfte» wieder auf, an der sich vor allem die britische Presse kräftig beteiligte. Bradley tobte. Wenn Montgomery zum Kommandeur der Landstreit-

\* Diese Zahlen nannte Winston Churchill am 18. Januar 1945 vor dem Unterhaus. Bestürzt über die Störung des guten Einvernehmens wies er daraufhin, dass in den Ardennen «die amerikanischen Truppen die Hauptlast des Kampfes trugen» und dabei Verluste erlitten, «die denen auf beiden Seiten bei der Schlacht von Gettysburg gleichkamen». Er ermahnte die Engländer, «nicht auf das Geschrei von Störenfrieden zu hören», was nur als Seitenhieb auf Montgomery und seine Anhänger verstanden werden konnte. – Im Jahre 1963 äusserte Montgomery gegenüber dem Autor: «Ich hätte diese Pressekonferenz lieber nicht geben sollen. Die Amerikaner waren damals wohl etwas überempfindlich, und viele ihrer Generale hegten eine derartige Abneigung gegen mich, dass alles, was ich gesagt hätte, falsch gewesen wäre.»

kräfte ernannt werde, erklärte er, werde er sein Kommando niederlegen. «Wenn er nach allem, was geschehen ist, diesen Posten bekommt... müssen Sie mich nach Hause schicken... das wäre zuviel für mich.» Patton sagte nur: «Ich gehe mit Ihnen.»

Noch nie hatte es eine solche Kluft im britisch-amerikanischen Lager gegeben. Als die Kampagne für Montgomery sich verstärkte – eine Kampagne, die manchen Amerikanern direkt aus Montgomerys Hauptquartier gelenkt zu werden schien – wurde es dem Oberkommandierenden schliesslich zuviel. Er beschloss, dem Zwist ein für allemal dadurch ein Ende zu bereiten, dass er die Angelegenheit vor den Gemeinsamen Generalstab brachte und Montgomerys Absetzung beantragte. Montgomerys Stabschef, General de Guingand, erfuhr von dem drohenden Eklat und eilte zur Rettung der angloamerikanischen Einigkeit herbei. Er flog zu Eisenhower und sprach mit dem Oberkommandierenden. «Er zeigte mir eine Botschaft, die er eben nach Washington schicken wollte», berichtete de Guingand später. «Ich war perplex, als ich sie las.» Mit Unterstützung General Bedell Smiths gelang es ihm, Eisenhower dazu zu bewegen, die Absendung um vierundzwanzig Stunden zu verschieben. Eisenhower erklärte sich nach langem Zögern damit einverstanden.

Nach seiner Rückkehr setzte de Guingand Montgomery ganz offen von den Tatsachen in Kenntnis. «Ich sagte Monty, dass ich Ikes Botschaft gelesen hätte», berichtet de Guingand, «und dass sie dem Sinne nach bedeutete: «Entweder ich oder Monty.»« Montgomery war entsetzt. De Guingand hatte ihn noch nie so deprimiert gesehen. Er blickte zu seinem Stabschef auf und sagte leise: «Freddie, was soll ich Ihrer Meinung nach tun?» De Guingand hatte bereits eine Botschaft entworfen. Montgomery benutzte sie als Vorlage und schickte Eisenhower eine streng soldatische Meldung, in der er darlegte, dass er nicht daran denke, sich gegen ihn aufzulehnen. «Wie Ihre Entscheidung auch ausfallen mag», schrieb er, «Sie können sich auf mich hundertprozentig verlassen.» Die Botschaft unterzeichnete er mit den Worten: «Ihr ganz treu ergebener Monty\*».

Damit war die Sache beigelegt – vorläufig zumindest. Doch jetzt, an diesem entscheidenden Tag, dem 28. März 1945, hörte Eisenhower in seinem Hauptquartier in Reims wieder deutlich das Echo eines alten Refrains. Man forderte nicht erneut die Ernennung eines Kommandeurs der Landstreitkräfte, sondern eine ältere, weit einschneidendere Frage wurde wieder aufs Tapet gebracht: ein einzelner grosser Angriffskeil – oder Offensive auf breiter Front? Ohne sich mit Eisenhower ins Einvernehmen zu setzen, hatte Montgomery «Befehle an die Frontkommandeure für den Vormarsch nach Osten» erteilt und gedachte jetzt einen massiven grossen Vorstoss auf die Elbe und Berlin zu unternehmen – offenbar in der Absicht, ruhmbedeckt in die deutsche Hauptstadt einzuziehen.

Der Hauptvorstoss nördlich der Ruhr entsprach durchaus der vereinbarten Strategie – das heisst, dem vom Gemeinsamen Generalstab auf Malta im Januar akzep-

\* «Montgomery», erinnert sich Eisenhower, «war aus prinzipiellen Gründen für die Ernennung eines Kommandeurs der Landstreitkräfte. Er erklärte sich sogar bereit, Bradley unterstellt zu werden, falls ich das für gut hielt.»

tierten Eisenhower-Plan. Was Montgomery jetzt vorschlug, war praktisch nichts anderes als eine folgerichtige Erweiterung dieses Vorstosses – eine Aktion, mit der er bis Berlin vorzudringen gedachte. Montgomery handelte vielleicht etwas eilig, doch das war verständlich. Er war wie Winston Churchill und Field Marshal Brooke der Überzeugung, dass grösste Eile geboten war, dass der Krieg in politischer Hinsicht verlorengehen könnte, wenn die Engländer und Amerikaner nicht vor den Russen Berlin erreichten.

Der Oberkommandierende hingegen hatte von seinen Vorgesetzten in Washington keine politische Direktive erhalten, die darauf schliessen liess, dass man dort in dieser Hinsicht genauso dachte wie die Engländer. Und obwohl Eisenhower Kommandeur der Alliierten Streitkräfte war, bekam er seine Befehle nach wie vor vom amerikanischen Kriegsministerium. Da Washington seine Politik nicht revidiert hatte, war seine Aufgabe immer noch die gleiche: Deutschland zu schlagen und seine Streitkräfte zu vernichten. Lediglich über die Methode, mit der er dieses militärische Ziel am schnellsten erreichen konnte, war er jetzt völlig anderer Ansicht als im Januar.

Nach Eisenhowers ursprünglichem Plan hatte Bradleys 12. Armeegruppe im mittleren Abschnitt nur eine untergeordnete Rolle spielen und Montgomerys Hauptvorstoss lediglich unterstützen sollen. Doch wer hatte die imposanten Erfolge, die Bradleys Armeen seit Anfang März errungen hatten, voraussehen können? Glück und hervorragende Führung hatten glänzende Resultate gezeitigt. Schon vor Montgomerys breit angelegtem Vorstoss über den Rhein hatte die 1. US-Armee die Brücke bei Remagen erobert und in kurzer Zeit den Strom überschritten. Weiter südlich war Pattons 3. Armee fast unbehindert über den Rhein gelangt. Seither stürmten Bradleys Truppen von Sieg zu Sieg. Ihre Leistungen begeisterten die amerikanische Öffentlichkeit, und Bradley hätte es verdient, bei der letzten Offensive eine grössere Rolle zu spielen. In dieser Beziehung unterschieden sich Bradley und seine Generale nicht von Montgomery: Auch bei ihnen wollte jeder derjenige sein, der Berlin einnahm und den Krieg beendete. Eisenhower hatte versprochen, sobald der rechte Zeitpunkt gekommen sei, einen gezielten Vorstoss nach Osten zu befehlen, doch welcher Armee der letzte Schlag vorbehalten sein sollte, hatte er nicht gesagt. Bevor er jetzt eine Entscheidung traf, musste er eine Vielzahl von Faktoren berücksichtigen, die bei der Vorbereitung der letzten Offensive nicht ausser Acht gelassen werden durften.

Der erste Faktor war der unerwartet schnelle Vormarsch der Russen zur Oder. Als der Oberkommandierende seine Pläne für die Überschreitung des Rheins und Montgomerys Offensive nördlich des Ruhrgebiets ausgearbeitet hatten, schien es, als würden noch Monate vergehen, bis die Russen Berlin erreichten. Doch jetzt stand die Rote Armee bereits siebenzig Kilometer vor der Stadt – während die britischen und amerikanischen Truppen noch die vier- bis fünffache Entfernung von der deutschen Hauptstadt trennte. Wann würden die Russen mit ihrer Offensive beginnen? Wo und wie gedachten sie den Angriff zu unternehmen – mit Schukows Armeegruppe am Mittelabschnitt vor Berlin oder mit allen drei Gruppen zugleich? Wie stark waren nach sowjetischen Schätzungen die der Roten Armee gegenüberstehenden deutschen Truppen? Wie lange brauchten die Russen zur

Durchbrechung der gegnerischen Verteidigungsanlagen? Und wie lange zur Eroberung der Stadt?

Eisenhower wusste so gut wie gar nichts über die Absichten der Roten Armee. Es gab keine detaillierte militärische Koordination zwischen den britisch-amerikanischen und den sowjetischen Frontkommandeuren, ja nicht einmal eine direkte Funkverbindung zwischen SHAEF und den westalliierten Militärvertretungen in Moskau. Alle Nachrichten zwischen den beiden Fronten gingen über die normalen diplomatischen Kanäle – ein Weg der inzwischen wegen der raschen Entwicklung der Ereignisse völlig unzulänglich war. Eisenhower kannte zwar ungefähr die Stärke der Russen, hatte aber keine Ahnung von ihrer Schlachtordnung. Abgesehen von gelegentlichen Meldungen der verschiedenen Geheimdienste, deren Richtigkeit meist zweifelhaft war\*, musste SHAEF seine Informationen über die russischen Bewegungen hauptsächlich dem sowjetischen Frontbericht entnehmen, den die BBC allabendlich sendete.

Eins stand jedoch fest: Die Rote Armee hatte Berlin fast erreicht – und wenn die Russen schon so dicht vor der Hauptstadt standen, hatte es dann überhaupt noch einen Sinn, wenn der Oberkommandierende Pläne für die Einnahme der Stadt machte?

Andererseits: Die Russen standen seit über zwei Monaten an der Oder; abgesehen von einigen örtlichen Vorstössen und vereinzelter Spährupptätigkeit schienen sie völlig zum Stehen gekommen zu sein. Ihr Versorgungs- und Nachrichtensystem war vermutlich aufs Äusserste belastet, und ein sowjetischer Angriff vor dem Einsetzen des Tauwetters schien unwahrscheinlich. Inzwischen drangen die westlichen Armeen mit erstaunlicher Geschwindigkeit immer tiefer in Deutschland ein. Stellenweise legten sie im Durchschnitt mehr als sechzig Kilometer am Tag zurück. Der Oberkommandierende hatte nicht die Absicht, seine Armeen zu bremsen – ganz gleich wie die russischen Pläne aussahen. Doch er zögerte, sich mit den Russen auf einen Wettlauf einzulassen. Ein solcher konnte sich nicht nur als peinlich für den Verlierer, sondern – im Falle eines unerwarteten Aufeinanderstossens der voranstürmenden Armeen – für beide Teile als katastrophal erweisen. Es gab hierfür ein warnendes Beispiel: Als im Jahre 1939 die Deutschen und die Russen – damals noch als Verbündete – in Polen einmarschierten, waren nach Osten vorstossende Wehrmachtseinheiten mit westwärts stürmenden Teilen der Roten Armee zusammengeprallt. Die Folge war eine kleine Schlacht mit ziemlich schweren Verlusten auf beiden Seiten gewesen. Ein ähnlicher Zusammenstoss konnte sich jetzt ereignen – diesmal zwischen den Russen und den Westalliierten und vermutlich in viel grösserem Ausmass. Es war ein entsetzlicher Gedanke. Kriege waren schon aus viel geringeren Anlässen entstanden. Eine unverzügliche Abstimmung der beiderseitigen Aktionen war unbedingt erforderlich.

Noch etwas anderes bereitete Eisenhower nicht geringes Kopferbrechen. In dem

\* Am 11. März zum Beispiel erhielt SHAEF von der Abwehr die Meldung, russische «Vorausabteilungen» hätten den westlich der Oder, nur fünfundvierzig Kilometer von Berlin liegenden Ort Seelow erreicht. Als der Autor im Jahr 1963 in Moskau mit sowjetischen Militärs sprach, erfuhr er, dass Schukow Seelow im Mittelabschnitt der deutschen Oderfront erst am 19. April eingenommen hat.

grossen Kartenraum in der Nähe seines Büros befand sich eine sorgfältig gezeichnete Karte der Abwehr mit der Aufschrift: «Das Nationale Bollwerk nach Agentenberichten». Die Karte zeigte ein Gebiet südlich von München, das Teile der bayerischen, österreichischen und norditalienischen Alpen umfasste und etwa 35'000 Quadratkilometer gross war. Sein Mittelpunkt war Berchtesgaden. Auf dem nahen Obersalzberg, mitten zwischen Zwei- und Dreitausendern, die den Abwehrinformationen zufolge mit versteckten Flakgeschützen gespickt waren – lag Hitlers felsige Zuflucht, der «Adlerhorst».

Die ganze Karte war mit roten Zeichen besetzt, die Verteidigungsanlagen aller Art markierten: Munitions-, Treibstoff- und Giftgasdepots, Lebensmittellager, Rundfunksender und Kraftwerke, militärische Stützpunkte mit Truppenunterkünften und Gefechtsständen, Befestigungsanlagen – von betonierten MG-Ständen bis zu riesigen Betonbunkern –, ja sogar unterirdische, bombensichere Fabriken. Täglich wurden neue Zeichen auf der Karte eingetragen. Zwar trugen alle den Vermerk «Unbestätigt», trotzdem zweifelte man in Eisenhowers Hauptquartier nicht an der Existenz der «Alpenfestung». Abwehrberichten zufolge beabsichtigten die Nazis mit Hitler an der Spitze dieses unzugängliche Bollwerk, das letzte Hindernis vor dem Sieg der Alliierten, mit wagnerischem Pathos bis zum letzten zu verteidigen.

Hinzu kam das von Goebbels beschworene Gespenst der «Werwölfe» – stoss-truppartige Einheiten mit Spezialausbildung, die aus der «Alpenfestung» heraus die Besatzungsarmeen angreifen sollten.

Gab es die «Alpenfestung» wirklich? Die Militärs in Washington schienen davon überzeugt zu sein. Die Meldungen darüber häuften sich, seit das Office of Strategic Services (OSS) in einer allgemeinen Studie über Süddeutschland vorhergesagt hatte, die Nazis würden gegen Ende des Krieges wahrscheinlich gewisse Regierungsstellen nach Bayern verlegen. Seit damals gingen ständig Berichte darüber ein – von der Abwehr, von der Front, aus neutralen Ländern, ja sogar aus Deutschland selbst. Die meisten dieser Berichte waren vorsichtig gehalten, doch einige grenzten ans Phantastische.

Am 12. Februar 1945 veröffentlichte das Kriegsministerium eine Abwehrstudie, in der es hiess: «Den vielen Berichten über ein letztes Bollwerk der Nazis in den Alpen wird nicht genügend Bedeutung beigemessen... Der Nazimythos, den man in Betracht ziehen muss, wenn man sich mit Leuten wie Hitler beschäftigt, erfordert eine ‚Götterdämmerung‘. Es ist vielleicht nicht zufällig, dass Berchtesgaden, wo sich die Festung befinden soll, in der Nähe des Grabes von Barbarossa liegt, der einer deutschen Sage nach von den Toten zurückkehren soll\*». In dem Gutachten wurde gefordert, die Frontkommandeure «bis hinunter auf Korpsebene» auf die Gefahr hinzuweisen.

Am 16. Februar schickten alliierte Agenten in der Schweiz einen Bericht nach Washington, der von neutralen Militärattachés in Berlin stammte: «Die Nazis be-

\* Der Verfasser des Gutachtens befand sich hinsichtlich der letzten Ruhestätte Barbarossas im Irrtum. Barbarossa («Kaiser Rotbart»), wie Friedrich I. (um 1125 bis 1190) genannt wurde, ist nicht in der Nähe von Berchtesgaden begraben. Der Sage nach ist er nie gestorben, sondern schläft im Kvfhhäuser.



reiten sich ohne Zweifel auf einen harten Kampf vor, den sie von der Alpenfestung aus führen wollen . . . Die Stützpunkte sind durch unterirdische Eisenbahnen miteinander verbunden... Sie haben mehrere Monate reichende Vorräte bester Munition und fast die gesamten deutschen Giftgasbestände eingelagert. Alle Personen, die am Bau der geheimen Anlagen beteiligt waren, sollen getötet werden – einschliesslich der bei Beginn der Kämpfe noch vorhandenen Zivilisten.»

Obwohl britische Geheimdienststellen und das OSS vorsichtige Stellungnahmen verfassten, um die Wirkung dieser phantastischen Berichte zu dämpfen, wuchs sich die «Alpenfestung» in den nächsten Wochen zu einem bedrohlichen Phantom aus, das die taktische Planung zu beeinflussen begann. Am 21. März gab Bradleys Hauptquartier ein Memorandum mit dem Titel «Neuorientierung der Strategie» heraus, in dem erklärt wurde, die Ziele der Alliierten hätten sich geändert und die bisherigen Pläne seien überholt. Vor allem die Bedeutung Berlins habe sich sehr vermindert. «Die Hauptstadt kann nicht länger als wichtiger Stützpunkt betrachtet werden», hiess es in dem Memorandum, «... alle Anzeichen deuten darauf hin, dass der Feind bereits seine politischen und militärischen Führungsstellen in das ‚Bollwerk‘ im südlichen Bayern verlegt.»

Bradley schlug vor, seine Armeegruppe solle, um der Gefahr zu begegnen, anstatt des Vorstosses im Norden eine Offensive in der Mitte unternehmen und damit Deutschland spalten. Das werde «die deutschen Truppen daran hindern, sich nach Süden in das Bollwerk zurückzuziehen». Ausserdem werde der Feind durch eine solche Offensive «nach Norden gedrängt, wo er an der Ost- und Nordseeküste eingekesselt werden kann». Später, so schlug das Memorandum vor, sollten die Einheiten der 12. Armeegruppe nach Süden vorstossen und etwa noch vorhandenen Widerstand in der «Alpenfestung» brechen.

Die alarmierendste Analyse kam am 25. März vom Abwehrchef der 7. Armee unter Lieutenant General Patch, die am südlichen Frontabschnitt kämpfte. In ihr wurde die Vermutung geäussert, die Deutschen stellten in der Alpenfestung» eine «vorwiegend aus SS- und Gebirgsjägereinheiten bestehende, zwischen 200'000 und 300'000 Mann starke Elitetruppe» auf. In die Festung werde bereits Ausrüstungsmaterial geschafft – «jede Woche drei bis fünf sehr lange Züge (seit 1. Februar 1945) ... Auf vielen dieser Züge wurde angeblich ein neuer Geschütztyp gesehen ...» Sogar eine unterirdische Flugzeugfabrik «zur Herstellung von Messer Schmidts» wurde in dem Bericht erwähnt.

Tag für Tag wurde das alliierte Hauptquartier mit solchen Meldungen überflutet. Ganz gleich, welche Schlüsse man aus ihnen zog – das eine stand bei SHAEF fest: Vielleicht war die «Alpenfestung» ein Humbug, doch die Möglichkeit ihrer Existenz durfte nicht ausser Acht gelassen werden. Diese Einstellung formulierte ein Abwehrgutachten vom 11. März: «Theoretisch ... muss damit gerechnet werden, dass gegenwärtig die Machthaber Deutschlands sich in diese sowohl von den natürlichen Gegebenheiten begünstigten wie von den wirksamsten Geheimwaffen geschützte Festung zurückziehen, um dort ihre Wiedererhebung vorzubereiten . . . Das Hauptbestreben der deutschen Verteidigungspolitik scheint auf die Sicherung des Alpengebiets gerichtet zu sein... Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass starke SS-Einheiten und besonders ausgewählte Wehrmachtstruppen systematisch

nach Österreich verlegt werden... Es scheint ziemlich sicher, dass sich einige der wichtigsten Ministerien und Persönlichkeiten des Naziregimes bereits in dem Festungsgebiet befinden.. . Göring, Himmler und Hitler ... sollen angeblich dabei sein, sich in ihre Bergfesten zurückzuziehen ...»

Die ausführlichen Stellungnahmen des SHAEF-Stabes und der amerikanischen Frontkommandeure in Eisenhowers Büro waren bereits zu ganzen Stapeln angewachsen, als die allerwichtigste Botschaft eintraf. Sie kam vom Vorgesetzten des Oberkommandierenden, General Marshall, einem Mann, den Eisenhower sehr verehrte\*.

«Den gegenwärtigen Frontberichten zufolge», hiess es in Marshalls Kabel, «besteht die Möglichkeit, dass das deutsche Verteidigungssystem im Westen zusammenbricht. Dies würde Ihnen gestatten, mit einer beträchtlichen Anzahl von Divisionen auf breiter Front schnell nach Osten vorzustossen. Was halten Sie von einem raschen Vorstoss auf die Linie Nürnberg–Linz oder Karlsruhe–München? Ich denke dabei an eine schnelle Aktion, mit der der Ausbau organisierter Widerstandsgebiete verhindert wird. Man ist der Meinung, dass das gebirgige Land im Süden dafür in Frage käme.

Eine wichtige Frage, die sich im Zusammenhang mit der Zerschlagung des deutschen Widerstandes erhebt, ist der Ausgang eines eventuellen Zusammentreffens mit den Russen. Welche Kontroll- und Koordinationsmassnahmen schlagen Sie zur Verhinderung unliebsamer Zwischenfälle vor? Eine Möglichkeit wäre eine beiderseits vereinbarte Demarkationslinie. Unsere bisherigen Vorkehrungen scheinen ungenügend... Es sollten unverzüglich Schritte zur Herstellung eines Kontaktes unternommen werden ...»

Marshalls sorgfältig formulierte Botschaft bestimmte endgültig Eisenhowers Massnahmen. Nachdem er alle Probleme überdacht, sich mit seinem Stab beraten, wochenlang mit seinem alten Freund General Bradley über die Lage diskutiert und, was am wichtigsten war, die Ansichten seines Vorgesetzten erfahren hatte, legte Eisenhower nun seine Strategie fest und traf seine Entscheidungen.

An diesem kalten Märznachmittag verfasste er drei Kabel. Mit dem ersten tat er einen ebenso ungewöhnlichen wie historisch bedeutenden Schritt: Er schickte es chiffriert an die Alliierte Militärmission in Moskau. Die Operationen im Westen, kablete Eisenhower, hätten nun ein Stadium erreicht, «in dem es im Interesse eines baldigen Erfolgs von grösster Wichtigkeit sei, die russischen Pläne zu erfahren». Die Militärvertretung solle deshalb «Marschall Stalin eine persönliche Botschaft von ihm übermitteln» und ihr Möglichstes tun, «eine eingehende Antwort zu bekommen».

Der Oberkommandierende hatte sich noch nie zuvor unmittelbar mit dem Sowjetführer in Verbindung gesetzt, doch jetzt zwang ihn die Lage dazu. Er war bevollmächtigt, mit den Russen direkt über militärische Angelegenheiten, die mit

\* Ein hoher Offizier aus Marshalls Stab, General John Hull, Stellvertretender Stabschef für Planung und Operationen, kennzeichnete das Verhältnis Marshall-Eisenhower mit folgenden Worten: «Ike war Marshalls Protégé. Ike wird mir vielleicht böse sein, wenn ich das sage, aber zwischen den beiden Männern bestand eine Art Vater-und-Sohn-Beziehung.»

der Koordination des beiderseitigen Vorgehens zusammenhängen, zu verhandeln. Eisenhower sah deshalb keinen Grund, sich zuvor mit dem Gemeinsamen Generalstab, der amerikanischen oder englischen Regierung in Verbindung zu setzen. Nicht einmal der Stellvertretende Oberkommandierende, Air Chief Marshal Sir Arthur Tedder, wusste davon. Es wurden jedoch für ihn Kopien angefertigt.

Der Oberkommandierende unterzeichnete den Entwurf des Stalin-Kabels kurz nach drei. Um 4 Uhr nachmittags wurde Eisenhowers «Persönliche Botschaft an Marschall Stalin» chiffriert abgeschickt. Der General fragte darin den Sowjetführer nach seinen Absichten und setzte ihn über seine eigenen Pläne in Kenntnis. «Meine gegenwärtigen Operationen», teilte er Stalin mit, «sind dazu bestimmt, die das Ruhrgebiet verteidigenden feindlichen Truppen einzukreisen und zu vernichten ... Ich vermute, dass diese Phase... Ende April oder noch früher abgeschlossen sein wird. Meine nächste Massnahme wird darauf zielen, meine Streitkräfte mit Ihren Truppen zu vereinen und dadurch die restlichen feindlichen Streitkräfte zu spalten ... Am besten würde sich diese Vereinigung auf der Linie Erfurt-Leipzig–Dresden durchführen lassen. Ich glaube ... dass in dieses Gebiet die wichtigsten deutschen Regierungsstellen verlegt werden. Ich beabsichtige, meine Hauptstosskraft auf diese Linie zu richten. Zusätzlich wird sobald wie möglich zur Vereinigung mit Ihren Truppen ein zweiter Vorstoss im Raum Regensburg-Linz unternommen, durch den zugleich die Festigung des deutschen Widerstandes im süddeutschen Bollwerk verhindert werden soll.

Bevor ich eine feste Entscheidung treffe, halte ich es für äusserst wichtig, mich mit Ihnen über den Zeitplan und die Stossrichtung unserer Operationen abzustimmen. Könnten Sie... mir Ihre Absichten mitteilen und mich informieren, wie weit meine Vorschläge mit den von Ihnen vorgesehenen Aktionen übereinstimmen? Wenn wir ohne Verzögerung die Vernichtung der deutschen Armeen zu Ende führen wollen, betrachte ich es als unbedingt erforderlich, unsere Aktionen zu koordinieren ... und eine gute Verbindung zwischen unseren vorrückenden Streitkräften herzustellen ...»

Als nächstes entwarf er je ein Telegramm an Marshall und Montgomery, die im Abstand von fünf Minuten um 7 Uhr abends abgingen. Eisenhower teilte dem amerikanischen Generalstabschef mit, er habe sich mit Stalin «wegen der Frage, wo man sich vereinigen sollte», in Verbindung gesetzt. Dann wies er darauf hin, dass seine Ansichten mit denen Marshalls «weitgehend übereinstimmten»; nur sei seiner Meinung nach «der Raum Leipzig–Dresden von erstrangiger Bedeutung», denn er biete «den kürzesten Weg zu den derzeitigen russischen Stellungen» und umfasse zugleich «eines der Deutschland noch verbliebenen Industriegebiete, in das sich ... die obersten militärischen Befehlsstellen und verschiedene Ministerien angeblich zurückzögen».

Auf die Befürchtungen Marshalls hinsichtlich eines «Nationalen Bollwerks» eingehend, wies Eisenhower darauf hin, dass auch er sich bewusst sei, wie wichtig es wäre, «den Feind daran zu hindern, organisierte Widerstandsgebiete auszubauen». Er werde, «sobald die Umstände es erlaubten, einen Vorstoss auf Linz und München unternehmen». In der Frage einer Koordination mit den Russen, fügte Eisenhower hinzu, sei er nicht der Meinung, dass man sich «auf eine De-

markationslinie festlegen könne». Er werde vorschlagen, dass sich «bei einem Treffen der amerikanischen und russischen Streitkräfte jede Seite auf Ersuchen der anderen in ihre Besatzungszone zurückziehen solle».

Das dritte, an Montgomery gerichtete Kabel Eisenhowers enthielt enttäuschende Neuigkeiten für den Empfänger. «Sobald Sie sich ... (östlich des Ruhrgebiets) ... mit Bradley vereinigt haben... wird Bradley wieder das Kommando über die 9. US-Armee übernehmen», teilte ihm der Oberkommandierende mit. «Bradley wird für die Säuberung des Ruhrgebietes verantwortlich sein und möglichst unverzüglich seinen Hauptvorstoss auf die Linie Erfurt–Leipzig–Dresden durchführen und die Verbindung mit den Russen herstellen...» Montgomery solle auf die Elbe vorstossen, wo ihm die 9. US-Armee möglicherweise taktisch wieder unterstellt werde, «um die Überschreitung dieses Hindernisses zu erleichtern». Nachdem Eisenhower den Entwurf noch einmal durchgelesen hatte, fügte er mit Bleistift noch hinzu: «Sie haben ganz recht, die Lage sieht gut aus.»

Der Oberkommandierende hatte seine Pläne vor allem dahingehend revidiert, dass der Hauptvorstoss nicht mehr, wie ursprünglich beabsichtigt, durch Norddeutschland, sondern durch die Mitte des Landes erfolgen sollte. Die 9. US-Armee hatte er wieder Bradley unterstellt, der damit die Hauptrolle übernahm. Er sollte die letzte Offensive anführen und versuchen, mit seinen Truppen nach Dresden vorzudringen.

Eisenhower hatte zwar einen Teil der Empfehlungen Marshalls befolgt, richtete sich bei seinen Aktionen aber vor allem nach den Vorschlägen des Memorandums der 12. Armee. In allen drei Kabeln, mit denen Eisenhower seine strategischen Pläne darlegte, war jedoch bemerkenswerterweise keine Rede von jener Stadt, die er einst als «Hauptpreis» bezeichnet hatte – Berlin.

Joseph Goebbels starrte durch die teilweise mit Brettern verschlagenen Fenster seines Arbeitszimmers in die Dunkelheit hinaus. Hitlers gnomhafter Propagandaminister hatte seinen Besuchern den Rücken zugekehrt. Eine verächtliche Geste – so zumindest schien es dem Mann, der verzweifelt auf Goebbels einsprach. Der Kampfkommandant von Berlin, Generalmajor Hellmuth Reymann, bemühte sich, eine Entscheidung in einer Sache zu erreichen, die er als äusserst dringlich betrachtete: das Schicksal der Bevölkerung.

Es war das vierte Mal innerhalb eines Monats, dass Reymann und sein Stabschef, Oberst Hans Refior, bei Goebbels vorsprachen. Der siebenundvierzigjährige Goebbels war jetzt neben Hitler der wichtigste Mann in Berlin. Er war nicht nur Reichsminister für Propaganda und Volksaufklärung, sondern auch Gauleiter von Berlin und Reichsverteidigungskommissar. Als solcher war er verantwortlich für alle die Zivilbevölkerung betreffenden Massnahmen, für die Organisation und Ausbildung des Volkssturms und den Bau der Verteidigungsanlagen. Zu dieser Zeit, da das Fehlen einer klaren Gewaltenteilung zwischen militärischen und zivilen Stellen Soldaten und ziviles Personal ohnehin schon in grösste Schwierigkeiten brachte, vergrösserte Goebbels noch das Durcheinander. Der Propagandaminister, der keine Ahnung von militärischen oder verwaltungstechnischen Dingen hatte, liess keinen Zweifel daran, dass er allein sich verantwortlich für die

Verteidigung Berlins betrachtete. Reymann befand sich infolgedessen in einer unmöglichen Situation. Von wem sollte er seine Anweisungen entgegennehmen – vom Führerhauptquartier oder von Goebbels? Niemand schien daran interessiert, die Zuständigkeit zu klären. Reymann war verzweifelt.

Bei sämtlichen bisherigen Besprechungen hatte Reymann die Frage der Evakuierung angeschnitten. Anfangs hatte Goebbels erklärt, derartige Massnahmen «kämen gar nicht in Frage». Dann hatte er den General informiert, dass ein «von höheren SS-Stellen und der Polizei» ausgearbeiteter Plan dafür existiere. Refior, sein Stabschef, war der Sache sofort nachgegangen und hatte tatsächlich einen Plan ausfindig gemacht. «Er besteht», sagte er Reymann, «aus einer Karte im Massstab 1 : 300'000, in die der zuständige Beamte, ein Polizeihauptmann, fein säuberlich mit roter Tinte Evakuierungsrouten eingezeichnet hat, die aus Berlin nach Westen und Süden führen.» Es waren; berichtete er, «keine Sanitätsstationen, keine Verpflegungsstellen, keine Transportvorrichtungen für Kranke und Schwache» vorgesehen. «Soviel ich dem Plan entnehmen kann», fügte er hinzu, «sollen die zu Evakuierenden lediglich mit Handgepäck auf diesen Strassen zwanzig bis dreissig Kilometer weit zu Verladestationen marschieren und von dort aus nach Thüringen, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg transportiert werden. Diese Aktion soll durch einen Knopfdruck von Goebbels ausgelöst werden. Woher man aber die notwendigen Züge nehmen will, ist völlig unklar.»

Reymann versuchte mit Hitler über die Angelegenheit zu sprechen. Er hatte ihn nur zweimal gesehen: als er das Kommando übernahm, und als er ein paar Tage später zu einer der nächtlichen Besprechungen bei Hitler geladen worden war. Bei dieser Gelegenheit war hauptsächlich von der Oderfront die Rede gewesen, und Reymann war es nicht gelungen, das Gespräch auf die Lage in Berlin zu bringen. Während einer Pause hatte er sich jedoch an Hitler gewandt und ihn gebeten, sofort die Evakuierung aller Kinder unter zehn Jahren aus der Hauptstadt anzuordnen. In der tiefen Stille, die Reymanns Vorschlag folgte, hatte Hitler ihn angesehen und in eisigem Ton gefragt: «Wieso? Was soll das heissen?» Und dann hatte er, jedes einzelne Wort betonend, gesagt: «Es gibt in Berlin keine Kinder dieser Altersgruppe mehr!» Niemand hatte ihm zu widersprechen gewagt, und Hitler war rasch auf ein anderes Thema übergegangen.

Der Kommandant von Berlin liess sich durch diese Abfuhr nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er bedrängte jetzt Goebbels. «Herr Reichsminister», sagte er, «wie sollen wir die Bevölkerung im Falle einer Belagerung versorgen? Wo sollen wir die Lebensmittel hernehmen? Nach der amtlichen Statistik befinden sich derzeit 110'000 Kinder mit ihren Müttern in der Stadt. Woher nehmen wir die Milch für die Säuglinge?»

Reymann schwieg und wartete auf eine Antwort. Goebbels startete weiter aus dem Fenster. Dann sagte er in barschem Ton, ohne sich umzudrehen: «Wie wir sie ernähren werden? Wir werden natürlich Vieh aus der Umgebung nach Berlin schaffen! Und für die Säuglinge haben wir einen drei Monate reichenden Vorrat an Dosenmilch.» Von der Dosenmilch hörten Reymann und Refior zum erstenmal. Und der Vorschlag mit dem Vieh schien völlig verrückt. Wo wollte Goebbels die Tiere unterbringen? Und was sollten sie fressen? Reymann widersprach scharf.

«Wir müssen unbedingt sofort einen Evakuierungsplan aufstellen. Wir dürfen nicht länger warten. Mit jedem Tag werden die Schwierigkeiten grösser. Wir müssen zumindest die Frauen und Kinder aus der Stadt schaffen – bevor es zu spät ist.»

Goebbels gab keine Antwort. Es herrschte tiefes Schweigen. Draussen wurde es immer dunkler. Plötzlich hob Goebbels die Hand, ergriff eine Schnur neben dem Fenster und zog daran. Die Verdunkelungsvorhänge schlossen sich. Goebbels drehte sich um. Er humpelte zum Schreibtisch, machte Licht, blickte auf eine Uhr, die auf der Schreibunterlage lag und sah Reymann an. «Mein lieber General», sagte er leise. «Ob und wann ein Evakuierungsplan notwendig ist, werde *ich* entscheiden.» Dann brummte er: «Ich habe jedenfalls nicht die Absicht, Berlin zum jetzigen Zeitpunkt damit in eine Panik zu stürzen! Wir haben genug Zeit! Genug!» Er reichte beiden die Hand. «Guten Abend, meine Herren.»

Reymann und Refior blieben draussen auf der Treppe einen Augenblick stehen. Der Kommandant blickte in die Nacht. In der Ferne tasteten Scheinwerfer den nächtlichen Himmel ab. Reymann streifte langsam seine Handschuhe über und sagte zu Refior: «Wir stehen vor einer unlösbaren Aufgabe. Ich kann nur hoffen, dass irgendein Wunder geschieht, dass unser Schicksal sich wendet, oder dass der Krieg aus ist, bevor es zu einer Belagerung von Berlin kommt. Sonst», fügte er hinzu, «helfe Gott den Berlinern.»

Kurze Zeit später erhielt Reymann in seiner Dienststelle einen Anruf aus dem Oberkommando des Heeres. Er erfuhr, dass er ausser dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Hitler, dem Berliner Gauleiter Goebbels und dem OKH bald noch einer weiteren Stelle unterstehen sollte. Es seien Vorbereitungen im Gange, den Verteidigungsbereich Berlin dem Kommandeur der Heeresgruppe Weichsel, Generaloberst Heinrici, zu übertragen. Als Reymann den Namen Heinrici hörte, regte sich eine leise Hoffnung in ihm. Er befahl Refior, sich umgehend mit dem Stab der Heeresgruppe Weichsel in Verbindung zu setzen. Es gab nur einen Punkt, der ihn beunruhigte. Er fragte sich, wie Heinrici Berlin unter seine Obhut nehmen und zugleich die Russen an der Oder aufhalten sollte. Reymann kannte Heinrici gut. Er konnte sich vorstellen, wie der Generaloberst reagiert hatte, als er von seinem Auftrag erfuhr.

«Das war ja zu erwarten!» knurrte Heinrici.

Der neue Stabschef der Heeresgruppe Weichsel, Generalleutnant Eberhard Kinzel, und sein Erster Stabsoffizier, Oberst Hans Eismann, sahen einander schweigend an. Darauf gab es nichts zu sagen. Das Vorhaben, den Verteidigungsbereich Berlin gerade zu diesem Zeitpunkt Heinrici zu unterstellen, bedeutete eine ausserordentliche zusätzliche Belastung für den Generaloberst. Sie konnten sich beide nicht vorstellen, wie Heinrici Reymanns Verteidigungsaktionen leiten oder auch nur beaufsichtigen sollte. Allein die Entfernung machte den Plan undurchführbar. Der Gefechtsstand der Heeresgruppe Weichsel befand sich über achtzig Kilometer von Berlin. Und es war klar, dass derjenige, der diese Idee gehabt hatte, so gut wie nichts von den ungeheuren Schwierigkeiten wusste, denen Heinrici gegenüberstand.

In den frühen Abendstunden hatten Offiziere vom OKH Kinzel mit dem Verteidigungsplan für Berlin vertraut gemacht – behutsam und zögernd, als handele es sich nur um einen Vorschlag. Jetzt schritt Heinrici in seinem Büro auf und ab, an seinen altmodischen Gamaschen immer noch den Schmutz von der Front, und machte seinen Untergebenen klar, dass, soweit es nach ihm ging, dieser Plan das auch bleiben werde – ein Vorschlag. Die Heeresgruppe Weichsel hatte eine festumrissene Aufgabe: die Russen an der Oder aufzuhalten. «Wenn ich nicht dazu gezwungen werde», sagte Heinrici, «denke ich nicht daran, die Verantwortung für Berlin zu übernehmen.»

Das hiess nicht, dass er sich der schwierigen Lage der Berliner Bevölkerung nicht bewusst gewesen wäre. Im Gegenteil – Heinrici machte sich viele Gedanken über das Schicksal der fast drei Millionen Berliner. Die Möglichkeit, dass Berlin zu einem Schlachtfeld werden könnte, schien ihm schrecklich, denn er wusste besser als die meisten andern, was mit Zivilisten geschah, die in die Hölle des Artilleriefeuers und der Strassenkämpfe gerieten. Er hielt die Russen für gnadenlos und glaubte nicht, dass sie in der Hitze des Gefechts einen Unterschied zwischen Soldaten und Zivilisten machen würden. Dennoch schien es ihm in diesem Augenblick völlig undenkbar, die Verantwortung für Berlin und seine Zivilbevölkerung zu übernehmen. Die Heeresgruppe Weichsel war das einzige Hindernis zwischen Berlin und den Russen, und wie immer galt Heinricis Hauptsorge seinen Soldaten. Der Generaloberst war wütend auf Hitler und Guderian, den Chef des OKH, die ihm offenbar zumuteten, auch das Leben der Zivilbevölkerung aufs Spiel zu setzen. Er wandte sich zu Kinzel und sagte: «Verbinden Sie mich mit Guderian.» Seit Heinrici vor einer Woche das Kommando übernommen hatte, war er ständig an der Front gewesen. Unermüdlich war er von Gefechtsstand zu Gefechtsstand gefahren, hatte mit den Divisionsbefehlshabern taktische Fragen erörtert und Truppenteile an vorderster Front in ihren Unterständen und Bunkern besucht. Ihm war schnell klargeworden, dass seine Befürchtungen stimmten: seine Truppen waren nur dem Namen nach Armeen. Zu seinem Entsetzen hatte er festgestellt, dass die meisten Einheiten mit abgesplitterten Truppenteilen und den Resten einst stolzer, doch längst vernichteter Divisionen verstärkt worden waren. Unter seinen Truppen gab es sogar nichtdeutsche Einheiten, unter anderem die Divisionen «Nordland» und «Nederland», die aus norwegischen und holländischen Freiwilligen bestanden, sowie eine Formation ehemaliger russischer Kriegsgefangener unter der Führung des einstigen Verteidigers von Kiew, Generalleutnant Andrej A. Wlassow. Wlassows Truppen machten Heinrici Sorgen: Er fürchtete, dass sie bei der erstbesten Gelegenheit desertieren würden. Einige von Heinricis Panzer- einheiten waren in guter Verfassung; auf sie musste er sich wohl in erster Linie verlassen. Doch das Gesamtbild war deprimierend. Abwehrberichte deuteten darauf hin, dass die Russen etwa drei Millionen Mann stark waren. Heinricis Truppen – von Manteuffels 3. Panzerarmee im Norden bis Busses 9. Armee im Süden – umfassten nur gefähr 482'000 Mann\*, und es gab fast keine Reserven.

\* Heinrici selbst spricht von 300'000 Mann.



Ausserdem herrschte nicht nur ein verhängnisvoller Mangel an kampferprobten Einheiten, sondern auch an Ausrüstung und Material. Heinrici brauchte Panzer, fahrbare Geschütze, Funkeinrichtungen, Artillerie, Treibstoff, Munition und Gewehre. Der Materialmangel war so gross, dass man, wie Oberst Eismann, sein Erster Stabsoffizier, feststellte, einige Ersatzeinheiten an die Front geschickt hatte, die statt mit Gewehren mit Panzerfäusten ausgerüstet waren – und nur einem Geschoss je Waffe.

«Das ist ja reiner Wahnsinn!» sagte Eismann zu Heinrici. «Wie sollen diese Männer weiterkämpfen, wenn sie ihr einziges Geschoss abgefeuert haben? Was stellt sich das OKH vor – dass sie ihre leeren Waffen als Keulen verwenden sollen? Das ist Massenmord.» Heinrici nickte. «Das OKH erwartet offenbar von den Männern, dass sie sich in ihr Schicksal ergeben. Das mache ich nicht mit.» Mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln bemühte sich Heinrici, die Ausrüstung zu vervollständigen.

Am schlimmsten war der Mangel an Artillerie. Die Russen hatten begonnen, Brücken über die Oder und ihre versumpften Seitenarme zu bauen. Der ganze Unterlauf der Oder war infolge des Hochwassers ein einziger See. Die Heinrici unterstellten Sondereinheiten der Marine hatten Minen den Fluss hinabschwimmen lassen, um die Pontons zu zerstören, die Russen spannten sofort Schutznetze. Eine Bombardierung der Brücken aus der Luft war nicht möglich. Die Luftwaffe hatte Heinrici mitgeteilt, sie habe dazu weder Flugzeuge noch Treibstoff. Sie könne höchstens einige Aufklärungsflugzeuge stellen. Die fieberhafte Brückenbautätigkeit der Russen konnte nur mit Artillerie aufgehalten werden, und davon hatte Heinrici höchst wenig. Er befahl daher, soweit wie möglich Flakgeschütze aus ihren festen Ständen zu nehmen und als Feldgeschütze zu verwenden. Der Schutz vor russischen Luftangriffen wurde dadurch zwar beeinträchtigt, doch Heinrici war der Meinung, dass eine solche Verwendung der Geschütze vorteilhafter war. Tatsächlich gelang es, dadurch die Lage zu verbessern. Allein im Raum Stettin hatte Manteuffels 3. Panzerarmee über 600 Flakgeschütze zur Verfügung. Viele aber waren einbetoniert und konnten nicht dahin bewegt werden, wo man sie brauchte. Sie standen zwar drohend da, feuerten jedoch nur höchst selten. Heinrici hatte beschlossen, die geringen Munitionsbestände für die russische Offensive aufzuheben. «Wir haben zwar nicht genug Geschütze und Munition, um den Aufmarsch der Russen zu verhindern», erläuterte er seinem Stab, «aber wir können ihn doch wenigstens verlangsamen.» Oberst Eismann betrachtete die Lage pessimistischer. «Man konnte die Heeresgruppe mit einem Kaninchen vergleichen», erinnert er sich heute, «das gebannt eine Schlange anstarrt, die es verschlingen will, und regungslos auf den Moment wartet, in dem die Schlange blitzschnell angreifen wird... Heinrici aber wollte sich nicht eingestehen, dass die Heeresgruppe nicht imstande war, aus eigener Kraft irgendwelche wesentlichen Aktionen zu unternehmen.»

Immerhin hatte Heinrici in der einen Woche, seit er das Kommando übernommen hatte, eine Menge unüberwindlich erscheinender Schwierigkeiten bewältigt. Wie vor Moskau hatte er seine Truppen zu versorgen gesucht und grosszügig gelobt, um ihren Kampfgeist zu stärken. Wie es in seinem Innern aussah, wusste niemand.

Für seine Offiziere und Soldaten war er nach wie vor der unerschütterliche Heinrich der Legende, ein Mann, der sich durch nichts einschüchtern liess. Unverändert kämpfte er weiter gegen die «Dummheit und Unvernunft» des Oberkommandos. Im Augenblick richtete sich sein Zorn vor allem gegen Hitler und Guderian, den Generalstabschef des OKH. Am 23. März hatte Busse mit seiner 9. Armee zweimal angegriffen und verzweifelt versucht, zu den Verteidigern von Küstrin durchzubringen, die an dem Tag, als Heinrich von Himmler das Kommando übernommen hatte, von den Russen eingeschlossen worden waren. Heinrich hatte Busses Aktionen zugestimmt. Seiner Ansicht nach boten sie die einzige Chance, die Stadt zu befreien, bevor die Russen ihre Stellungen befestigten. Doch die Russen waren viel zu stark.

Beide Angriffe schlugen fehl.

Guderian, dem Heinrich davon berichtete, sagte schroff: «Es muss noch einmal angegriffen werden.» Hitler wollte es, und das war für Guderian entscheidend. «Das wäre Wahnsinn», erwiderte Heinrich. «Ich bin dafür, dass die Einheiten in Küstrin den Befehl erhalten, auszubrechen. Es wäre das einzig Vernünftige.» Guderian war über diesen Vorschlag empört. «Der Angriff muss unternommen werden», schrie er.

Und so hatte Busse am 27. März seine Truppen noch einmal gegen Küstrin geworfen. Diesmal gelang es einem Teil der Panzer tatsächlich, bis zur Stadt durchzubringen. Doch die nachdringenden Einheiten gingen im russischen Abwehrfeuer unter. «Das ist das reinste Massaker», empörte sich Heinrich, «die 9. Armee hat wegen nichts und wieder nichts unglaubliche Verluste erlitten.»

Auch jetzt, am Tag danach, hatte sich sein Zorn nicht gelegt. Während er auf ein Telefongespräch mit Guderian wartete, schritt er in seinem Büro auf und ab und ärgerte sich über das Fiasko. Ohne Rücksicht auf die Folgen für seine eigene Person gedachte er, Guderian offen die Meinung zu sagen und ihm das blutige Massaker, bei dem 8'000 Mann – fast eine ganze Division – gefallen war, anzulasten. Das Telefon klingelte. Kinzel hob den Hörer ab. «Zossen», sagte er zu Heinrich. Die sanfte Stimme von General Hans Krebs, Guderians Chef des Stabes, meldete sich. Das hatte Heinrich nicht erwartet. «Ich wollte mit Guderian sprechen», sagte er. Doch Krebs sprach weiter. Heinrichs Gesicht verhärtete sich, während er zuhörte. Die Offiziere seines Stabes sahen ihn verwundert an. «Wann?» fragte Heinrich. Er horchte wieder und legte mit einem abrupten «Danke» auf. Dann wandte er sich zu Kinzel und Eismann und sagte leise: «Guderian ist nicht mehr Chef des OKH. Hitler hat ihn heute Nachmittag seines Kommandos enthoben.» Als ihn die Offiziere erstaunt ansahen, fügte er hinzu: «Krebs sagt, Guderian sei krank, aber er weiss auch nicht genau, was passiert ist.» Heinrichs Wut war völlig verfliegen. «Das sieht Guderian gar nicht ähnlich», sagte er nachdenklich. «Er hat sich nicht mal verabschiedet.»

Erst spät am Abend erfuhr Heinrichs Stab Näheres. Guderians Absetzung war eine der wüstesten Auseinandersetzungen vorausgegangen, zu denen es in der Reichskanzlei je gekommen war. Hitlers mittägliche Besprechung hatte – wenn auch in

gespannter, merklich feindseliger Atmosphäre – vergleichsweise ruhig begonnen. Guderian hatte dem Führer in einem schriftlichen Bericht dargelegt, warum der Angriff auf Küstrin gescheitert war. Hitler passte der von Guderian angeschlagene Ton nicht, und vor allem war es ihm nicht recht, dass er General Busse und die 9. Armee verteidigte. Der Führer hatte sich Busse als Sündenbock ausgesucht und ihn zum Bericht befohlen.

Ausser Guderian und Busse waren Keitel, Jodl, Burgdorf sowie eine Reihe anderer hoher Offiziere anwesend. Hitler hörte sich mehrere Minuten lang einen Bericht über die allgemeine Lage an. Dann wurde Busse das Wort erteilt. Der General schilderte in kurzen Worten den Verlauf des Angriffs. Hitler hörte mit gereizter Miene zu. Schon nach wenigen Sätzen unterbrach er Busse. «Warum ist der Angriff fehlgeschlagen?» schrie er und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: «Aus Unfähigkeit! Aus Nachlässigkeit!» Er überhäufte Busse, Guderian und das ganze Oberkommando mit Vorwürfen. Sie seien alle «unfähig». Der Angriff auf Küstrin, brüllte er, sei «ohne ausreichende Artilleriesvorbereitung» unternommen worden.

Dann wandte er sich an Guderian: «Wenn Busse, wie Sie behaupten, nicht genügend Munition hatte – warum haben Sie ihm dann nicht mehr gegeben?» Einen Moment herrschte Schweigen. Dann sagte Guderian mit ruhiger Stimme: «Ich habe Ihnen bereits erklärt...» Hitler winkte ab. «Erklärungen! Entschuldigungen! Das ist alles, was Sie vorbringen!» schrie er. «Schön! Erklären Sie mir, wer bei Küstrin versagt hat – die Truppen oder Busse?» Guderian konnte sich nicht länger beherrschen. «Unsinn!» rief er. «Das ist doch Unsinn!» Voll Wut, dunkelrot im Gesicht, liess er eine Tirade vom Stapel. «Busse hat keine Schuld!» brüllte er. «Das hab' ich Ihnen doch schon gesagt! Er hat befehlsgemäss gehandelt! Busse hat sämtliche Munition verwendet, die ihm zur Verfügung stand! Alles, was er hatte!» Guderian rang nach Worten. «Wie können Sie behaupten, dass die Truppen schuld sind – sehen Sie sich die Verluste an! Die Truppen haben ihre Pflicht getan! Ihre Selbstaufopferung beweist das!»

«Sie haben versagt!» schrie Hitler zurück. «Sie haben versagt!»

Guderian schrie mit äusserster Lautstärke: «Ich muss Sie bitten... ich muss Sie bitten, keine weiteren Beschuldigungen gegen Busse oder seine Truppen zu erheben!»

Die beiden waren einer sachlichen Diskussion nicht mehr fähig, doch sie hörten nicht auf. Sie fuhren fort, einander wütend anzuschreien. Die anwesenden Offiziere und Adjutanten waren starr vor Schreck. Hitler beschimpfte die Angehörigen des Generalstabs, nannte sie «rückgratlose Schwachsinnige» und «Schafsköpfe». Sie hätten ihn ständig «irreführt, falsch informiert und hintergangen». Guderian stellte den Führer wegen der Worte «irreführt» und «falsch informiert» zur Rede. Ob General Gehlen ihn in seinem Abwehrbericht über die Stärke der Russen etwa «falsch informiert» habe? «Nein?» brüllte Guderian. «Gehlen ist ein Trottel!» schrie Hitler zurück. Was mit den immer noch in den baltischen Ländern, in Kurland, eingeschlossenen Divisionen sei? «Wer», fuhr er den Führer an, «hat Sie darüber falsch informiert? Wann beabsichtigen Sie eigentlich, die Kurland-Divisionen herauszuholen?» Der Streit war so laut und heftig, dass sich später

niemand mehr genau an die Einzelheiten erinnern konnte\*. Nicht einmal Busse, der den Anlass gegeben hatte, war imstande, Heinrici später genau zu sagen, was er im Einzelnen von sich gegeben hatte. «Wir waren wie gelähmt und konnten einfach nicht fassen, was da vor sich ging.»

Jodl kam als erster zu sich. Er packte den schreienden Guderian am Arm. «Bitte», sagte er, «beruhigen Sie sich doch!» Er zog Guderian beiseite. Keitel und Burgdorf kümmerten sich um Hitler, der völlig erschöpft auf einen Sessel gesunken war. Guderians entsetzter Adjutant, Major von Freytag-Loringhoven, war überzeugt, Hitler werde seinen Chef verhaften lassen, wenn dieser nicht sofort das Zimmer verliess, lief hinaus, rief Krebs in Zossen an und erzählte ihm in wenigen Worten, was geschehen war. Er flehte Krebs an, unter dem Vorwand, es gebe wichtige Neuigkeiten von der Front, Guderian zu verlangen und so lange am Telefon festzuhalten, bis der General sich beruhigt hatte. Krebs gelang es, Guderians Aufmerksamkeit eine volle Viertelstunde lang in Anspruch zu nehmen, und in dieser Zeit fand der Stabschef des OKH seine Beherrschung wieder.

Während dieser Pause beruhigte sich auch der Führer. Als Guderian zurückkam, hatte Hitler die Besprechung bereits fortgesetzt, als sei nichts geschehen. Nach einer Weile befahl Hitler allen Anwesenden ausser Keitel und Guderian, das Zimmer zu verlassen. Dann sagte er kühl: «Generaloberst Guderian! Ihre Gesundheit erfordert einen sofortigen Erholungsurlaub von sechs Wochen.» Mit ruhiger Stimme erwiderte Guderian: «Ich melde mich ab.» Doch Hitler war noch nicht fertig. «Bitte, bleiben Sie doch bis zum Ende des Vortrages hier», ersuchte er Guderian. Die Besprechung dauerte noch mehrere Stunden. Danach zeigte sich Hitler geradezu besorgt. «Bitte sorgen Sie für die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit», sagte er. «In sechs Wochen wird die Lage sehr kritisch sein. Dann werde ich Sie dringend brauchen. Wohin wollen Sie sich begeben?» Auch Keitel erkundigte sich danach. Guderian, dem diese plötzliche Fürsorglichkeit verdächtig vorkam, beschloss, seine Pläne lieber nicht zu verraten. Er verabschiedete sich und verliess die Reichskanzlei. Der Schöpfer der modernen Panzertaktik, der letzte von Hitlers grossen Generalen, war gegangen – einer der wenigen, die im deutschen Oberkommando noch über ein gesundes Urteilsvermögen verfügten. Am nächsten Tag, Dienstag, dem 29. März, um 6 Uhr morgens, wurde Heinrici erst richtig bewusst, was der Fortgang Guderians bedeutete. Man hatte ihm eben ein Fernschreiben überbracht, in dem ihm mitgeteilt wurde, dass Hitler Krebs zum Chef des OKH ernannt hatte. Krebs, ein aalglatter Mann und fanatischer Anhän-

\* Es gibt mehrere Darstellungen dieser Auseinandersetzung, von einem detaillierten Bericht in Jürgen Thorwalds Buch *Das Ende an der Elbe* (Stuttgart 1949) bis zu einer zweizeiligen Erwähnung in *Die letzten Tage der Reichskanzlei* (Hamburg 1947) von Gerhard Boldt, seinerzeit Adjutant bei Krebs. Boldt geht auf die Sadie nicht näher ein und schreibt nur, Hitler habe dem Chef des OKH geraten, in einem Bad sich einer Kur zu unterziehen, und Guderian habe den Wink verstanden. Er gibt als Datum der Konferenz den sieben Tage vor dem verhängnisvollen Angriff auf Küstrin liegenden 20. März an. Guderian gibt in seinen Memoiren *Erinnerungen eines Soldaten* (Neckargemünd 1960) das richtige Datum an: den 28. März, 14 Uhr. Meine Rekonstruktion stützt sich hauptsächlich auf Guderians Memoiren sowie auf Gespräche mit Heinrici, Busse und ihren Stabsoffizieren.

ger Hitlers, war allgemein äusserst unbeliebt. Auf den Stab der Heeresgruppe Weichsel hatte die Nachricht von seiner Ernennung eine deprimierende Wirkung. Eismann schildert heute die vorherrschende Meinung so: «Dieser Mensch mit seinem ewig freundlichen Lächeln erinnerte mich irgendwie an ein Rehkitz... Uns war klar, was wir von ihm zu erwarten hatten. Krebs brauchte bloss ein paar zuversichtliche Phrasen von sich zu geben – und die Lage war wieder rosig. Hitler konnte von ihm viel mehr Unterstützung erwarten als von Guderian.»

Heinrici äusserte sich nicht über die Ernennung. Guderian hatte mit seinem mutigen Auftreten Busse gerettet. Mit den selbstmörderischen Angriffen auf Küstrin war es hoffentlich zu Ende. Heinrici war Guderian, mit dem er sich oft nicht verstanden hatte, dankbar. Der Mann würde ihm in Zukunft fehlen. Krebs kannte er seit Langem, von ihm war wenig Hilfe zu erwarten – vor allem nicht bei Hitler. Die nächste offizielle Lagebesprechung beim Führer war auf Freitag, den 6. März, anberaunt.

Am 29. März, um neun morgens, hielt vor dem Gefechtsstand der Heeresgruppe Weichsel ein Auto, dem der Stabschef des Verteidigungsbereiches Berlin, Oberst Hans Refior, entstieg. Der breitschultrige, über ein Meter achtzig grosse Oberst blickte der Besprechung mit Heinricis Stabschef, General Kinzel, zuversichtlich entgegen, denn die Unterstellung des Verteidigungsbereichs Berlin unter Heinricis Kommando war das Beste, was geschehen konnte. Unterlagen und Karten für seinen Vortrag unter dem Arm, betrat der neununddreissig Jahre alte Refior das Gebäude. Die Garnison von Berlin war zwar nur klein, doch Refior war, wie er später in sein Tagebuch schrieb, überzeugt, Heinrici werde «über diese Verstärkung seiner Truppen hocheifrig sein».

Die ersten Zweifel kamen ihm, als er Heinricis Stabschef gegenübertrat. Kinzels Gruss war knapp, wenn auch nicht unfreundlich. Refior hatte gehofft, sein alter Klassenkamerad Eismann, mit dem er erst vor ein paar Wochen ausführlich über die Lage in Berlin gesprochen hatte, werde auch da sein, doch Kinzel empfing ihn allein. Der Stabschef der Heeresgruppe Weichsel machte einen nervösen und ungeduldigen Eindruck. Refior breitete die Karten aus und begann sofort mit seinem Bericht. Es sei völlig unklar, wem Reymann unterstellt sei, das habe den Kommandanten von Berlin in eine groteske Lage gebracht. «Das OKH», erklärte Refior, «sagt: ‚Wir sind nur für die Ostfront zuständig. Sie sind dem OKW unterstellt Und beim OKW heisst es: ‚Was wollen Sie bei uns? Die Berliner Front ist nach Osten gerichtet – Sie gehören zum OKH.‘» Während Refior sprach, studierte Kinzel die Aufstellungslinie der Berliner Truppen. Plötzlich blickte er auf und sagte gelassen, Heinrici habe am Abend zuvor beschlossen, die Verantwortung für die Verteidigung der Stadt nicht zu übernehmen. Dann kam Kinzel, wie Refior später notierte, kurz auf Hitler, Goebbels und die andern Leute an der Spitze zu sprechen. «Ich persönlich finde», sagte er, «dass diese Verrückten in Berlin in ihrem eigenen Saft schmoren sollen.»

Auf der Rückfahrt nach Berlin wurde dem schwer enttäuschten Refior zum erstenmal klar, was es heisst, ein «verlassenes Waisenkind» zu sein. Er liebte Berlin. Er hatte dort die Kriegsschule besucht, geheiratet und seine beiden Kinder – einen

Jungen und ein Mädchen – grossgezogen. Er fühlte sich allein und verlassen mit der Aufgabe, die Stadt, in der er die glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht hatte, zu verteidigen. Keine einzige Befehlsinstanz war bereit, die nach Refiors Meinung allerwichtigste Entscheidung zu treffen und die Verantwortung für die Verteidigung Berlins und den Schutz seiner Bevölkerung zu übernehmen.

Guderian packte die wenigen Sachen auf seinem Schreibtisch in seinen kleinen Koffer. Er hatte sich von seinem Stab bereits verabschiedet und Krebs, seinen Nachfolger, eingewiesen. Nun konnte er Zossen verlassen. Sein Ziel hielt er streng geheim. Er hatte beschlossen, zusammen mit seiner Frau das Sanatorium Ebenhausen bei München aufzusuchen, um sein Herz behandeln zu lassen, und anschliessend im Oberbayrischen, der einzigen – wie er als ehemaliger Chef des OKH wusste – noch einigermaßen ruhigen Gegend in Deutschland das Ende des Krieges abzuwarten.

## 2

Am Karfreitag, dem 30. März, traf Präsident Roosevelt in Warm Springs im Staate Georgia ein, um ein paar Tage im «Kleinen Weissen Haus» auszuspannen. Am Bahnhof wurde er wie immer von einer grossen Menschenmenge, die dort in der heissen Sonne auf ihn gewartet hatte, begrüsst. Beim Anblick des Präsidenten erhob sich ein überraschtes Gemurmel. Ein Geheimdienstbeamter hob ihn aus dem Zug. Roosevelts Körper war schlaff, wie leblos. Der Präsident winkte der Menge nicht fröhlich wie sonst, rief ihr keine witzige Bemerkung zu. Erschrocken und verstört blickten die Menschen der langsam davonfahrenden Limousine nach.

In Moskau war das Wetter für die Jahreszeit ungewöhnlich mild. Von seiner Wohnung im zweiten Stock des Botschaftsgebäudes in der Mochawajastrasse blickte Generalmajor John R. Deane über den Platz auf die grünen und goldenen Zwiebeltürme des Kreml. Deane, der Chef der amerikanischen Militärmission, und sein britischer Kollege, Admiral Ernest R. Archer, warteten darauf, von ihren Botschaftern, W. Averell Harriman und Sir Archibald Clark-Kerr, zu einer Besprechung mit Stalin gerufen zu werden. Bei dieser Konferenz wollten sie dem Sowjetführer «SCAF 252» vorlegen, jenes Kabel, das am Tag zuvor aus dem Hauptquartier Eisenhowers eingetroffen war – und das der kranke amerikanische Präsident nicht gesehen hatte.

In London winkte Winston Churchill, eine Zigarre im Mund, den Neugierigen vor Downing Street Nr. 10 zu. Er wollte mit dem Auto nach Chequers fahren, dem offiziellen Landsitz des britischen Premierministers in Buckinghamshire. Churchills gute Laune war nur Schein; in Wirklichkeit war er beunruhigt und verärgert. Unter seinen Papieren befand sich eine Kopie des Kabels, das der Oberkommandierende Stalin geschickt hatte. Zum erstenmal nach fast dreijähriger guter Zusammenarbeit war der Premier wütend auf Eisenhower.

Die Reaktion der Engländer auf Eisenhowers Kabel hatte sich in den letzten vier-

undzwanzig Stunden mehrmals gewandelt. Zuerst waren sie verwirrt, dann bestürzt und schliesslich wütend gewesen. Ebenso wie die Vereinigten Stabschefs in Washington hatte London erst aus zweiter Hand von der Botschaft erfahren – durch Kopien, die «zur Kenntnisnahme» verschickt worden waren. Nicht einmal der Stellvertretende Britische Oberkommandierende, Air Chief Marshal Sir Arthur Tedder, hatte vorher etwas von dem Kabel gewusst. Churchill selbst war völlig fassungslos. Der Premier erinnerte sich an Montgomerys Nachricht vom 27. März, in der er gemeldet hatte, er werde zur Elbe und dann «über die Autobahn nach Berlin» vorstossen, und richtete eine besorgte Anfrage an General Sir Hastings Ismay, seinen Stabschef. Eisenhower's Botschaft an Stalin, schrieb er, «scheint in Widerspruch zu Montgomerys Nachricht zu stehen, in der von der Elbe die Rede war. Bitte um Erklärung.» Im Moment wusste auch Ismay keine Erklärung.

In dieser Situation bereitete Montgomery seinen Vorgesetzten eine weitere Überraschung. Er meldete Field Marshal Brooke, dass die mächtige 9. US-Armee seinem Kommando entzogen und wieder Bradleys 12. Armeegruppe unterstellt werden sollte – diese werde im Mittelabschnitt den Vorstoss auf Leipzig und Dresden unternehmen. «Ich fürchte, wir sind im Begriff, einen schrecklichen Fehler zu begehen», meinte Montgomery.

Wieder ärgerten sich die Briten. Erstens hätten sie darüber durch Eisenhower und nicht durch Montgomery unterrichtet werden müssen. Doch noch schlimmer war, dass der Oberkommandierende zu sehr auf eigene Faust zu handeln schien. Er hatte nicht nur seine Kompetenzen weit überschritten, indem er direkt mit Stalin verhandelte, sondern ausserdem seit Langem bestehende Pläne geändert, ohne London davon auch nur zu verständigen. Anstatt Montgomerys eigens für die Offensive verstärkte 21. Armeegruppe durch die norddeutsche Tiefebene vorstossen zu lassen, hatte Eisenhower plötzlich Bradley beauftragt, den entscheidenden Schlag gegen Deutschland zu führen. Brooke fasste die britische Einstellung mit bitteren Worten zusammen: «... erstens ist Eisenhower nicht berechtigt, mit Stalin direkt zu verhandeln, er hätte über den Gemeinsamen Generalstab mit ihm Verbindung aufnehmen müssen; zweitens hat er ein unverständliches Telegramm verfasst; und schliesslich weicht das, was er darin sagt, von allen bisherigen Vereinbarungen ab.» Am Nachmittag des 29. März schickte der erzürnte Brooke, ohne sich mit Churchill zu beraten, eine scharfe Protestnote nach Washington. Eine heftige, gereizte Debatte begann sich um «SCAF 252» zu entfalten.

Etwa zur gleichen Zeit sandte General Deane, der bereits die ersten Schritte unternommen hatte, um ein Treffen mit Stalin zu arrangieren, aus Moskau ein dringendes Kabel an Eisenhower. Deane bat um «zusätzliche Informationen für den Fall, dass Stalin eingehender über Ihre Pläne zu sprechen wünscht». Nach monatelangen aufreibenden Verhandlungen mit den Russen wusste Deane ganz genau, wonach Stalin fragen würde, und er zählte Eisenhower die einzelnen Punkte auf: «1. Die gegenwärtige Aufstellung der Armeen; 2. Weitere Einzelheiten über die geplanten taktischen Massnahmen; 3. Welche Armee soll bzw. welche Armeen sollen den Hauptangriff und die weiteren Vorstösse durchführen; 4. Eine kurze Beurteilung der feindlichen Dispositionen und Absichten.» SHAEF reagierte schnell. Am gleichen Abend um 8 Uhr 15 ging der Bericht nach Moskau ab. Deane

wurde über die Aufstellung der westalliierten Truppen und eingehend über den Schlachtplan unterrichtet. Sogar dass die 9. US-Armee wieder Bradley unterstellt werden sollte, blieb nicht unerwähnt.

Fünfundzwanzig Minuten später traf Montgomerys Stellungnahme in Eisenhowers Hauptquartier ein. Durch den Verlust von Simpsons Armee war seine Schlagkraft sehr geschwächt, und seine Aussicht, im Triumph in Berlin einzuziehen, schien dahin. Doch hoffte er immer noch, Eisenhower zu einem Aufschub der Umstellung überreden zu können. Seine Botschaft war in ungewöhnlich höflichem Ton gehalten. «Wie ich erfahren habe», schrieb er, «beabsichtigen Sie, die Kommandoverhältnisse zu ändern. Sollten Sie dies für notwendig halten, so bitte ich Sie jedoch dringend, es nicht zu tun, bevor wir die Elbe erreicht haben, denn eine solche Massnahme wäre nicht von Vorteil für die soeben anlaufende grosse Aktion.»

Montgomerys britische Vorgesetzte bemühten sich, wie man in Washington bald feststellte, hingegen in keiner Weise um Höflichkeit. Der britische Vertreter beim Gemeinsamen Generalstab, Field Marshal Sir Henry Maitland Wilson, überreichte im Pentagon General Marshall formell Brookes Protest. In der Note wurde die Art und Weise, wie Eisenhower mit Stalin in Verbindung getreten war, verurteilt und dem Oberkommandierenden vorgeworfen, er habe eigenmächtig die Pläne geändert. Marshall war überrascht. Umgehend setzte er Eisenhower telegrafisch von dem britischen Protest in Kenntnis. Es werde von britischer Seite gefordert, teile er dem Oberkommandierenden mit, die vorgesehene Strategie zu befolgen: Montgomerys Vorstoss im Norden werde zur Eroberung der deutschen Häfen führen und dadurch «weitgehend den deutschen U-Bootkrieg beenden»; das bedeute gleichzeitig die Befreiung Hollands und Dänemarks sowie die Wiederherstellung der Verbindung mit Schweden, wodurch «schwedische und norwegische Schiffe im Umfang von fast zwei Millionen Tonnen, die gegenwärtig unnütz in schwedischen Häfen liegen», verfügbar würden. Die britischen Generalstabschefs, teilte Marshall Eisenhower mit, «halten es unbedingt für richtig, den Hauptvorstoss ... durch die weiten Ebenen Nordwestdeutschlands zu führen mit dem Ziel, Berlin zu erobern...»

Marshall, dem es darum ging, die britische Kritik an Eisenhower abzuwehren und die Einigkeit zwischen den Engländern und Amerikanern so schnell wie möglich wiederherzustellen, wollte sich beiden Seiten gegenüber grosszügig und verständnisvoll zeigen. Doch seine Verärgerung über die Handlungsweise seines Oberkommandierenden konnte er nicht ganz verhehlen. Im letzten Satz seiner Botschaft hiess es: «Haben Sie vor Abfassung von SCAF 252 auch die britischen Gesichtspunkte auf dem Gebiet der Seekriegführung bedacht?» Marshall schloss mit den Worten: «Um Ihre Stellungnahme wird dringend gebeten.»

Vor allem ein Mann drängte auf eine Klärung der Angelegenheit: Winston Churchill. Der Premier befürchtete ein Chaos, und seine Unruhe wuchs von Stunde zu Stunde. Der Fall Eisenhower hatte sich zu einem Zeitpunkt ereignet, da die Beziehungen zwischen den drei Alliierten ohnedies nicht die besten waren. Churchill war in jenen Tagen ein einsamer Mann. Er wusste nicht, wie krank Roosevelt war; die Korrespondenz mit dem Präsidenten gab ihm seit einiger Zeit Rätsel auf und beunruhigte ihn. Er schrieb später darüber: «Ich glaubte, meine langen Tele-



gramme wie all die vergangenen Jahre hindurch an meinen vertrauten Freund und Kollegen zu richten. Aber er hörte mich nur noch unvollkommen... mehrere Hände wirkten zusammen, um die in seinem Namen hinausgesandten Antworten zu entwerfen. Der hinsiechende Roosevelt vermochte nur noch generelle Direktiven und Genehmigungen zu erteilen... Es waren sehr belastende Wochen für alle.» Noch beunruhigender war die rasche Verschlechterung der politischen Beziehungen zwischen dem Westen und Russland. Churchills Argwohn gegen Stalins Absichten für die Zeit nach dem Kriege war seit Jalta ständig gewachsen. Der sowjetische Regierungschef hatte die dort gegebenen Versprechungen schändlich gebrochen. Fast täglich traten jetzt neue, bedenkliche Tendenzen zutage. Osteuropa wurde von der Sowjetunion allmählich aufgesogen; man internierte die Besatzungen englischer und amerikanischer Bomber, die wegen Treibstoff mangels oder technischer Defekte hinter den Linien der Roten Armee landen mussten; Stalins Erlaubnis zur Benutzung sowjetischer Luftstützpunkte durch amerikanische Bomber wurde plötzlich zurückgezogen. Während den Russen ungehinderter Zugang zu befreiten Kriegsgefangenenlagern in Westdeutschland und die Repatriierung ihrer Soldaten gewährt wurde, verweigerten sie westlichen Kommissionen die entsprechende Erlaubnis, die Lager in Osteuropa zu betreten, dort gefangengehaltene englische und amerikanische Soldaten in die Heimat zu transportieren oder ihnen sonstwie zu helfen. Nicht nur das – Stalin hatte den Vorwurf erhoben, ehemalige sowjetische Kriegsgefangene seien «in amerikanischen Lagern schlecht behandelt und ungerecht verfolgt, ja sogar geschlagen worden». Als die Deutschen in Italien geheime Besprechungen wegen einer Kapitulation ihrer Truppen aufnehmen wollten, protestierten die Russen mit einer beleidigenden Note, in der sie die Alliierten verräterischer Verhandlungen mit dem Feind «hinter dem Rücken der Sowjetunion, die die Hauptlast des Krieges gegen Deutschland trägt», beschuldigten\*.

Und nun kam zu all dem Eisenhowers Botschaft an Stalin. Churchill betrachtete Eisenhowers Kontaktaufnahme mit dem sowjetischen Diktator zu diesem Zeitpunkt, da die Festlegung der militärischen Ziele entscheidend für die Zukunft Europas nach dem Kriege sein konnte, als eine gefährliche Einmischung in die globale politische Strategie – in Bereiche, für die allein Roosevelt und der britische Premier zuständig waren. Nach Churchills Meinung war Berlin von grundlegender politischer Bedeutung –, und nun sah es aus, als ob Eisenhower nicht die Absicht hätte, umfassende Operationen zur Eroberung der Stadt zu unternehmen.

Am 29. März, kurz vor Mitternacht, rief Churchill Eisenhower an und bat ihn um nähere Aufklärung über seine Pläne. Der Premierminister vermied es bewusst, das Kabel an Stalin zu erwähnen. Er wies lediglich auf die politische Bedeutung Berlins hin und schlug vor, Montgomery die Offensive im Norden fortsetzen zu lassen.

Churchill hielt es für überaus wichtig, dass die Alliierten die Hauptstadt vor den

\* «General Eisenhower», schreibt Churchill in seinen Memoiren, der den Oberkommandierenden am 24. März die sowjetische Note einsehen liess, «war ausser sich und schien ob diesen ungerechten und unbegründeten Vorwürfen, die seiner Meinung nach unsere Glaubwürdigkeit in Frage stellten, einem Wutausbruch nahe.»

Russen besetzten. Als er nun am 30. März die etwa hundert Kilometer weite Fahrt nach Chequers antrat, dachte er zutiefst besorgt über Eisenhowers Antwort nach. «Berlin», hatte der Oberkommandierende gesagt, «ist kein wichtiges militärisches Ziel mehr.»

Eisenhower war wütend. Die Heftigkeit der britischen Reaktion auf seine Entscheidung, Montgomerys Vorstoss im Norden abzublasen, hatte ihn überrascht. Geradezu unverständlich fand er die Erregung, die sein Kabel an Stalin ausgelöst hatte. Er sah keinerlei Grund für Streitigkeiten. Seiner Überzeugung nach hatte er politisch und militärisch korrekt gehandelt.

Am Morgen des 30. März beantwortete er die Botschaften aus London und Washington. Zuerst bestätigte er kurz den Empfang von Marshalls Kabel. Er versprach, in einigen Stunden ausführlicher darauf einzugehen und stellte im Moment nur fest, dass er keine Pläne geändert habe und dass der britische Vorwurf «völlig unbegründet» sei. «Nach meinem Plan werden die Häfen und die sonstigen Objekte an der Nordküste schneller und fester in unseren Händen sein als im Falle einer Zersplitterung, wie sie Wilson in seiner Botschaft an Sie fordert.»

Als nächstes kam er Churchills telefonischer Bitte nach und erläuterte ihm detailliert die Anweisungen, die er Montgomery erteilt hatte. «In Anlehnung an die russischen Absichten» sei ein Vorstoss am mittleren Abschnitt auf Leipzig und Dresden erforderlich, denn er werde die deutschen Armeen «ziemlich genau halbieren ... und den grössten Teil der noch im Westen stehenden deutschen Streitkräfte vernichten». Sobald der Erfolg gesichert sei, beabsichtige er «Massnahmen zur Eroberung der Häfen im Norden zu unternehmen». Dies werde Montgomerys Aufgabe sein, und er plane, falls notwendig, dessen Truppen zu verstärken. Sobald «die obigen Aktionen durchgeführt» seien, werde er General Devers mit der 6. Armeegruppe nach Südosten in das Gebiet der «Alpenfestung» schicken, «um jede deutsche Konsolidierung im Süden zu verhindern und im Donautal die Vereinigung mit den Russen vorzunehmen». Der Oberkommandierende schloss mit dem Hinweis, dass seine gegenwärtigen Pläne «flexibel seien und unerwarteten Situationen angepasst werden könnten». Berlin erwähnte er nicht.

Eisenhowers Botschaft an den Premierminister war korrekt und reserviert; er liess sich seine Verärgerung darin nicht anmerken. Sein Zorn geht jedoch deutlich aus dem ausführlichen Kabel an Marshall hervor. Eisenhower teilte dem amerikanischen Generalstabschef mit, dass ihm «völlig unklar sei, was der Protest gegen sein ‚Vorgehen‘ bedeuten solle». Er sei beauftragt, mit den Russen wegen der militärischen Koordination direkt zu verhandeln. Bezüglich seiner Strategie habe er, betonte Eisenhower erneut, keine Änderung vorgenommen. «Im vergangenen Sommer», schrieb er, «protestierten die britischen Generalstabschefs immer wieder gegen meinen Beschluss, den Vorstoss am mittleren Abschnitt durchzuführen. Sie behaupteten, dies sei sinnlos und vermindere die Schlagkraft im Norden. Ich habe stets darauf hingewiesen, der Angriff im Norden werde in erster Linie der Isolierung des Ruhrgebietes gelten, doch es war von Anfang an, schon lange vor dem Tag D, von mir geplant, Haupt- und Hilfsaktionen miteinander zu verbinden und dann einen grossen Vorstoss nach Osten zu unternehmen. Selbst bei oberflächlicher

Betrachtung kommt man zu dem Schluss, dass die Hauptaktion sich gegen den Raum Leipzig richten muss, denn dort ist der grösste Teil der noch vorhandenen deutschen Industrie konzentriert; auch werden dem Vernehmen nach deutsche Ministerien in dieses Gebiet verlegt.»

Auf die von Montgomery und Brooke wiederholt vorgebrachte Forderung nach einer konzentrierten Offensive eingehend, führte Eisenhower aus: «Ich befolge lediglich den von Field Marshal Brooke immer wieder gemachten Vorschlag und konzentriere mich auf einen massiven Vorstoss; mein Plan geht nur dahin, für diese Phase der Operationen, also den Vorstoss am Mittelabschnitt, die 9. US-Armee wieder Bradley zu unterstellen ... Aus dem Plan geht deutlich hervor, dass die 9. Armee zur Unterstützung der britischen und kanadischen Armeen bei der Säuberung des Küstenstreifens bis westlich Lübeck eventuell wieder nach Norden verlegt werden soll.» Danach «können wir einen Vorstoss nach Südosten unternehmen, um die Nazis daran zu hindern, sich in der Bergzitadelle festzusetzen». Das Nationale Bollwerk, das Eisenhower «die Bergzitadelle» nannte, sei eindeutig ein wichtiges militärisches Ziel – von grösserer Bedeutung als Berlin. «Ich darf darauf hinweisen», schrieb der Oberkommandierende, «dass Berlin kein besonders wichtiges Ziel mehr ist. Die Stadt ist für die Deutschen nicht mehr von allzu grossem Nutzen, die Regierung bereitet den Umzug in ein anderes Gebiet vor. Am wichtigsten ist es jetzt, unsere Truppen zu einem massiven Vorstoss zu konzentrieren, denn dadurch werden wir viel schneller den Fall Berlins, die Befreiung Norwegens und den Zugang zu den schwedischen Häfen und Schiffen erreichen als durch eine Zersplitterung unserer Kräfte.»

Der letzte Absatz seiner Botschaft liess an seiner Verärgerung über die Briten keinen Zweifel mehr. «Der Premierminister und seine Stabschefs», erklärte Eisenhower, «haben gegen ‚Anvil‘ [die Invasion in Südfrankreich] opponiert; sie haben gegen meinen Plan opponiert, die Deutschen westlich des Rheins zu vernichten, bevor wir unseren grossen Vorstoss über den Fluss unternehmen; sie haben behauptet, dass wir auf der Route nordöstlich Frankfurt nur in langwierige Kämpfe in schwierigem Gelände verwickelt würden. Jetzt wollen sie mich offenbar zu Operationen veranlassen, bei denen riesige Truppenmengen eingesetzt werden müssten, um die Deutschen endgültig zu schlagen. Ich möchte darauf hinweisen, dass ich und meine Berater täglich und stündlich über diese Dinge nachdenken, und dass wir nur von dem einen Gedanken beseelt sind, diesen Krieg schnellstens zu gewinnen.»

Wenige Stunden später traf bei General Marshall und dem Gemeinsamen Generalstab in Washington ein Nachtrag zu dem Protest der britischen Generalstäbler vom Vortag ein. Dieses zweite Telegramm wiederholte zum grössten Teil die Argumente des ersten, doch ausserdem waren zwei wichtige neue hinzugefügt. Neu war, dass die Engländer, die inzwischen von Admiral Archer in Moskau von der zusätzlichen Unterrichtung Deanes durch Eisenhower erfahren hatten, nun energisch forderten, die Details der SHAEF-Planung den Russen nicht mitzuteilen. Für den Fall, dass die Besprechungen bereits begonnen hatten, verlangte London einen Aufschub bis zur Prüfung der Lage durch den Gemeinsamen Generalstab.

144 Unterdessen war es bei den Engländern zu internen Meinungsverschiedenheiten

gekommen – weniger darüber, ob die Eisenhowerbotschaft als ganze richtig oder falsch war, als vor allem über die Frage, welche Teile im Einzelnen zu kritisieren seien. Die britischen Stabschefs hatten es unterlassen, Churchill ihre Protestnoten zu zeigen, bevor diese nach Washington abgingen – und Churchill hatte andere Einwände gegen die Absichten des Oberkommandierenden als seine militärischen Berater. Ihm passte vor allem nicht, «dass in dem neuen Eisenhower-Plan die Achse des Hauptangriffs auf Berlin in Richtung der Linie Leipzig-Dresden verschoben wird.» Durch diesen Plan seien, meinte der Premier, die britischen Streitkräfte im Norden «zur Bewegungslosigkeit verurteilt». Und, was noch schlimmer sei, «er mache jede Aussicht auf einen gemeinsamen Einmarsch britischer und amerikanischer Truppen in Berlin zunichte».

Nach wie vor dachte Churchill in erster Linie an Berlin. Seiner Meinung nach war Eisenhower «im Irrtum, wenn er annahm, Berlin sei nur noch von geringer militärischer Bedeutung». Man habe zwar Regierungsstellen «in grossem Ausmass nach Süden verlegt, doch dürfe man nicht vergessen, welche Wirkung der Fall Berlins auf die Deutschen haben werde». Er fürchte die Gefahr, die damit verbunden sei, «Berlin zu vernachlässigen und es den Russen zu überlassen». Churchill erklärte: «Solange Berlin durchhält und, was leicht sein könnte, in den Ruinen einer Belagerung widersteht, werden die Deutschen zum Widerstand angespornt. Der Fall Berlins jedoch wird fast alle Deutschen in Verzweiflung stürzen.» Churchill stimmte zwar im Prinzip mit seinen Stabschefs überein, machte ihnen jedoch den Vorwurf, in ihren Protestnoten «viele unwichtige, nebensächliche Dinge» vorgebracht zu haben. «Eisenhower», führte er aus, «steht bei den amerikanischen Stabschefs in sehr hohem Ansehen ... Die Amerikaner werden der Ansicht sein, er habe als der siegreiche Oberkommandierende das Recht..., mit den Russen zu vereinbaren, wo sich die westlichen und östlichen Armeen am besten treffen sollen.» Der britische Protest, fürchtete Churchill, werde «die amerikanischen Stabschefs nur zum Widerspruch herausfordern». Sie würden wahrscheinlich «kräftig zurückschlagen». Und das taten sie denn auch.

Am Samstag, dem 31. März, sprach der amerikanische Generalstab Eisenhower sein volles Vertrauen aus. Mit den Briten war man sich nur in zwei Punkten einig: Eisenhower solle dem Gemeinsamen Generalstab seine Pläne ausführlich darlegen, und Deane dürfe seine zusätzlichen Informationen den Russen nicht übermitteln. Nach Ansicht der amerikanischen Stabschefs befand sich die Schlacht um Deutschland jetzt in einem Stadium, «in dem der Kommandeur an der Front am besten beurteilen kann, welche Massnahmen geeignet sind, die deutschen Armeen schnellstens zu vernichten oder ihre Widerstandskraft zu brechen ... General Eisenhower sollte es weiterhin freistehen, mit dem Oberkommandierenden der sowjetischen Armee zu verhandeln». Für die amerikanischen Militärführer gab es nur ein Ziel, fern von allen politischen Erwägungen. «Das einzige Ziel», meinten sie, «sollte der baldige, völlige Sieg sein.»

Damit war die Kontroverse jedoch keineswegs beendet. In Reims erklärte der bedrängte Eisenhower immer wieder eingehend seine Lage. Noch im Laufe des gleichen Tages schickte er in Befolgung von Marshalls Instruktionen dem Gemeinsamen Generalstab eine ausführliche Darlegung seiner Pläne. Dann wies er Deane

in Moskau telegrafisch an, die von SHAEF erhaltenen Planungsdetails Stalin nicht zur Verfügung zu stellen. Anschliessend versicherte er Marshall in einer weiteren Botschaft: «Sie dürfen versichert sein, dass in Zukunft der Gemeinsame und der Britische Generalstab von wichtigen zwischen mir und der Militärmission in Moskau gewechselten Kabeln in Kenntnis gesetzt werden.» Schliesslich befasste er sich mit Montgomerys immer noch unbeantwortetem Memorandum, das, vor fast achtundvierzig Stunden eingetroffen, noch immer nicht beantwortet war. Es lag nicht nur an der Dringlichkeit der anderen Kabel, dass Eisenhower Montgomery zuletzt antwortete. Die Beziehungen zwischen den beiden Männern waren so gespannt, dass Eisenhower sich mit dem Feldmarschall nur in Verbindung setzte, wenn dies unbedingt notwendig war. Jahre später erklärte der Oberkommandierende gegenüber dem Autor\*: «Montgomerys Bemühungen, die Amerikaner – und besonders mich – herabzusetzen, hatten derart persönliche Formen angenommen und so wenig mit dem Krieg selbst zu tun, dass ich es schliesslich aufgab, mit ihm zu reden.» Der Oberkommandierende und sein Stab – interessanterweise auch die hohen britischen Generale in Reims – betrachteten Montgomery als einen egozentrischen Unruhestifter, der an der Front übervorsichtig und langsam war. «Monty wäre am liebsten auf einem weissen Schlachtross in Berlin eingritten», erinnert sich der britische damalige Generalmajor und Stellvertretende Führungschef bei SHAEF, John Whiteley, «doch das Gefühl, dass irgendetwas schnell getan werden musste, gab es für Monty nicht. Lieutenant General Sir Frederick Morgan, Stellvertretender Stabschef bei SHAEF, drückt es anders aus: «Zu dieser Zeit wäre Monty der letzte gewesen, den Ike mit dem Vorstoss auf Berlin beauftragt hätte – Monty hätte zur Vorbereitung mindestens sechs Monate gebraucht.» Da war Bradley von ganz anderem Schlag. «Bradley», äusserte Eisenhower gegenüber seinem Adjutanten, «hat nie gezögert, nie eine Pause zur Umgruppierung eingelegt, wenn er eine Gelegenheit zum Vorstoss sah.» Eisenhower's Ärger über die Kritik an seinem Stalin-Kabel und seine Abneigung gegen Montgomery waren seiner Antwort an den Feldmarschall deutlich anzumerken. «Ich muss an meiner Entscheidung, die 9. Armee Bradley zu unterstellen, festhalten», schrieb er. «Wie ich Ihnen bereits mitgeteilt habe, beabsichtige ich, Ihnen zu einem späteren Zeitpunkt wieder einen amerikanischen Verband für Ihre Operationen jenseits der Elbe zur Verfügung zu stellen. Sie werden bemerkt haben, dass ich in diesem Zusammenhang Berlin nicht erwähnt habe. Diese Stadt ist meiner Meinung nach nichts weiter als ein geographischer Ort, und für geographische Orte habe ich mich nie interessiert. Mein Ziel ist, die feindlichen Streitkräfte zu vernichten.»

Noch während Eisenhower seinen Standpunkt gegenüber Montgomery formulierte, verfasste Churchill ein Memorandum an den Oberkommandierenden, das fast in jedem Punkt den Ansichten Eisenhower's widersprach. Kurz vor 7 Uhr abends telegraphierte der Premierminister an den Oberkommandierenden: «Wenn der Feind, wie Sie offenbar glauben, nicht mehr lange durchhalten wird ..., warum überschreiten wir dann nicht die Elbe und stossen so weit wie möglich nach

Osten vor? Dies wäre politisch von grosser Bedeutung, denn es scheint sicher, dass die russische Armee Wien einnehmen und Österreich überrennen wird. Wenn wir den Russen Berlin freiwillig überlassen, obwohl es in unserer Reichweite liegt, so könnte dies beides [die Russen] in ihrer ohnehin schon bestehenden Überzeugung bestärken, sie hätten alles allein getan.

Übrigens bin ich der Ansicht, dass Berlin keineswegs seine militärische und schon gar nicht seine politische Bedeutung verloren hat. Der Fall Berlins wäre von sehr starker psychologischer Wirkung auf den Widerstand im ganzen Reich. Solange Berlin durchhält, werden sehr viele Deutsche es als ihre Pflicht empfinden, weiterzukämpfen. Dass die Eroberung Dresdens und eine dortige Vereinigung mit den Russen von grösserem Vorteil wäre, ist nicht meine Überzeugung . . . Solange Berlin von den Deutschen gehalten wird, bleibt es meiner Meinung nach der wichtigste Punkt Deutschlands.

Deshalb wäre es mir wesentlich lieber, wenn wir an dem Plan, nach dem wir den Rhein überschritten haben, festhielten, und wenn vor allem die 9. US-Armee mit der 21. Armeegruppe zur Elbe und von dort weiter nach Berlin marschierte...»

Am Abend trafen sich in Moskau der amerikanische und der britische Botschafter sowie Deane und Archer mit dem sowjetischen Regierungschef und überreichten ihm Eisenhowers Botschaft. Die Konferenz dauerte nicht lange. Deane berichtete anschliessend dem Oberkommandierenden, Stalin sei mit dem geplanten Angriff am Mittelabschnitt einverstanden und halte Eisenhowers Absicht für gut, weil man dadurch Deutschland in zwei Hälften teilen werde, was von grösster Wichtigkeit sei. Er sei ebenfalls der Ansicht, der Feind werde seinen letzten Widerstand in der westlichen Tschechoslowakei und in Bayern leisten. Stalin stimmte also der angloamerikanischen Strategie zu, verriet jedoch nichts über seine eigenen Pläne. Die endgültige Koordinierung der sowjetischen Planung, sagte er, könne erst erfolgen, nachdem er sich mit seinem Stab beraten habe. Am Schluss der Besprechung versprach er, Eisenhowers Botschaft innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu beantworten.

Gleich nachdem seine Besucher gegangen waren, rief Stalin die Marschälle Schukow und Konjew an. Er sprach nur kurz mit ihnen, doch seine Anweisungen waren klar: Die beiden Kommandeure sollten sofort nach Moskau fliegen und am folgenden Tag, dem Ostersonntag, an einer wichtigen Besprechung teilnehmen. Stalin war zu dem Schluss gekommen, dass die westlichen Alliierten logen; er war überzeugt, Eisenhower beabsichtige, sich mit der Roten Armee auf ein Wettrennen nach Berlin einzulassen.

### 3

Marschall Georgij Schukow lehnte sich erschöpft zurück, als sein feldgrauer Stabswagen den mit Kopfsteinen gepflasterten Hügel hinaufrumpelte und über den riesigen Roten Platz fuhr. Der über eintausendfünfhundert Kilometer weite Flug

von der Front nach Moskau war lang und ermüdend gewesen. Der Wagen fuhr an der Basilius-Kathedrale mit den bunten Kuppeln vorbei, bog links ab und rollte durch das Westtor in den Kreml. Gleich hinter Schukow traf in einer zweiten Armeelimousine Marschall Iwan Konjew ein. Die Turmuhr über dem Erlösertor zeigte wenige Minuten vor 5 Uhr nachmittags.

Die beiden Wagen fuhren über zugige Innenhöfe und wanden sich durch das architektonische Dickicht von freskengeschmückten Palästen, Kathedralen mit goldenen Kuppeln und grossen gelben Regierungsgebäuden, der einstige Sitz des Zaren. In der Nähe des riesigen unter Iwan dem Schrecklichen erbauten Glockenturms verminderten die Wagen ihre Geschwindigkeit, rollten an einer Reihe alter Kanonen vorbei und hielten vor einem langen, dreistöckigen sandfarbenen Gebäude.

Die beiden Männer in ihren gutgeschnittenen Uniformen mit dem Marschallstern auf den dicken goldenen Achselstücken stiegen aus, betraten das Gebäude und fuhren mit dem Aufzug in den zweiten Stock, in dem sich Stalins Büro befand. In solchen Momenten, umgeben von ihren Adjutanten und begleitenden Offizieren, pflegten die beiden Marschälle herzlich miteinander zu plaudern. Man hätte sie für gute Freunde halten können. In Wirklichkeit aber waren sie erbitterte Rivalen.

Schukow und Konjew hatten den Gipfel ihrer Karriere erreicht. Beide waren harte, pragmatische Perfektionisten, und beim ganzen Offizierskorps galt es als ehrenvoll und schwierig zugleich, unter ihnen zu dienen.

Der kleine, untersetzte, freundlich dreinblickende Schukow war der berühmtere; das Volk und die Rote Armee verehrten ihn als den grössten Soldaten der Sowjetunion. Es gab jedoch auch Offiziere, die ihn als ein Ungeheuer betrachteten.

Schukow war Berufssoldat und hatte seine Karriere als gewöhnlicher Rekrut bei den zaristischen Dragonern begonnen. Bei Ausbruch der russischen Revolution im Jahre 1917 hatte er sich den Revolutionären angeschlossen und als Kavallerist mit solchem Mut und Elan gegen die Antibolschewisten gekämpft, dass er nach Ende des Bürgerkrieges zur Belohnung zum Offizier ernannt worden war. Trotz seiner hervorragenden Fähigkeiten und seiner natürlichen Führungsbegabung wäre er vielleicht ein relativ unbekannter Offizier geblieben, hätte Stalin nicht in den dreissiger Jahren seine brutale Säuberungsaktion unter den Offizieren der Roten Armee durchgeführt. Die meisten der Betroffenen hatten wie er an der Revolution teilgenommen, doch Schukow überstand die Säuberung – wahrscheinlich, weil er der Armee mehr verbunden war als der Partei. Die Absetzung der alten Garde beschleunigte seine Beförderung. 1941 erreichte er den höchsten militärischen Rang in der UdSSR: Er wurde Chef des sowjetischen Generalstabs.

Schukow war durch und durch Soldat. Den niederen Rängen gegenüber war er milde und nachsichtig, vielleicht weil er selbst einmal ein gewöhnlicher Rekrut gewesen war. Seinen Offizieren hingegen war er ein harter Vorgesetzter. Höhere Offiziere, die Fehler begingen, wurden oft auf der Stelle abgesetzt und bestraft. Es gab vor allem zwei Arten der Massregelung: Der Offizier wurde zu einem Strafbataillon versetzt oder – als gewöhnlicher Soldat – an einen besonders gefährlichen Frontabschnitt geschickt. Manchmal durfte er selbst die Wahl treffen.

Während der Offensive in Polen im Jahr 1944 hatte Schukow einmal gemeinsam mit Marschall Konstantin Rokossowskij und General Pawel Batow, dem Kommandeur der 65. Armee, die vorrückenden Truppen beobachtet. Plötzlich rief Schukow, während er durch sein Fernglas blickte, Batow zu: «Der Korpskommandeur und der Kommandeur der 44. Schützendivision – Strafbataillon!» Rokossowskij und Batow verteidigten die beiden Generale und konnten den Korpskommandeur vor der Bestrafung bewahren. Im Falle des zweiten Offiziers blieb Schukow jedoch unerbittlich. Der General wurde sofort degradiert, an die vorderste Front geschickt und beauftragt, einen selbstmörderischen Angriff zu leiten, bei dem er fiel. Daraufhin beantragte Schukow, dem gefallenem Offizier die höchste sowjetische Auszeichnung zu verleihen und ihn zum Helden der Sowjetunion zu ernennen.

Schukow selbst war dreifacher Held der Sowjetunion – sein Erzrivale Konjew ebenfalls. Beide Marschälle waren mit Ehrungen überhäuft worden, doch während Schukows Ruhm sich im ganzen Land verbreitet hatte, war Konjew unbekannt geblieben, und diese Anonymität erfüllte ihn mit Bitterkeit.

Konjew war ein grosser, mürrischer, energischer Mann mit listig funkelnden blauen Augen. Er war achtundvierzig Jahre alt, ein Jahr jünger als Schukow. Die Karriere der beiden Marschälle war in mancher Hinsicht ähnlich verlaufen. Auch Konjew hatte für den Zaren gekämpft, war zu den Revolutionären übergegangen und hatte später bei der Roten Armee weitergedient. Doch es bestand ein Unterschied zwischen beiden, der für Männer wie Schukow entscheidend war. Konjew hatte bei der Roten Armee als politischer Kommissar begonnen, und obwohl er im Jahr 1926 regulärer Offizier geworden war, blieb seine Vergangenheit in den Augen der anderen Soldaten für immer mit einem Makel behaftet. Unter den regulären Militärs herrschte seit je eine tiefe Abneigung gegenüber den politischen Offizieren. Sie waren so mächtig, dass ein Kommandeur keinen Befehl erlassen konnte, ohne dass er von dem ihm zugeteilten Kommissar gegengezeichnet wurde. Schukow war zwar ein loyales Parteimitglied, betrachtete aber ehemalige Kommissare als keine echten Berufssoldaten. Es hatte ihn ständig geärgert, dass er und Konjew in den Vorkriegsjahren immer wieder Kommandos auf den gleichen Operationsschauplätzen erhielten und mehr oder weniger im gleichen Rhythmus befördert wurden. Stalin, der Schukow und Konjew in den dreissiger Jahren selbst für sein junges Offizierskader ausgewählt hatte, kannte die heftige Rivalität zwischen seinen beiden Kommandeuren und pflegte einen gegen den anderen auszuspielen.

Konjew galt trotz seiner rauhen, direkten Art in militärischen Kreisen als der Umsichtigere und Gebildetere. Er war ein leidenschaftlicher Leser, nahm selbst in den Gefechtsstand stets eine regelrechte kleine Bibliothek mit und überraschte seinen Stab zuweilen mit Turgenjew- oder Puschkinzitate. Seinen Offizieren und Mannschaften war er ein strenger Vorgesetzter. Doch im Gegensatz zu Schukow behandelte er seine Offiziere rücksichtsvoll und richtete seinen Zorn umso mehr gegen den Feind. In der Schlacht scheute er vor barbarischer Härte nicht zurück. Während der Kämpfe am Dnjepr hatte er mehrere von seinen Truppen eingeschlossene deutsche Divisionen zur sofortigen Kapitulation aufgefordert. Als die



Deutschen sich weigerten, befahl er seinen mit Säbeln bewaffneten Kosaken den Angriff. «Wir liessen die Kosaken zuhauen, solange sie wollten», erzählte er 1944 einem jugoslawischen Diplomaten. «Sie schlugen sogar deutschen Soldaten, die sich ergeben wollten, die erhobenen Hände ab.» In dieser Hinsicht waren sich Schukow und Konjew einig: Für die Grausamkeiten der Nazis kannten sie keinen Pardon. Den Deutschen gegenüber empfanden sie nicht das geringste Mitleid. Die beiden Marschälle, die sich jetzt durch den Korridor im zweiten Stock Stalins Büro näherten, ahnten, dass es bei der Besprechung um Berlin gehen würde. Nach den bisherigen vorläufigen Plänen sollte Schukows am mittleren Abschnitt stehende 1. Weissrussische Front die Stadt einnehmen, Marschall Rokossowskijs 2. Weissrussische Front im Norden und Konjews 1. Ukrainische Front im Süden sollten ihn dabei unterstützen. Doch Schukow war entschlossen, Berlin allein zu erobern. Er hatte nicht die Absicht, Unterstützung zu erbitten – schon gar nicht von Konjew. Konjew hatte sich jedoch selbst viele Gedanken um Berlin gemacht. Es bestand die Möglichkeit, dass Schukows Truppen durch das schwierige Gelände aufgehalten wurden – vor allem im Gebiet der verbissen verteidigten Seelower Höhen westlich der Oder. Wenn das geschah, bot sich Konjew vielleicht eine Chance, Schukow zu übertrumpfen. Er hatte sich schon in grossen Zügen einen Aktionsplan zurechtgelegt. Natürlich hing alles von Stalin ab, doch Konjew hoffte inbrünstig, Schukow diesmal auszustechen und endlich einmal den Ruhm für sich selbst einzuheimsen. Wenn alles klappte, war Konjew bereit, sich mit seinem Rivalen auf einen Wettlauf nach Berlin einzulassen.

Schukow und Konjew wurden etwa bis zur Mitte des mit roten Läufern ausgelegten Korridors geführt und dann in ein Konferenzzimmer gebeten. Ein schwerer, blankpolierter Mahagonitisch nahm den hohen, schmalen Raum fast zur ganzen Länge ein. Von der Decke hingen zwei schwere Kronleuchter mit strahlend hellen Glühbirnen. In einer Ecke, unter einem grossen Leninbild, stand ein kleiner Schreibtisch mit einem Ledersessel. Die Vorhänge an den Fenstern waren zugezogen. Statt der üblichen Fahnen oder sonstiger militärischer Insignien schmückten zwei dunkel eingerahmte Porträts der beiden berühmtesten russischen Feldherren den Raum: Das eine zeigte Alexander Suworow, den brillanten Marschall Katharinas II., das andere war ein Bildnis des Generals Michail Kutusow, des Siegers über die napoleonischen Armeen. Am einen Ende des Raums befand sich eine Doppeltür, die in Stalins Privatbüro führte. Den Marschällen waren diese Räumlichkeiten vertraut. Schukow hatte im Jahre 1941 weiter unten am Gang sein Büro als Stabschef gehabt, und in diesem Konferenzzimmer hatten sie schon oft mit Stalin zusammengesessen.

Was sie heute hier erwartete, war keine freundschaftliche Besprechung in kleinem Kreis. Wenige Minuten nachdem die beiden Marschälle den Raum betreten hatten, folgten ihnen die nach Stalin sieben wichtigsten Männer der Sowjetunion – die Mitglieder des Staatlichen Verteidigungskomitees, jenes allmächtigen Ausschusses, der die grundlegenden Entscheidungen in der sowjetischen Kriegführung traf.

Ohne Rücksicht auf die Rangordnung trat einer nach dem andern ein: Aussenminister Wjatscheslaw Molotow, der Stellvertretende Vorsitzende des Komitees;

Lawrentij Berija, der untersetzte, kurzsichtige Chef der Geheimpolizei, einer der gefürchtetsten Männer in der Sowjetunion; Georgij M. Malenkov, der rundliche Sekretär des Zentralkomitees der KPDSU und Leiter des Wiederaufbaus der zurückeroberten Gebiete; der hakennasige Anastas Mikojan, Mitglied des Arbeits- und Verteidigungsrates; der spitzbärtige Stellvertretende Verteidigungskommissar Nikolaj A. Bulganin; ferner der Transportspezialist Lasar M. Kaganowitsch; und Nikolaj A. Wosnessenskij, der Vorsitzende des Staatlichen Planungskomitees. Die militärische Seite war vertreten durch den Chef des Generalstabs, General A. A. Antonow und den Chef der Führungsabteilung, General S. M. Schtemenko. Während die obersten Sowjetführer Platz nahmen, öffnete sich die Tür zum Büro des Staatschefs. Stalin trat ein.

Der Sowjetführer, ein Mann von kleiner, untersetzter Gestalt, trug eine einfache, senffarbene Uniform ohne Schulterstücke oder Rangabzeichen. Seine Hosenbeine, die mit dünnen roten Streifen besetzt waren, steckten in schwarzen, knielangen Stiefeln aus weichem Leder. Auf der linken Brustseite blinkte, als einziger Ordensschmuck, an einem roten Band der goldene Stern eines Helden der Sowjetunion. Zwischen seinen Zähnen steckte eine englische Dunhillpfeife. Stalin hielt sich nicht lange mit Förmlichkeiten auf. «Wir hatten kaum Zeit, einander zu begrüßen», so erinnert sich Konjew später, «als Stalin schon zu sprechen begann\*». Stalin stellte Schukow und Konjew einige Fragen über die Lage an der Front. Dann kam er ohne Übergang zur Sache. Mit seiner leisen Stimme, im charakteristischen singenden Tonfall des Georgiers sagte er ruhig und nachdrücklich: «Die *Sojusniki* – die kleinen Verbündeten – haben die Absicht, vor der Roten Armee in Berlin zu sein.»

Stalin machte eine kleine Pause, bevor er fortfuhr. Er habe Informationen über die angloamerikanischen Pläne erhalten, aus denen hervorgehe, dass «ihre Absichten alles andere als ‚verbündet‘ seien». Eisenhowers Botschaft vom Vorabend erwähnte er nicht; auch liess er sich nicht darüber aus, woher seine Informationen stammten. Dann wandte er sich an General Schtemenko und sagte: «Lesen Sie den Bericht vor.»

Schtemenko erhob sich. Eisenhowers Streitkräfte, begann er, planten die im Ruhrgebiet konzentrierten feindlichen Truppen einzukreisen und zu vernichten und dann auf Leipzig und Dresden vorzustossen – jedoch nicht ohne «unterwegs»

\* Soweit keine andere Quelle angegeben, wurden die russischen Zitate ebenso wie alles sonstige in diesem Buch herangezogene sowjetische Material bei einem Moskauer Studienaufenthalt des Autors im April 1963 gesammelt. Die sowjetische Regierung gestattete dem Autor und dem Historiker John Erickson von der Universität Manchester, zahlreiche Teilnehmer an der Schlacht um Berlin – vom Marschall bis zum gewöhnlichen Soldaten – zu befragen (volle Namensliste im Anhang). Der einzige sowjetische Marschall, mit dem der Autor nicht sprechen durfte, war Schukow. Die anderen – Konjew, Sokolowskij, Rokossowskij und Tschuikow – erklärten sich zu Gesprächen bereit, die im Durchschnitt jeweils drei Stunden dauerten. Ausserdem erhielt der Autor Zutritt zu den sowjetischen Kriegsarchiven und durfte umfangreiche Dokumentationen, darunter Schlachtkarten, Gefechtsberichte, Monographien, Fotos und militärgeschichtliche Werke, die bis dahin nur sowjetischen Regierungskreisen zugänglich waren, fotokopieren und aus Russland mitnehmen.

noch Berlin zu nehmen. Alles das werde so aussehen, als «helfe man der Roten Armee». Es sei jedoch bekannt, dass es «Eisenhowers Hauptziel» sei, Berlin vor dem Eintreffen der sowjetischen Truppen zu erobern. Ausserdem habe er durch die *Stawka* – das Hauptquartier des sowjetischen Oberkommandos – erfahren, «zwei alliierte Luftlandedivisionen bereiteten sich auf einen Absprung über Berlin vor»\*.

Wie sich Konjew erinnert, sah der Plan der Alliierten nach Schtemenkos Darstellung ausserdem einen Vorstoss Montgomerys nördlich des Ruhrgebietes «auf dem kürzesten Weg zwischen Berlin und den Hauptgruppierungen der britischen Streitkräfte» vor. Schtemenko schloss mit der Bemerkung, «dieser Plan – nämlich mit der Besetzung Berlins der Sowjetarmee zuvorzukommen» – werde in den westalliierten Hauptquartieren als «völlig realistisch betrachtet». Die entsprechenden Vorbereitungen seien in vollem Gange\*\*.

Als Schtemenko mit seinem Lagebericht fertig war, wandte Stalin sich an seine beiden Marschälle. «Also», fragte er leise, «wer wird Berlin nehmen? Wir oder unsere Verbündeten?» Stolz erinnert sich Konjew, dass er es war, der zuerst antwortete. «Wir», sagte er. «Vor den Engländern und Amerikanern.»

Stalin sah ihn an; ein leises Lächeln huschte über sein Gesicht. «Also», sagte er noch einmal, und nachdenklich schmunzelnd fügte er hinzu: «Solche Kerle seid ihr?» Im nächsten Moment jedoch war Stalin wieder kühl und sachlich und begann in scharfem Ton Fragen zu stellen. Ob Konjew am Südabschnitt genügend vorbereitet sei, um Berlin rechtzeitig zu nehmen? «Müssten Sie dafür Ihre Truppen nicht völlig umgruppieren?» fragte er. Konjew bemerkte zu spät die Falle. Stalin wendete wieder einmal seinen alten Trick an und spielte einen gegen den andern aus, doch als Konjew dies merkte, hatte er bereits geantwortet. «Genosse Stalin», sagte er. «Es werden alle notwendigen Massnahmen getroffen. Die Umgruppierung wird so schnell erfolgen, dass wir Berlin rechtzeitig nehmen können.»

Darauf hatte Schukow gewartet. «Darf ich etwas sagen?» fragte er in ruhigem, fast herablassendem Ton, ohne auf Antwort zu warten. «Die Truppen der

\* Dies entsprach bekanntlich den Tatsachen.

\*\* In höheren sowjetischen Militärkreisen ist man – anders als im Westen – über diese Besprechung Stalins mit seinen Marschällen bestens unterrichtet. In militärgeschichtlichen russischen Werken und Zeitschriften sind verschiedene Darstellungen erschienen, darunter der von dem russischen Historiker Generalleutnant N. N. Popiel aufgezeichnete Bericht, den Schukow seinen Staboffizieren über die Konferenz erstattete. Marschall Konjew hat dem Autor die Hintergründe der Konferenz erläutert und einige bisher unbekannt Details beige-steuert. Auch der 1965 in Moskau erschienene erste Teil seiner Memoiren enthält einige interessante Einzelheiten über die Konferenz. Konjews und Schukows Versionen weichen in einigen Punkten voneinander ab. Zum Beispiel erwähnt Schukow nicht Montgomerys Vorstoss nach Berlin, und Konjew berichtet nichts über den vorgesehenen Absprung westlicher Luftlandetruppen über der Stadt.

Aus welchen Quellen das Material für den von General Schtemenko verlesenen Bericht stammte, ist nie bekanntgeworden. Nach Ansicht des Autors stützte er sich auf eine stark vergrößernde Beurteilung der Eisenhower-Botschaft vom Abend zuvor, die teils von Misstrauen gegenüber Eisenhowers Motiven erfüllt war, teils Stalin Gründe für sein eigenes Handeln liefern sollte.

1. Weissrussischen Front brauchen nicht umgruppiert zu werden. Sie stehen bereit – direkt auf Berlin gerichtet. Wir sind Berlin am nächsten. Wir werden Berlin nehmen.»

Stalin sah die beiden Männer schweigend an. Wieder lächelte er für einen Augenblick. «Ausgezeichnet», sagte er freundlich. «Sie bleiben beide in Moskau und arbeiten gemeinsam mit dem Generalstab Ihre Pläne aus. Ich erwarte sie innerhalb von achtundvierzig Stunden. Dann können Sie – wenn ich die Pläne billige – an die Front zurückkehren.»

Die Marschälle waren bestürzt wegen der kurzen Frist, die Stalin ihnen setzte. Bis jetzt hatten sie angenommen, der Angriff auf Berlin solle Anfang Mai stattfinden. Nun wollte Stalin offenbar die Offensive um Wochen vorverlegen. Konjew fühlte sich besonders unbehaglich. Er hatte sich zwar einen provisorischen Plan zurechtgelegt, nach dem er früher als Schukow in Berlin zu sein hoffte, doch verfügte er über keine schriftlichen Unterlagen. Während dieser Besprechung war ihm klargeworden, vor welch ungeheuren Nachschubschwierigkeiten er stand, die zudem in kürzester Zeit überwunden werden sollten. Ausrüstungsmaterial aller Art musste umgehend an die Front geschafft werden. Doch was noch schlimmer war: Konjew verfügte über zu wenig Truppen. Infolge der Kämpfe in Oberschlesien war ein beträchtlicher Teil seiner Streitkräfte immer noch im Süden verstreut. Andere Einheiten standen nur wenige Kilometer vor Berlin. Diese mussten sofort verlegt werden, was ihn vor schwierige Transportprobleme stellte. Schukow erfüllten ähnliche Sorgen. Seine Stabsoffiziere waren zwar bereits mit der Aufstellung eines Angriffsplans befasst, doch war dieser noch längst nicht fertig. Seine Armeen standen in der richtigen Position, doch auch er musste Material und Ersatztruppen an die Front bringen, um seine schwer angeschlagenen Einheiten aufzufüllen. Seine Divisionen waren normalerweise neun- bis zwölf-tausend Mann stark, jetzt jedoch zum Teil auf dreieinhalbtausend Mann zusammengesmolzen. Schukow wusste, dass die Eroberung Berlins alles andere als leicht war, und wollte für alle Eventualitäten gewappnet sein. Seine Abwehr hatte gemeldet, Stadt und Umgebung seien «auf einen hartnäckigen Widerstand sorgfältig vorbereitet. Jede Strasse, jeder Platz, jede Kreuzung, jedes Haus, jeder Kanal und jede Brücke sind in das umfassende Verteidigungssystem einbezogen...» Wenn er nun vor den westlichen Streitkräften in Berlin sein sollte, mussten die Vorbereitungen stark beschleunigt werden. Wann konnte er frühestens losschlagen? Das war die Frage, die Stalin beantwortet haben wollte – und zwar schnellstens.

Zum Schluss der Sitzung ergriff Stalin noch einmal das Wort. Es war keinerlei Wärme in seiner Stimme, als er in eindringlichem Ton zu den beiden Marschällen sagte: «Ich möchte Sie darauf hinweisen, dass uns ganz besonders das Datum interessiert, zu dem Sie mit Ihren Operationen beginnen können.» Nachdem er auf diese Weise die ohnedies kaum verhüllte Rivalität zwischen den beiden Kommandeuren noch einmal geschürt hatte, nickte Stalin den Anwesenden kurz zu und verliess das Zimmer.

Nun, da er seine militärische Maschinerie in Gang gebracht hatte, stand Stalin

vor einer weiteren schwierigen Aufgabe: Er musste mit grösster Sorgfalt die Antwort auf Eisenhowers Kabel abfassen. Umgehend machte er sich an die Arbeit. Um 8 Uhr abends ging seine Antwort ab. «Ich habe Ihr Telegramm vom 28. März erhalten», kabelte Stalin an Eisenhower. «Ihr Plan, durch Vereinigung mit den sowjetischen Streitkräften die deutschen Truppen zu zerteilen, entspricht völlig dem Plan des sowjetischen Oberkommandos.» Stalin stimmte Eisenhower auch darin zu, dass die Vereinigung im Raum Leipzig–Dresden erfolgen solle, denn «die sowjetischen Streitkräfte werden ihren Hauptstoss in dieser Richtung führen». Über den Zeitpunkt des sowjetischen Angriffs äusserte sich Stalin nur vorsichtig. Er werde «ungefähr in der zweiten Maihälfte» erfolgen. Besonders wichtig aber war der dritte Absatz seiner Botschaft. Stalin erweckte darin den Eindruck, er sei an der deutschen Hauptstadt nicht interessiert. «Berlin», erklärte er, «hat seine frühere strategische Bedeutung verloren.» Die Stadt sei so unwichtig geworden, dass «das sowjetische Oberkommando zum Angriff auf Berlin nur Truppen der zweiten Linie einzusetzen beabsichtigt».

Winston Churchill hatte fast den ganzen Nachmittag über mit den britischen Generalstabschefs konferiert. Mit Bestürzung hatte ihn eine Nachricht von Eisenhower erfüllt, die bei der Übermittlung verstümmelt worden war. Ein Satz in dem Kabel, das Churchill erhalten hatte, lautete: «Montgomery wird für Erkundungsaufgaben (*patrol tasks*) zuständig sein...» Churchill hatte in scharfem Ton geantwortet, er finde, die britischen Streitkräfte würden «in unerwartet beschränktem Ausmass eingesetzt...» Eisenhower hatte überrascht zurückgekabelt: «Ich bin erstaunt, wenn nicht gar verletzt... Nichts liegt mir ferner, und ich glaube, mein Bericht schliesst jeden derartigen Gedanken aus.» Es stellte sich heraus, dass Eisenhower die Worte «für Erkundungsaufgaben» (*patrol tasks*) gar nicht benutzt hatte. Er hatte «für diese Aufgaben» (*for these tasks*) geschrieben, und diese Wendung war falsch übermittelt worden. Churchill war über diesen Vorfall, der, so unerheblich er war, die allgemeine Verwirrung noch vergrössert hatte, ausserordentlich verärgert.

Alles andere als unerheblich war nach Ansicht des Premierministers das ständig wachsende Desinteresse der Amerikaner an Berlin. Mit der ihm eigenen Zähigkeit packte er nun beide Probleme – die interalliierten Beziehungen und die Berlinfrage – zugleich an. In einem langen Telegramm an den kranken Roosevelt – der ersten Botschaft an den Präsidenten seit der durch SCAF 252 ausgelösten Kontroverse – legte Churchill zuerst ausführlich dar, dass er Eisenhower volles Vertrauen entgegenbringe. Nachdem er damit «diese Missverständnisse zwischen den besten Freunden und Alliierten, die je Seite an Seite gekämpft haben», beseitigt zu haben hoffte, betonte er zum wiederholten Male, wie ungemein wichtig es sei, die deutsche Hauptstadt zu erobern. «Nichts wird in den noch widerstehenden deutschen Kräften solche Verzweiflung hervorrufen wie der Fall Berlins. In ihm sähe das deutsche Volk das Fanal seiner Niederlage... Wenn sie [die Russen] auch noch Berlin nehmen, müssen sie dann nicht den Eindruck gewinnen, zu unserem gemeinsamen Sieg in überwältigender Weise beigetragen zu haben, und wird sich dieser Eindruck nicht so ungebührlich in ihrem Denken fortsetzen, dass sie

dadurch in eine Stimmung geraten, die für die Zukunft die grössten und ernstesten Schwierigkeiten erwarten lässt? Es ist daher meine Meinung, dass wir vom politischen Standpunkt aus so weit wie nur möglich nach dem Osten Deutschlands vormarschieren und Berlin unbedingt nehmen müssen, sollte es in unserem Zugriff liegen.. ..»

Am nächsten Tag wurde Churchills Besorgnis durch die Lektüre einer Kopie der Stalinbotschaft an Eisenhower noch vergrössert. Ihr Inhalt erschien dem Premier höchst bedenklich. Um 22 Uhr 45 kabelte er an Eisenhower: «Die Wichtigkeit des Einmarsches in Berlin, der für uns leicht zu bewerkstelligen sein mag, scheint mir jetzt nur noch umso grösser angesichts der Ihnen aus Moskau erteilten Antwort, in der es heisst: «Berlin hat seine frühere strategische Bedeutung verloren!» Das muss im Sinn der von mir erwähnten politischen Gesichtspunkte gelesen werden.» Mit grossem Nachdruck fügte Churchill hinzu, er halte es «für äusserst wichtig, dass wir den Russen die Hand so weit im Osten wie möglich reichen...»

Trotz allem war Churchill nach wie vor der Überzeugung, die Besetzung Berlins sei den westlichen Alliierten vorbehalten. Er war immer noch optimistisch in dieser Hinsicht. Seine Botschaft an Eisenhower schloss er mit den Worten: «Es kann sich im Westen noch viel ereignen, bevor Stalins Hauptoffensive losbricht.» Er setzte seine ganze Hoffnung auf die Kraft und den Elan der britischen und amerikanischen Truppen.

In Stalins Hauptquartier arbeiteten die Marschälle Schukow und Konjew pausenlos. Am Dienstag, dem 3. April, trafen sie sich erneut mit Stalin. Sie hatten ihre Pläne bereits vor Ablauf der achtundvierzigstündigen Frist fertiggestellt. Schukow hielt als erster Vortrag. Seit Monaten hatte er sich mit dem Angriff beschäftigt, und die geplanten Aktionen der riesigen 1. Weissrussischen Front lagen jetzt bis ins letzte Detail fest. Der Hauptangriff, erklärte er, werde vor Sonnenaufgang von dem vierundvierzig Kilometer langen Oderbrückenkopf aus erfolgen, der sich auf gleicher Höhe mit Berlin westlich von Küstrin an der Oder befand. Zusätzliche Angriffe im Norden und Süden sollten diesen Vorstoss unterstützen. Der von Schukow geplante Angriff sah ein ungeheures Aufgebot an Truppen und Material vor. Den Hauptstoss sollten nicht weniger als sechs Armeen, darunter zwei Panzerarmeen führen, für Entlastungsangriffe standen je zwei weitere Armeen bereit. Einschliesslich der nachrückenden Truppen sollten bei der Offensive 768'100 Mann eingesetzt werden. Schukow hoffte, im Küstriner Brückenkopf mindestens 250 Geschütze pro Kilometer aufstellen zu können, also im Abstand von vier bis fünf Metern. Der Angriff sollte mit einer massierten Artillerie-Vorbereitung aus etwa 11'000 Geschützen – kleinkalibrige Werfer nicht mitgerechnet – eingeleitet werden.

Auf einen Punkt seines Plans war Schukow besonders stolz. Er hatte sich zu einer sehr unorthodoxen Massnahme entschlossen. Noch bei Dunkelheit sollte die Offensive einsetzen. Im Augenblick des Losschlagens wollte Schukow das scharfe Licht von 140 starken Flakscheinwerfern auf die feindlichen Stellungen richten, um die Deutschen zu blenden und zu demoralisieren. Er war überzeugt davon, dass den Deutschen ein grässliches Massaker bevorstand.

Konjews Plan war nicht weniger umfassend, aber – vermutlich als Folge seines brennenden Ehrgeizes – komplizierter und schwieriger. «Berlin war für uns», so erinnert der Marschall sich heute, «ein so heiss ersehntes Ziel, dass alle, vom gewöhnlichen Soldaten bis zum General, Berlin mit eigenen Augen sehen, es eigenhändig erobern wollten. Dies war auch mein glühender Wunsch...»

Seine am weitesten vorgedrungenen Truppen standen jedoch mehr als einhundertzwanzig Kilometer von der Stadt entfernt. Konjew hoffte, diesen Nachteil durch einen möglichst schnellen Vorstoss wettmachen zu können. Er hatte seine Panzerarmeen wohlweislich an der rechten Flanke zusammengezogen, so dass er, sobald ihm der Durchbruch gelungen war, nach Nordwesten schwenken und zum Schlag auf Berlin ausholen konnte. Vielleicht gelang es ihm auf diese Weise, die deutsche Hauptstadt vor Schukow zu erreichen. Dieser Gedanke beschäftigte ihn seit Wochen. Jetzt, da er Schukows Plan kannte, legte er seine Karten nicht auf den Tisch, sondern verbreitete sich über taktische Einzelheiten. Er beabsichtigte, unter dem Schutz einer von niedrig fliegenden Jägern gelegten künstlichen Nebelwand im Morgengrauen über die Neisse vorzustossen. Den Angriff sollten fünf Infanterie- und zwei Panzerarmeen durchführen – insgesamt 511'700 Mann. Bemerkenswerterweise forderte er die gleiche Artilleriemassierung wie Schukow – 250 Rohre je Frontkilometer. Im Gegensatz jedoch zu seinem Nachbarn plante er, «die feindlichen Stellungen zwei Stunden und fünfunddreissig Minuten lang mit Artilleriefeuer einzudecken».

Doch Konjew brauchte dringend Verstärkung. Während Schukow entlang der Oder acht Armeen stehen hatte, verfügte Konjew an der Neisse nur über fünf. Wenn er seinen Plan verwirklichen wollte, benötigte er zwei weitere Armeen. Nach kurzem Hin und Her erklärte sich Stalin bereit, Konjew die 28. und 31. Armee zur Verfügung zu stellen – «da im Baltikum und in Ostpreussen die Fronten verkürzt worden sind». Es könne jedoch noch viel Zeit vergehen, bis diese Armeen an der 1. Ukrainischen Front einträfen, meinte Stalin. Die Transportmöglichkeiten seien sehr begrenzt. Konjew beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. Er könne bereits mit dem Angriff beginnen, versicherte er Stalin, während die Verstärkungen noch unterwegs seien, und sie unmittelbar nach ihrem Eintreffen zusätzlich einsetzen.

Stalin billigte beide Vorschläge. Schukow sollte die Eroberung Berlins übernehmen und danach zur Elbe vorstossen. Konjew sollte am gleichen Tag wie Schukow angreifen, die feindlichen Truppen am Südrand von Berlin vernichten, mit seinen Armeen nach Westen vorgehen und sich mit den Amerikanern vereinigen. Die dritte sowjetische Heeresgruppe, die von Rokossowskij befehligte 2. Weissrussische Front, die nördlich von Schukow entlang der Oder bis zur Küste stand, sollte an dem Angriff auf Berlin nicht teilnehmen. Rokossowskij sollte mit seinen 314'000 Mann später angreifen, durch Norddeutschland vorrücken und die Vereinigung mit den Engländern herstellen. Insgesamt waren die drei russischen Fronten 1'593'800 Mann stark.

Es schien Konjew, als habe Stalin ihm bei dem Angriff auf Berlin nur eine unterstützende Rolle zugeordnet. Doch dann beugte sich Stalin über die auf dem Tisch liegende Karte und zog eine Trennungslinie zwischen Schukows und Konjews

Armeegruppen. Es war eine merkwürdige Grenze. Sie begann östlich der Oder, kreuzte den Fluss und verlief gerade weiter bis Lübben an der Spree, knapp hundert Kilometer südöstlich von Berlin. Dort brach sie plötzlich ab. Hätte Stalin die Linie gerade durch Deutschland weitergezogen und damit eine Grenze markiert, die Konjew nicht überschreiten sollte, so wäre der 1. Ukrainischen Front eindeutig die Teilnahme an dem Angriff auf Berlin verwehrt gewesen. Jetzt war Konjew erleichtert. «Stalin sagte zwar nichts dergleichen», erinnert er sich heute, «doch er hatte den Frontkommandeuren stillschweigend zugestanden, eventuell selbst die Initiative zu ergreifen.» Das bedeutete, dass Konjew mit seinen Truppen Berlin angreifen konnte – wenn er es schaffte. Konjew kam es vor, als habe Stalin seine Gedanken erraten. Mit dieser «verdeckten Aufforderung zum Wettstreit... von Seiten Stalins» endete die Besprechung.

Noch während Schukow und Konjew bereits fieberhafte Vorbereitungen trafen, mit dreizehn Armeen Berlin anzugreifen, hatte Adolf Hitler wieder einen seiner berühmten Geistesblitze. Er kam zu der Erkenntnis, dass die Konzentration der russischen Armeen bei Küstrin nichts weiter als ein grosses Täuschungsmanöver sei. Die sowjetische Hauptoffensive richtete sich seiner Meinung nach auf Prag – nicht auf Berlin. Nur einer von Hitlers Generalen war der gleichen Ansicht. Generaloberst Ferdinand Schörner, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte an Heinrichs südlicher Flanke, durchschaute ebenfalls den russischen Trick. «Mein Führer», sagte er zu Hitler, «wir müssen aus der Geschichte lernen. Denken Sie an Bismarcks Worte: ‚Wer Prag besitzt, dem gehört Europas‘» Hitler stimmte ihm zu. Der brutale Schörner, ein Günstling Hitlers und einer der unbegabtesten deutschen Generale, wurde prompt zum Feldmarschall befördert. Zugleich traf Hitler eine verhängnisvolle Entscheidung. Am Abend des 5. April befahl er, vier von Heinrichs bewährten Panzereinheiten nach Süden zu verlegen. Gerade sie hätte Heinrich gebraucht, um den russischen Vorstoss abzufangen.

#### 4

Heinrichs Wagen fuhr langsam durch die Ruinenlandschaft von Berlin. Der Generaloberst war unterwegs zur Reichskanzlei, um an der von Hitler neun Tage zuvor angesetzten Lagebesprechung teilzunehmen. Er sass auf dem Rücksitz neben seinem Ersten Stabsoffizier Oberst Eismann und starrte schweigend auf die ausgebrannten, russgeschwärzten Häuser. Er war in den letzten zwei Jahren nur selten in der Hauptstadt gewesen. Berlin war nicht wiederzuerkennen.

In normalen Zeiten hätte die Fahrt von seinem Gefechtsstand zur Reichskanzlei etwa eineinhalb Stunden gedauert, doch inzwischen war Heinrich bereits doppelt so lange unterwegs. Immer wieder zwangen verstopfte Strassen zu komplizierten Umwegen. Überhängende Ruinen, die jeden Augenblick einstürzen konnten, machten viele Strassen unpassierbar. In riesigen Bombentrichtern stand Wasser, Gasflammen schossen aus beschädigten Leitungen, und ganze Stadtviertel waren



abgesperrt. Schilder mit der Aufschrift «Achtung! Minen!» warnten vor Blindgängern. Heinrici wandte sich zu Eismann: «Das haben wir also aus Berlin gemacht – ein Trümmermeer.» Seine Stimme klang bitter.

Beiderseits der Wilhelmstrasse waren zahlreiche Bauten zerstört, doch die Reichskanzlei war, abgesehen von einigen Beschädigungen durch Bombensplitter, unverändert. Auch die SS-Posten vor dem Eingang in ihren makellosen Uniformen schienen von allem unberührt. Sie salutierten zackig, als Heinrici und Eismann das Gebäude betraten. Trotz der Verzögerungen war der General pünktlich. Die Konferenz mit Hitler sollte um 15 Uhr beginnen. Heinrici hatte sich in den letzten Tagen viele Gedanken darüber gemacht. Er gedachte, Hitler und den Leuten um ihn so offen und klar wie möglich die Lage zu schildern, in der sich die Heeresgruppe Weichsel befand. Heinrici wusste genau, wie gefährlich solche Aufrichtigkeit sein konnte, doch die möglichen Konsequenzen schienen ihn nicht zu kümmern. Eismann hingegen war sehr beunruhigt. «Es schien mir», sagte er später, «als ob Heinrici die Absicht hatte, Hitler und seine Berater scharf anzugreifen, und es gab nur sehr wenige, die sich das leisten konnten, ohne sich das Genick zu brechen.»

In der Haupthalle wurde Heinrici von einem SS-Offizier in strahlend weissem Waffenrock, schwarzen Reithosen und auf Hochglanz polierten Stiefeln begrüsst und davon in Kenntnis gesetzt, dass die Konferenz im Führerbunker stattfand. Heinrici hatte davon gehört, dass sich unter der Reichskanzlei, den angrenzenden Gebäuden und dem dahinterliegenden Garten ein riesiges Labyrinth unterirdischer Bauten befand, doch er hatte die Anlage noch nie betreten. Der Generaloberst und sein Stabsoffizier wurden durch das Erdgeschoss hinaus in den Garten geführt. Der hintere Teil der Reichskanzlei war stark mitgenommen. Früher waren hier prachtvolle Gartenanlagen mit zahlreichen Springbrunnen gewesen. Nun waren sie verschwunden, ebenso wie Hitlers Teepavillon und die Gewächshäuser. Heinrici kam das Ganze vor wie ein Schlachtfeld «mit riesigen Kratern, Betonbrocken, zerschmetterten Statuen und entwurzelten Bäumen». In den russgeschwärzten Mauern der Reichskanzlei «waren statt Fenstern grosse schwarze Löcher», Eismann erinnerte das trostlose Bild an eine Zeile aus Uhlands Ballade *Des Sängers Fluch*: «Nur eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht, auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.» Heinrici dachte prosaischer. «Kaum zu glauben», murmelte er Eismann zu, «dass Hitler vor drei Jahren ganz Europa von der Wolga bis zum Atlantik beherrscht hat. Jetzt sitzt er in einem Erdloch.»

Sie durchquerten den Garten und schritten auf einen langgestreckten Bunker zu, vor dem zwei Posten standen. Ihre Ausweise wurden überprüft, und dann öffneten die Posten eine schwere Stahltür und liessen die Offiziere ein. Die Tür fiel hinter ihnen zu. «Wir hatten das Gefühl», erinnert sich Heinrici, «eine phantastische Unterwelt zu betreten.» Am unteren Ende einer gewundenen Betontreppe wurden sie in einem strahlend hell erleuchteten Foyer von zwei jungen SS-Offizieren empfangen. Man nahm ihnen höflich die Mäntel ab. Dann wurden Heinrici und Eismann, ebenso höflich, nach Waffen durchsucht. Mit besonderer Sorgfalt durchstöberte man Heinricis Aktentasche – eine Aktentasche hatte den Sprengkörper

enthalten, durch den Hitler am 20. Juli 1944 beinahe ums Leben gekommen wäre. Seit damals liess Hitlers Leibgarde niemanden ohne genaueste Überprüfung in seine Nähe. Trotz der Entschuldigungen der SS-Leute war Heinrici empört. Eismann «schämte sich, dass ein deutscher General auf diese Weise behandelt wurde».

Danach wurden sie in einen langen Korridor geführt, der in zwei Hälften unterteilt war, von denen man die erste komfortabel eingerichtet hatte. An der Decke waren Kugellampen angebracht, die ein gelbes Licht auf die beige Stuckwände warfen. Auf dem Boden lag ein Orientteppich, den man offenbar aus einem grösseren Raum der Reichskanzlei hier heruntergebracht hatte, denn seine Ränder waren eingeschlagen. Der Raum war luxuriös, doch die verschiedenen Einrichtungsgegenstände schienen nicht recht zusammenzupassen. Mehrere Stühle und Sessel standen herum. Auf der einen Seite befand sich ein schmaler Eichentisch, und an den Wänden hingen grosse Landschaften von Schinkel. Rechts vom Eingang führte eine offene Tür in einen kleinen Konferenzraum, in dem die Besprechung stattfinden sollte. Heinrici konnte über die Tiefe des Führerbunkers und seine Ausdehnung nur Vermutungen anstellen. Nach allem, was er sah, schien es sich um eine ziemlich geräumige Anlage zu handeln. Die Tiefe schätzte er auf zwölf bis fünfzehn Meter. Auf niedrigen Fluren führten schmale Metalltüren in weitere Räume. Heinrici kam sich vor wie im Mittelgang eines Passagierdampfers.

Gleich nach ihnen trat ein grosser, eleganter SS-Offizier ein: Hitlers persönlicher Adjutant und Leibwächter, Sturmbannführer Günsche. Er erkundigte sich freundlich, wie ihre Fahrt gewesen sei und bot ihnen Erfrischungen an. Heinrici bat um eine Tasse Kaffee. Bald erschienen weitere Besprechungsteilnehmer, darunter General Wilhelm Burgdorf, der Chef des Heerespersonalamts, den Heinrici «mit optimistischem Getöse» (Eismann) begrüsst. Dann kam Feldmarschall Wilhelm Keitel, der Chef des OKW, gefolgt von Reichsführer SS Himmler, Admiral Dönitz und Martin Bormann, Hitlers engstem Vertrauten. Eismann berichtet darüber: «Alle begrüsst uns laut. Als ich sie sah, war ich auf meinen Kommandeur richtig stolz. Ernst und ruhig stand er in seiner vertrauten steifen Haltung da – ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle unter lauter Hof Schranzen.»

Eismann sah, wie Heinrici sich straffte, als Himmler auf ihn zukam. Der General flüsterte ihm zu: «Dieser Mann wird mein Hauptquartier nicht betreten. Falls er seinen Besuch ankündigen sollte, sagen Sie mir schnellstens Bescheid, damit ich mich verziehen kann. Es wird mir übel, wenn ich ihn nur sehe.» Und es schien Eismann, als ob Heinrici tatsächlich erblasste, als Himmler ihn ins Gespräch zog. Im gleichen Moment trat General Hans Krebs, Guderians Nachfolger, ein. Als er Heinrici erblickte, ging er sofort auf ihn zu. Heinrici hatte früher am Tag von Krebs erfahren, dass seine wichtigen Panzereinheiten Schörners Heeresgruppe zgeteilt waren. Obwohl er der Meinung war, dass Krebs gegen diese Entscheidung nicht energisch genug protestiert hatte, begrüsst er den neuen Chef des OKH beinahe herzlich. Wenigstens brauchte er sich nun nicht weiter mit Himmler zu unterhalten.

Krebs gab sich wie immer diplomatisch und besorgt. Er versicherte Heinrici, die Besprechung werde bestimmt alle anstehenden Fragen bestens lösen. Dönitz, Keitel und Bormann traten heran und hörten Heinrici zu, der von seinen Sorgen

berichtete. Alle drei versprachen, ihn zu unterstützen, wenn er Hitler seinen Lagebericht erstattete. Bormann wandte sich an Eismann und fragte: «Was halten Sie von der Lage der Heeresgruppe – meinen Sie, dass dies alles von unmittelbarer Bedeutung für Berlin und Deutschland im Allgemeinen ist?» – Eismann war fassungslos. Da standen die Russen sechzig Kilometer vor der Hauptstadt, die Alliierten stürmten quer durch Deutschland, und dieser Mann fragte, ob das von Bedeutung für Deutschland sei. Schroff erwiderte er: «Die Lage ist ernst. Deshalb sind wir ja hier.» Bormann klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. «Sie sollten sich nicht solche Sorgen machen», sagte er. «Der Führer wird Ihnen bestimmt Unterstützung bewilligen. Sie werden so viele Truppen bekommen, wie Sie brauchen.» Eismann starrte ihn an. Woher wollte Bormann denn diese Truppen nehmen? Einen Moment lang hatte er das unbehagliche Gefühl, dass er und Heinrici die einzigen geistig gesunden Menschen in diesem Raum waren.

Immer mehr Offiziere strömten herbei. Jodl erschien mit seinem Stellvertreter; General Karl Koller, der Generalstabschef der Luftwaffe, und Generalmajor Walter Buhle von der Nachschubabteilung beim Generalstab des OKW kamen gemeinsam. Fast jeder war von seinem Adjutanten oder Stellvertreter begleitet.

Heinrici stand schweigend in dem überfüllten Gang und lauschte gleichgültig dem Stimmengewirr. Die meisten Gespräche drehten sich um unwichtige, banale Dinge.

Eine erstickende, unwirkliche Atmosphäre herrschte in dem Bunker. Heinrici hatte den beunruhigenden Eindruck, dass die Männer um Hitler sich in eine Traumwelt zurückgezogen hatten, in der sie sich gegenseitig einredeten, irgendein Wunder werde die Katastrophe im letzten Augenblick abwenden. Während sie auf den Mann warteten, von dem sie sich dieses Wunder erhofften, ging plötzlich eine Bewegung durch die Menge. General Burgdorf hob die Hände und bat um Ruhe. «Meine Herren, meine Herren», rief er. «Der Führer kommt.»

«Gustav! Gustav!» tönte aus den Radios das chiffrierte Warnsignal für Tempelhof, als die Flugzeuge sich dem Bezirk näherten. In den Büros der U-Bahn-Stationsvorsteher plärrten die Lautsprecher: «Gefahr fünfzehn!» Wieder erzitterte die Stadt unter einem Grossangriff. Erde zerbarst. Glassplitter sausten durch die Luft. Betonbrocken krachten auf die Strassen. Staub wirbelte auf und hüllte die Stadt in eine graue, erstickende Wolke. Männer und Frauen rannten um die Wette, Stolper\*ten und drängten in die Luftschutzkeller. Ruth Diekermann blickte, kurz bevor sie in ein Haus lief, in die Höhe und sah die in mehreren Wellen nahenden Bomber. In der Fabrik Krupp und Druckenmüller liess der französische Fremdarbeiter Jacques Delauney die grässlichen Überreste eines menschlichen Arms fallen, die er eben aus einem Schwerbeschädigten Panzer geholt hatte, den er reparierte, und lief zum Schutzraum. In der Siegesallee schwankten die Marmorstatuen der preussisch-brandenburgischen Herrscher auf ihren Podesten; das Kruzifix, das Markgraf Albrecht der Bär gen Himmel streckte, schlug gegen die Büste seines berühmten Zeitgenossen, des Bischofs Otto von Bamberg. Auf dem nahe gelegenen Skagerak-Platz liefen Polizisten in die Keller der umliegenden Häuser und liessen den hin- und herschaukelnden Leichnam eines Selbstmörders, den sie herabnehmen sollten, an einem Baum hängen.

## Die Angreifer

*Von links nach rechts:* Marschall Sokolowskij, Robert D. Murphy – damals politischer Berater Eisenhowers -, Feldmarschall Montgomery, Marschall Schukow, General Eisenhower und der französische General Koenig.





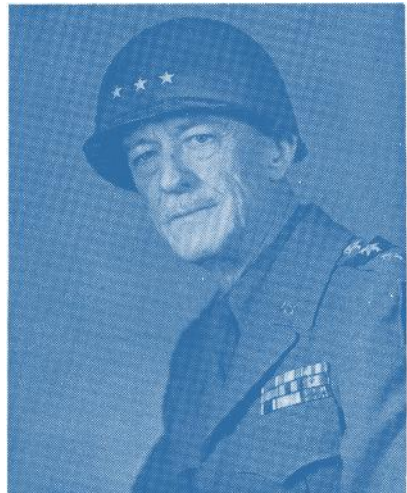


Lieutenant General William Simpson, Oberbefehlshaber der 9. US-Armee, im Gespräch mit Feldmarschall Montgomery. Im Hintergrund – links neben Montgomery – General Omar Bradley, Kommandeur der 12. US-Armee. Hinten rechts der britische Generalstabschef Sir Alan Brooke



Imperial War Museum

General George S. Patton, Kommandeur der 3. US-Armee

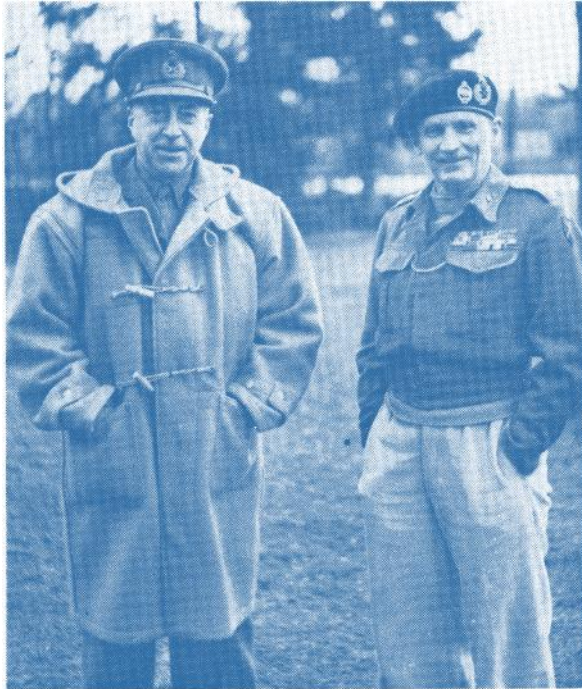


Army Photo

General Courtney Hodges, Kommandeur der 1. US-Armee



Lieutenant General Henry D. Crerar, Kommandeur der 1. Kanadischen Armee, mit Montgomery



Imperial War Museum

Major General James M. Gavin (*rechts*), der achtunddreissigjährige Befehlshaber der 82. US-Luftlandedivision, erläutert seine Pläne dem Kommandeur der 2. Britischen Armee, Lieutenant General Sir Miles Dempsey.



Imperial War Museum

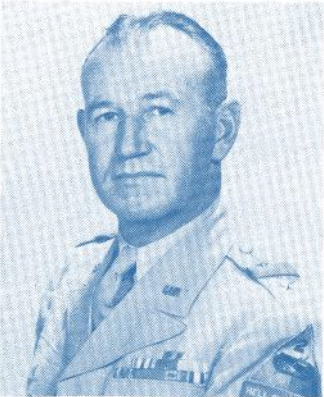




General Jacob Devers, Oberbefehlshaber der 6. Armeegruppe.



Major General Raymond S. McLain, Kommandeur des XIX. US-Korps. McLain wollte «sechs Tage nach Überschreitung der Elbe» in Berlin sein.



Major General Isaac D. White von der 2. US-Panzerdivision. «Ich lasse nicht zu, dass irgendeine dahergelaufene Infanteriedivision vor mir an der Elbe ist.»



Major General Robert C. Macon, Kommandeur der 83. US-Infanteriedivision, des sogenannten «Lumpensammlerzirkus».

Colonel Paul A. Disney, Kommandeur des 67. US-Panzerregiments. Auf seine Frage «Wohin?» bekam er von General White die lakonische Antwort: «Nach Berlin!»

Major General Alexander R. Bolling, Kommandeur der 84. US-Infanteriedivision. «Weiter, Alex, weiter», sagte Eisenhower zu ihm, «lasst euch von niemandem aufhalten!»



Reproduktionserlaubnis Mrs. Disney



US Army Photo



Colonel Paul A. Disney, der Kommandeur des 67. US-Panzerregiments, wird zum Ritter der französischen Ehrenlegion geschlagen

US Army Photo

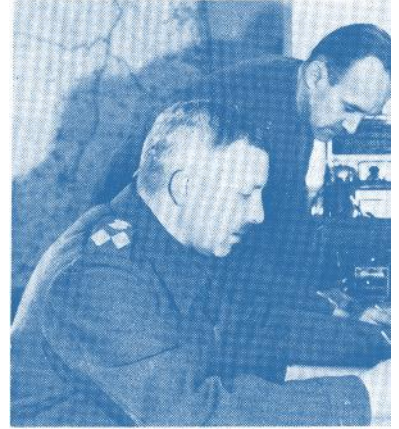


Major James F. Hollingsworth vom 67. US-Panzerregiment wird von General Isaac D. White mit dem Silver Star ausgezeichnet. Hollingsworth liess 34 Panzer in Linie auffahren und gab das im modernen Krieg selten vernommene Kommando «Attacke!»

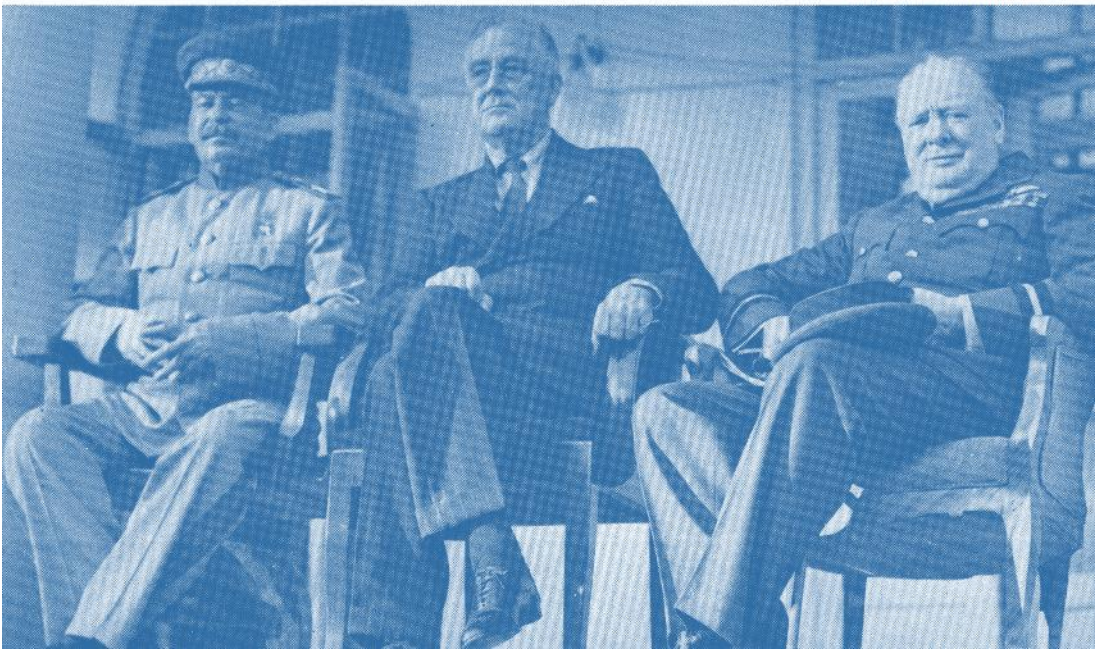




Der Londoner US-Botschafter John G. Winant mit Winston Churchill.



Lieutenant General Frederick E. Morgan. Morgan arbeitete den Plan «Rankin c» aus. Der entsprechende Auftrag wurde ihm mit den Worten erteilt: «Natürlich ein völlig unmögliches Ding – aber Sie müssen es wohl oder übel machen.»



Wide World



Der Moskauer US-Botschafter W. Averell Harriman, der Präsident Roosevelt wiederholt vor Stalins masslosen Gebietsansprüchen gewarnt hat

*Rechts:* Fjodor T. Gusew, der sowjetische Botschafter in London, «ein zäher Verhandlungspartner, der für seine Hartnäckigkeit bekannt war».



Imperial War Museum

,Wide World Photo



George F. Kennan, Botschafter Winants politischer Berater. Wie Harriman hatte er aus seinem Misstrauen gegenüber den Russen nie ein Hehl gemacht.

Professor Philip E. Mosely, geschäftsführender Vorsitzender des Working Security Committee, welches mit der Ausarbeitung von Plänen für die amerikanische Politik im Nachkriegseuropa betraut war. Mosely verlangte einen «freien und direkten Zugang der Westmächte nach Berlin».

Affiliated Photo-Conway







Marschall Iwan S. Konjew, Oberbefehlshaber der 1. Ukrainischen Front im Jahre 1945.  
(links im Bild)

Foto Cornelius Ryan



Konjew heute. Das Foto entstand während eines vierstündigen Interviews, das der sonst äusserst kamerascheue Marschall dem Autor (rechts im Bild) über seine Rolle bei der Eroberung Berlins gewährte.





Marschall Konstantin K. Rokossowskij, Oberbefehlshaber der 2. Weissrussischen Front (*rechts im Bild*), und Feldmarschall Montgomery im Jahre 1945.

Imperial War Museum

Foto Cornelius Ryan



Marschall Georgij Schukow, Oberbefehlshaber der 1. Weissrussischen Front und erbitterter Rivale Konjews, im Jahre 1945.



Marschall Wassilij I. Tschuikow (neueres Foto). Bei der Eroberung Berlins befehligte er als Generaloberst die 8. Gardarmee.





Foto Cornelius

Marschall Wassilij Sokolowskij mit dem Autor. Am Tage vor dem Angriff auf Berlin wurde er zu Schukows Stellvertreter ernannt

Foto Cornelius Ryan

Foto Cornelius Ryan



Leutnant (heute Oberst) Konstantin J. Samsonow. Im Jahre 1945 führte Samsonow ein Bataillon der 171. Schützendivision, die den Reichstag besetzte.

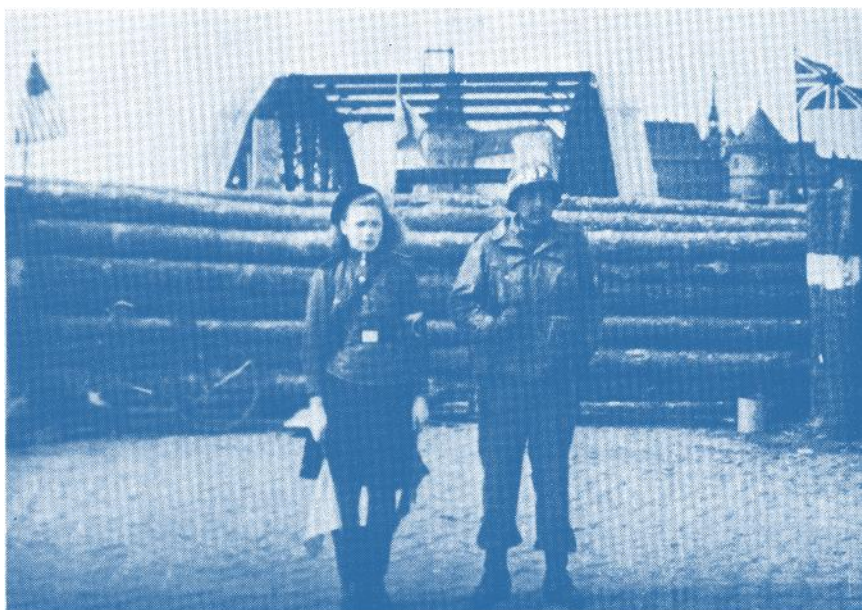


Generalmajor (heute General) Iwan I. Juschtschuk, Kommandeur des 11. Panzerkorps.





Begegnung von Russen und Amerikanern im April 1945



Eine sowjetische Militärpolizistin mit einem Kollegen von der amerikanischen MP vor einer Elbbrücke



Amerikanische Soldaten mit einer selbstverfertigten Fahne, die sie den Russen gegenüber als Verbündete auswies. *Zweiter von rechts: us-Gefreiter Paul Staub*





Amerikanische Soldaten überqueren die Elbe in einem erbeuteten Achter. Am Ostufer werden sie von winkenden Russen erwartet



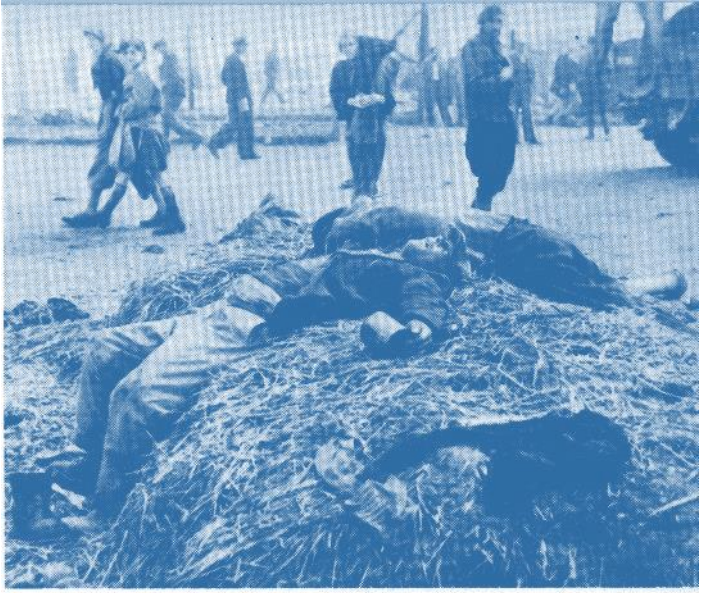


Lieutenant Duane Francies (*rechts*), Pilot einer Aufklärungs-Piper-Cub, neben einer deutschen Maschine, die von ihm mit einem Armeecolt zu Boden gezwungen wurde

Der britische Luftwaffenfeldwebel James »Dixie« Deans (*fünfter von links*) mit deutschen Offizieren an der deutsch-holländischen Grenze







Brigadier Hugh Glyn Hughes, der oberste Sanitätsoffizier der 2. Britischen Armee, machte diese Aufnahmen im Konzentrationslager Bergen-Belsen. «Was wir sahen», berichtet Hughes, «lässt sich nicht mit Worten wiedergeben.»

Reproduktionserlaubnis Brigadier Glyn Hughes







Berlin im April 1945

Ein Hagel von Brandbomben durchschlug im Gefängnis in der Lehrter Strasse das Dach des Flügels B, und im zweiten Stock flammten an einem Dutzend Stellen Magnesiumfeuer auf. Gefangene, die man aus ihren Zellen gelassen und zur Brandbekämpfung eingesetzt hatte, stolperten mit Sandkübeln durch den beissenenden Rauch. Zwei Männer blieben plötzlich stehen. Der Gefangene aus Zelle 244 starrte den Mann aus Zelle 247 an. Dann umarmten sie sich. Die Brüder Herbert und Kurt Kosney – beide ohne eigenes Zutun in die Verschwörung vom 20. Juli verwickelt – entdeckten plötzlich, dass sie seit Tagen im gleichen Stockwerk untergebracht waren.

In der Möhringschen Wohnung in Pankow standen Siegmund und Margarete Weltlinger in der Küche. Weltlinger drückte seine schluchzende Frau an sich. «Wenn das so weitergeht», rief er und überschrie das Donnern der Flak, «dann werden sogar Juden in den Luftschutzkeller gehen können. Die Leute haben alle viel zuviel Angst vor den Bomben, um sich um uns zu kümmern.»

Der vierzehnjährige Rudolf Reschke hatte gerade genug Zeit, festzustellen, dass die Flugzeuge wie Silber am Himmel glitzerten – viel zu hoch, um sie zum Narren zu halten wie die tief herabstossenden Jäger. Dann zerrte ihn seine Mutter hysterisch schreiend in den Keller hinunter, wo zitternd und weinend seine neunjährige Schwester Christa sass. Der ganze Schutzraum schien zu schwanken. Der Putz fiel von der Decke und den Wänden. Dann flackerte das Licht und ging aus. Frau Reschke und die kleine Christa begannen laut zu beten, und nach einer Weile fiel Rudolf mit in das Vaterunser ein. Die Detonationen wurden immer lauter, und der Keller bebte. Die Reschkes hatten schon viele Angriffe erlebt, doch dies war der schlimmste bisher. Frau Reschke drückte ihre beiden Kinder an sich und begann zu schluchzen. Rudolf hatte seine Mutter nur selten weinen sehen, obwohl sie viel Kummer hatte, besonders weil sein Vater an der Front war. Plötzlich erfüllte ihn Wut gegen diese Flugzeuge, die seiner Mutter Angst machten – und zum erstenmal hatte Rudolf selbst Angst und begann zu weinen. Plötzlich – ohne dass seine Mutter ihn festhalten konnte – stürzte er aus dem Keller. Er rannte die Treppe hinauf in sein Zimmer, wo seine Spielzeugsoldaten waren. Die imponierendste Figur, deren Gesichtszüge unverkennbar waren, nahm er aus dem Kasten, ging in die Küche und holte sich das schwere Hackmesser seiner Mutter. Dann ging Rudolf, ohne sich um die Bomben zu kümmern, auf den Hof, legte die Figur auf den Boden und hieb ihr mit einem Schlag den Kopf ab. «So!» sagte er und blickte ohne Bedauern auf den abgehackten Kopf Adolf Hitlers nieder.

Der Führer kam schlurfend in den Bunkerkorridor – nach vorn gebeugt, den linken Fuss nachziehend. Sein linker Arm zitterte. Er wirkte, obwohl ein Meter vierundsiebzig gross, mit dem nach links geneigten Kopf und Oberkörper jetzt viel kleiner\*. Seine Augen, denen seine Bewunderer hypnotische Kraft zugeschrieben

\* Hitlers schlechter Gesundheitszustand war nicht, wie vielfach angenommen wird, eine Folge der Verletzungen, die er bei dem fehlgeschlagenen Bombenattentat am 20. Juli 1944 davongetragen hatte. Nach dem Krieg vernahm die amerikanische Abwehr fast sämtliche Ärzte, die Hitler behandelt hatten. Keiner von ihnen wusste eine spezifische Ursache für seinen Verfall anzugeben, doch waren sie der übereinstimmenden Meinung, dass er teils

hatten, glänzten fiebrig und waren gerötet, als habe er nächtelang nicht geschlafen. Sein Gesicht war aufgedunsen, grau und fleckig. In der linken Hand hielt er eine Brille mit blassgrünen Gläsern; er vertrug kein helles Licht. Er starrte seine Generale ausdruckslos an, als sie die Arme hochrissen und im Chor «Heil, mein Führer!» brüllten.

Mühsam drängte sich Hitler zu dem kleinen Konferenzraum durch. Eismann bemerkte, dass die meisten weiterredeten, sobald der Führer an ihnen vorbei war. Es herrschte nicht das respektvolle Schweigen, das er erwartet hatte. Heinrich fand, dass Hitler «aussah wie ein Mann, der keine vierundzwanzig Stunden mehr zu leben hat. Er war ein wandelnder Leichnam».

Langsam, als habe er Schmerzen, schleppte sich Hitler zu seinem Platz am Ende des Tisches. Er liess sich nach Eismanns Worten «wie ein Sack auf den Sessel fallen und blieb so, die Arme auf die Lehnen gestützt, sitzen». Krebs und Bormann traten hinter den Führer und setzten sich auf eine an der Wand stehende Bank. Krebs machte Hitler auf Heinrich und Eismann aufmerksam, und dieser gab beiden die Hand. Heinrich berichtete, dass er «die Hand des Führers kaum spürte, da er seinen Druck nicht erwiderte».

Der Raum war so klein, dass nicht alle sitzen konnten. Heinrich stellte sich links, Eismann rechts neben den Führer. Keitel, Himmler und Dönitz nahmen auf den gegenüberstehenden Sesseln Platz. Die übrigen blieben draussen auf dem Korridor. Zu Heinrichs Erstaunen fuhren sie, wenn auch in gedämpftem Ton, in ihrer Unterhaltung fort. Krebs eröffnete die Sitzung. «Damit der Oberbefehlshaber – er sah Heinrich an – «so schnell wie möglich zu seiner Heeresgruppe zurückkehren kann, schlage ich vor, dass er als erster seinen Bericht erstattet», sagte er. Hitler nickte, setzte seine grüne Brille auf und bedeutete Heinrich, anzufangen.

In seiner ruhigen, korrekten Art kam der General gleich zur Sache. Er blickte die um den Tisch sitzenden Männer nacheinander an, wandte sich dann zu Hitler und sagte: «Mein Führer, ich muss Ihnen sagen, dass der Feind sich auf einen ungewöhnlich massiven und kraftvollen Angriff vorbereitet. Die Vorbereitungen konzentrieren sich im Augenblick auf den Raum südlich Schwedt bis südlich Frankfurt.» Heinrich fuhr auf der Karte, die vor Hitler auf dem Tisch lag, mit dem Finger über den etwa einhundertzwanzig Kilometer langen gefährdeten Abschnitt der Oderfront und deutete kurz auf die Stellen, wo er die schwersten Schläge erwartete – auf Schwedt, Wriezen, den Küstriner Brückenkopf und die Gegend südlich von Frankfurt. Er hegte keine Zweifel, sagte er, dass der Hauptangriff sich gegen die 9. Armee richten werde, die den mittleren Abschnitt halte, doch er werde sicherlich «auch der südlichen Flanke der 3. Panzerarmee Manteuffels gelten.» Heinrich erläuterte ausführlich die Umgruppierung seiner Truppen. Die Stärkung der 9. Armee hatte eine Schwächung der Einheiten Manteuffels zur Folge gehabt.

psychogen, teils eine Folge seiner Lebensweise war. Hitler schlief kaum; er machte wenig Unterschied zwischen Tag und Nacht. Ausserdem scheint erwiesen, dass er durch die wahllose Einnahme von Medikamenten, die ihm sein Leibarzt Dr. Morell verabreichte, allmählich vergiftet wurde. Es handelte sich dabei um Arzneien, die Morphium, Arsen und Strychnin enthielten, sowie um verschiedene Stimulantien und mysteriöse «Wunderdrogen», die der Arzt selbst zusammenmischte.



Einen Teil des bislang von der 3. Panzerarmee besetzten Abschnittes hielten jetzt minderwertige Truppen: ältere Volkssturmänner, einige ungarische Einheiten und mehrere Divisionen der Wlassow-Armee, deren Zuverlässigkeit zweifelhaft war. Heinrici beschönigte die Lage nicht: «Die 9. Armee ist jetzt zwar in besserer Form als vorher; Manteuffels Truppen hingegen verfügen, vor allem am mittleren und nördlichen Abschnitt ihrer Front, über so gut wie keine Kampfkraft. Sie haben keinerlei Artillerie. Flakgeschütze sind kein Ersatz für Artillerie, und selbst die Flak hat zu wenig Munition.»

Krebs unterbrach ihn hastig. «Die 3. Panzerarmee», sagte er mit Nachdruck, «wird in Kürze Artillerie erhalten.»

Heinrici neigte, ohne etwas zu erwidern, nur leicht den Kopf. Er glaubte Krebs nicht, bevor er die Geschütze nicht mit eigenen Augen sah. Dann fuhr er fort, als sei er überhaupt nicht unterbrochen worden. Die 3. Panzerarmee, erklärte er Hitler, verdanke ihre gegenwärtige Sicherheit nur dem Umstand, dass die Oder überschwemmt sei. «Ich muss darauf hinweisen», sagte er, «dass wir uns mit der schwachen Kondition der 3. Panzerarmee nur so lange abfinden können, wie die Oder Hochwasser führt. Sobald das Wasser sinkt», meinte Heinrici, «werden die Russen auch dort angreifen.»

Die Anwesenden hörten Heinrici aufmerksam, wenn auch mit einem leisen Unbehagen zu. Eine derartige Offenheit gegenüber Hitler war ungewöhnlich. Die meisten Offiziere wiesen nur auf die Erfolge hin und verschwiegen die Rückschläge. Seit Guderians Absetzung hatte niemand so freimütig mit Hitler gesprochen – und man merkte, dass Heinrici erst am Anfang war. Er wandte sich jetzt den Truppen zu, die Frankfurt an der Oder besetzt hielten. Hitler hatte die Stadt, ebenso wie Küstrin, zur Festung erklärt. Heinrici trat für eine Räumung Frankfurts ein. Seiner Meinung nach war die Opferung der Festungsbesatzungen sinnlos. Man könne diese Einheiten anderswo vorteilhafter einsetzen. Guderian, der im Fall Küstrin die gleiche Ansicht vertreten hatte, war dies zum Verhängnis geworden, und es konnte leicht sein, dass Heinrici jetzt wegen seiner Opposition dasselbe Schicksal ereilte. Doch der Kommandeur der Heeresgruppe Weichsel fühlte sich für die Soldaten in der Stadt verantwortlich und liess sich nicht einschüchtern.

«Im Abschnitt der 9. Armee», begann er, «befindet sich eine der schwächsten Stellen der Front im Raum Frankfurt. Die Stärke der Besatzung ist sehr gering, und sie verfügt nur über wenig Munition. Ich bin der Ansicht, wir sollten die Verteidigung Frankfurts aufgeben und die Truppen herausziehen.»

Hitler blickte plötzlich auf und ergriff zum erstenmal seit Beginn der Konferenz das Wort. «Damit kann ich mich nicht einverstanden erklären», sagte er schroff. Bis jetzt hatte Hitler nicht nur schweigend, sondern auch gänzlich regungslos dagelassen, als sei er völlig desinteressiert. Eismann hatte den Eindruck, dass er nicht einmal zuhörte. Jetzt «erwachte der Führer plötzlich und zeigte reges Interesse». Er erkundigte sich nach der Stärke der Besatzung, ihren Material- und Munitionsvorräten und sogar, aus irgendeinem unbegreiflichen Grund, nach der Aufstellung der Artillerie im Raum Frankfurt. Heinrici hatte die Antworten parat. Stück für Stück untermauerte er seine Ansicht, indem er sich von Eismann Berichte und Statistiken geben liess und vor den Führer auf den Tisch legte. Hitler sah sich die



Unterlagen an und schien beeindruckt. Heinrici spürte die Chance und sagte ruhig, aber eindringlich: «Mein Führer, ich bin der ehrlichen Überzeugung, dass es klug und vernünftig wäre, die Verteidigung Frankfurts aufzugeben.»

Zum Erstaunen der meisten Anwesenden wandte sich Hitler an den Generalstabschef des OKH und sagte: «Krebs, ich glaube, die Meinung des Generals über Frankfurt ist richtig. Fertigen Sie die erforderlichen Befehle aus und geben Sie sie mir noch heute.»

Das verblüffte Schweigen, das seine Worte auslöste, liess das Stimmengemurmel draussen auf dem Korridor ungebührlich laut erscheinen. Eismann empfand plötzlich ein neues Gefühl des Respektes gegenüber Heinrici. «Heinrici selbst schien völlig ungerührt», erinnerte er sich, «doch er warf mir einen Blick zu, als wollte er sagen: ‚So, wir haben gesiegt!‘ Der Sieg war jedoch nur von kurzer Dauer. Gleich darauf drang Lärm vom Korridor herein, und in der Tür des kleinen Konferenzraums erschien die mächtige Gestalt Hermann Görings. Er trat ein, begrüßte herzlich die Anwesenden, schüttelte kräftig Hitlers Hand und entschuldigte sich für seine Verspätung. Dann quetschte er sich neben Dönitz. Es entstand eine unangenehme Pause, während Krebs dem Reichsmarschall eine kurze Zusammenfassung von Heinricis Bericht gab. Als Krebs fertig war, stand Göring auf, stützte beide Arme auf den Kartentisch, beugte sich zu Hitler und sagte in offenbar bester Laune: «Ich muss Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich bei meinem Besuch bei der 9. Fallschirmjägerdivision erlebt habe ...»

Weiter kam er nicht. Hitler sass plötzlich kerzengerade in seinem Sessel und sprang dann auf. Ein Sturzbach kaum verständlicher Worte kam von seinen Lippen. «Vor unseren Augen», erinnert sich Eismann, «packte ihn ein wilder Wutausbruch.» Sein Toben galt nicht Göring, sondern Hitlers militärischen Beratern und Generalen. Er warf ihnen vor, absichtlich seine Ansichten über die taktische Bedeutung von Festungen nicht verstehen zu wollen. «Immer wieder», schrie er, «haben Festungen in diesem Krieg ihren Zweck erfüllt. Das haben Posen, Breslau und Schneidemühl bewiesen. Wie viele Russen wurden durch sie gebunden! Und wie schwer waren sie zu erobern! Jede einzelne dieser Festungen wurde bis zum letzten Mann gehalten! Die Geschichte hat mir recht gegeben, und mein Befehl, eine Festung bis zum letzten Mann zu verteidigen, ist richtig!» Dann blickte er Heinrici an und brüllte: «Deshalb wird Frankfurt seinen Status als Festung behalten!»

Dann endete der Ausbruch so unvermittelt, wie er begonnen hatte. Doch Hitler konnte, obwohl er völlig erschöpft war, nicht mehr stillsitzen. Eismann schien es, als habe er jede Selbstbeherrschung verloren. «Er zitterte am ganzen Körper», berichtete er. «Seine Hände, in denen er mehrere Bleistifte hielt, fuhren wild auf und nieder, wobei die Bleistifte auf die Armlehnen schlugen. Er machte ganz den Eindruck eines Geistesgestörten. Der Vorgang hatte etwas Unwirkliches – das Schrecklichste war der Gedanke, dass das Schicksal eines ganzen Volkes in den Händen dieser menschlichen Ruine lag.»

Ruhig und geduldig – als habe er den Anfall gar nicht bemerkt – brachte Heinrici seine Argumente noch einmal vor und zog alle nur erdenklichen Gründe heran, die dafür sprachen, Frankfurt aufzugeben. Dönitz, Himmler und Göring unter-

stützten ihn oder taten zumindest so. Die drei einflussreichsten Generale im Raum schwiegen. Keitel und Jodl sagten kein Wort, und Krebs sprach sich, wie Heinrici es erwartet hatte, weder dafür noch dagegen aus. Hitler, der sich offenbar völlig verausgabt hatte, winkte nur müde bei jedem Argument ab. Dann fragte er Heinrici mit neu erwachter Energie, wie er denn den Kommandanten von Frankfurt, Oberst Bieler, beurteile. «Er ist ein sehr zuverlässiger und erfahrener Offizier», erwiderte Heinrici, «der sich oft an der Front bewährt hat.»

«Ist er ein Gneisenau?» fuhr Hitler ihn an.

Heinrici blieb ruhig. In gelassenem Ton erklärte er: «Bei der Schlacht um Frankfurt wird sich erweisen, ob er ein Gneisenau ist oder nicht.»

«Gut», sagte Hitler barsch. «Schicken Sie Bieler morgen zu mir, damit ich mir ein Bild von ihm machen kann. Dann werde ich entscheiden, was mit Frankfurt geschieht.» Heinrici hatte die erste Schlacht um Frankfurt verloren und aller Wahrscheinlichkeit nach auch bereits die zweite. Bieler war ein nicht besonders einnehmender Mann, der eine dicke Brille trug. Wahrscheinlich würde er Hitler nicht sehr beeindrucken.

Heinrici wusste, dass ihm jetzt das Schwerste bevorstand. In dem Augenblick, da er wieder zu sprechen begann, bedauerte der General, dass er über so wenig diplomatisches Geschick verfügte. Es gab für ihn nur eine Art, sich auszudrücken – nämlich, wie immer, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen. «Mein Führer», sagte er. «Ich glaube nicht, dass die Truppen an der Oderfront den ungemein schweren russischen Angriffen werden standhalten können.»

Hitler, immer noch zitternd, schwieg. Heinrici wies auf die mangelnde Kampfkraft seiner bunt zusammengewürfelten Einheiten hin. Die meisten seien unausgebildet, unerfahren oder durch unerfahrene Neuzugänge so geschwächt, dass man sich nicht auf sie verlassen könne. Das gleiche gelte für viele der Kommandeure. «Besonders die 9. Fallschirmjägerdivision macht mir Sorgen», erklärte Heinrici. «Ihre Offiziere und Unteroffiziere sind fast alle ehemalige Verwaltungsleute, die in der Führung kämpfender Truppen weder ausgebildet noch erfahren sind.» Göring fuhr auf. «Meine Fallschirmjäger!» rief er. «Sie sprechen von meinen Fallschirmjägern! Das sind die besten, die es überhaupt gibt! Ich verbitte mir solche herabsetzenden Bemerkungen! Ich garantiere persönlich für ihre Kampfkraft!»

«Sie sind etwas voreingenommen, Herr Reichsmarschall», erwiderte Heinrici kühl. «Ich möchte nichts gegen Ihre Truppen sagen, doch ich weiss aus Erfahrung, dass unausgebildete Einheiten – besonders wenn sie von unerfahrenen Offizieren geführt werden – oft einen derartigen Schock erleiden, wenn sie zum erstenmal schwerem Artilleriebeschuss ausgesetzt sind, dass man danach nicht mehr viel mit ihnen anfangen kann.»

Hitler mischte sich wieder ein. Seine Stimme klang jetzt ruhig und vernünftig. «Es muss alles getan werden, um diese Einheiten weiter auszubilden», erklärte er. «Dazu ist doch vor dem Kampf bestimmt noch Zeit genug.»

Heinrici versicherte ihm, dass man in der verbleibenden Zeit das Möglichste tun werde, fügte aber hinzu: «Die Ausbildung kann keine Kampferfahrung ersetzen, und gerade diese fehlt ihnen.» Hitler widersprach. «Die richtigen Kommandeure

werden ihnen die Erfahrungen vermitteln, und übrigens kämpfen ja auch die Russen mit zweitrangigen Truppen.» Stalin, behauptete Hitler, sei «fast am Ende seiner Kraft und verfüge nur noch über Sklavensoldaten, deren Tauglichkeit äusserst begrenzt sei». Heinrich war bestürzt, dass Hitler offenbar völlig falsch informiert war. «Mein Führer», sagte er mit Nachdruck, «die russischen Truppen sind sehr stark und schlagkräftig.»

Jetzt, fand Heinrich, war der Augenblick gekommen, die volle Wahrheit über die verzweifelte Lage zu sagen. «Ich muss darauf hinweisen», sagte er, «dass ich, seit meine Panzereinheiten Schörner zugeteilt wurden, gezwungen bin, meine sämtlichen Truppen – gute und schlechte – an vorderster Front einzusetzen. Es gibt keinerlei Reserven. Werden sie dem schweren Artilleriebeschuss vor dem Angriff widerstehen? Eine Weile vielleicht. Aber bei dem Angriff, den wir erwarten, wird jede unserer Divisionen pro Tag ein Bataillon verlieren. Das bedeutet, dass jede Woche eine ganze Division ausfällt. Solche Verluste können wir nicht verkraften. Wir haben nichts, um die Lücken zu füllen.» Er machte eine Pause. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Dann fuhr er fort. «Mein Führer, Tatsache ist, dass wir bestenfalls ein paar Tage durchhalten können.» Er sah sich im Raum um. «Dann», sagte er, «wird die Front zusammenbrechen.»

Es herrschte Totenstille. Heinrich wusste, dass seine Angaben unwiderlegbar waren. Die Männer, die hier versammelt waren, kannten die Verlustquoten genauso gut wie er. Nur hätten sie es nicht gewagt, davon zu sprechen.

Göring brach das lähmende Schweigen. «Mein Führer», erklärte er, «ich stelle Ihnen sofort hunderttausend Luftwaffensoldaten zur Verfügung. Sie werden in wenigen Tagen an der Oderfront eintreffen.»

Himmler warf Göring, seinem Erzrivalen, einen verblüfften Blick zu. Dann sah er Hitler an, als warte er auf seine Reaktion. Schliesslich meldete auch er sich zu Wort. «Mein Führer», sagte er mit seiner hohen Stimme, «die SS hat die Ehre, fünfundzwanzigtausend Kämpfer für die Oderfront abzustellen.»

Dönitz wollte nicht zurückstehen. Er hatte Heinrich bereits eine Marinedivision geschickt. Jetzt erklärte er sich zur Entsendung weiterer Einheiten bereit. «Mein Führer», meldete er, «zwölftausend Marinesoldaten werden sofort von ihren Schiffen geholt und schnellstens an die Oder gebracht.»

Heinrich starrte die drei an. Da stellten diese Leute unausgebildete, unausgerüstete, unqualifizierte Soldaten aus ihren eigenen Befehlsbereichen zur Verfügung – eine gespenstische Auktion, bei der mit Menschenleben statt mit Geld geboten wurde. Sie versuchten einander auszustechen – nicht um Deutschland zu retten, sondern um dem Führer zu imponieren. Und plötzlich griff das Auktionsfieber um sich. Alle schrien durcheinander. Jeder erklärte sich bereit, irgendwelche Truppenteile an die Oderfront zu schicken. Als jemand fragte, wie gross die verfügbaren Heeresreserven seien, rief Hitler: «Buhle! Buhle!»

Draussen auf dem Korridor, wo die wartenden Generale und Adjutanten inzwischen von Kaffee zu Kognak übergegangen waren, wurde der Ruf weitergegeben: «Buhle! Buhle! Wo ist Buhle?» Schliesslich drängte sich Generalmajor Walter Buhle, der für die Ersatztruppen und den Nachschub verantwortliche Stabschef, durch die Menge und trat in den Konferenzraum. Heinrich sah ihn an und wandte

sich angewidert ab. Buhle hatte getrunken – man roch es. Hitler und die anderen schienen es nicht zu bemerken. Der Führer stellte Buhle eine Reihe von Fragen über die Reserven und die Bestände an Gewehren, kleineren Waffen und Munition. Buhle gab mit belegter Stimme Antworten, die Heinrici ausgesprochen töricht erschienen, Hitler jedoch anscheinend befriedigten. Er entnahm Bühles Auskünften, dass von der sogenannten Reservarmee weitere dreizehntausend Mann zusammengekratzt werden konnten.

Hitler entliess Buhle und wandte sich wieder an Heinrici. «So», sagte er. «Jetzt haben Sie hundertfünfzigtausend Mann – etwa zwölf Divisionen. Da sind Ihre Reserven.» Die Versteigerung war zu Ende. Hitler hielt die Probleme der Heeresgruppe offenbar für gelöst. Alles, was er jedoch erreicht hatte, war, bestenfalls zwölf weitere Tage für das Dritte Reich herauszuschlagen – und dies wahrscheinlich zu einem ungeheuren Preis an Menschenleben.

Heinrici konnte sich nur mühsam beherrschen. «Aber diese Männer», stellte er nüchtern fest, «sind nicht für den Erdkampf ausgebildet. Sie haben in rückwärtigen Gebieten, in Schreibstuben, auf Schiffen oder bei der Wartung von Flugzeugen Dienst getan. .. Sie haben nie an der Front gekämpft. Sie haben noch nie einen Russen gesehen.» Göring unterbrach ihn. «Die Soldaten, die ich zur Verfügung stelle, sind zum grössten Teil Kampfflieger – die Tapfersten der Tapferen. Es sind Truppen darunter, die bei Monte Cassino dabei waren. Ruhmbedeckte Einheiten!» Erregt, mit rotem Gesicht, setzte er hinzu: «Sie haben Erfahrung und vor allem den Glauben an den Sieg!»

Auch Dönitz war aufgebracht. «Die Besatzungen von Kriegsschiffen», fuhr er Heinrici an, «sind mindestens ebenso gut wie Ihre Truppen.» Einen Moment lang übermannte auch Heinrici der Zorn. «Glauben Sie nicht, dass es ein grosser Unterschied ist, zur See oder an Land zu kämpfen?» fragte er scharf. «Ich sage Ihnen, alle diese Männer werden niedergemetzelt! Niedergemetzelt!»

Hitler zeigte sich von Heinricis plötzlichem Ausbruch nicht beeindruckt. Während die andern ihrer Wut Luft machten, schien ihn eisige Ruhe zu erfüllen. «Also schön», sagte er. «Sie werden diese Reservetruppen in der zweiten Linie, etwa acht Kilometer hinter der ersten, aufstellen. Dann sind die neuen Verbände nicht so sehr der Schockwirkung des russischen Trommelfeuers ausgesetzt und können sich an den Kampf gewöhnen. Falls der Russe durchbricht, wird er von ihnen aufgefangen. Dann werden Sie die Panzerdivisionen einsetzen und den Feind zurückwerfen.» Er sah Heinrici an, als erwarte er von ihm die Bestätigung, dass das doch eine ganz einfache Sache sei.

Heinrici tat ihm diesen Gefallen nicht. «Sie haben mir meine erfahrensten und schlagkräftigsten Panzereinheiten weggenommen», sagte er. «Die Heeresgruppe hat bereits um ihre Rückgabe ersucht.» Jedes einzelne Wort betonend, fügte er hinzu: «Ich muss sie wiederhaben.»

Burgdorf, der hinter Heinrici stand, beugte sich vor und flüsterte dem General aufgeregt zu: «Aufhören! Sie müssen aufhören!» Doch Heinrici liess sich nicht einschüchtern. «Mein Führer», wiederholte er, ohne auf Burgdorf zu achten, «ich muss diese Panzereinheiten wiederhaben.»

Hitler hob beschwichtigend die Hand. «Es tut mir sehr leid», erwiderte er, «aber

ich musste sie Ihnen wegnehmen. Ihre Panzer werden viel dringender von Ihrem südlichen Nachbarn gebraucht. Der Hauptangriff der Russen richtet sich eindeutig nicht auf Berlin. Am Südabschnitt Ihrer Front, in Sachsen, sind die feindlichen Truppen viel stärker konzentriert.» Hitler deutete auf die russischen Stellungen an der Oder. «Dies alles», erklärte er mit müder, erschöpfter Stimme, «ist nur ein Hilfsmanöver, mit dem die Russen Verwirrung stiften wollen. Der feindliche Hauptstoss wird sich nicht auf Berlin richten – sondern hierhin.» Mit einer dramatischen Geste zeigte er auf Prag. «Die Heeresgruppe Weichsel», fuhr er fort, «sollte wirklich imstande sein, diesen Nebenangriffen standzuhalten.»

Heinrici starrte Hitler ungläubig an\*. Dann sah er Krebs an; dem Chef des OKH musste dies alles doch ebenso unsinnig erscheinen. Krebs meldete sich zu Wort. «Nach unseren Informationen», erklärte er, «deutet nichts darauf hin, dass der Führer die Lage falsch einschätzt.»

Heinrici hatte getan, was er konnte. «Mein Führer», sagte er zum Abschluss, «ich habe alles nur Mögliche getan, um mich auf den Angriff vorzubereiten. Gegen die schrecklichen Verluste, die wir mit Sicherheit erleiden werden, kann ich nichts tun. Es ist meine Pflicht, dies völlig klarzustellen. Es ist ausserdem meine Pflicht, Ihnen zu sagen, dass ich nicht garantieren kann, dass dieser Angriff zurückgeschlagen wird.»

Hitler erwachte plötzlich. Er sprang auf und hämmerte auf den Tisch. «Zuversicht!» schrie er. «Zuversicht und unumstösslicher Glaube an den Erfolg werden all diese Unzulänglichkeiten wettmachen! Jeder Kommandeur muss von Zuversicht erfüllt sein! Sie» – er deutete mit dem Finger auf Heinrici –, «Sie müssen diese Zuversicht ausstrahlen! Sie müssen Ihren Truppen diesen Glauben einflössen!»

Heinrici starrte Hitler unnachgiebig an. «Mein Führer», sagte er, «ich muss wiederholen – es ist meine Pflicht, dies zu sagen, dass mit Hoffnung und Glaube allein diese Schlacht nicht zu gewinnen ist.»

Hinter ihm flüsterte eine Stimme: «Aufhören! Aufhören!»

Doch Hitler hörte Heinrici gar nicht zu. «Ich sage Ihnen, Herr Generaloberst», schrie er, «wenn Sie überzeugt sind, dass diese Schlacht gewonnen werden muss, dann werden Sie sie gewinnen! Und wenn Sie Ihre Truppen mit dieser Überzeugung erfüllen, dann werden Sie siegen und den grössten Erfolg dieses Krieges erringen!»

In dem gespannten Schweigen, das nun folgte, legte Heinrici, der ganz weiss im Gesicht war, seine Unterlagen zusammen und gab sie Eismann. Die beiden Offiziere verabschiedeten sich und verliessen den Raum. Draussen im Korridor sagte man ihnen, dass gerade ein Luftangriff im Gange war. Sie standen da und warteten. Beide waren wie betäubt und hörten das Stimmengewirr um sich kaum.

Nach einigen Minuten durften sie den Bunker verlassen und stiegen die Treppe hinauf. Heinrici brach als erster das Schweigen. «Es hat alles keinen Zweck. Man

\* Heinrici erinnert sich heute: «Diese Behauptung Hitlers warf mich völlig um. Ich konnte kaum etwas dagegen sagen, denn ich wusste nicht, wie die Lage bei Schörner war. Ich wusste nur, dass Hitler völlig unrecht hatte. Alles, was ich denken konnte, war: ‚Wie kann man sich nur so sehr täuschen!‘ Mir wurde klar, dass wir alle in einem Wolkenkuckucksheim lebten.»

könnte ebensogut versuchen, den Mond auf die Erde herabzuholen.» Er blickte zu den grossen Rauchwolken über der Stadt auf und wiederholte leise, wie zu sich selbst: «Es ist alles umsonst. Alles umsonst»\*.

Im blauen Wasser des Chiemsees spiegelten sich die Fichtenwälder, welche die Vorberge der Alpen bis hinauf zur Schneegrenze bedeckten. Walther Wenck stützte sich schwer auf seinen Stock und blickte über den See auf das lang hingestreckte Bergpanorama, das sich, wenige Kilometer entfernt, im Süden erhob. Es war ein ungemein schönes und friedvolles Bild.

Überall sprossen Blumen aus dem Boden, die Schneekappen auf den hohen Bergketten hatten zu schmelzen begonnen, und obwohl erst der 6. April war, roch die Luft schon nach Frühling. Die Friedlichkeit dieser Umgebung hatte viel zur Genesung von Guderians ehemaligem Stabschef beigetragen, der mit seinen fünfundvierzig Jahren der jüngste General der Wehrmacht war.

Hier, im bayerischen Voralpenland, schien der Krieg weit, weit weg zu sein. Ausser Männern, die sich von ihren Kriegsverwundungen oder, wie Wenck, von einem Unfall erholten, war in dem ganzen Gebiet kaum ein Soldat zu sehen.

Wenck war noch schwach, doch seine Gesundheit machte rasche Fortschritte. Bei einem Autounfall am 13. Februar hatte er schwere Kopfverletzungen und mehrere Knochenbrüche erlitten und fast sechs Wochen im Krankenhaus gelegen. Er hatte Glück gehabt und war mit dem Leben davongekommen. Infolge seiner zahlreichen Rippenbrüche war er immer noch von der Brust bis zu den Hüften in ein Korsett gezwängt. Für ihn schien der Krieg zu Ende, und über seinen Ausgang machte er sich keine Illusionen. Dem Dritten Reich gab er nur noch ein paar Wochen. Trotz der düsteren Zukunft, die Deutschland bevorstand, hatte Wenck allen Grund, zufrieden zu sein: Seine Frau und seine beiden fünfzehnjährigen Zwillinge Helmuth und Siegrid waren wohlauf und befanden sich bei ihm im sicheren Bayern. Mit langsamen Schritten begab sich Wenck zurück zu dem kleinen Gasthof, in dem er mit seiner Familie wohnte. An der Tür empfing ihn seine Frau mit der Nachricht, er solle sofort in Berlin anrufen.

Burgdorf meldete sich und teilte Wenck mit, er möge sich am nächsten Tag bei Hitler in Berlin melden. «Der Führer», fuhr Burgdorf fort, «hat Sie zum Oberbefehlshaber der 12. Armee ernannt.» Wenck war überrascht. «Der 12. Armee?» fragte er. «Was ist denn das für eine Armee?» – «Sie werden alles Nähere erfahren, wenn Sie hier sind», erwiderte Burgdorf. Wenck gab sich nicht zufrieden. «Ich habe noch nie von einer 12. Armee gehört.» – «Die 12. Armee», sagte Burgdorf gereizt, «wird soeben aufgestellt.» Dann legte er auf.

Einige Stunden später verabschiedete sich Wenck, nun wieder in Uniform, von seiner untröstlichen Frau. «Bleibt auf jeden Fall in Bayern», schärfte er ihr ein. «Hier seid ihr am sichersten.» Dann fuhr er nach Berlin.

\* Die Schilderung der Lagebesprechung beruht hauptsächlich auf Heinrichs Tagebüchern sowie einem langen, 186 Seiten umfassenden Bericht von Oberst Eismann. Heinrich pflegte sich alles sorgfältig zu notieren, einschliesslich der Äusserungen Hitlers. Einige Unterschiede in den Aufzeichnungen Heinrichs und Eismanns wurden in einer langen Reihe von Gesprächen mit Heinrich im Jahr 1963 geklärt.



In den nächsten einundzwanzig Tagen sollte der Name dieses bislang so gut wie unbekanntem Generals für die Berliner zu einem Symbol der Hoffnung werden.

Der Stab war gelegentliche Wutausbrüche gewöhnt, doch so hatte man Heinrich noch nie erlebt. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel raste vor Zorn. Oberst Bieler, Kommandant der «Festung» Frankfurt, hatte ihm soeben Bericht über seinen Besuch bei Hitler erstattet. Heinrichs Befürchtung, Bieler mit seiner Brille und seinem schmalen Gesicht werde nicht der Vorstellung Hitlers von einem nordischen Helden entsprechen, hatte sich bestätigt. Nach ein paar unwesentlichen Bemerkungen hatte Hitler, ohne dass die Rede auf Frankfurt gekommen wäre, dem jungen Offizier die Hand gereicht und ihn entlassen. Kaum hatte Bieler den Bunker verlassen, befahl Hitler Krebs, einen anderen Kommandanten für Frankfurt zu bestimmen. «Bieler ist bestimmt kein Gneisenau», sagte er.

General Busse, zu dessen 9. Armee die Besatzung von Frankfurt gehörte, war durch Krebs von der bevorstehenden Ablösung in Kenntnis gesetzt worden und hatte Heinrich sofort informiert. Während Bieler jetzt neben Heinrichs Schreibtisch stand, meldete der Generaloberst ein Gespräch mit Krebs an. Seine Stabsoffiziere beobachteten ihn schweigend. Sie wussten, dass man den Grad von Heinrichs Wut daran erkennen konnte, wie er mit seinen Fingern auf die Schreibtischplatte trommelte – und jetzt trommelte er ein wildes Stakkato. «Krebs», bellte Heinrich, «Oberst Bieler ist hier bei mir. Hören Sie mir bitte gut zu. Bieler ist als Kommandant von Frankfurt wieder einzusetzen. Ich habe das Burgdorf gesagt, und jetzt sage ich es Ihnen. Ich werde keinen anderen Offizier akzeptieren. Haben Sie verstanden?» Er wartete keine Antwort ab. «Noch etwas. Was ist mit Bielers Eisernem Kreuz? Er wartet seit Monaten auf diese Auszeichnung. Er wird sie jetzt endlich bekommen! Verstanden?» Ohne Pause fuhr er fort: «Und jetzt passen Sie auf, Krebs ! Wenn Bieler nicht sein Eisernes Kreuz bekommt, wenn Bieler nicht als Kommandant von Frankfurt wieder eingesetzt wird, dann lege ich mein Kommando nieder! Haben Sie auch das verstanden?» Immer noch wütend auf den Tisch trommelnd, setzte er hinzu: «Ich erwarte noch heute Ihre Bestätigung. Ist das klar?» Heinrich schmetterte den Hörer auf die Gabel. Krebs hatte kein einziges Wort gesagt.

Am Nachmittag des 7. April erhielt, wie Oberst Eismann sich erinnert, «die Heeresgruppe zwei Fernschreiben aus dem Führerhauptquartier. Mit dem ersten wurde Bieler als Kommandant von Frankfurt bestätigt, mit dem zweiten wurde ihm das Eiserner Kreuz verliehen.»

Generaloberst Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabes beim OKW, sass in seiner Dahlemer Dienststelle und wartete auf General Wenck. Der neue Kommandeur der 12. Armee hatte Hitler soeben verlassen, und Jodl war beauftragt, ihn über die Situation an der Westfront zu informieren. Auf Jodls Schreibtisch stapelten sich die Berichte von Feldmarschall Albert Kesselring, dem Oberbefehlshaber West, aus denen hervorging, dass die Lage sich fast stündlich verschlechterte. Überall brachen die Engländer und Amerikaner durch.

Theoretisch sollte die 12. Armee westlich von Berlin entlang der Elbe und Mulde

einen etwa einhundertfünfzig Kilometer langen Schild bilden und einen Vorstoss der Engländer und Amerikaner auf die Stadt verhindern. Hitlers Anordnungen zufolge sollte Wenck eine zehn Divisionen umfassende Armee befehligen, die aus Panzerausbildungsoffizieren, Volkssturmmännern, Offiziersanwärtern, verschiedenen Splittergruppen und Resten der auf geriebenen 11. Armee bestand. Jodl bezweifelte, dass eine solche Streitmacht, selbst wenn es gelang, sie rechtzeitig aufzustellen, irgendetwas ausrichten konnte. Und es konnte sein, dass sie niemals an der Elbe zum Einsatz kam – doch er hatte nicht die Absicht, Wenck seine Befürchtungen mitzuteilen. In Jodls Safe lag immer noch der erbeutete «Eclipse»-Plan – jenes Dokument, in dem bis ins Einzelne die Aktionen festgehalten waren, welche die Engländer und Amerikaner für den Fall eines deutschen Zusammenbruches oder einer Kapitulation planten. Auf den beigefügten Karten waren die Zonen eingezeichnet, die die Alliierten bei Kriegsende besetzen wollten. Jodl war weiterhin überzeugt, dass die Amerikaner und Engländer an der Elbe, die etwa die Trennlinie zwischen den vorgesehenen Zonen der Angloamerikaner und Russen bildete, haltmachen würden. Er zweifelte nicht daran, dass Eisenhower Berlin den Russen zu überlassen gedachte.

«Sollten zu irgendeinem Zeitpunkt», so begann der letzte Absatz von Eisenhowers jüngstem Kabel an Churchill, «an irgendeinem Frontabschnitt die Voraussetzungen für ‚Eclipse‘ (Zusammenbruch oder Kapitulation Deutschlands) eintreten, so stossen wir natürlich nach und betrachten Berlin als eines unserer wichtigsten Ziele.» Dies war das äusserste Zugeständnis, zu dem der Oberkommandierende bereit war. Es stellte die Engländer jedoch nicht zufrieden. Die britischen Stabschefs drängten weiterhin auf eine klare Entscheidung. Sie forderten von Washington die Einberufung einer Konferenz, bei der Eisenhowers Strategie erörtert werden sollte. Stalins Telegramm hatte ihren Argwohn erregt. Zwar hatte der sowjetische Staatschef erklärt, er werde seine Offensive Mitte Mai eröffnen, jedoch nicht bekanntgegeben, wann er seine Truppen der «zweiten Linie» in Richtung Berlin in Marsch zu setzen beabsichtige. Deshalb traten die britischen Stabschefs dafür ein, Berlin sobald wie möglich zu erobern. Ausserdem hielten sie es für «richtig, wenn die Gemeinsamen Stabschefs Eisenhower in dieser Angelegenheit Richtlinien erteilten».

Die entschiedene Antwort General Marshalls beendete die Debatte. «Die psychologischen und politischen Vorteile, die eine Einnahme Berlins vor den Russen mit sich brächte», meinte er, «sollten nicht über die zwingende militärische Zielsetzung gestellt werden, die unserer Meinung nach in der Vernichtung und Entwaffnung der deutschen Streitkräfte besteht.»

Marshall schloss die Möglichkeit einer Einnahme Berlins nicht völlig aus – die Stadt liege «ja tatsächlich im Zentrum unseres Hauptvorstosses». Doch die Gemeinsamen Generalstabschefs könnten sich allein aus zeitlichen Gründen nicht länger mit diesem Problem beschäftigen. Die alliierten Truppen stiessen in Deutschland so schnell vor, dass eine «Revision der Strategie durch dieses oder irgendein anderes Gremium» unmöglich sei. Abschliessend stellte sich Marshall eindeutig auf die Seite des Oberkommandierenden: «Nur Eisenhower ist in der

Lage, zu entscheiden, wie er seine Schlacht führen und die wechselnden Situationen am besten nützen soll.»

Der verärgerte Eisenhower hatte sich seinerseits bereit erklärt, seine Pläne zu ändern, doch nur wenn man ihm dies befehle. Am 7. April kabelte er an Marshall: «Wenn sich die Gelegenheit ergibt, Berlin mit geringen Verlusten zu erobern, so sollten wir dies natürlich tun.» Doch die Russen stünden so nahe vor der Hauptstadt, dass er es «als militärisch unvernünftig betrachte, Berlin zum Hauptziel zu machen». Er sei der erste, erklärte Eisenhower, «der einräumt, dass ein Krieg zur Erreichung politischer Ziele geführt werde, und wenn der Gemeinsame Generalstab entscheide, dass die Einnahme Berlins durch die Alliierten Vorrang gegenüber rein militärischen Erwägungen auf diesem Kriegsschauplatz habe, so werde er mit Freuden seine Pläne revidieren und sich darauf einrichten, eine solche Operation durchzuführen». Er betonte jedoch seine Überzeugung, «dass die Eroberung Berlins davon abhängen solle, ob sie bei Durchführung des allgemeinen Plans tunlich und möglich erscheine; dieser bestünde darin, (A) die deutschen Streitkräfte zu teilen..., (B) den linken Flügel fest im Raum Lübeck zu verankern, und (C) jeden deutschen Versuch, eine Festung in den südlichen Bergen zu errichten, zu verhindern».

Fast das gleiche antwortete er am nächsten Tag Montgomery. Monty blieb nicht bei den Forderungen Churchills und der britischen Stabschefs stehen. Er ersuchte Eisenhower um zehn zusätzliche Divisionen zum Angriff auf Lübeck und Berlin. Eisenhower lehnte ab. «Was Berlin betrifft», erklärte der Oberkommandierende, «so will ich gern zugeben, dass eine Eroberung der Stadt von politischer und psychologischer Bedeutung wäre, doch von weitaus grösserer Bedeutung wird die Gruppierung der restlichen deutschen Truppen um Berlin sein. Auf sie werde ich vor allem meine Aufmerksamkeit konzentrieren. Sollte sich eine Möglichkeit ergeben, Berlin leicht einzunehmen, so werde ich das natürlich tun.»

An diesem Punkt entschloss sich Churchill, die Kontroverse abubrechen, ehe sich die Beziehungen zwischen den Alliierten weiter verschlechterten. Er teilte Präsident Roosevelt mit, er betrachte die Angelegenheit als erledigt. «Zum Beweis meiner Aufrichtigkeit», kabelte er dem Präsidenten, «möchte ich eines meiner spärlichen lateinischen Zitate benutzen: *Amantium irae amoris integratio est.*» (Der Liebenden Streit die Liebe erneut.)

Während der Auseinandersetzungen um SCAF 252 und die britisch-amerikanischen Kriegsziele waren jedoch die englischen und amerikanischen Soldaten in Deutschland immer weiter vorgedrungen. Ihnen hatte niemand gesagt, Berlin sei kein wichtiges militärisches Ziel mehr.

## 5

Das Rennen war im Gang. Noch nie in der Kriegsgeschichte waren so riesige Truppenmassen mit solcher Vehemenz vorgestossen. Das Tempo der britisch-amerikanischen Offensive wirkte ansteckend, und an der ganzen Front entwickelte sich

der Vorstoss zu einem gigantischen Wettlauf. Die Armeen konzentrierten sich darauf, die Ufer der Elbe zu besetzen und Brückenköpfe zu errichten, von denen aus der letzte siegreiche Stoss zur Beendigung des Krieges erfolgen konnte. Jede einzelne Division am nördlichen und mittleren Abschnitt der Westfront war entschlossen, den Fluss zuerst zu erreichen. Denn dahinter lag Berlin – immer noch das letzte Ziel.

Die Soldaten der 7. britischen Panzerdivision – die berühmten «Wüstenratten» – hatten seit ihrem Aufbruch vom Rhein kaum eine Pause eingelegt. Gleich nach Überschreitung des Flusses hatte ihr Kommandeur, Major General Louis Lyne, einen Tagesbefehl erlassen mit dem Aufruf, «alle hätten nun fest ihren Blick auf die Elbe zu richten». «Wir werden weder bei Tag noch bei Nacht stehenbleiben, bis wir dort sind ... Weidmannsheil für die nächste Jagd.» Im Augenblick legten die «Wüstenratten» trotz schweren Widerstandes durchschnittlich bis zu dreissig Kilometern am Tag zurück.

Sergeant Major Charles Hennell hätte es nur recht und billig gefunden, wenn die Soldaten der 7. Panzerdivision als Eroberer in Berlin einmarschiert wären – «als Belohnung für ihre Leistungen auf dem Vormarsch von der afrikanischen Wüste bis hierher». Hennell war seit El Alamein bei den «Wüstenratten». Sergeant Major Eric Cole hatte es noch eiliger, nach Berlin zu kommen. 1940 hatten ihn die Deutschen bei Dünkirchen ins Meer gejagt. Jetzt konnte er es kaum erwarten, die Rechnung zu begleichen. Immer wieder forderte er die Panzerbesatzungen auf, ihre Fahrzeuge bestens instand zu halten. Cole wollte die Deutschen mit den Panzern der 7. bis Berlin hetzen.

Die Männer der 6. britischen Luftlandedivision hatten bei der Landung in der Normandie die übrigen englischen Einheiten angeführt. Und auch jetzt waren sie entschlossen, an der Spitze zu bleiben. Sergeant Hugh McWhinnie hatte von deutschen Gefangenen gehört, der Feind werde in dem Moment, da die Engländer die Elbe überschritten, «die Tür aufmachen und sie nach Berlin hereinlassen». McWhinnie glaubte das nicht. Die 6. war es gewöhnt, um jeden Kilometer zu kämpfen.

Auch Captain Wilfred Davison vom 13. Fallschirmjägerbataillon zweifelte nicht daran, dass die 6. Luftlandedivision bei einem Wettrennen nach Berlin ganz vorn liegen werde. Captain John L. Shearer im Divisionshauptquartier hingegen war ein wenig nervös. Er hatte ein Gerücht gehört, demzufolge «Berlin den Amerikanern überlassen worden» sei. Unter den Soldaten der amerikanischen Luftlandedivisionen ging das gleiche Gerücht um. Bei General James Gavins 82. Luftlandedivision, deren Fallschirmspringer seit Tagen übten, rechnete man nicht mehr mit einem Absprung auf Berlin. Eine Luftlandeoperation war offenbar nur vorgesehen, falls infolge eines plötzlichen Zusammenbruchs des Feindes der «Eclipse»-Plan in Kraft trat, nach dem die Fallschirmtruppen in Berlin eine Polizeiaktion durchführen sollten. Doch das schien unwahrscheinlich. Das Hauptquartier hatte General Lewis Brereton's 1. Luftlandearmee bereits mitgeteilt, dass unter der Codebezeichnung «Operation Jubilant» baldige Absprünge auf alliierte Kriegsgefangenenlager geplant seien. So sehr die Männer sich wünschten, ihre Landsleute zu befreien – die Aussicht, statt eines Kampfeinsatzes eine solche Aktion durchführen zu müssen, erfüllte sie nicht gerade mit Begeisterung.

Ähnliche Enttäuschung herrschte bei anderen Luftlandeeinheiten. General Maxwell Taylors «Screaming Eagles» von der 101. Luftlandedivision kämpften wieder einmal als Bodentruppen, diesmal an der Ruhr. Auch ein Regiment von Gavins 82. war dort eingesetzt. Ausserdem sollte die 82. Montgomerys 21. Armeegruppe später bei der Überschreitung der Elbe unterstützen.

Am besten drückte vielleicht Private Arthur «Dutch» Schultz vom 505. Fallschirmjägerregiment die Gefühle der Luftlandesoldaten aus. Als er auf einen in Richtung Ruhrgebiet fahrenden Lastwagen kletterte, sagte er spöttisch zu seinem Freund Private Joe Tallett: «Ich hab ihnen den Weg in die Normandie freigemacht! Und nach Holland! Sieh mich mal an, Mensch. Ich bin ein blaublütiger Amerikaner, unser Land hat bloss einen wie mich. Die schmeissen doch ihr Geld nicht zum Fenster raus. Denen bin ich doch für Berlin zu schade, verdammt noch mal! Die sparen mich bestimmt auf! Die lassen mich auf Tokio abspringen!» Während bei den Luftlandedivisionen Enttäuschung herrschte, platzten die Bodentruppen vor Ungeduld.

Am Mittelabschnitt stiessen die amerikanischen Einheiten überall mit ungeheurer Schlagkraft vor. Seit Simpsons gewichtige 9. Armee der 21. Armeegruppe Montgomerys entzogen und wieder Bradley unterstellt worden war, befehligte dieser als erster General der amerikanischen Geschichte vier grosse Armeen. Ausser der 9. unterstanden ihm die 1., die 3. und die 15. Armee – insgesamt fast eine Million Mann.

Am 2. April, nur neun Tage nach Überschreitung des Rheins, hatten seine Truppen die Zange um das Ruhrgebiet geschlossen. Im Kessel befand sich Feldmarschall Models Heeresgruppe B mit nicht weniger als 325'000 Mann. Die Westfront stand nun weit offen, und Bradley stiess kühn weiter vor, während Teile der 9. und 1. Armee den Kessel säuberten. Von den Briten im Norden und General Devers 6. Armeegruppe an den Flanken gedeckt, stürmten seine Truppen jetzt unaufhaltsam auf Leipzig und Dresden vor. Die 9. Armee war der Elbe am nächsten, und ihre Kommandeure waren überzeugt, dass Bradley Simpson mit dem Vorstoss auf Berlin und der Einnahme der Stadt beauftragt hatte.

Am Tag, da die Einkreisung des Ruhrgebietes abgeschlossen war, erliess Eisenhower neue Anweisungen an seine Truppen. Bradleys Gruppe sollte «das Ruhrgebiet säubern ..., auf der Linie Kassel–Leipzig weiter vorstossen ... jede Gelegenheit nutzen, einen Brückenkopf jenseits der Elbe zu errichten und sich auf weitere Operationen östlich der Elbe vorbereiten». Am 9. April, dem Tag, an dem ihm die 9. Armee wieder unterstellt wurde, erliess auch Bradley neue Befehle an seine Streitkräfte. Mit dem «Instruktionsbrief Nr. 20» der 12. Armeegruppe wurde die 9. Armee beauftragt, zunächst auf eine von Hannover nach Süden verlaufende Linie vorzugehen, deren ungefähren Mittelpunkt die Stadt Hildesheim bildete. Von hier waren es noch etwa einhundertzehn Kilometer bis zur Elbe. Dann sollte «auf Befehl» die zweite Phase beginnen. Der nun folgende Absatz legte die Rolle der 9. Armee fest und hinterliess bei ihrem Kommandeur keinen Zweifel über das Ziel seiner Truppen. Er lautete: «Phase 2. Sie stossen auf Befehl nach Osten vor... nutzen jede Gelegenheit zur Errichtung eines Brückenkopfes jenseits der Elbe und bereiten sich darauf vor, den Vorstoss auf BERLIN oder nach Nord-

osten fortzusetzen.» Phase I – der Vorstoss bis in die Höhe von Hildesheim – schien lediglich die allgemeine Richtung des Angriffs festzulegen. Niemand rechnete damit, dass man dort stehenbleiben werde. Phase 2 jedoch schien den Angriff auf Berlin zu bedeuten, auf den sämtliche Männer der 9. Armee warteten – am ungeduldigsten ihr Kommandeur, Lieutenant General William «Big Simp» Simpson\*.

«Meine Leute waren ganz aus dem Häuschen», erinnerte sich Simpson später. «Wir hatten als erste den Rhein überschritten, und jetzt sollten wir als erste in Berlin sein. Uns alle beherrschte nur ein Gedanke – Berlin zu erobern, weiter durchzubrechen und uns östlich von Berlin mit den Russen zu treffen.» Seit Erhalt der Instruktionen hatte Simpson keine Minute verschwendet. Er hoffte die Linie Hannover–Hildesheim in wenigen Tagen zu erreichen und damit die erste Phase abzuschliessen. Danach plante er, wie er vor seinen Staboffizieren ausführte, «eine Panzer- und eine Infanteriedivision auf der Autobahn aufzustellen, die nördlich an Magdeburg vorbei nach Potsdam führt, und nach Berlin vorzustossen». Falls die Errichtung eines Brückenkopfes gelänge, sollte der Rest der 9. Armee so schnell wie möglich ebenfalls eingesetzt werden. Begeistert sagte er zu seinen Staboffizieren: «Verdammt, ich will nach Berlin, und ich glaube, ihr alle, bis hinunter zum letzten Rekruten, wollt es auch.»

Major General Isaac D. White, der energische Kommandeur der 2. Panzerdivision («Hell on Wheels»), war Simpson einen guten Schritt voraus: Sein Plan zur Einnahme Berlins war schon fertig gewesen, bevor noch seine Männer den Rhein überschritten hatten. Whites Führungschef, Colonel Briard P. Johnson, hatte ihn Wochen zuvor ausgearbeitet. Der detaillierte Angriffsplan und die Kartenskizzen lagen seit dem 25. März bereit.

Der Plan der 2. Division ähnelte Simpsons Konzept. Auch er sah einen Vormarsch auf der Autobahn über Magdeburg vor. Die beabsichtigten täglichen Vorstösse waren auf Kartenfolien eingetragen, die einzelnen Stadien mit Codenamen bezeichnet. Die einzelnen Phasen des letzten, etwa einhundert Kilometer weiten Vorstosses von Magdeburg aus hiessen: «Silber», «Seide», «Satin», «Gänseblümchen», «Stiefmütterchen» und «Krug», und die letzte Codebezeichnung, die auf einem riesigen, Berlin bedeckenden blauen Hakenkreuz stand, lautete «Goal» («Tor»). Da die 2. Division sehr schnell, oft bis zu sechzig Kilometern täglich, vorrückte und nur stellenweise auf Widerstand stiess, war White überzeugt, dass es ihm gelingen werde, die Hauptstadt einzunehmen. Wenn seine Leute bei Magdeburg einen Brückenkopf errichten konnten, hoffte er von dort aus Berlin in achtundvierzig Stunden zu erreichen.

Whites 2. Panzerdivision bildete die Angriffsspitze der auf etwa achtzig Kilometer breiter Front vorrückenden 9. Armee. Die Division war einer der grössten moto-

\* Simpson hatte allen Grund zu der Annahme, dass er für diese Aufgabe vorgesehen war. In den Instruktionen für die 12. Armeegruppe wurden die 1. und die 3. US-Armee angewiesen, in der zweiten Phase Brückenköpfe an der Elbe zu errichten und sich auf den weiteren Vorstoss nach Osten vorzubereiten. In den Anweisungen an Pattons 3. Armee hiess es «nach Osten oder Südosten». Nur in dem Befehl für die 9. Armee standen die Worte «auf Berlin».



risierten Verbände an der Front. Ihre Panzer, Geschütze auf Selbstfahrlafetten, Panzerwagen, Bulldozer, Lastwagen, Jeeps und Artilleriefahrzeuge bildeten einen einhundertfünfzehn Kilometer langen Zug. Um eine besonders grosse Schlagkraft zu erzielen, hatte man die Division in drei Panzereinheiten aufgeteilt: Die Kampfkommandos A, B und R, von denen das letzte als Reserve diente. In der Kolonne legte die Division durchschnittlich zehn Kilometer pro Stunde zurück und benötigte etwa zwölf Stunden, um einen gegebenen Punkt zu passieren. Diese riesige Panzerstreitmacht liess alle anderen Einheiten der 9. Armee hinter sich – mit einer Ausnahme: An ihrer rechten Flanke, Kilometer für Kilometer zäh mit der 2. Division Schritt haltend und unermüdlich kämpfend, bewegte sich eine wilde Mischung von Fahrzeugen aller Art, vollgestopft mit Soldaten, nach Osten. Aus der Luft sah sie weder wie eine Panzer- noch wie eine Infanterieeinheit aus. Wäre nicht zwischen den Fahrzeugen hin und wieder ein amerikanischer Armeelaster gefahren, so hätte man das Ganze leicht für eine deutsche Kolonne halten können. Major General Robert C. Macons eigenwillige 83. Infanteriedivision, der «Lumpensammelerzirkus», raste in erbeuteten Fahrzeugen wie der Teufel der Elbe zu. Ihre Männer requirierten bei jeder feindlichen Einheit, die sich ergab, und in jeder Stadt, die sie eroberten, weiteres rollendes Material, meist mit vorgehaltener Pistole. Man strich jedes neu erworbene Fahrzeug schnell mit olivgrüner Farbe an, klebte ihm einen US-Stern auf die Seite und reihte es in die Kolonne der 83. ein. Es war den 83ern sogar gelungen, ein deutsches Flugzeug zu erobern und jemanden zu finden, der es fliegen konnte; es richtete jetzt an der ganzen Front Verwirrung an. First Sergeant William G. Presnell von der 30. Infanteriedivision, der den Vormarsch seit der Landung in der Normandie mitmachte und alle deutschen Jägertypen kannte, schrie deshalb: «Eine Me 109!», als er ein offenbar deutsches Flugzeug auf sich zubrausen sah, und ging schnell in Deckung. Verblüfft stellte er fest, dass er nicht beschossen wurde, hob den Kopf und startete dem Jäger nach. Die Maschine war olivgrün gestrichen, und auf der Unterseite der Tragflächen standen die Worte «83. Inf. Div.».

Noch grössere Verwirrung riefen die Fahrzeuge der 83. bei den Deutschen hervor. Während die Division zur Elbe vorrückte, hörte Major Haley Kohler ungeduldiges Hupen. «Ein Mercedes tauchte hinter uns auf», berichtet er, «und begann dann ein Fahrzeug nach dem andern zu überholen.» Auch Captain John J. Devenney sah ihn. «Der Wagen fuhr in der gleichen Richtung wie wir und schwenkte immer wieder aus der Kolonne aus», erinnert er sich. Als er vorbeifuhr, sah Devenney zu seiner Verblüffung, dass es ein von einem Chauffeur gelenkter, voll mit deutschen Offizieren besetzter Heeresstabswagen war. Eine Maschinengewehrsalve stoppte das Auto, und die erstaunten Deutschen wurden inmitten der Kolonne, die sie für eine deutsche gehalten hatten, gefangengenommen. Der Mercedes, der sich in bestem Zustand befand, wurde schnellstens angestrichen und sofort in Gebrauch genommen.

General Macon war fest entschlossen, mit seiner 83. Infanteriedivision als erster die Elbe zu überschreiten und weiter nach Berlin zu rollen. Die Rivalität zwischen der 83. und der 2. Panzerdivision ging so weit, dass es, als die führenden Einheiten der beiden Divisionen am 5. April gleichzeitig die Weser erreichten, laut

Macon «ernsthaften Streit darum gab, wer zuerst den Fluss überschreiten sollte». Schliesslich einigte man sich auf einen Kompromiss. Die beiden Divisionen setzten gemeinsam über, indem ihre Fahrzeuge immer abwechselnd fuhren. Im Hauptquartier der 83. ging das Gerücht um, General White sei wütend auf die Division. «Ich werde nicht zulassen», habe der Kommandeur der 2. gesagt, «dass so eine verdammte Infanteriedivision früher als meine Einheit an der Elbe ist.»

Die 2. hatte jedoch noch andere Rivalen. Die 5. Panzerdivision («Victory») rückte fast ebenso schnell vor wie Whites Kolonnen. Auch ihre Soldaten wollten als erste in Berlin sein. «Wir wollten die Elbe bei Tangermünde, Sandau, Arneburg und Werben überschreiten», erinnert sich Colonel Gilbert Farrand, der Stabschef der 5. Panzer. «Wir hatten gehört, dass die Russen zum Angriff bereitstünden, und so taten wir alles, um möglichst schnell voranzukommen.» Die Division rückte pausenlos vor, und Farrand berichtet, dass die Männer keine Nacht länger als vier oder fünf Stunden und manchmal überhaupt nicht schliefen. Farrands Schützenpanzer diente der Division als Gefechtsstand. Der zügige Vormarsch der 5. wurde wesentlich dadurch erleichtert, dass die Deutschen nur stellenweise Widerstand leisteten. «Der Feind lieferte uns nur hin und wieder Nachhutgefechte», erinnert sich Farrand, dessen Schützenpanzer bei einem dieser Gefechte von einer Granate getroffen wurde.

Es gab noch weitere Infanteriedivisionen, die auf Berlin zueilten: die 84., die 30. und die 102. Die Männer der 9., schmutzig und müde, hatten nur eine Hoffnung: unter den ersten zu sein. Obwohl es keinen organisierten deutschen Widerstand gab, kam es doch immer wieder zu Kämpfen – manchmal auch zu schweren.

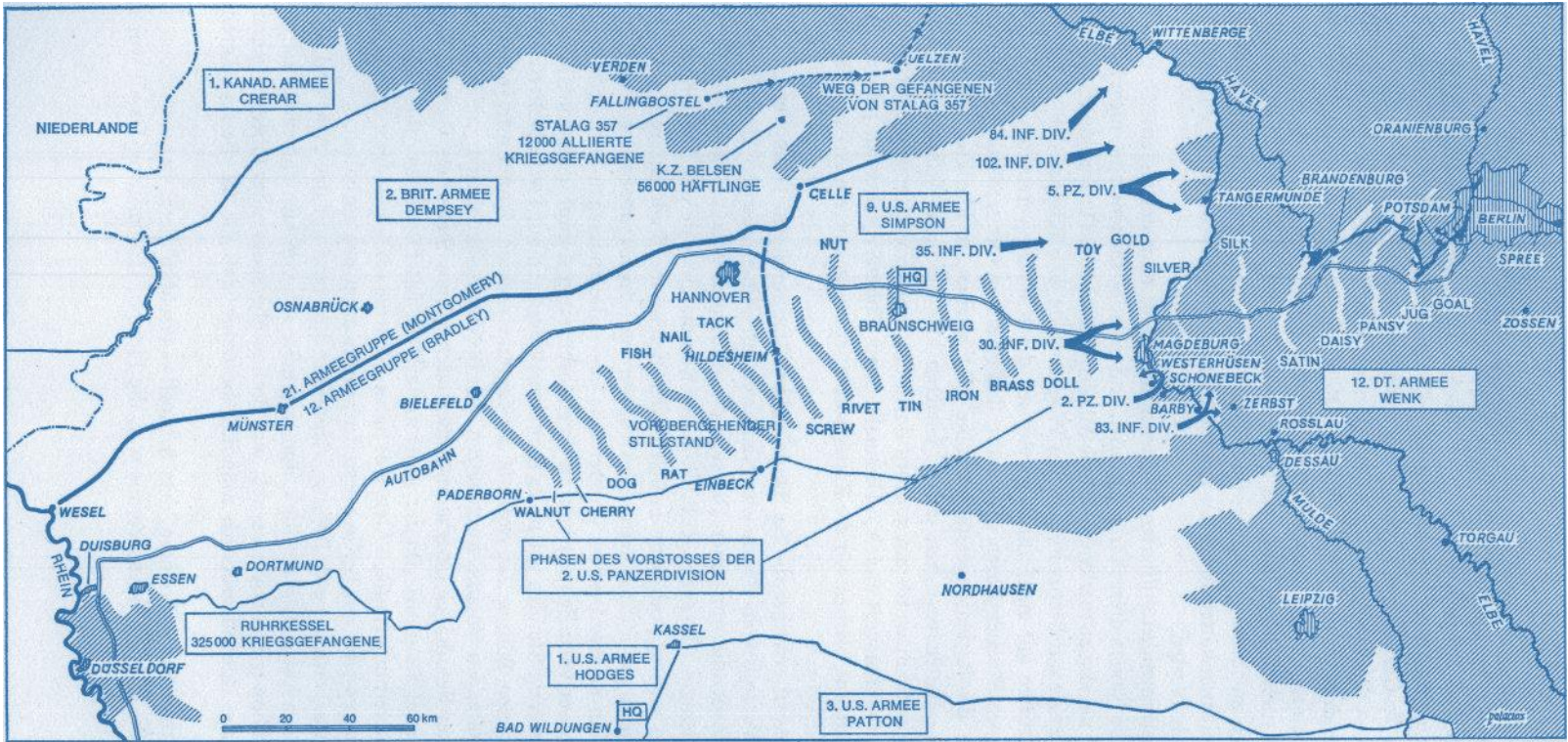
Oft leisteten die deutschen Truppen hartnäckigen Widerstand, bevor sie sich ergaben. Lieutenant Colonel Roland Kolb von der 84. Division berichtet, dass am verbissensten verstreute SS-Einheiten kämpften, die sich in Wäldern versteckt hielten und die vorrückenden Amerikaner ständig belästigten. Die Panzerkolonnen rollten meist an diesen fanatischen letzten Aufgeböten vorbei und überliessen es der Infanterie, sie zu erledigen. Zu wilden Gefechten kam es oft in kleinen Städten. Einmal während des Vormarsches stiess Kolb zu seinem Entsetzen auf zehnbis zwölfjährige Kinder, die ein Geschütz bedienten. «Die Jungen ergaben sich nicht und kämpften bis zum Tod», erinnert er sich.

Auch andere erlebten Schreckliches. In der Nähe des Teutoburger Waldes stellte Major James F. Hollingsworth, der die Vorhut der 2. Panzer anführte, plötzlich fest, dass er von deutschen Panzern umzingelt war. Seine Kolonne war mitten in ein Panzerübungsgelände geraten. Glücklicherweise handelte es sich um ausranzierte Panzer, deren Motoren ausgebaut waren. Doch sie waren zur Ausbildung von Rekruten mit Geschützen bestückt, und die Deutschen eröffneten rasch das Feuer. Staff Sergeant Clyde W. Cooley, Hollingsworths Kanonier, schwenkte schnell seinen Turm und schoss einen der deutschen Panzer auf eine Entfernung von fünfzehnhundert Metern ab. Dann schwenkte er zurück und nahm einen anderen, der etwa hundert Meter weit weg stand, unter Beschuss. «Die Hölle brach los. Sämtliche deutschen Panzer eröffneten auf uns das Feuer», berichtet Hollingsworth. Als alle deutschen Panzer erledigt waren, rollte plötzlich auf der Strasse ein mit Soldaten besetzter deutscher Lastwagen auf die amerikanische Panzerkolonne

zu. Hollingsworth befahl seinen Männern, zu warten, bis er sich in Schussweite befand. Als der Lastwagen bis auf fünfundsiebzig Meter heran war, liess der Major das Feuer eröffnen. Von MG-Geschossen durchsiebt, explodierte der Laster und überschlug sich. Die uniformierten Insassen wurden auf die Strasse geschleudert. Die meisten waren schon tot, bevor sie auf der Erde aufschlugen, doch einige lebten noch und schrien entsetzlich. Erst als Hollingsworth sich die zerfetzten und von Kugeln durchlöcherten Leichen ansah, merkte er, dass es Frauen waren – deutsche Wehrmachtshelferinnen.

Der Widerstand war völlig unvorhersehbar. In vielen Gebieten kapitulierten die Deutschen, ohne einen Schuss abzufeuern. Manche Städte wurden von ihren Bürgermeistern übergeben, während sich in ihren Wohngebieten noch deutsche Truppen aufhielten, oft nur einen Häuserblock von den Panzern und Infanteristen entfernt. In Detmold, wo sich eine der grössten deutschen Rüstungsfabriken befand, lief ein Zivilist dem Spitzenpanzer von Lieutenant Colonel Wheeler G. Merriams 82. Aufklärungsbataillon entgegen, das der 2. Panzerdivision vorausfuhr. Der deutsche Unterhändler meldete, der Generaldirektor wünsche die Fabrik zu übergeben. «Als wir hineinfuhren, schlugen überall um uns Granaten ein», erinnert sich Merriam. «Vor der Fabrik waren die Direktoren und die Arbeiter angetreten. Der Generaldirektor übergab die Fabrik mit einer kleinen Ansprache und überreichte mir dann eine schön verchromte Mauserpistole.» Ein paar Strassen weiter ergab sich eine ganze deutsche Zahlmeisterkompanie, die riesige Mengen von Banknoten mit sich führte. Einige Stunden danach jedoch musste die Merriam folgende Infanterie die Stadt in langen, verbissenen Gefechten säubern. Es stellte sich heraus, dass sich in der Umgebung Detmolds Ausbildungslager der SS befanden. Ähnliche Zwischenfälle gab es überall. In manchen kleinen Städten wurde die Ruhe, die nach der Übergabe eingetreten war, plötzlich vom Lärm wilder Gefechte unterbrochen. General Macon, der Kommandeur der 83., berichtet, dass er in der Hauptstrasse einer solchen Stadt in aller Ruhe seinen Gefechtsstand beim Vordereingang betrat. «Doch als ich ihn durch den Hintereingang verlassen wollte, hagelte es von allen Seiten Geschosse.» Am Ortseingang einer kleinen Stadt kamen den Männern der 30. Infanterie deutsche Soldaten entgegen, die weisse Taschentücher an ihre Gewehre gebunden hatten. Als sie sich ergeben wollten, wurden sie von einer versprengten SS-Gruppe, die sich in unmittelbarer Nähe versteckt hielt, mit Maschinengewehrsalven niedergemäht.

Einige amerikanische Soldaten entwickelten neue Methoden, um bei der Übergabe jede Gefahr auszuschliessen. Captain Francis Schommer von der 83. Division, der fliessend deutsch sprach, führte die Übergabeverhandlungen einige Male per Telefon – unterstützt von einem 45er Colt. Schommer richtete seine Pistole auf den Bürgermeister der Stadt, die soeben kapituliert hatte, und erklärte ihm, es sei «für ihn sicherlich das klügste, den Bürgermeister der nächsten Ortschaft anzurufen und ihm zu sagen, er solle sie am besten gleich übergeben, wenn sie nicht zerstört werden solle. Die Einwohner sollten weisse Tücher aus den Fenstern hängen.» Meistens gehorchte der verängstigte Bürgermeister und sagte seinem Kollegen, «die Amerikaner hätten Hunderte von Panzern und Geschützen und viele Tausende Soldaten». Dieser Trick klappte immer wieder.



Die Karte zeigt den Operationsplan der Neunten US-Armee für den Vormarsch auf Berlin

Je mehr der Vormarsch in Schwung kam, desto mehr verstopften motorisierte Truppen und Panzerkolonnen die Strassen, auf denen gleichzeitig deutsche Gefangene zu Tausenden westwärts zogen. Die Amerikaner hatten nicht einmal Zeit, sich um die Gefangenen zu kümmern. Erschöpft und unrasiert schlepten sich die deutschen Offiziere und Soldaten, zum Teil unbewacht, in Richtung Rhein. Manche waren noch bewaffnet. Chaplain Ben L. Rose vom 113. Motorisierten Kavallerieregiment erinnert sich an den trostlosen Anblick zweier Offiziere, die in voller Uniform neben seiner Kolonne herhumpelten «und sich verzweifelt bemühten, jemanden zu finden, der ihnen ihre Seitenwaffen abnahm». Doch die amerikanischen Soldaten hatten nichts als Kilometer im Kopf und wiesen nur mit dem Daumen nach Westen.

Die vorstürmenden Alliierten eroberten eine Stadt nach der andern. Nur wenige hatten die Namen dieser Orte je gehört, und meist blieben sie auch nicht lange genug, um sie sich zu merken. Orte wie Minden, Bückeburg, Tündern und Stadthagen waren für sie nur Stationen auf dem Weg zur Elbe. Die Truppen der 30. Division jedoch stiessen auf einen ihnen bereits seit der Kindheit vertrauten Namen, und die meisten Männer waren überrascht, dass es diesen Ort tatsächlich gab. Es war Hameln, die Rattenfängerstadt. Einige SS-Einheiten, welche die Kolonnen der 2. Panzer hatten passieren lassen, leisteten hier heftigen Widerstand, und die schöne alte Stadt wurde am 5. April durch das Erwidern der Feuer der 30. in einen Trümmerhaufen verwandelt. «Diesmal», sagte Colonel Walter M. Johnson vom 117. Regiment, «haben wir die Ratten mit einer etwas anderen Art von Flöte herausgeholt.»

Am 8. April erreichte die 84. Division den Stadtrand von Hannover. Auf dem weiten Vorstoss vom Rhein war Hannover mit seinen 400'000 Einwohnern die grösste Stadt, die von einer Division der 9. Armee genommen werden musste. Major General Alexander R. Bolling, der Kommandeur der 84., hatte Hannover umgehen wollen, doch dann erhielt er den Befehl, die Stadt zu erobern. Bolling war darüber gar nicht erfreut. Die Gruppierung seiner Truppen vor dem Angriff kostete ihn während seines Wettrennens gegen die anderen Infanteriedivisionen zur Elbe wertvolle Zeit. Es kam zu einem erbitterten Kampf, doch innerhalb von achtundvierzig Stunden gelang es ihm, den Widerstand auf kleine isolierte Nester zu reduzieren. Bolling, der stolz auf die Tapferkeit seiner Männer war, jedoch darauf brannte, den Vorstoss fortzusetzen, war überrascht und erfreut, als er in Hannover den Besuch des Oberkommandierenden, seines Stabschefs General Smith und General Simpsons von der 9. Armee erhielt. Als Eisenhower ihn am Schluss ihrer Besprechung fragte: «Alex, was haben Sie jetzt vor?» erwiderte er: «General, wir werden weiter auf Berlin vorstossen; nichts kann uns aufhalten.» Eisenhower, erinnert sich Bolling, «legte mir die Hand auf den Arm und sagte: ‚Also, dann los, Alex. Viel Glück, und lassen Sie sich von niemandem aufhalten.‘ «Als Eisenhower Hannover verliess, war Bolling überzeugt, «der Oberkommandierende habe ihm ausdrücklich mündlich bestätigt, dass die 84. Berlin angreifen solle».

Am gleichen Tag – Sonntag, dem 8. April – erreichte die 2. Panzerdivision, die der 83. im Moment etwas voraus war, die Linie bei Hildesheim. Damit war die

erste Phase beendet, und die Division musste nun weitere Befehle für die zweite Phase des Angriffs abwarten. General White war froh über die Pause. Bei diesem schnellen Vormarsch war die Instandhaltung der Fahrzeuge schwierig, und White benötigte mindestens zwei Tage zur Durchführung der notwendigen Reparaturen. Ausserdem konnten in dieser Zeit die übrigen Einheiten aufschliessen. Die meisten Soldaten begriffen jedoch nicht, warum sie nach dem stürmischen Vormarsch der letzten Tage nun aufgehalten wurden. Die Männer waren wütend über die Verzögerung. Zu oft schon hatte der Feind solche Pausen genutzt, um sich zu reorganisieren und seine Stellungen auszubauen. Nun, da das Ende so nah war, wollten sie kein Risiko eingehen. First Sergeant George Petcoff, seit der Landung in der Normandie bei der Einheit, begann sich «Sorgen wegen des Angriffs auf Berlin zu machen, denn ich hatte gedacht, es sei nun endlich soweit». Chaplain Rose erinnert sich an einen Panzersoldaten, der aus seinem Panzer kletterte, nachdenklich den auf die Vorderseite gemalten Namen «Fearless Joe» betrachtete und dann das Wort «Fearless» wegkratzte. «Von jetzt an», erklärte er, «heisst er nur noch Joe!» Auch im Hauptquartier des XIX. Korps, bei General Whites unmittelbarem Vorgesetzten, war man beunruhigt. Major General Raymond S. McLain, der Korpskommandeur, rechnete noch mit einem programmgemässen Gelingen seiner Pläne. Trotz der Schnelligkeit des Vorstosses bereitete ihm der Nachschub keinerlei Schwierigkeiten. Sein Korps, das mehr als 120'000 Mann umfasste, verfügte über 1'000 Panzerfahrzeuge. Seine Schlagkraft war so gross, dass er, wie er später erklärte, «nicht im Geringsten daran zweifelte, bereits sechs Tage nach Überschreitung der Elbe, mit dem gesamten XIX. Korps in Berlin zu sein».

McLain hatte aus Simpsons Hauptquartier erfahren, es handle sich nur um eine vorübergehende Pause; die Gründe für die Verzögerung seien sowohl taktischer wie politischer Art. Die Information war, wie sich herausstellen sollte, in beiden Punkten richtig. Vor den amerikanischen Truppen lag die zukünftige Grenze der sowjetischen Besatzungszone, und der Aufenthalt liess dem Obersten Hauptquartier Zeit, die Lage zu überdenken. Weder für die westalliierten noch für die russischen Streitkräfte war bis jetzt eine Demarkationslinie festgelegt worden, und so bestand immer noch die Gefahr eines Zusammenstosses. Da es keinen konzentrierten deutschen Widerstand gab, wollten die höheren Befehlsstellen den Vormarsch nicht stoppen, doch musste ein Umstand gründlich überdacht werden: Wenn man die Grenze der sowjetischen Besatzungszone überschritt, musste man früher oder später jeden eroberten Kilometer den Russen zurückgeben.

Die am weitesten vorgerückten Truppen standen jetzt nur noch zweihundert Kilometer vor Berlin, und an der ganzen Front warteten die Männer der 9. Armee, ohne von dem heiklen Problem etwas zu ahnen, dem das Oberkommando gegenüberstand, auf die Fortsetzung des Vormarsches.

Ihre Ungeduld hatte alle möglichen Gründe. P. F. C. Carrol Stewart freute sich auf Berlin, weil er gehört hatte, dass es die schönste Hauptstadt Europas sei.

James «Dixie» Deans, Leutnant der Royal Air Force, nahm vor dem Schreibtisch des deutschen Obersten Haltung an und salutierte zackig. Hermann Ostmann, der Kommandant des nördlich von Hannover bei Fallingbostal gelegenen alliierten

Kriegsgefangenenlagers Stalag 357, erwiderte den Gruss ebenso schneidig. Es war nur eine der militärischen Förmlichkeiten, die der Kriegsgefangene Deans und der Lagerkommandant Ostmann einander jedesmal, wenn sie sich sahen, erwiesen. Beider Benehmen war wie immer von vorbildlicher Korrektheit.

Die zwei Männer brachten einander einen mit leichtem Misstrauen durchsetzten Respekt entgegen. Deans sah in dem Kommandanten – einem älteren Offizier, der schon den Ersten Weltkrieg mitgemacht hatte und infolge eines gelähmten Arms frontuntauglich war – einen anständigen, fairen Bewacher, der eine Arbeit tat, die er nicht mochte. Für Ostmann war der neunundzwanzigjährige Deans, den die Gefangenen zu ihrem Sprecher gewählt hatten, ein aufsässiger, hartnäckiger Feilscher, der ihm oft das Leben schwermachte. Der Oberst war sich stets bewusst, dass die Ordnung in Stalag 357 im Grunde darauf beruhte, dass Deans die Gefangenen fest in der Hand hatte und dass sie ihm bedingungslos gehorchten.

Deans war 1940 als Navigator über Berlin abgeschossen worden und hatte seither in verschiedenen Kriegsgefangenenlagern gesessen. In jedem hatte er mehr Erfahrungen gesammelt, und allmählich war er zu einem Meister in der Kunst geworden, mit Lagerkommandanten umzugehen und für sich und seine Mitgefangenen möglichst viele Erleichterungen herauszuschlagen. Laut Deans gab es dafür ein ganz einfaches Rezept: «Man muss den Leuten ständig auf die Nerven gehen.» Deans stand vor dem Oberst und wartete auf eine Erklärung.

«Ich habe hier neue Anweisungen für Sie», sagte Ostmann und hielt einige Papiere hoch. «Ich fürchte, wir müssen Sie und Ihre Leute verlegen.»

Deans hakte sofort ein. «Wohin, Herr Oberst?» fragte er.

«Nach Nordosten», sagte Ostmann. «Genau weiss ich es selbst noch nicht. Ich bekomme unterwegs weitere Instruktionen.» Dann fügte er hinzu: «Es ist Ihnen doch klar, dass dies zu eurem eigenen Schutz geschieht.» Er schwieg einen Moment und lächelte leise. «Eure Armeen sind uns ein bisschen zu dicht auf den Pelz gerückt.»

Deans wusste das schon seit Tagen. Die Gefangenen hatten in ihrer Freizeit heimlich zwei leistungsstarke Funkempfänger gebastelt. Der eine war in einem altmodischen Grammophon versteckt, das ständig in Gebrauch war. Das andere Gerät, einen winzigen Batterieempfänger, trug ein Gefangener in seinem Essgeschirr im ganzen Lager herum und versorgte so seine Kameraden mit den neuesten Nachrichten. Aus diesen kostbaren Quellen wusste Deans, dass Eisenhowers Armeen den Rhein überschritten hatten und im Ruhrgebiet kämpften. Wie weit die angloamerikanischen Truppen bereits vorgestossen waren, war den Gefangenen unbekannt, doch wenn die Deutschen das Lager verlegen wollten, mussten sie schon ziemlich nahe sein.

«Wie wird die Verlegung durchgeführt, Herr Oberst?» fragte Deans, obwohl er genau wusste, dass die Deutschen Kriegsgefangene stets nur zu Fuss marschieren liessen.

«Ihre Leute werden in Kolonnen marschieren», sagte Ostmann. Dann machte er eine seiner höflichen Gesten und bot Deans ein besonderes Privileg an. «Sie können mit mir fahren, wenn Sie wollen.» Deans lehnte ebenso höflich ab.



«Was geschieht mit den Kranken?» fragte er. «Es gibt viele, die nicht laufen können.»

«Sie bleiben hier und werden so gut wie nur möglich versorgt. Wenn Sie wollen, können Sie einige von Ihren Leuten bei den Kranken zurücklassen.»

Deans wollte wissen, wann es losgehen sollte. Manchmal hatte Ostmann den Verdacht, dass Deans über die Kriegslage genauso gut Bescheid wusste wie er selbst – aber etwas hatte er ganz bestimmt noch nicht erfahren. Seinen Informationen zufolge stiessen die Engländer genau in Richtung Fallingbostal vor und waren nur noch knapp hundert Kilometer weit weg, während die Amerikaner bereits die sechzig Kilometer südlich gelegene Stadt Hannover erreicht hatten. «Der Abmarsch erfolgt sofort», teilte er Deans mit. «Hier sind meine Anweisungen.»

Als Deans das Büro des Kommandanten verliess, war ihm klar, dass er wenig tun konnte, um die Männer auf den Marsch vorzubereiten. Die Verpflegung war knapp, und nahezu alle Gefangenen waren schwach und unterernährt. Viele würden einen langen, beschwerlichen Marsch nicht überstehen. Als er auf die Baracken zuzuging, um seine Kameraden zu informieren, gelobte er sich feierlich, jeden nur erdenklichen Trick – von erzwungenen Rastpausen bis zu kleineren Meutereien – anzuwenden, um mit allen zwölftausend Gefangenen von Stalag 357 die alliierten Linien zu erreichen.

General Walther Wenck, der Kommandeur der neu aufgestellten 12. Armee, befand sich auf der Suche nach seinem Gefechtsstand. Die Befehlsstelle sollte sich irgendwo am Nordrand des Harzes befinden, doch Wenck fuhr schon seit Stunden herum, ohne sie zu finden. Die Strassen waren mit Flüchtlingen und Militärfahrzeugen vollgestopft, die sich in beiden Richtungen bewegten. Manche Flüchtlinge zogen nach Osten, weg von den vorstossenden Amerikanern; andere, die Angst vor den Russen hatten, strömten nach Westen. Die Wehrmachtsskolonnen schienen ebensowenig zu wissen, wohin sie wollten. Unter ständigem Hupen steuerte Wencks Fahrer Dorn den Wagen durch das Gewühl. Je weiter sie fuhren, desto grösser wurde das Chaos. Wenck spürte eine zunehmende Nervosität. Was würde ihn in seinem Gefechtsstand erwarten?

Der Generalleutnant hatte sich aus persönlichen Gründen zu einem riesigen Umweg entschlossen; und zwar war er zunächst in Richtung Weimar gefahren, um von einer Bank in der alten thüringischen Residenzstadt seine gesamten Ersparnisse, etwa zehntausend Reichsmark, abzuheben. In der Nähe der Stadt wirkten die Strassen jedoch plötzlich seltsam leer, und in der Ferne hörte man Geschützdonner. Einige Kilometer weiter wurde der Wagen von einer Feldjägerpatrouille angehalten. Man teilte dem General mit, am Stadtrand befänden sich bereits Panzer von Pattons 3. US-Armee. Wenck war bestürzt. Die Lage war offenbar viel schlimmer, als man sie ihm im Führerhauptquartier geschildert hatte. Nur schwer gewöhnte er sich an den Gedanken, dass die Alliierten so schnell vorge-rückt waren und bereits einen so grossen Teil Deutschlands besetzt hielten\*.

\* Wenck versuchte nach dem Krieg an sein Geld heranzukommen. Zu diesem Zeitpunkt lag Weimar bereits in der sowjetischen Besatzungszone. Merkwürdigerweise schickte die Bank Wende bis 4. Juli 1947 laufend monatliche Kontoauszüge. Er bestätigte mehrmals

Wehrmachtsoffiziere der örtlichen Befehlsstellen berichteten Wenck, das gesamte nördliche Thüringen sowie der Harz seien bereits unmittelbar gefährdet. Die Truppen zögen sich zurück, und für verschiedene Gebiete sei bereits die Räumung befohlen worden. Wencks Gefechtsstand war offenbar bereits verlegt worden.

Jetzt befand sich der Generalleutnant auf dem Weg nach Dessau, wo sich Teile seiner Armee angeblich sammelten. In der Nähe von Rosslau, etwa zehn Kilometer nördlich von Dessau, in einer ehemaligen Pionierschule, fand er endlich seine Befehlsstelle. Hier erfuhr er die Wahrheit über die 12. Armee.

Die Front verlief in einer Länge von etwa zweihundert Kilometern entlang der Elbe und Mulde – von Wittenberg im Norden bis zu einem südöstlich von Leipzig gelegenen Punkt an der Mulde im Süden. An der nördlichen Flanke, gegenüber den Engländern, standen die Truppen von Generalfeldmarschall Ernst Busch, des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Mitte, im Süden die stark dezimierten Einheiten von Feldmarschall Kesselring, dem Oberbefehlshaber West. Wenck wusste kaum etwas über die Stärke dieser Streitkräfte. Seine dazwischenstehende 12. Armee existierte praktisch nur auf dem Papier. Abgesehen von den Einheiten, welche die schwer angeschlagenen Stellungen an der Elbe hielten, verfügte er nur über spärliche Reste einstiger Divisionen, die kaum einsatzfähig waren. Der grösste Teil seiner Artillerie war unbeweglich und hatte feste Stellungen um Städte wie Magdeburg und Wittenberg sowie in der Nähe von Brücken und Flussübergängen an der Elbe bezogen. Es gab einige Geschütze auf Selbstfahrlafetten, eine Anzahl Schützenpanzerwagen und etwa vierzig Kübelwagen. An Panzern verfügte die 12. Armee im Augenblick bestenfalls über ein Dutzend.

Mit den verschiedenen angeschlagenen Einheiten und Splittergruppen vermochte er seine Streitkräfte auf eine Stärke von vielleicht 100'000 Mann zu bringen – doch von den ihm versprochenen zehn Divisionen konnte keine Rede sein. Die Reste der Einheiten mit den eindrucksvollen Namen «Clausewitz», «Potsdam», «Scharnhorst», «Ulrich von Hutten», «Friedrich Ludwig Jahn» und «Theodor Körner» ergaben höchstens fünfeinhalb Divisionen mit etwa 55'000 Mann.

Ausser den Truppen, die bereits Stellungen errichteten oder in Kämpfe verwickelt waren, bestand der Hauptteil seiner neuen 12. Armee aus Offiziersanwärtern und Ausbildungsoffizieren. Weder Wenck noch sein Stabschef, Oberst Günther Reichhelm, hatten den mindesten Zweifel am Ausgang der bevorstehenden Kämpfe. Doch Wenck liess sich nicht so leicht entmutigen. Da er selbst jung und voll Elan war, setzte er auf etwas, das mancher ältere General gar nicht in Betracht gezogen hätte – nämlich auf den Mut und die Hingabe der jungen Ausbilder und Fahnenjunker, die, wie Wenck glaubte, mangelnde Truppenzahl und Ausrüstung vielleicht wettmachen konnten.

Wenck gedachte seine unerfahrenen, doch enthusiastischen Einheiten als bewegliche Stosstruppen einzusetzen und nach Bedarf an verschiedene Stellen der Front

ihren Empfang und ersuchte um Überweisung des Geldes auf seine Bank in Westdeutschland. Es geschah nichts, bis die Weimarer Bank Wenck am 23. Oktober 1954 mitteilte, er müsse sich wegen der Angelegenheit an das Innenministerium wenden. «Wir haben Ihr altes Konto aufgelöst und Ihr Guthaben, einschliesslich der aufgelaufenen Zinsen, gestrichen ...», schrieb die Bank.

zu werfen – zumindest bis seine übrigen Streitkräfte umgruppiert waren und ihre Stellungen bezogen hatten. Wenck hoffte auf diese Weise Zeit zu gewinnen. Eine seiner ersten Massnahmen bestand darin, seine besten Formationen an den Mittelabschnitt zu verlegen, so dass er sie sowohl an der Elbe wie an der Mulde einsetzen konnte. Wenck studierte die Karte und kreiste die Gebiete, in denen es voraussichtlich zu Kämpfen kam, ein – Bitterfeld, Dessau, Belzig und Wittenberg. Es gab eine weitere kritische Stelle, an der nach Wencks Ansicht die Amerikaner sicherlich versuchen würden, die Elbe zu überschreiten. Zwischen drei Flussarmen lag Magdeburg mitten im Vormarschweg der Amerikaner. In dieses Gebiet – vornehmlich in den Abschnitt südlich von Magdeburg – legte Wenck die am besten ausgerüsteten Einheiten der Divisionen «Scharnhorst», «Potsdam» und «Ulrich von Hutten», um den Vorstoss der Amerikaner nach Möglichkeit abzufangen.

Sein Verteidigungsplan war bis in jede Einzelheit festgelegt, die Offiziere hatten seine Taktik im Kopf. Gotthard Heinrici im Gefechtsstand der Heeresgruppe Weichsel – etwa hundert Kilometer nordöstlich von Wenck – war kampfbereit. Hinter der ersten Kampflinie hatte Heinrici eine zweite, die Hauptkampflinie, vorbereitet. Er hatte seinen Kommandeuren mitgeteilt, dass er kurz vor Einsetzen des erwarteten russischen Trommelfeuers die vorderste Linie zu räumen und sämtliche Truppen auf die Hauptkampflinie zurückzuziehen beabsichtige. Es war die alte, von Heinrici schon vor Moskau praktizierte Taktik, die Russen «auf den leeren Sack schlagen» zu lassen. Heinrici hoffte, mit dieser List wieder Erfolg zu haben; das Gelingen hing natürlich von der genauen Abschätzung des Angriffszeitpunktes ab.

Die Russen hatten bereits verschiedene Täuschungsmanöver unternommen. General Martin Gareis vom XLVI. Panzerkorps, das zu Manteuffels 3. Panzerarmee gehörte, hatte geglaubt, der russische Angriff werde am 8. April stattfinden. Die Massierung von Fahrzeugen und Panzern gegenüber Gareis' Frontabschnitt nördlich Berlin hatte einen unmittelbar bevorstehenden Angriff vermuten lassen, ausserdem war von russischen Gefangenen der 8. April als Datum genannt worden. Heinrici glaubte diese Meldungen nicht. Er verliess sich lieber auf die Berichte der Abwehr und auf seinen Instinkt, und der sagte ihm, dass dieser Zeitpunkt zu früh war. Heinrici behielt recht. Am 8. April war es an der ganzen Oderfront ruhig.

Heinricis Wachsamkeit erlahmte jedoch keinen Moment. Aufmerksam verfolgte er die feindlichen Truppen- und Artilleriebewegungen jenseits der feindlichen Linien. Jeden Abend studierte er sorgfältig die Berichte der Feindaufklärung sowie die Protokolle der Gefangenenverhöre und suchte nach Anhaltspunkten für den Angriffstermin.

In dieser gespannten und kritischen Situation bat Reichsmarschall Hermann Göring Heinrici eines Tages auf seinen Besitz zum Mittagessen. Obwohl Heinrici völlig übermüdet war und seinen Gefechtsstand, sei es auch nur für wenige Stunden, ungern verliess, konnte er nicht gut ablehnen. Karin hall, der riesige Landsitz Görings, lag nur wenige Kilometer von seinem Gefechtsstand Birkenhain entfernt. Heinrici und sein Ordonnanzoffizier Rittmeister von Bila sahen bei

ihrem Eintreffen mit Staunen die Pracht des parkartigen Anwesens mit seinen Durchblicken auf Seen, Gärten, Tiergehege, Terrassen und Alleen. Vom Haupttor bis zum Schloss säumten Fallschirmjäger in schmucken Uniformen die Auffahrt – Görings persönliche Schutztruppe.

Das Schloss wirkte ebenso kolossal und opulent wie Göring selbst. Die Empfangshalle erinnerte Heinrici an eine Kirche – «so riesengross und hoch, dass der Blick wie von selbst zu den Dachbalken hinaufwanderte». Göring, der eine hellblaue Fliegeruniform trug, begrüßte Heinrici kühl. Seine Miene kündigte das bevorstehende Unheil an.

Der Reichsmarschall und der Generaloberst hegten eine tiefe Abneigung gegeneinander. Heinrici gab Göring die Schuld am Verlust Stalingrads, weil die Luftwaffe trotz aller Versprechungen nicht imstande gewesen war, die abgeschnittenen Truppen von Paulus' 6. Armee zu versorgen. Doch abgesehen davon mochte Heinrici den Reichsmarschall wegen seiner Arroganz und seiner Prunksucht nicht. Göring seinerseits fand Heinrici äusserst unbotmässig. Er hatte dem General nie verziehen, dass er Smolensk geräumt hatte, ohne die Stadt zu zerstören, und in den letzten Tagen hatte sich seine Antipathie noch verstärkt. Heinricis Bemerkungen über die 9. Fallschirmjäger bei der Führerbesprechung hatten ihn zutiefst verletzt. Am Tag nach der Besprechung hatte Göring im Gefechtsstand der Heeresgruppe Weichsel angerufen und mit Oberst Eismann gesprochen. «Es ist mir unbegreiflich», sagte er wütend, «wie Heinrici so über meine Fallschirmjäger sprechen konnte. Das war eine persönliche Beleidigung! Die 2. Fallschirmjägerdivision untersteht immer noch mir, und Sie können Ihrem Oberbefehlshaber ausrichten, dass er sie nicht bekommen wird. Nein! Ich gebe sie Schörner. Das ist ein wahrer Soldat! Ein echter Feldherr!»

Vor dem Essen griff Göring Heinrici direkt an. Er begann scharf die Truppen zu kritisieren, die er bei seinen letzten Besuchen an der Front der Heeresgruppe Weichsel gesehen hatte. In seinen riesigen, thronartigen Sessel zurückgelehnt und seinen grossen silbernen Bierhumpen schwenkend, warf er Heinrici «Missstände» in seinem Kommandobereich vor. «Ich habe Ihre ganze Front abgefahren», sagte er, «und überall Männer beim Nichtstun angetroffen! Manche sassen in Schützenlöchern und spielten Karten! Ich habe Arbeitsdiensteinheiten angetroffen, die nicht einmal Spaten besaßen. Andere Einheiten hatten keine Feldküchen! In einigen Abschnitten sind so gut wie keine Verteidigungsstellungen errichtet worden. Überall lungerten Ihre Leute herum und taten nichts.» Er nahm einen grossen Schluck Bier und sagte drohend: «Ich habe die Absicht, dies alles dem Führer zur Kenntnis zu bringen.»

Heinrici hatte keine Lust zu streiten. Ihm lag nur daran, so schnell wie möglich wegzukommen, und es gelang ihm, sich bis zum Ende der Mahlzeit zu beherrschen. Doch als Göring seine beiden Besucher hinausbegleitete, blieb Heinrici vor der Tür stehen und liess seinen Blick langsam über die prächtigen Anlagen und das imposante Schloss schweifen. «Ich kann nur hoffen», sagte er, «dass es meinen Nichtstuern gelingen wird, diesen schönen Besitz in den bevorstehenden Kämpfen vor der Zerstörung zu bewahren.» Göring starrte ihn einen Moment hasserfüllt an, wandte sich ab und trat ins Schloss zurück.

Göring wird nicht mehr lange in Karinhall sitzen, dachte Heinrici, als er abfuhr. Er konnte sich jetzt auf Grund der Berichte über die Feindlage und mit Hilfe seiner Intuition, die ihn selten getrogen hatte, allmählich den Zeitpunkt des russischen Angriffs ausrechnen. Auch war das Hochwasser der Oder in raschem Fallen begriffen. Innerhalb einer Woche, dachte Heinrici, werden die Russen losschlagen – möglicherweise am 15. oder 16. April.

Marschall Georgij Schukow schob das Tischtuch zurück und breitete eine riesige Reliefkarte von Berlin aus. Es war eher ein Modell als eine Karte – mit winzigen Regierungsgebäuden, Brücken und Bahnhöfen und einer genauen Nachbildung der Hauptstrassen, Wasserwege und Flugplätze. Die Verteidigungsanlagen, soweit man sie kannte, die Flaktürme und Bunker waren genau markiert und die wichtigsten Objekte mit kleinen grünen nummerierten Fähnchen gekennzeichnet. Der Reichstag trug die Nummer 105, die Reichskanzlei die Nummer 106; 107 und 108 waren die Gebäude des Innen- und des Aussenministeriums.

Der Marschall wandte sich an seine Offiziere. «Sehen Sie sich Objekt 105 an», sagte er. «Ich bin gespannt, wer als erster vor dem Reichstag steht. Tschuikow und seine 8. Gardearmee? Katukow und seine Panzer? Oder vielleicht Bogdanow mit seiner 2. Garde? Wer wird der erste sein?»

Schukow hetzte seine Offiziere absichtlich gegeneinander auf. Jeder von ihnen brannte darauf, die Stadt zuerst zu erreichen und vor allem den Reichstag zu erobern. Katukow sah sich, wie General Nikolaj Popiel erzählt, im Geiste offenbar bereits in Berlin, denn plötzlich rief er aus: «Kaum vorzustellen! Wenn ich 107 und 108 besetze, kann ich Himmler und Ribbentrop zusammen schnappen!» Die Besprechungen dauerten schon den ganzen Tag, und die Vorbereitungen für die Angriffe waren fast abgeschlossen. In den Wäldern standen die Geschütze in Feuerstellung, die Munition lag bereit. Panzer waren aufgefahren, um bei Beginn der Beschiessung die Artillerie zu unterstützen. Riesige Mengen von Material, Brückenteilen, Gummibooten und Holzflößen lagerten im Angriffsbereich, ein Konvoi nach dem andern brachte auf verstopften Strassen die Divisionen in die vorderste Kampflinie. Zum erstenmal setzten die Russen Flugzeuge zum Transport der Truppen an die Front ein. Es war allen russischen Soldaten klar, dass der Angriff kurz bevorstand, doch den genauen Zeitpunkt kannte man nur in den Gefechtsständen.

Kriegsberichterstatter Hauptmann Sergej Iwanowitsch Golbow fuhr Schukows Front ab und beobachtete die umfangreichen Vorbereitungen. Vergeblich hatte er seine Informationsquellen anzuzapfen versucht, der Angriffstermin war nicht zu erfahren. Er hatte noch nie vor einem Angriff eine derartige Aktivität erlebt und war überzeugt, dass die Deutschen alles genau verfolgten. «Doch niemand schien sich», berichtet er, «darum zu kümmern, was die Deutschen sahen.»

Einen Umstand konnte sich Golbow nicht erklären: Seit Tagen brachte man Flakscheinwerfer aller Grössen und Typen mit weiblichen Bedienungsmannschaften nach vorn. Sie wurden in geringer Entfernung hinter der Front aufgestellt und mit Tarnnetzen bedeckt. Golbow hatte noch nie so viele Scheinwerfer auf einmal gesehen. Was, fragte er sich, hatten diese Dinger mit dem Angriff zu tun?

Im Berliner Reichspostzentramt beugte sich Postminister Wilhelm Ohnesorge über eine Reihe farbenprächtiger Briefmarkenbogen, die auf seinem Schreibtisch lagen. Es waren die ersten Probedrucke einer neuen Serie. Ohnesorge fand sie ausgezeichnet – sicherlich würde der Führer sehr zufrieden sein. Zwei Marken betrachtete der Minister mit besonderer Sorgfalt: Die eine zeigte einen SS-Mann mit einer Maschinenpistole über der Schulter, die andere einen SA-Mann, der in der rechten Hand eine Fackel hielt. Es waren Sondermarken für einen ganz speziellen Zweck. Sie sollten zu Hitlers Geburtstag am 20. April erscheinen.

Auch Erich Bayers Gedanken drehten sich um ein Datum. Der in Wilmersdorf wohnende Buchhalter fragte sich seit Wochen, was er am Dienstag, den 10. April – das war morgen – tun sollte. Bis dahin musste die Einzahlung vorgenommen werden, sonst bekam er womöglich allerlei Schwierigkeiten. Bayer verfügte über das Geld – das war nicht das Problem. Sondern: Hatte es einen Sinn, wenn er es jetzt einzahlte? Würden die Eroberer der Stadt – die Amerikaner oder Russen – darauf bestehen? Und was geschah, wenn sie die Stadt nicht einnahmen? Bayer betrachtete die Sache von allen Seiten. Dann ging er zu seiner Bank und hob vierzehnhundert Mark ab. Er begab sich auf das nahegelegene Finanzamt und leistete die vorgeschriebene Anzahlung auf seine Einkommensteuer für das Jahr 1945.

Es geschah so schnell, dass es für alle völlig überraschend kam. General Simpson im Hauptquartier der 9. Armee unterrichtete sofort seine beiden Korpskommandeure, Major General Raymond S. McLain vom XIX. Korps und Major General Alvan Gillem von der 13. Division. Der offizielle Befehl werde folgen, sagte Simpson, jedenfalls hiesse es jetzt: «Los.»

Phase 2 hatte begonnen. Die Divisionen sollten auf die Elbe vorrücken, sie überschreiten und weiter vorstossen. Als General White im Hauptquartier der 2. Panzerdivision davon erfuhr, befahl er umgehend Colonel Paul A. Disney, den Kommandeur des 67. Panzerregiments zu sich. «Als ich eintrat», erinnert sich Disney, «hatte ich kaum Zeit zu grüssen. White empfing mich gleich mit den Worten: ‚Es geht weiter nach Osten.‘» Einen Augenblick lang war Disney sprachlos. Die Pause hatte nur knappe vierundzwanzig Stunden gedauert. Verwirrt fragte er: «Mit welchem Ziel?» White erwiderte nur: «Berlin!»

## 6

In fünf grossen Kolonnen brausten die Männer der 2. amerikanischen Panzerdivision auf die Elbe und Berlin zu. Ohne ihr Tempo zu verlangsamen, fuhren sie an hell erleuchteten deutschen Gefechtsständen vorbei. Sie rollten durch Städte, in denen Volkssturmmänner, die Gewehre in den Händen, hilflos an den Strassen standen, zu fassungslos, als dass sie etwas hätten unternehmen können. Sie überholten deutsche Fahrzeugkolonnen, die in die gleiche Richtung fuhren. Schüsse krachten, doch weder die Deutschen noch die Amerikaner hielten an. Auf Panzern

aufgeessene GI's schossen auf deutsche Krad-Fahrer. Wo sich feindliche Truppen eingegraben hatten und Widerstand zu leisten versuchten, setzten einige amerikanische Kommandeure ihre Panzer wie Kavallerie ein. Major James F. Hollingsworth liess in einem solchen Fall vierunddreissig Panzer in einer Reihe auffahren und gab ein in der modernen Kriegführung seltenes Kommando: «Angriff!» Mit donnernden Geschützen rasten die Panzer auf die feindlichen Stellungen zu, und die Deutschen rannten davon. Überall durchbrachen Panzer die deutschen Stellungen und drangen tief ins feindliche Gebiet vor. Bis zum Abend des 11. April – also in weniger als vierundzwanzig Stunden – legten die Shermans einundneunzig Kilometer – einhundertfünfzehn Strassenkilometer – zurück. Kurz nach 8 Uhr abends meldete Colonel Paul Disney lakonisch dem Hauptquartier: «Wir stehen an der Elbe.»

Eine kleine Gruppe von Panzerfahrzeugen hatte bereits vorher den Stadtrand von Magdeburg erreicht. Lieutenant Colonel Wheeler Merriams Panzerspähwagen, die bis zu neunzig Kilometern in der Stunde fuhren, waren am Nachmittag in einen Vorort am westlichen Ufer der Elbe eingedrungen. Dann wurden sie aufgehalten – nicht von deutschen Truppen, sondern durch den zivilen Strassenverkehr und Passanten. Um die Strassen freizumachen, gaben die Soldaten einige MG-Feuerstösse ab. Ein Chaos entstand. Frauen wurden ohnmächtig. Passanten drängten sich ängstlich zusammen oder warfen sich flach auf den Boden. Deutsche Soldaten rannten, wild um sich schiessend, Hals über Kopf davon. Merriams Zug gelang es, sich aus dem Gewirr zu lösen und zum Flugplatz, dem eigentlichen Ziel, zu gelangen. Während die Panzerspähwagen am Rand des Flugfelds entlangfuhren, landeten und starteten auf den Rollbahnen deutsche Maschinen. Merriam nahm sie unter Beschuss, darunter auch eine Jägerstaffel, die eben aufsteigen wollte. Die Deutschen erwiderten das Feuer, und Merriams Zug musste sich zurückziehen. Die Fahrzeuge entkamen, nur ein Wagen ging verloren. Ihr Auf tauchen hatte die Verteidiger von Magdeburg alarmiert. Als jetzt weitere amerikanische Einheiten zu beiden Seiten der Stadt die Elbe erreichten, stiessen sie auf immer stärker werdenden Widerstand. Merriam hatte bei seinem Rückzug eine wichtige Beobachtung gemacht: Die Autobahnbrücke nördlich der Stadt war noch intakt. Die Amerikaner machten sie sofort zu ihrem Hauptziel, denn über sie konnte die 2. Panzer weiter nach Berlin rollen. Doch das Feuer, das ihnen entgegenschlug, war so stark, dass sie die Autobahn nicht im Sturm nehmen konnten. Es gab jedoch noch andere Brücken im Norden und Süden. Wenn es gelang, eine davon zu nehmen, bevor die Deutschen sie zerstörten, war der Weg für die 2. Panzer frei.

Auf einer dieser Brücken, die elf Kilometer südlich bei Schönebeck über die Elbe führte, stiess Major Hollingsworth vom 67. Panzerregiment vor. Den ganzen Mittwochnachmittag waren seine Panzer unbehindert durch eine Ortschaft nach der andern gerollt, bis sie einen Ort namens Osterwieck erreichten. Dort wurden sie von einem Volkssturmbataillon aufgehalten. Hollingsworth stand vor einem Rätsel. Viele dieser älteren Volkssturmmänner schienen bereit, sich zu ergeben; einige hatten sogar Taschentücher an ihre Gewehre gebunden und streckten sie aus ihren Schützenlöchern hervor – und doch liess der Widerstand nicht nach. Ein Deutscher, der gleich in den ersten Minuten gefangengenommen worden war, lie-



ferte die Erklärung: Elf SS-Männer zwangen die Volkssturmlaute, weiterzukämpfen. Hollingsworth handelte sofort.

Er liess seinen Jeep kommen und befahl seinem Fahrer, ihn zusammen mit einem Sergeant und einem Funker auf einem Seitenweg um das Widerstandsnest herum zu fahren. Hollingsworth sah aus wie der Held eines Wildwestfilms: Um die Hüften hatte er zwei automatische Colts geschnallt, in der Hand hielt er eine Maschinenpistole. Er war ein toller Draufgänger, der eigenhändig über hundertfünfzig Deutsche umgelegt hatte. Als er auf der Strasse einen deutschen Zivilisten erblickte, liess er anhalten und fragte ihn, wo die SS-Männer sich versteckt hielten. Der verängstigte Mann deutete sofort auf ein grosses, von einem hohen Zaun umgebenes Haus mit einer angebauten Scheune. Hollingsworth und seine Männer sprangen ab, liefen zu dem Zauntor und schlugen es ein. Als sie auf den Hof stürzten, rannte ein SS-Mann mit erhobener Maschinenpistole auf sie zu. Hollingsworth durchsiebte ihn mit seiner MP. Die anderen drei Amerikaner warfen Handgranaten in die Fenster. Der Major erblickte einen weiteren SS-Mann in der offenen Heubodentür der Scheune und schoss ihn mit seiner 45er herunter. Im Innern des Hauses fanden sie sechs SS-Männer, die durch die Handgranaten getötet worden waren; die restlichen drei ergaben sich. Hollingsworth fuhr schnellstens zu seiner Kolonne zurück. Er hatte fünfundvierzig kostbare Minuten verloren.

Drei Stunden später erklimmen Hollingsworths Panzer die sich über die Städte Schönebeck und Bad Salzelmen erhebenden Hügel. Vor ihnen lag, schimmernd in der Abendsonne, die an dieser Stelle etwa einhundertfünfzig Meter breite Elbe. Hollingsworth blickte durch sein Fernglas. Die Strassenbrücke spannte sich noch über den Strom – und das aus gutem Grund. Deutsche Panzerfahrzeuge strömten darauf über den Fluss nach Osten. Hollingsworth fragte sich, wie er bei dieser Panzerübermacht des Gegners die Brücke erobern sollte, bevor sie in die Luft gesprengt wurde.

Während er noch beobachtete, begann in seinem Kopf ein Plan Gestalt anzunehmen. Er rief zwei seiner Kompanieführer, Captain James W. Starr und Captain Jack A. Knight, zu sich und erklärte ihnen, was er vorhatte. «Die Deutschen fahren auf dieser von Süden nach Norden verlaufenden Strasse nach Bad Salzelmen hinein», sagte er. «Dann biegen sie an der Kreuzung nach Osten ab, fahren durch Schönebeck und überqueren die Brücke. Es gibt für uns nur eine Möglichkeit: nach Bad Salzelmen vorzustossen und die Kreuzung zu besetzen. Wenn wir die Kreuzung erreichen, dann schert Starrs Kompanie aus, blockiert die Strasse und hält die von Süden kommenden Deutschen auf. Ich hänge mich hinter die deutsche Kolonne, die bereits östlich nach Schönebeck abgebogen ist, und folge ihr über die Brücke. Knight kommt mir nach. Wir müssen diese Brücke nehmen, und, bei Gott, wir werden es schaffen.»

Hollingsworth wusste, dass sein Vorhaben nur gelingen konnte, wenn sie schnell genug waren. Es dämmerte bereits, und wenn sie Glück hatten, bemerkten die Deutschen vielleicht gar nicht, dass sie ihnen über die Brücke folgten.

Gleich darauf waren Hollingsworths Panzer unterwegs. Mit geschlossenen Luken brausten sie nach Bad Salzelmen hinein. Bevor die Deutschen noch begriffen, hatten Starrs Panzer die von Süden kommende Strasse blockiert und die deutsche

Kolonne in ein Feuergefecht verwickelt. Die deutschen Panzer an ihrer Spitze waren bereits eingebogen und fuhren auf die Brücke zu. Offenbar hörten ihre Besatzungen die Schiesserei hinter sich, denn sie erhöhten die Geschwindigkeit. In diesem Moment schoben sich Hollingsworths Panzer in die entstandene Lücke und folgten den Deutschen im gleichen Tempo.

Doch dann wurden sie entdeckt. Artillerie nahm von dem nahe gelegenen Bahnhof aus den hinteren Teil der amerikanischen Kolonne unter Feuer. Als Hollingsworths Panzer nach Schönebeck einbogen, drehte ein deutscher Panther-Panzer seinen Turm und zielte auf den amerikanischen Spitzenpanzer. Staff Sergeant Cooley, Hollingsworths Richtschütze, erwiderte das Feuer und traf den Panther. Der Panzer schleuderte zur Seite, prallte gegen eine Mauer und ging in Flammen auf. Es blieb gerade noch Platz genug, dass Hollingsworths Panzer vorbei konnte. Er zwängte sich heftig schwankend durch die Lücke, und die anderen folgten nach. Von hinten auf die deutschen Fahrzeuge feuernd und sich an den brennenden Kampfwagen vorbei quetschend, stiessen die amerikanischen Panzer durch die Stadt vor. Als sie ins Zentrum des Ortes kamen, erinnert sich Hollingsworth, «schoss bereits jeder auf jeden. Es war ein höllisches Durcheinander. Deutsche beugten sich aus den Fenstern und schossen Panzerfäuste auf uns ab, wenn sie nicht tot im Fensterrahmen hingen.»

Hollingsworths Panzer war nicht getroffen worden. Er befand sich jetzt drei oder vier Häuserblocks vor der Brücke. Die übrigen amerikanischen Panzer drängten nach. Das letzte Stück war das schlimmste. Das feindliche Feuer schien von allen Seiten zu kommen. Häuser standen in Flammen, und es war, obwohl inzwischen schon 11 Uhr nachts, taghell.

Vor ihnen lag die Brücke. Die Panzer stiessen darauf vor. Die Auffahrt war, was Hollingsworth von dem Hügel aus nicht hatte sehen können, mit Panzersperren aus Steinmauern versehen, die in unregelmässigen Abständen abwechselnd von beiden Seiten der Strasse vorsprangen. Die Fahrzeuge mussten abbremsen und geschickt hin- und hermanövrieren, um auf die Fahrbahn zu kommen. Hollingsworth sprang von seinem Panzer. Er wollte erkunden, ob er die Fahrzeuge einweisen und zugleich über das am Heck des Panzers angebrachte Telefon das Feuer seines Richtschützen lenken konnte. In diesem Moment schlug fünfzehn Meter vor ihm eine Panzerabwehrgranate ein. Steinbrocken flogen durch die Luft, und der Major merkte plötzlich, dass ihm Blut über das Gesicht lief.

In der einen Hand einen Armee-Colt, in der andern das Panzertelefon, lief er geduckt auf die Brücke zu. Sein Panzer stiess mit einem Jeep zusammen. Hollingsworth rief Infanteristen herbei und kämpfte sich mit ihnen, ständig das Feuer der verbissenen die Zufahrt verteidigenden Deutschen erwidern, durch die Strassensperre vor. Er bekam einen Schuss ins linke Knie, doch er ging taumelnd und fast blind vom eigenen Blut weiter. Aber dann wurde Hollingsworth durch einen Geschosshagel gestoppt und musste den Befehl zum Rückzug geben. Er war bis auf zwölf Meter an die Brücke herangekommen. Als Colonel Disney, sein Kommandeur, eintraf, fand er ihn «blutüberströmt und gehunfähig» vor und schickte ihn nach hinten. Hollingsworth hatte die Brücke um Minuten zu spät erreicht. Etwas früher –und er hätte seiner Schätzung nach in elf Stunden in Berlin sein können.

Als Infanteristen und Pioniere im Morgengrauen des 12. April noch einmal die Schönebecker Brücke zu stürmen versuchten, jagten die Deutschen sie vor ihrer Nase in die Luft.

Hoch über dem Abschnitt der 9. Armee zog Lieutenant Duane Francies mit seinem unbewaffneten Erkundungsflugzeug, der Piper Cub «Miss Me», eine weite Kurve. Hinter Francies sass sein Artilleriebeobachter, Lieutenant William S. Martin. Die beiden unternahmen schon seit dem Vorstoss vom Rhein Aufklärungsflüge für die 5. Panzer. Sie machten deutsche Stützpunkte aus und funkten deren Position den vorrückenden amerikanischen Kolonnen. Mehr als einmal waren sie auf feindliche Truppen herabgestossen und hatten sie mit ihren 45er-Colts beschossen.

Im Osten war die Wolkendecke aufgebrochen, und in der Ferne sahen die beiden undeutlich Gruppen von Schornsteinen. «Berlin!» rief Francies. «Die Spandauer Fabriken!» Francies suchte jetzt von seinem Flugzeug aus jeden Tag nach neuen Markierungspunkten. Der junge Pilot wollte, wenn er mit seiner «Miss Me» die Panzer nach Berlin hineinführte, instande sein, die wichtigsten Strassen und Gebäude sofort zu erkennen, um den «boys» genau den Weg weisen zu können.

Francies hatte sich schon entschlossen, zu einer Wiese in der Nähe der vordersten Kolonnen zurückzukehren, als er plötzlich den Steuerknüppel nach vorn legte. Er hatte ein Motorrad mit Beiwagen bemerkt, das sich auf einer Seitenstrasse den amerikanischen Panzern näherte. Während er hinabstiess, um sich das Fahrzeug näher anzusehen, warf er einen Blick nach rechts und zuckte überrascht zusammen. Ganz niedrig über den Bäumen und kaum von ihnen zu unterscheiden, flog ein Fieseler Storch, ein Erkundungsflugzeug der deutschen Artillerie. Als «Miss Me» sich ihm näherte, erkannte er deutlich die weissen Kreuze auf Rumpf und Tragflächen. Der Fieseler Storch war wie die Cub ein stoffbespannter Hochdecker, jedoch grösser als «Miss Me», und, wie Francies wusste, um gut fünfzig Stundenkilometer schneller. Der Amerikaner war jedoch im Vorteil, weil er sich über der deutschen Maschine befand. Francies rief Martin zu: «Den schnappen wir uns!» Martin meldete über Funk nach unten, dass sie ein deutsches Flugzeug ausgemacht hätten und dabei seien, es anzugreifen. Die Panzersoldaten, die Martins Meldung hörten, blickten verblüfft zum Himmel auf, um den Luftkampf zu beobachten. Martin öffnete die Seitentüren, während Francies hinabstiess und über dem deutschen Flugzeug eine enge Kurve zog. Die beiden Amerikaner feuerten mit ihren 45ern auf den deutschen Piloten. Francies wollte die feindliche Maschine auf diese Weise den schussbereiten Panzern zutreiben, die sie mit ihren Maschinengewehren leicht erledigen konnten. Doch der Deutsche tat Francies diesen Gefallen nicht, obwohl ihn der Angriff sichtlich verwirrte. Der Storch rutschte über die rechte Tragfläche ab und begann wild zu kreisen. Die Amerikaner beugten sich aus ihrer Maschine und schossen, bis ihre Magazine leer waren. Zu Francies' Erstaunen erwiderte der Deutsche das Feuer nicht. Selbst während sie neu luden, versuchte er nicht zu entkommen, sondern kreiste weiter. Offenbar hatte er immer noch nicht begriffen, was los war.

Francies flog jetzt bis auf sieben Meter an das feindliche Flugzeug heran, und die

beiden Amerikaner jagten eine Kugel nach der andern in seine Windschutzscheibe. Sie kamen ihm so nahe, dass Francies sah, wie der Pilot «uns anstarrte, mit Augen gross wie Spiegeleier». Dann begann die deutsche Maschine plötzlich wild zu trudeln. Martin, der über Funk laufend den Kampf schilderte, schrie: «Wir haben ihn! Wir haben ihn!» (*We got him.*) Er sprach vor Aufregung so undeutlich, dass Lieutenant Colonel Israel Washburn in seinem Schützenpanzer verstand: «Wir sind getroffen!» (*We got hit.*)

Der Storch trudelte ab, die rechte Tragfläche schlug auf den Boden, brach ab, die Maschine überschlug sich und blieb mitten auf einer Wiese liegen. Francies landete auf einem benachbarten Feld und lief zu dem Wrack. Der deutsche Pilot und sein Beobachter waren bereits herausgeklettert und wollten flüchten, doch der Beobachter, der am Fuss getroffen war, stürzte zu Boden. Der Pilot versteckte sich hinter einem grossen Haufen Zuckerrüben. Als Martin einen Warnschuss abgab, kam er mit erhobenen Händen hervor. Martin hielt ihn mit seiner Pistole in Schach, und Francies untersuchte den verwundeten Beobachter. Als er ihm den Stiefel auszog, fiel eine 45er-Kugel heraus. Während er die nur oberflächliche Wunde verband, sagte der Deutsche in einem fort: «Danke. Danke. Danke.» Später liessen sich Francies und Martin stolz neben der abgeschossenen Maschine fotografieren. Es war wahrscheinlich der letzte Luftkampf des Zweiten Weltkriegs in Europa gewesen, und sie waren zweifellos die einzigen Flieger, die in diesem Krieg ein deutsches Flugzeug mit Pistolen heruntergeholt hatten. Für Francies war es «ein Tag reiner Freude». Das einzige, was dieses Erlebnis noch übertreffen konnte, war die Aufgabe, die ihm bevorstand: Die 5. Panzer nach Berlin hineinzuführen. Francies war überzeugt, in spätestens ein oder zwei Tagen musste der entsprechende Befehl kommen\*.

Der von Lieutenant Robert Nicodemus geführte Panzerzug näherte sich gegen Mittag Tangermünde. Es herrschte eine unheimliche Stille. Ziel dieser Einheit der 5. Panzerdivision war die Elbbrücke in der malerischen kleinen Stadt. Jetzt, da die Brücke bei Schönebeck zerstört war, war die Tangermünder Brücke die wichtigste des Krieges – zumindest für die Soldaten der 9. Armee.

Nicodemus' Panzer rollten durch die Hauptstrasse zum Stadtplatz. Die Strassen waren leer und verlassen. Doch als die Panzer sich auf dem Stadtplatz sammelten, begannen plötzlich die Luftschutzsirenen zu heulen, und im gleichen Moment «brach», wie Nicodemus später berichtete, «die Hölle los».

Aus Fenstern, Haustüren und Dachluken schossen die Deutschen mit Panzerfäusten. Die Amerikaner reagierten sofort. Sergeant Charles Householder stand im Turm seines Panzers und feuerte mit seiner Maschinenpistole, bis der Panzer getroffen wurde und Householder abspringen musste. Auch Sergeant Leonard Haymakers Panzer, der gleich dahinter stand, wurde getroffen und ging in Flammen auf. Haymaker konnte herausklettern, doch seine Besatzung wurde durch das

\* Francies' Leistung wurde vom amerikanischen Kriegsministerium nie anerkannt. Er wurde für das Distinguished Flying Cross vorgeschlagen, hat es jedoch nicht erhalten. Merkwürdigerweise verlieh man Martin, obwohl er kein Flieger war, für seine Mitwirkung an der Aktion die Air Medal.

feindliche Feuer im Innern festgehalten. Zusammengekauert drehte Haymaker sich langsam im Kreis herum und feuerte, um seine Männer beim Aussteigen zu decken, kurze Salven aus seiner MP ab.

Mitten während des Gefechts sprang ein amerikanischer Soldat auf das Heck von Nicodemus' Panzer und schrie dem Lieutenant zu, er sei ein entflohener amerikanischer Kriegsgefangener. In der Stadt befänden sich in zwei getrennten Lagern etwa fünfhundert Gefangene. Nicodemus überlegte kurz. Er hatte eben Artillerieunterstützung anfordern wollen, doch eine Stadt voller amerikanischer Gefangener konnte er nicht einfach beschiessen lassen. Er entschied, zu dem nächsten der beiden Lager durchzubrechen und die Gefangenen aus der Schusslinie zu bringen. Der Gefangene führte Nicodemus durch Höfe und Gärten zum Fluss, wo sich das Lager befand. Kaum erblickten die Gefangenen den amerikanischen Offizier, überwältigten und entwaffneten sie ihre Wachen. Dann folgten sie Nicodemus. Als die Gruppe sich der letzten vom Feind gehaltenen Strasse näherte und die dahinter aufgefahrenen amerikanischen Panzer sah, rief ein GI dem Leutnant jubelnd zu: «Jetzt bin ich ein freier Mensch. Die Deutschen können mich nicht umlegen.» Er trat mitten auf die Strasse und brach zusammen. Ein deutscher Scharfschütze hatte ihn mitten in den Kopf getroffen.

Inzwischen hatten sich in der ganzen Stadt heftige Häuserkämpfe entwickelt. Die Panzer waren schon fast bis zur Brücke vorgestossen, als der amerikanischen Vorhut deutsche Unterhändler entgegenkamen und sich bereit erklärten, die Stadt zu übergeben. Während man verhandelte, gab es plötzlich eine ungeheure Explosion. Eine riesige Staubwolke stieg auf, und ein Trümmerregen prasselte auf die Stadt nieder. Deutsche Pioniere hatten die Brücke gesprengt. Die Männer der 5. Panzerdivision waren verzweifelt. Fünfundachtzig Kilometer vor Berlin musste die am weitesten vorgestossene amerikanische Einheit stehenbleiben.

Im Hauptquartier der 9. Armee wurde man allmählich unruhig. Bis zum Nachmittag des 12. April hatte man allen Grund zur Zuversicht gehabt. Die 5. Panzer hatte in nur dreizehn Tagen die Strecke von dreihundertzwanzig Kilometern zurückgelegt; die 2. hatte dazu nur einen Tag länger gebraucht. Simpsons Armee war seit ihrem Aufbruch am Rhein etwa dreihundertsechzig Kilometer vorgerückt. Divisionen der 9. Armee stiessen auf der ganzen Breite ihres Frontabschnitts in Richtung Elbe vor.

Doch bis jetzt hatte man noch keine Brücken genommen, keine Brückenköpfe am Ostufer des Flusses errichtet. Viele hatten sich einen ähnlichen Erfolg wie die unerwartete Einnahme der Rheinbrücke bei Remagen erhofft, durch die sich die Situation über Nacht verändert hatte. Doch ein solcher Glücksfall war nicht eingetreten. Jetzt traf man im Hauptquartier der 2. Panzer eine Entscheidung: Die Überschreitung des Flusses musste erzwungen werden. Vorseinheiten sollten mit Amphibienfahrzeugen zum Ostufer der Elbe übersetzen und dort einen Brückenkopf errichten. Danach sollte eine Pontonbrücke gebaut werden.

Brigadegeneral Sidney R. Hinds, Kommandeur des Kampfkommandos B der 2. Panzer, arbeitete den Plan aus. Die Aktion sollte südlich von Magdeburg, in der Nähe des Ortes Westerhüsen, stattfinden. Es war ein riskantes Unternehmen. Der

Feind konnte mit seiner Artillerie die Brücke vor ihrer Fertigstellung zerstören oder gar den Bau verhindern. Doch je länger Hinds wartete, desto mehr verstärkten die Deutschen womöglich ihre Verteidigung. Und mit jeder Stunde verringerte sich die Chance, früher als die Russen in Berlin zu sein.

Am 12. April, um 8 Uhr abends, setzten die ersten Amphibienfahrzeuge über. Der Feind blieb ruhig. Um Mitternacht befanden sich zwei vollständige Panzergrenadierbataillone am anderen Ufer. Bis zur Morgendämmerung schloss sich ihnen ein drittes an. Die Truppen formierten sich schnell und hoben eine halbkreisförmige Verteidigungsstellung aus, um die für den Bau der Pontonbrücke vorgesehene Stelle zu sichern. General White rief Simpson, den Kommandeur der 9. Armee, an und teilte ihm triumphierend mit: «Wir sind drüben!»

Die Deutschen erfuhren von der Überschreitung des Flusses fast ebenso schnell wie Simpson. Der Kommandant von Magdeburg, ein Mann, der bereits in der Normandie gegen die Amerikaner gekämpft hatte, unterrichtete sofort Generalleutnant Wenck im Hauptquartier der 12. Armee von den Ereignissen.

Der Magdeburger Kommandant, ein erfahrener Artillerist, hatte es sich seit Langem zur Regel gemacht, den Feind nicht zu unterschätzen. Am frühen Morgen des 6. Juni 1944 hatte er, als er von seinem Gefechtsstand aufs Meer hinaussah, die alliierte Invasionsflotte erblickt. Damals informierte er seine Vorgesetzten ebenso schnell. «Das ist die Invasion», sagte er. «Es sind bestimmt zehntausend Schiffe.» Man glaubte ihm nicht und fragte: «In welcher Richtung fahren diese Schiffe?» Seine Antwort war klar und einfach: «Direkt auf mich zu.»

Jetzt bereitete sich Major Werner Pluskat, der das deutsche Abwehrfeuer am Abschnitt Omaha in der Normandie geleitet hatte, auf den Widerstand an der Elbe vor. Seine nördlich und südlich von Magdeburg entlang des Flusses aufgestellte Artillerie sollte die Amerikaner so lange wie möglich aufhalten. Doch Pluskat hatte zuviel Erfahrung, als dass er sich irgendwelchen Illusionen über den Ausgang der bevorstehenden Gefechte hingeben hätte.

Bei den jungen Offiziersanwärtern hingegen, auf die Wenck angewiesen war, gab es keinerlei Pessimismus. Sie blickten den Kämpfen voll Mut und Zuversicht entgegen. Mobile Kampfgruppen der Divisionen «Potsdam», «Scharnhorst» und «Ulrich von Hutten» eilten herbei. Sie hatten den Auftrag, den amerikanischen Brückenkopf am Ostufer der Elbe zu beseitigen.

Am westlichen Elbufer arbeiteten fieberhaft die amerikanischen Pioniere. Scheinwerfer wurden senkrecht nach oben gerichtet, so dass die Wolken ihr Licht reflektierten. Bei diesem künstlichen Mondschein schaffte man die ersten Pontons herbei, schob sie in den Fluss und baute einen Brückenteil an den andern.

Colonel Paul A. Disney, der Kommandeur des 67. Panzerregiments, beobachtete die Arbeiten mit wachsender Ungeduld. Plötzlich hörte er das Heulen von Granaten. Die Geschosse schlugen neben den ersten Pontons ein, Wassersäulen schossen hoch. Die Granaten kamen nicht in Salven, sondern einzeln, offenbar von verschiedenen, in weiten Abständen aufgestellten Geschützen. Disney, der überzeugt war, dass das Feuer von einem in der Nähe versteckten Artilleriebeobachter gelenkt

wurde, befahl sofort, die schäbigen vierstöckigen Wohnhäuser am Fluss zu durchsuchen. Doch seine Männer fanden nichts. Der Beschuss hielt an, und die Granaten trafen mit tödlicher Genauigkeit.

Zerfetzte Pontons versanken. Immer wieder mussten die Pioniere in Deckung gehen. Verwundete wurden ans Ufer geschleppt; andere nahmen ihre Plätze ein. Das Feuer dauerte die ganze Nacht an und brach die finstere Entschlossenheit der amerikanischen Pioniere. Genau das war eingetreten, was Hinds am meisten befürchtet hatte. Er befahl einer Infanterieeinheit im Eiltempo den Fluss entlang nach Süden zu marschieren und eine andere Stelle für den Pontonbau zu suchen. Bis zum nächsten Morgen hatte die deutsche Artillerie die Brücke, deren letzter Ponton nur noch fünfundsiebzig Meter vom östlichen Ufer entfernt war, völlig zerstört.

Hinds, der seine Enttäuschung hinter einer ausdruckslosen Miene verbarg, befahl die Räumung der Stelle. Die Männer sammelten sich mit den Verwundeten zum Aufbruch, als aus dem Brückenkopf am anderen Ufer die Meldung eintraf, man habe weiter flussabwärts eine andere geeignete Stelle für den Brückenbau gefunden.

Am Nachmittag des 13. April schleppten Amphibienfahrzeuge ein kräftiges Drahtseil über den Fluss zu dem neuen Brückenkopf. Mit Hilfe dieses Kabels sollten Panzer, Fahrzeuge und Geschütze auf Pontons über den Fluss gezogen werden. Auf diese Weise konnte der Transport zwar nur sehr langsam vor sich gehen, doch musste man sich irgendwie behelfen, bis Brückenmaterial herangeschafft war.

Die grössten Sorgen bereiteten Hinds jetzt die drei Bataillone am Ostufer des Flusses, die mit dem Rücken zur Elbe einen kleinen, halbkreisförmigen Brückenkopf in der Gegend der Dörfer Elbenau und Grünwalde verteidigten. Abgesehen von den Batterien am Westufer besaßen die Truppen keinerlei Artillerie- oder Panzerunterstützung. Wenn die Bataillone massiv angegriffen wurden, konnte die Situation gefährlich werden. Hinds befahl Colonel Disney, mit einem Amphibienfahrzeug die Elbe zu überqueren und das Kommando über die Infanterieeinheiten zu übernehmen.

In einem kleinen Wald fand Disney den ersten der beiden Bataillonsgefechtsstände. Captain John Finnell, der kommandierende Offizier, unterrichtete ihn über die kritische Lage. Der deutsche Druck nehme zu. «Wenn wir nicht schnellstens Panzer bekommen», sagte er, «gibt es eine Katastrophe.»

Nachdem Disney Hinds über Funk informiert hatte, machte er sich auf die Suche nach dem zweiten Bataillon. Als er sich dem Fluss näherte, schlugen um ihn herum Granaten ein. Disney sprang in einen Graben, doch als die Einschläge immer näher kamen, kroch er wieder heraus und wollte weiterlaufen. Diesmal hatte er Pech. Ein Hagel von Splittern ging auf ihn nieder, dann noch einer. Ein dritter Einschlag schleuderte Disney zu Boden. Halb bewusstlos und schwer verwundet blieb er liegen. Sein linker Oberarm war zerfetzt, sein rechtes Bein von einem grossen Granatsplitter aufgerissen.

Innerhalb von sechsunddreissig Stunden wurden Hollingsworth und Disney – beides Männer, denen der Vormarsch auf Berlin nicht schnell genug vorangehen konnte – ausser Gefecht gesetzt.



Am 12. April um 13 Uhr 15, etwa zur gleichen Zeit, da die Spitzenpanzer der 5. Division in Tangermünde eindrangen, starb in Warm Springs Präsident Roosevelt. Der Präsident legte, während er einem Maler an seinem Schreibtisch zu einem Porträt sass, plötzlich die Hand an den Kopf und klagte über Schmerzen. Wenige Augenblicke später war Roosevelt tot. Vor ihm lag ein Exemplar der Zeitung *The Atlanta Constitution* mit der Schlagzeile: «DIE NEUNTE 57 MEILEN VOR BERLIN.»

Es dauerte fast vierundzwanzig Stunden, bis die Nachricht vom Tod des Präsidenten zu den Fronttruppen durchsickerte. Major Alcee Peters von der 84. Division hörte sie von einem Deutschen. An einem Eisenbahnübergang in der Nähe von Wahrenholz sprach ihn ein älterer Streckenwärter an und drückte ihm sein Beileid aus, weil «die Nachricht so entsetzlich ist». Der erschrockene Peters wollte nicht glauben, was er da gehört hatte. Aber noch bevor er die Mitteilung richtig in sich aufgenommen hatte, rollte seine Kolonne schon weiter in Richtung Elbe. Peters musste jetzt an andere Dinge denken.

Lieutenant Colonel Norman Carnes, der ein Bataillon des 333. Infanterieregiments führte, fuhr eben durch ein zerbombtes Ölfeld nördlich von Braunschweig, als er von Roosevelts Tod erfuhr. Er fühlte Bedauern, doch auch er blieb mit seinen Gedanken bei seiner Aufgabe. «Es war nur ein düsterer Augenblick unter vielen», berichtete er später. «Mein nächstes Ziel war Wittingen, und meine Gedanken waren ganz darauf gerichtet. Roosevelt konnte mir in diesem Moment nicht helfen, ob er tot oder lebendig war.» Der Feldgeistliche Ben Rose schrieb an seine Frau: «Wir alle waren traurig ... aber wir haben so viele Männer sterben sehen, dass die meisten von uns wissen, dass selbst Roosevelt nicht unersetzlich ist... Ich war überrascht, wie ruhig wir die Nachricht aufnahmen und darüber sprachen.»

Josef Goebbels war vor Freude ausser sich. Als er die Nachricht erfuhr, rief er sofort Hitler im Führerbunker an. «Mein Führer, ich gratuliere Ihnen! Roosevelt ist tot!» rief er in die Sprechmuschel. «Es steht in den Sternen geschrieben. Die zweite Aprilhälfte bringt für uns die grosse Wende. Heute ist Freitag, der 13. April. Das ist der grosse Wendepunkt!»

Nicht lange zuvor hatte Goebbels Graf Schwerin von Krosigk, dem Finanzminister, zwei astrologische Gutachten übergeben. Das eine hatte Hitler für den Tag seiner Machtübernahme, den 30. Januar 1933, anfertigen lassen. Das andere, welches das Datum 9. September 1918 trug, beschäftigte sich mit der Zukunft der Weimarer Republik. Krosigk hatte in sein Tagebuch geschrieben: «Eine erstaunliche Tatsache ist offenbar geworden. Beide Horoskope prophezeien den Ausbruch des Krieges im Jahr 1939, die Siege bis 1941 und die dar auf folgende Reihe von Rückschlägen – die schwersten in den ersten Monaten des Jahres 1945, besonders in der ersten Aprilhälfte. Dann soll in der zweiten Aprilhälfte ein überwältigender Sieg folgen, Stagnation bis August und im gleichen Monat der Frieden. Die nächsten drei Jahre sollen für Deutschland schwer sein, doch im Jahre 1948 soll sein Wiederaufstieg beginnen.»

Goebbels hatte überdies Thomas Carlyles *Geschichte Friedrichs des Grossen* ge-

lesen – eine Lektüre, die ihn ebenfalls mit Optimismus erfüllte. Ein Kapitel handelte vom Siebenjährigen Krieg (1756–1763), in dem Preussen den verbündeten Truppen Frankreichs, Österreichs und Russlands gegenüberstand. Im sechsten Kriegsjahr erklärte Friedrich, wenn sich sein Schicksal bis 15. Februar nicht wende, werde er Selbstmord begehen. Am 12. Februar 1762 starb die Zarin Elisabeth, und Russland zog sich aus dem Krieg zurück. «Das Wunder des Hauses Brandenburg war geschehen», schrieb Carlyle. Jetzt, im sechsten Jahr des Zweiten Weltkriegs, starb Roosevelt – die Parallele war unübersehbar.

Goebbels strahlte vor Begeisterung. Er spendierte allen seinen Mitarbeitern im Propagandaministerium Sekt.

«Vorwärts! Vorwärts!» schrie Lieutenant Colonel Edwin «Buckshot» Crabill von der 83. Division. Er lief am Flussufer auf und ab, stiess seine Männer in die Sturmboote und half da und dort, wenn es ihm zu langsam ging, mit Fusstritten nach. «Verpatzt nicht diese Chance!» rief er einem Boot nach. «Es geht nach Berlin!» Er wandte sich an die Männer am Ufer, die in die Amphibienfahrzeuge kletterten: «Kein langes Ordnen! Wartet nicht darauf, dass euch jemand sagt, was ihr tun sollt! Seht nur zu, dass ihr irgendwie überkommt! Wenn ihr euch jetzt beeilt, dann könnt ihr es schaffen, ohne dass ein Schuss fällt!»

Crabill hatte recht. Bei Barby, fünfundzwanzig Kilometer südlich von Magdeburg, nur ein kurzes Stück unterhalb der Stelle, wo ihre Erzrivalen von der 2. Panzer sich verzweifelt mit ihrem Kabel abmühten, gelang es den Soldaten der 83. Division, scharenweise ohne Widerstand den Fluss zu überqueren. Als sie in das Städtchen eindringen, hatten sie feststellen müssen, dass die Brücke gesprengt war. Crabill hatte daraufhin, ohne auf Weisung von oben zu warten, den sofortigen Übergang befohlen. Sturmboote wurden herangeschafft, und binnen Stunden war ein ganzes Bataillon drüben. Jetzt war ein zweites unterwegs. Gleichzeitig wurde auf Pontons Artillerie übergesetzt, und Pioniere bauten an einer Brücke, die bis zum Abend fertig sein sollte. Crabill selbst staunte über die ungeheure Aktivität, die er mit seinen Befehlen ausgelöst hatte. Während er von Gruppe zu Gruppe lief und die Männer anfeuerte, rief er den anderen Offizieren immer wieder zu: «Daheim in Fort Benning werden sie uns das nie glauben!»

Auf einem Balkon unterhalb der Turmuhr des Rathauses standen einige Deutsche und beobachteten schweigend die fieberhafte Tätigkeit. Lieutenant Colonel Granville Sharpe, der mit seinem Infanteriebataillon die wenigen Widerstandsnester in der Stadt beseitigte, ärgerte sich über diese Zuschauer, die er schon vor einigen Stunden bemerkt hatte. «Meine Männer wurden ständig beschossen, und da oben standen diese Deutschen und sahen sich interessiert die Kämpfe und die Flussüberschreitung an», berichtet er. Jetzt hatte Sharpe genug. Er ging zu einem Panzer und befahl dem Kanonier: «Geben Sie mal einen Schuss auf die Uhr ab – so ungefähr auf die Fünf.» Der Kanonier gehorchte und durchschoss die Fünf mit einem glatten Volltreffer. Die Deutschen verschwanden auf der Stelle.

Die Vorstellung war jedoch ohnedies bereits zu Ende – die gesamte 83. befand sich am anderen Ufer. Die Amerikaner hatten den ersten festen Brückenkopf östlich der Elbe errichtet.

Am Abend des Dreizehnten waren auch die Pioniere fertig. An der Auffahrt zur Brücke brachten sie zu Ehren des neuen Präsidenten eine Tafel an: «TRUMAN-BRÜCKE. TOR NACH BERLIN. KLEINE AUFMERKSAMKEIT DER 83. INFANTERIEDIVISION.»

Die Überschreitung der Elbe wurde Simpson gemeldet, der umgehend seinerseits Bradley davon unterrichtete. Dieser rief sofort Eisenhower an. Der Oberkommandierende liess sich ausführlich berichten. Als Bradley fertig war, stellte er ihm eine Frage. Wie Bradley das Gespräch später rekonstruierte, lautete diese Frage: «Brad, was, meinen Sie, wird es uns kosten, von der Elbe aus durchzubrechen und Berlin zu nehmen?»

Bradley liess sich dieselbe Frage schon seit Tagen durch den Kopf gehen. Wie Eisenhower betrachtete er Berlin nicht als militärisches Ziel, doch wenn es leicht genommen werden konnte, war er dafür, die Stadt zu nehmen. Wie Eisenhower fürchtete er aber auch die Schwierigkeiten, die ein zu tiefes Eindringen in die zukünftige sowjetische Zone mit sich bringen konnte – vor allem die Verluste, welche die amerikanischen Truppen bei den Kämpfen um ein Gebiet erleiden würden, aus dem sie sich später wahrscheinlich wieder zurückziehen mussten. Die Verluste auf dem Weg von der Elbe nach Berlin würden vermutlich nicht übermässig hoch sein, doch die Einnahme der Stadt konnte teuer zu stehen kommen. Er antwortete dem Oberkommandierenden: «Ich schätze, dass uns das 100'000 Mann kosten wird.»

Einen Moment herrschte Schweigen. Dann setzte Bradley hinzu: «Ein reichlich hoher Preis für ein Prestigeziel, vor allem, wenn man in Betracht zieht, dass wir uns wieder zurückziehen und das Gebiet den Russen überlassen müssen»\*.

Damit war das Gespräch beendet. Der Oberkommandierende behielt seine Absichten für sich. Doch Bradley hatte seine Meinung unmissverständlich dargelegt: Das Leben der amerikanischen Soldaten war mehr wert als reines Prestige oder die vorübergehende Besetzung eines mehr oder weniger bedeutungslosen Stückes Land.

Im Gefechtsstand des XIX. Korps stand General McClain vor seiner Karte und studierte die Lage. Seiner Ansicht nach war die feindliche Front am Ostufer der Elbe eine «harte Kruste», nichts weiter. Sobald seine Divisionen sie durchstossen

\* Die Äusserung Bradleys gegenüber Eisenhower ist heftig umstritten. Unklarheiten herrschen vor allem über den Zeitpunkt des Gesprächs und die Grundlagen der Bradleyschen Schätzung. Als erster hat Bradley selbst in seinen Memoiren *A Soldier's Story* über dieses Gespräch berichtet, ohne jedoch ein Datum anzugeben. Er fühlt sich deshalb, wie er dem Autor gegenüber äusserte, zum Teil für die in diesem Punkt bestehenden Unklarheiten verantwortlich. Einer der veröffentlichten Darstellungen dieses Vorgangs zufolge soll Bradley dem Oberkommandierenden in dessen Hauptquartier bereits im Januar 1945 gesagt haben, er rechne bei der Einnahme Berlins mit dem Verlust von 100'000 Mann. Bradley selbst sagt dazu: «Ich habe Ike meine Schätzung telefonisch unmittelbar nach der Errichtung des Brückenkopfes an der Elbe mitgeteilt. Natürlich rechnete ich nicht mit dem Verlust von 100'000 Mann beim Vorstoss von der Elbe nach Berlin. Doch ich war überzeugt, dass die Deutschen erbittert um ihre Hauptstadt kämpfen würden und dass wir uns auf sehr schwere Verluste in Berlin selbst gefasst machen mussten.»

hatten, konnte sie nichts daran hindern, bis Berlin vorzustürmen. Colonel George B. Sloan, McClains Erster Stabsoffizier, rechnete mit einem ähnlichen Widerstand, wie ihn der Feind zwischen Rhein und Elbe geleistet hatte: einzelne Nester, die von schnell beweglichen Truppen zu umgehen waren. Seiner Überzeugung nach konnten binnen achtundvierzig Stunden die Vorhuten der amerikanischen Panzereinheiten in Berlin stehen.

McClain hatte einige rasche Entscheidungen getroffen. Die überraschende Leistung, welche die 83. Division mit der Errichtung des Brückenkopfes, der Überschreitung des Flusses und dem Bau der Brücke innerhalb weniger Stunden vollbracht hatte, hatte die Situation an der Elbe radikal verändert. Die Männer der 83. erweiterten den Brückenkopf am Ostufer, einzelne Einheiten waren bereits weiter nach Osten vorgestossen. McClain bezweifelte nicht, dass die 83. in der Lage war, den Brückenkopf zu halten. Nicht so sicher war er, ob die 2. Panzer mit ihrer merkwürdigen Kabelfähre dem Beschuss standhalten konnte. Immerhin aber hatte die 2. bereits drei Bataillone übergesetzt, ohne zu weichen. Ein Teil der 2. Panzer sollte den Fluss auf der «Truman-Brücke» der 83. überschreiten, und man hatte bereits Vorbereitungen dafür getroffen. McClain sah deshalb keinen Grund, warum die eben eintreffende 30. Division Magdeburg angreifen und zur Autobahnbrücke vorstossen sollte. Die Verstärkung rückte so schnell nach, dass man den Brückenkopf der 83. rasch erweitern und die Verbindung mit den abgeschnittenen Bataillonen, welche die 2. mit ihrer Kabelfähre hinüberbefördert hatte, herstellen konnte. Von diesem stark vergrößerten Brückenkopf aus konnte man den Vorstoss fortsetzen. McClain beschloss, Magdeburg völlig zu umgehen. Die Männer der 83. hatten recht gehabt: Die Truman-Brücke erwies sich tatsächlich als das Tor nach Berlin.

General Hinds stand im Morgengrauen des 14. April an der Kabelfähre der 2. Panzer und sah zu, wie drei Pontons zusammengebaut wurden. Sie sollten als Fähre dienen und bis zum Bau einer Brücke an dem Kabel hin- und hergezogen werden. Immer noch schlugen ständig zu beiden Seiten des Flusses Granaten ein, und die Truppen am Ostufer waren in schwere Kämpfe verwickelt. Der gegnerischen Infanterie konnten sie sicherlich noch einige Zeit standhalten, doch Hinds befürchtete einen Panzerangriff. Die Amerikaner auf der anderen Seite des Flusses waren immer noch ohne Artillerie- und Panzerunterstützung.

Das erste Fahrzeug, das auf die Pontonfähre rollte, war ein Bulldozer; das Ostufer des Flusses musste so hergerichtet werden, dass Panzer und schwere Geschütze es erklimmen konnten. Um den Transport zu beschleunigen, sollte ein Amphibienfahrzeug die Fähre ziehen und so das Kabel unterstützen. Hinds war nervös. Zwei Kabel waren bereits gerissen und vom Fluss fortgespült worden. Jetzt hatte er nur noch ein Drahtseil – und die Fähre war ausgerechnet aus den letzten, übergrossen Pontons zusammengebaut worden.

Die schwierige Aktion begann. Die Fähre bewegte sich langsam auf die Mitte der Elbe zu und näherte sich dem Ostufer. Da geschah das Unglaubliche. Eine einzelne Granate schlug ins Wasser, traf haargenau das Kabel und trennte es durch. Starr vor Schreck sah Hinds Kabel, Fähre und Bulldozer den Fluss hinuntertreiben.

Der unwahrscheinlich anmutende Treffer schien das Vorzeichen der Katastrophe zu sein. Fast im gleichen Augenblick traf die Meldung ein, dass die Truppen drüben von Panzern angegriffen wurden.

Am Ostufer der Elbe beobachtete Lieutenant Colonel Arthur Anderson durch den Morgennebel und den Rauch des Artilleriefeuers die in seine Infanteriestellungen einbrechenden Panzer. Es waren sieben oder acht Fahrzeuge. Durch sein Fernglas sah Anderson, wie die Gruppe, die sich ausser Schussweite seiner Bazookas befand, systematisch die amerikanischen Schützenlöcher beschoss und eine seiner Kompanien, deren Stellung sich weit rechts von seinem Gefechtsstand befand, überrollte. Die Amerikaner stürzten aus ihren Löchern hervor und rannten auf den schützenden Wald zu. Jetzt nahmen sich die Deutschen die Stellungen der anderen beiden Kompanien Andersons vor und beschossen ein Schützenloch nach dem andern. Verzweifelt bat Anderson die Batterien am westlichen Elbeufer über Funk um Unterstützung. Doch als die Granaten der 2. Panzer herüberheulten, wusste er, dass es zu spät war.

Ein Stück weiter hörte Lieutenant Bill Parkins, der die 1. Kompanie befehligte, wie das Feuer seiner Maschinengewehre plötzlich von deutschen MP's erwidert wurde. Ein Melder kam angerannt und berichtete, drei deutsche Fahrzeuge mit Infanterie führen die Stellungen entlang. «Sie knallen alles nieder!» Parkins schickte ihn mit einem Befehl zurück, in dem er seine Männer anwies, in ihren Stellungen zu bleiben und weiterzufeuern. Er wollte selbst feststellen, was los war, und verliess seinen Unterstand. «Ich sah in etwa hundert Meter Entfernung drei Panther-Panzer, die sich von Osten her näherten», berichtete er später. «Jeder schien von einem Zug Infanterie begleitet. Vor ihnen her marschierten amerikanische Gefangene. Sie schossen mitten durch die Leute hindurch.» Einige von Parkins' Männern erwiderten das Feuer mit ihren Bazookas, doch die Entfernung war zu gross; wenn sie trafen, prallten die Geschosse von den Panzern ab. Parkins befahl seinen Leuten den Rückzug, damit nicht alle fielen oder gefangengenommen wurden.

Von Norden, Osten und Süden rollten in raschem Tempo deutsche Fahrzeuge auf den Brückenkopf zu. Staff Sergeant Wilfried Kramer, der einen Infanteriezug führte, erblickte in zweihundert Metern Entfernung einen deutschen Panzer, dem eine Gruppe Infanteristen folgte. Kramer befahl seinen Männern zu warten. Als die Deutschen auf vierzig Meter heran waren, liess er das Feuer eröffnen. «Wir taten unser Bestes und setzten ihnen schwer zu», berichtete er. «Doch dann nahm uns der Panzer aufs Korn. Sein erster Schuss schlug etwa zehn Meter von unserem Maschinengewehr ein. Er fuhr die ganze Stellung entlang und nahm sich ein Schützenloch nach dem anderen vor.» Kramer hielt aus, solange es ging. Dann zog auch er sich mit seinen Männern zurück.

Die Amerikaner kämpften mit zäher Verbissenheit. Bataillonskommandeur Lieutenant Colonel Carleton E. Stewart wurde von einer seiner Kompanien um Artillerieunterstützung gebeten. Das Feuer, teilte man ihm mit, sei direkt auf die eigenen Stellungen zu richten, denn die Amerikaner seien in den Kellern der Häuser. Immer wieder wurden Flugzeuge zur Vernichtung der Panzer angefor-

dert, doch während der ganzen Dauer der Kämpfe, vom frühen Morgen bis zum Mittag, tauchten nur ein paar vereinzelt amerikanische Maschinen auf. Man hatte bei dem Vorstoss zur Elbe die Startplätze der Jäger so weit hinter sich gelassen, dass die Flugzeuge, wenn sie die Bodentruppen erreichen wollten, zusätzliche Treibstofftanks unter den Tragflächen mit sich führen mussten und deshalb nicht mit Bomben beladen werden konnten.

Bis Mittag hatte General Hinds sämtlichen Infanterieeinheiten am Ostufer befohlen, sich wieder auf die westliche Seite der Elbe zurückzuziehen. Anfangs hielt man die Verluste für sehr hoch, doch dann trafen noch tagelang einzelne Gruppen von Soldaten am Westufer ein. Der Gesamtverlust wurde schliesslich mit 304 Mann beziffert. Die letzten Hoffnungen der 2. Panzer, eine Brücke oder einen Brückenkopf jenseits der Elbe zu errichten, waren dahin. General White, dem Kommandeur der Division, blieb jetzt keine andere Wahl, als die Brücke der 83. bei Barby zu benutzen. Die Deutschen hatten den grossen Schlag, zu dem die 2. Panzer ausholte, blitzartig abgewehrt.

In der Hitze des Gefechts hatten die Amerikaner nicht ausmachen können, von was für Verbänden sie eigentlich angegriffen worden waren – es wäre auch ohne Kampf gar nicht leicht gewesen, denn es handelte sich auf deutscher Seite gar nicht um reguläre Einheiten. Wie Wenck vorhersah, hatten sich seine unerfahrenen Offiziersanwärter und Ausbilder hervorragend geschlagen. Voll Ehrgeiz und Ruhmesdrang hatten sie sich und ihrer spärlichen Ausrüstung das Letzte abverlangt und Wenck die notwendige Zeit verschafft. Mit dem Zurückschlagen der 2. Panzerdivision hatten diese beweglichen Stosstruppen etwas vollbracht, was während der dreissigmonatigen Kämpfe keiner anderen deutschen Einheit gelungen war. Hätte die amerikanische 2. Panzerdivision eine Brücke über die Elbe bauen oder einen Brückenkopf am Ostufer halten können, so wäre sie vielleicht, ohne weitere Befehle abzuwarten, auf Berlin vorgestossen.

Der Plan des Oberkommandierenden für den Vormarsch durch Deutschland hatte sich glänzend bewährt. Das Tempo des britisch-amerikanischen Vordringens hatte sogar Eisenhower selbst überrascht. Im Norden rückte Montgomerys 21. Armeegruppe unaufhaltsam vor. Die Kanadier standen vor Arnheim und waren bereit, den grossen feindlichen Kessel in Nordostholland zu säubern. Die 2. britische Armee hatte die Leine überschritten, Celle erobert und stand am Stadtrand von Bremen. Der Widerstand im umzingelten Ruhrgebiet war fast gebrochen, und – was noch wichtiger war – Simpsons 9. Armee hatte gemeinsam mit der 1. und 3. US-Armee Deutschland beinahe in zwei Hälften zerschnitten. Die 1. stiess auf Leipzig vor. Pattons 3. näherte sich der tschechischen Grenze.

Der schnelle Vormarsch hatte aber auch seine Nachteile: Die Nachschublinien waren nahezu überdehnt und aufs Äusserste belastet. Ausser Lastwagenkonvois gab es für Bradleys Truppen praktisch keine Versorgungsmöglichkeiten zu Lande. Nur eine einzige Eisenbahnbrücke über den Rhein war intakt geblieben. Die Versorgung der kämpfenden Streitkräfte klappte zwar weiterhin gut, doch die Gesamtlage bereitete den Stabsoffizieren bei SHAEF Sorgen. Zur Versorgung der weit auseinandergezogenen Armeen waren Hunderte von Transportflugzeugen in ständigem Einsatz. Allein am 5. April hatten C-47-Maschinen («Skytrain»)

mehr als 3'500 Tonnen Munition und Material sowie rund drei Millionen Liter Treibstoff an die Front befördert.

Je weiter die Alliierten in Deutschland vorstiessen, in desto grösserem Masse ergaben sich zusätzliche Versorgungsaufgaben. Hunderttausende deutscher Kriegsgefangener mussten ernährt werden. Zwangsarbeiter aus allen europäischen Ländern sowie befreite britische und amerikanische Kriegsgefangene mussten untergebracht, gepflegt und ärztlich versorgt werden. Lazarette, Ambulanzen und Sanitätsmaterial wurden herangeschafft. Und so umfangreich diese medizinischen Versorgungseinrichtungen auch waren, der Bedarf wuchs mit einemmal ins Ungeheure.

In den letzten Tagen waren die ersten Spuren dessen ans Tageslicht gekommen, was sich bald als der grösste Greuel des Dritten Reiches erweisen sollte. Entsetzen und Abscheu packte die britischen und amerikanischen Soldaten, die in den deutschen Konzentrationslagern auf Hunderttausende von Häftlingen und die Spuren millionenfachen Mordes stiessen.

Kampferprobte Soldaten konnten kaum fassen, was sie beim Betreten dieser von ihnen eroberten Lager und Gefängnisse erblicken mussten. Noch heute, nach über zwanzig Jahren, denken viele von ihnen mit verbissener Wut an jene grauenvollen Szenen zurück, an die zu Skeletten abgemagerten Gestalten, die ihnen entgegentaumelten, deren zäher Lebenswille das einzige war, was ihnen die Nazis nicht hatten nehmen können, an die Massengräber, Gruben und Gräben voller Leichen, die Krematorien mit verkohlten Knochen, stumme, grausige Zeugen für die systematische Ausrottung «politischer Gefangener» – die sterben mussten, weil sie, wie ein Aufseher in Buchenwald erklärte, «bloss Juden waren».

Die Soldaten entdeckten Duschräume, bei denen es sich in Wirklichkeit um Gaskammern handelte – aus den Brausen war statt Wasser Blausäuregas geströmt. In der Wohnung des Kommandanten von Buchenwald fanden sie Lampenschirme aus Menschenhaut. Ilse Koch, die Frau des Kommandanten, besass Bucheinbände und Handschuhe, die aus der Haut von Gefangenen hergestellt waren, sowie zwei ausgestopfte, geschrumpfte Menschenköpfe. Es gab ganze Lagerhäuser voller Schuhe, Kleider, künstlicher Glieder, Zahnbrücken, Gebisse und Brillen – alles genauestens nummeriert und registriert. Goldzähne hatte man aus den Gebissen herausgebrochen und dem Finanzministerium abgeliefert.

Über die Zahl der Ermordeten wagte unter dem Eindruck des ersten Schocks niemand Schätzungen anzustellen. Als aber von allen Teilen der Front ähnlich entsetzliche Berichte einliefen, wurde den Soldaten klar, dass die Zahl der getöteten Opfer ins Unermessliche ging.

Keinerlei Zweifel bestand darüber, wer die Opfer waren: In der Sprache des Dritten Reiches waren es «Nichtarier», «Untermenschen» aller Nationen und Glaubensbekenntnisse, vor allem aber Juden – Juden aus Deutschland, Polen, Frankreich, Holland, Norwegen, Russland und der Tschechoslowakei. Keine Marter, keine Art, Menschen zu töten, die bei diesem ungeheuerlichsten Massenmord der Geschichte nicht Anwendung gefunden hätte. Hier hatte man erschossen, vergiftet, gehängt und vergast. Hier hatte man Tausende und Abertausende ver-



hungern oder als menschliche Versuchstiere an den Folgen medizinischer und pseudowissenschaftlicher Experimente verenden lassen.

Das Lager Ohrdruf bei Gotha wurde von der 3. US-Armee am 12. April erobert. General George S. Patton, einer der kaltblütigsten Offiziere der amerikanischen Armee, schritt fassungslos durch die Totenhäuser. Als er mit tränenüberströmtem Gesicht wieder ins Freie trat, musste er sich übergeben. Am nächsten Tag befahl Patton den Bewohnern eines nahe gelegenen Dorfes, die von dem Geschehen nichts zu wissen vorgaben, das Lager zu besichtigen. Wer sich weigerte, wurde mit vorgehaltenem Gewehr dazu gezwungen. Am Morgen darauf erhängte sich der Bürgermeister mit seiner Frau.

Auch die Engländer machten bei ihrem Vormarsch furchtbare Entdeckungen. Brigadier Hugh Glyn Hughes, den obersten Militärarzt der 2. Armee, hatte man schon vor Tagen darauf aufmerksam gemacht, dass in einem der Lager, das in der Nähe eines Ortes namens Belsen lag, zahlreiche Häftlinge an ansteckenden Krankheiten litten. Als Hughes in dem Lager eintraf, musste er feststellen, dass Typhus und Paratyphus noch das Harmloseste waren. «Kein Foto, kein Bericht kann das Grauen wiedergeben, das ich sah», berichtete er Jahre danach. «In dem Lager befanden sich 56'000 Überlebende. Sie waren in fünfundvierzig Baracken untergebracht. In jeder dieser Unterkünfte, die jeweils für kaum hundert Menschen ausreichte, waren sechshundert bis tausend kranke und unterernährte Häftlinge zusammengepfercht. Sie litten an Gastroenteritis, Typhus, Paratyphus, Tuberkulose und anderen schweren Krankheiten. Überall stiess man auf Tote, manchmal mitten zwischen den Lebenden. In Massengräbern, in Gräben, in Rinnesteinen neben den Baracken und entlang des Stacheldrahtzauns, der um das Lager lief, lagen etwa zehntausend Leichen. Während meiner dreissigjährigen Tätigkeit als Arzt hatte ich so etwas noch nicht gesehen.»

Um die Überlebenden zu retten, mussten die Armeen an der ganzen Front sofort für ärztliche Hilfe sorgen. In einigen Fällen hatten militärische Erfordernisse zurückzustehen. «Ich glaube nicht», berichtet Hughes, «dass sich irgendjemand darüber klar war, was uns bevorstand und was für Anforderungen unsere Sanitätseinheiten erwartete.» Man benötigte dringendst Ärzte, Schwestern, Krankbetten, Medikamente und sonstige ärztliche Hilfsmittel. Brigadier Hughes allein musste vierzehntausend Kranke unterbringen und versorgen – und dabei wusste er, dass, was auch getan wurde, täglich mindestens fünfhundert Lagerinsassen sterben würden, bis die Lage unter Kontrolle gebracht war.

Eisenhower selbst besichtigte Ohrdruf. Mit aschfahlem Gesicht und zusammengebissenen Zähnen ging der Oberkommandierende durch das Lager. «Bis zu diesem Moment», erinnerte er sich später, «hatte ich darüber nur allgemeine Berichte aus zweiter Hand bekommen... Es ist das Fürchterlichste, was ich in meinem Leben gesehen habe.»

Die psychologische Wirkung der Lager auf Offiziere und Mannschaften war ungeheuer. Am Abschnitt der 9. Armee inspizierte Major Julius Rock, ein Sanitäts-offizier der 30. Infanterie, in einem Dorf bei Magdeburg einen Güterzug, den die Soldaten angehalten hatten. Er war mit KZ-Häftlingen vollgestopft. Rock war erschüttert. Er befahl die sofortige Räumung des Zuges und quartierte die Häft-

linge gegen den wütenden Protest des Bürgermeisters in den Häusern des Dorfes ein. «Wenn Sie sich widersetzen», drohte sein Bataillonskommandeur dem Bürgermeister, «wähle ich unter der Bevölkerung Geiseln aus und lasse sie erschossen.» Die Soldaten, welche die Konzentrationslager gesehen hatten, waren nur noch von der kalten Entschlossenheit beherrscht, den Feind so schnell wie möglich zu besiegen. Eisenhower kablete gleich nach seiner Rückkehr von Ohrdruf ins SHAEF-Hauptquartier nach Washington und London und forderte die sofortige Entsendung von Journalisten und Juristen nach Deutschland, welche die Schreckenslager besichtigen und «die amerikanische und britische Öffentlichkeit auf eine Weise informieren sollen, die keinen Raum für zynische Zweifel lässt.» Bevor Eisenhower letzte Offensivmassnahmen zur völligen Besiegung des Feindes unternehmen konnte, musste er zuerst seine weit auseinandergezogenen Streitkräfte verstärken. Am Abend des 14. April schickte Eisenhower von seinem Hauptquartier in Reims ein Telegramm nach Washington, in dem er seine zukünftigen Pläne darlegte.

Nachdem er den Vorstoss in der Mitte erfolgreich abgeschlossen habe, schrieb Eisenhower, stehe er nun vor zwei Hauptaufgaben, nämlich «der weiteren Zerschlagung der restlichen Feindkräfte und der Eroberung jener Gebiete, in denen der Gegner einen letzten kraftvollen Widerstand leisten könnte». Diese Gebiete waren nach Eisenhowers Ansicht Norwegen und das «Nationale Bollwerk» in Bayern. Im Norden sollten Montgomerys Truppen über die Elbe vorgehen, Hamburg nehmen und Lübeck und Kiel angreifen. Im Süden plante er General Devers 6. Armeegruppe auf den Raum Salzburg anzusetzen. «Im Winter», stellte Eisenhower fest, «wären Operationen im Bereich des Nationalen Bollwerks äusserst schwierig ... Das Nationale Bollwerk könnte auch nach unserer Vereinigung mit den Russen noch weiterbestehen... deshalb müssen wir schnell handeln, bevor die Deutschen Gelegenheit haben, ihre Verteidigungsanlagen gründlich mit Menschen und Material zu verstärken.»

Was die deutsche Hauptstadt betraf, so fand es Eisenhower zwar «höchst wünschenswert, einen Vorstoss nach Berlin zu unternehmen, da der Feind möglicherweise Truppen um seine Hauptstadt zusammenzieht, und weil ihr Fall von stärkster Wirkung auf die Kampfmoral des Feindes und die unserer Völker sein würde». Diese Operation, meinte der Oberkommandierende, «müsse jedoch zeitlich zurückgestellt werden, es sei denn, die Aktionen zur Entlastung unserer Flanken entwickeln sich mit unerwarteter Schnelligkeit».

Sein Plan war kurz Folgender: 1. «eine feste Front im Mittelabschnitt an der Elbe zu halten»; 2. Operationen in Richtung Lübeck und Dänemark einzuleiten; und 3. einen «kraftvollen Vorstoss» nach Süden zu unternehmen, um im Donautal mit den sowjetischen Truppen zusammenzutreffen und die Alpenfestung aufzubrechen. «Da der Vorstoss nach Berlin vom Ausgang dieser drei Operationen abhängt», schrieb Eisenhower, «habe ich ihn nicht in meinen Plan aufgenommen.»

An der Elbe überschritten während der ganzen Nacht des 14. April Männer der 83. und der 2. Panzer die Brücke bei Barby. In der Nähe der ersten Brücke hatte

man inzwischen eine zweite errichtet, trotzdem ging der Vormarsch nur langsam vor sich. General Whites Panzerkolonne wollte jedoch gleich, nachdem sie sich am Westufer gesammelt hatte, weiter nach Berlin vorstossen. Unter den Männern der 83. ging das Gerücht um, Colonel Crabill habe sich bereit erklärt, der 2. Panzer einen grossen roten, fünfzig Soldaten fassenden Autobus zu leihen, den er in Barby erbeutet hatte. Die 83. hatte Grund zu triumphieren. Ihre Vorhuten befanden sich bereits nördlich von Zerbst, weniger als achtzig Kilometer vor Berlin.

Am Sonntag, dem 15. April, erhielt General Simpson, der Befehlshaber der 9. Armee, früh am Morgen einen Anruf von General Bradley. Simpson solle sofort nach Wiesbaden zum Hauptquartier der 12. Armeegruppe fliegen. «Ich muss Ihnen etwas sehr Wichtiges sagen», teilte ihm Bradley mit, «und ich möchte das nicht am Telefon tun.»

Bradley erwartete Simpson am Flugplatz. «Wir begrüsst uns», erinnerte sich Simpson, «und Brad rückte sofort mit seiner Neuigkeit heraus. Er sagte: ‚Sie müssen an der Elbe stehenbleiben. Sie dürfen nicht weiter in Richtung Berlin vorstossen. Es tut mir leid, Simp, aber das ist nun mal so.‘»

«Von wem, zum Teufel, kommt dieser Befehl?» fragte Simpson.

«Von Ike», sagte Bradley.

Simpson war so verblüfft, dass er «die Hälfte von dem, was Brad noch sagte, gar nicht verstand. Ich weiss nur noch, dass ich zutiefst enttäuscht war und völlig benommen wieder in das Flugzeug stieg. Ich konnte nur noch denken: ‚Wie soll ich das meinem Stab, meinen Korpskommandeuren und meinen Truppen beibringen? Vor allem meinen Truppen?‘»

Von seinem Hauptquartier aus unterrichtete Simpson zunächst seine Korpskommandeure. Dann begab er sich an die Elbe. General Hinds, der Simpson im Hauptquartier der 2. traf, merkte sofort, dass irgendetwas nicht stimmte. «Ich dachte zuerst, er sei nicht zufrieden damit, wie wir die Elbe überschritten», erinnert sich Hinds. «Er fragte mich, wie wir vorankämen.» Hinds erwiderte: «Ganz gut, General. An zwei Stellen mussten wir uns zurückziehen. Es hat aber bestens geklappt, und es gab keinerlei Durcheinander oder Panik. Bei Barby geht alles in Ordnung.»

«Schön», sagte Simpson. «Wenn Sie wollen, können Sie einige Ihrer Leute auf dem Ostufer lassen. Aber sie dürfen nicht weiter vorgehen.» Er sah Hinds an. «Sid», sagte er, «wir gehen nicht weiter vor.» Hinds war so entgeistert, dass er widersprach. «Nein, Sir», sagte er. «Das stimmt nicht. Wir stossen nach Berlin vor.» Simpson hatte Mühe, sich zu beherrschen. Einen Augenblick lang herrschte düsteres Schweigen. Dann sagte Simpson mit leiser, tonloser Stimme: «Wir stossen nicht nach Berlin vor, Sid. Für uns ist der Krieg zu Ende.»

Zwischen Barleben-Olvenstedt und Magdeburg, wo Teile der 19. Division noch immer dem Fluss zustrebten, machte die Neuigkeit rasch die Runde. Männer standen in Gruppen beisammen, redeten, wütend gestikulierend, erregt miteinander. Der Gefreite Alexander Korolevich von der Kompanie D des 120. Regiments beteiligte sich nicht an den Debatten. Er wusste nicht recht, ob er traurig oder glücklich war. Er setzte sich einfach hin und weinte.

Generaloberst Gotthard Heinrici verfolgte aufmerksam die Aktionen der Russen. An einem Teil der Front hatten sie die deutschen Linien mit einem kurzen Sperrfeuer belegt, an einem anderen einen kleinen Angriff unternommen. Er wusste, dass das Täuschungsmanöver waren, denn er kannte die Taktik der Russen seit Jahren. Diese kleinen Ausfälle waren das Vorspiel zu der grossen Offensive. Heinrici ging es jetzt um die Bestimmung des Zeitpunkts, zu dem er seinen Truppen befehlen sollte, sich auf die zweite Verteidigungslinie zurückzuziehen.

Heinrici beschäftigte sich gerade eingehend mit dieser Frage, als Rüstungsminister Albert Speer in seinem Gefechtsstand erschien. Heinrici hatte an diesem Tag nicht die geringste Lust, Besucher zu empfangen. Mit dem Minister aber machte er eine Ausnahme. Unter vier Augen erklärte Speer Heinrici den Zweck seines Besuches. Er wolle den General um seine Unterstützung bitten. Heinrici dürfe Hitlers Anordnungen, die deutschen Fabriken, Kraftwerke, Brücken und sonstigen lebenswichtigen Anlagen zu zerstören, nicht befolgen. «Selbst wenn Deutschland besiegt ist, braucht es sie, um weiterzuleben.»

Heinrici liess Speer ausreden. Dann pflichtete er dem Minister insoweit bei, dass Hitlers Anordnungen «verwerflich» seien, und versicherte ihm, er werde alles in seiner Macht Stehende tun, um ihm zu helfen. «Vorläufig aber», fügte er hinzu, «bleibt mir nichts anderes übrig, als so gut wie möglich die bevorstehende Schlacht zu führen. Ich weiss nicht, wie man Hitler daran hindern könnte.» Speer antwortete: «Um Hitler umzubringen, gibt es nur die Pistole!» Heinrici runzelte die Stirn.

«Ich bin nicht zum Mörder geboren», sagte er kühl.

Speer ging nervös im Büro auf und ab. Er schien Heinrici gar nicht gehört zu haben. «Es ist völlig unmöglich, Hitler klarzumachen, dass er aufgeben muss», sagte er. «Ich habe es dreimal versucht – im Oktober 1944 und im Januar und März dieses Jahres. Das letztemal hat er mir erwidert: ‚Wenn ein Soldat so mit mir redete, müsste ich annehmen, dass er die Nerven verloren hat, und liesse ihn erschiessen‘. Und dann fügte er hinzu: ‚In dieser ernsten Krise dürfen die führenden Männer nicht die Nerven verlieren. Wenn sie es doch tun, müssen sie beseitigt werden. Es ist unmöglich, den Führer zu überzeugen, dass alles verloren ist. Unmöglich!«

Speer schüttelte den Kopf. «Aber es ist auch unmöglich, ihn umzubringen», sagte er mit ruhigerer Stimme. Er erzählte Heinrici nicht, dass er schon seit drei Monaten erwog, Hitler und seine engste Umgebung zu ermorden. Er war sogar mit dem Gedanken umgegangen, Gas in die Belüftungsanlage des Führerbunkers zu leiten, doch dies hatte sich als undurchführbar erwiesen, da man um das Ansaugrohr einen vier Meter hohen Schacht hochgezogen hatte. Speer fuhr fort: «Ich könnte ihn töten, wenn ich überzeugt wäre, dem deutschen Volk damit zu helfen. Aber so kann ich es nicht.» Er sah Heinrici an. «Hitler hat mir immer vertraut», sagte er. «In jedem Fall wäre es nicht anständig.»

Heinrici lenkte das Gespräch energisch wieder auf das ursprüngliche Thema zurück: die Bewahrung Deutschlands vor der «Politik der verbrannten Erde». Wenn es irgendwie herauskam, worüber Speer soeben mit ihm gesprochen hatte, würde

man wahrscheinlich ihn und seinen ganzen Stab erschliessen. «Ich kann nichts anderes tun», wiederholte der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, «als so gut wie möglich meine Pflicht als Soldat zu erfüllen. Alles andere liegt in Gottes Hand. Eins versichere ich Ihnen: Berlin wird kein Stalingrad. Das werde ich nicht zulassen.»

In Stalingrad war von Strasse zu Strasse, von Haus zu Haus gekämpft worden. Heinrici wollte unbedingt vermeiden, dass seine Truppen von den Russen ins Innere Berlins zurückgedrängt wurden und sich dort eine ähnliche Schlacht entwickelte. Hitlers Befehl, lebenswichtige Einrichtungen zu zerstören, hatte er im Bereich seiner Heeresgruppe bereits insgeheim ausser Kraft gesetzt. Jeden Augenblick, so teilte er Speer mit, erwarte er General Reymann, den Kampfkommandanten von Berlin. Er habe Reymann zu sich gebeten, um mit ihm genau über diese Dinge zu sprechen und ihm klarzumachen, was es bedeutete, die Besatzung Berlins der Heeresgruppe Weichsel zu unterstellen. Gleich darauf erschien Reymann, begleitet von Heinricis Erstem Stabsoffizier Oberst Eismann. Speer nahm an der Besprechung teil.

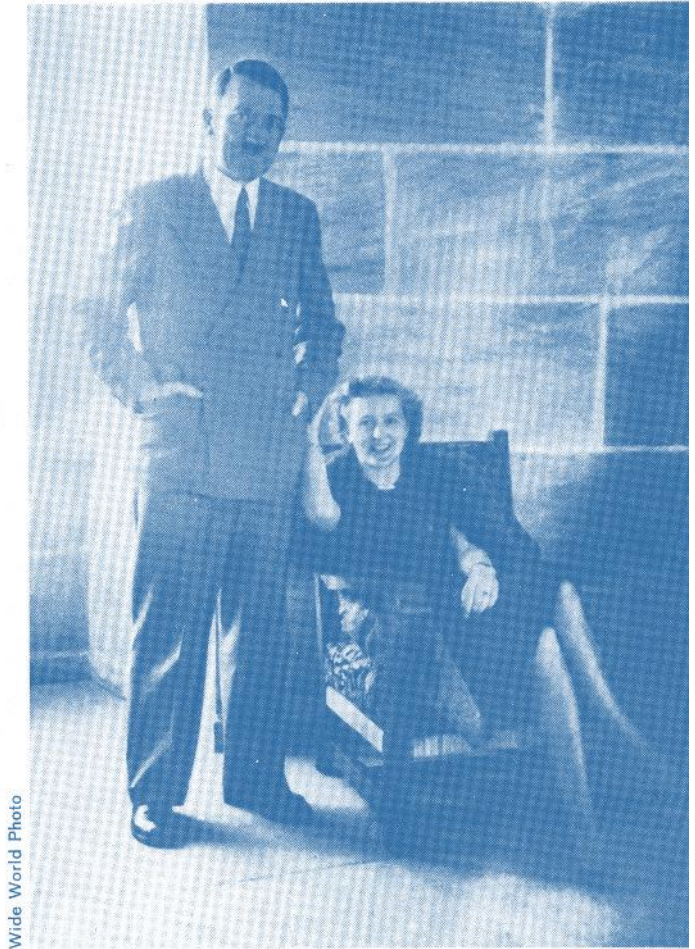
Heinrici erklärte Reymann, wie Eismann überliefert, «er dürfe nicht auf Unterstützung durch die Heeresgruppe Weichsel rechnen». «Dann weiss ich nicht», erwiderte Reymann mit einem Gesicht, als sei seine letzte Hoffnung geschwunden, «wie ich Berlin verteidigen soll.» Heinrici beabsichtigte, seine Truppen an Berlin vorbeizuführen. «Natürlich kann es sein», sagte er, «dass man mir befiehlt, Einheiten in die Stadt zu schicken, aber darauf sollten Sie sich nicht verlassen.» Reymann berichtete, er habe von Hitler den Befehl erhalten, Brücken und bestimmte Gebäude im Innern der Stadt zu zerstören. Heinrici erwiderte: «Jede Demolierung von Brücken und dergleichen wird die Stadt lediglich lähmen. Sie dürfen Zerstörungen nur nach vorheriger Einholung meiner Zustimmung durchführen.»

Speer mischte sich in das Gespräch und ersuchte Reymann dringend, diesen Befehl nicht auszuführen. Der grösste Teil der Stadt werde durch solche Massnahmen von der Wasser- und Elektrizitätsversorgung abgeschnitten. Wie Eismann berichtet, sagte Speer: «Falls Versorgungseinrichtungen zerstört werden, wird die Stadt mindestens ein Jahr lang gelähmt sein. Die Folge wären Seuchen und Hungersnot. Und das in einer Millionenstadt! Es ist Ihre Pflicht, eine solche Katastrophe zu verhindern, und zwar dadurch, dass Sie diese Befehle nicht ausführen!»

Eine gespannte Atmosphäre herrschte im Raum. «Reymann kämpfte schwer mit sich», berichtet Eismann. «Schliesslich erwiderte er mit heiserer Stimme, er habe stets auf ehrenhafteste Weise seine Pflicht als Offizier getan. Sein Sohn sei an der Front gefallen, er habe sein Heim und seinen Besitz verloren, ihm sei nichts geblieben als seine Ehre. Er erinnerte uns daran, was mit dem Offizier geschehen war, der es versäumt hatte, die Brücke bei Remagen zu sprengen: Man hatte ihn hingerichtet wie einen gemeinen Verbrecher. Das gleiche, meinte Reymann, werde man mit ihm tun, wenn er seine Befehle nicht ausführe.»

Heinrici und Speer versuchten ihm seinen Standpunkt auszureden, doch Reymann liess sich nicht überzeugen und verabschiedete sich bald. Kurz darauf ging auch Speer. Endlich war Heinrici allein und konnte sich wieder dem widmen, was

## Hitler und sein Hofstaat



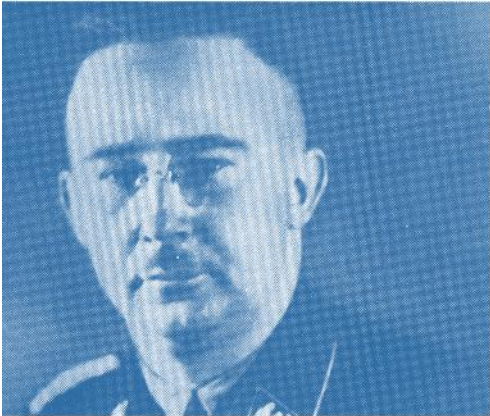
Wide World Photo

*Rechts:* Adolf Hitler und Eva Braun. *Links oben:* Hitler mit seinem Leibpiloten Baur. In der Mitte das bekannte Porträt Friedrichs des Grossen, welches im Führerbunker hing und Baur von Hitler als Abschiedsgeschenk überreicht wurde. *Unten:* Hitler mit seinem Chauffeur Erich Kempka





Reichsmarschall Hermann Göring



Reichsführer SS Heinrich Himmler



Reichsleiter Martin Bormann

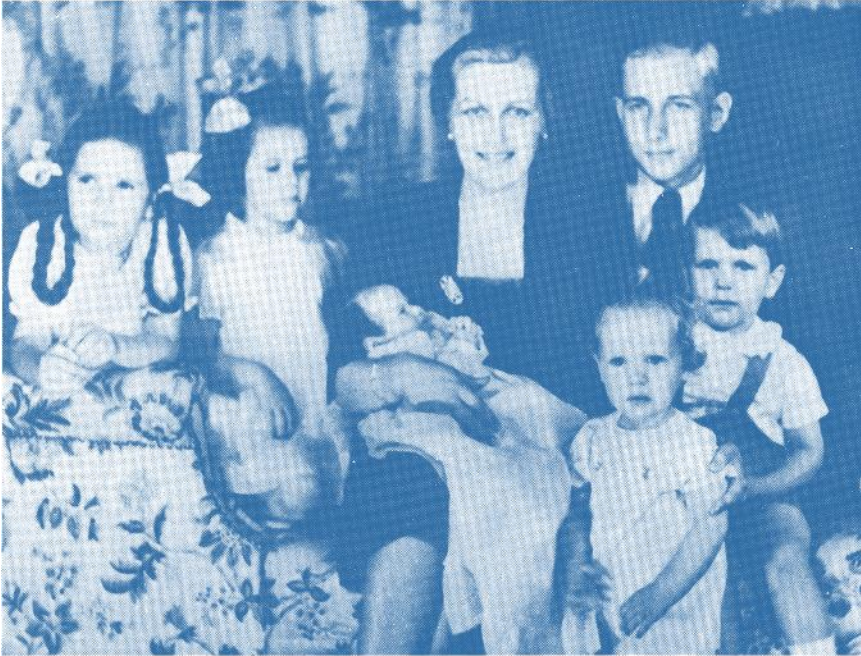


Reichspropagandaminister Joseph  
Goebbels

Sämtliche auf dieser Seite wiedergegebenen Fotos befinden sich im Besitz des Imperial War Museum, London



Ullstein



Magda Goebbels mit fünf von den insgesamt sechs Kindern aus ihrer Ehe mit Goebbels. Der ältere Junge rechts, ein Sohn aus Magda Goebbels' erster Ehe, hat den Krieg überlebt

Von links nach rechts: Rüstungsminister Albert Speer, Grossadmiral Karl Dönitz und Generaloberst Alfred Jodl  
Imperial War Museum





# Der Führerbunker

Nordflügel der  
alten Reichskanzlei



## Die Privaträume Hitlers und Eva Brauns

- 1 Hitlers Schlafzimmer
- 2 Eva Brauns Wohn- und Schlafzimmer
- 3 Bad und Ankleideraum
- 4 Hitlers Wohnraum
- 5 Korridor und Konferenzraum
- 6 Kleines Besprechungszimmer
- 7 Hitlers Arbeitsraum
- 8 Garderobe
- 9 Vorraum
- 10 Korridor
- 11,12 Zimmer Dr. Stumpfegger mit Behandlungsraum
- 13 Notzentrale
- 14 Wohn- und Schlafzimmer von Goebbels (früher Raum des Leibarztes Morell)
- 15 Ankleide

- 16 Telefonzentrale und Wachraum
- 17 Maschinenraum für Heizung, Ventilation und Beleuchtung
- 18 Toiletten
- 19 Schalltafel für Stromversorgung
- 20, 21, 22, 23 Räume der Familie Goebbels
- 24, 25 Personal
- 26 Gemeinschaftlicher Speiseraum
- 27, 28 Vorratsräume und Weinkeller
- 29, 30, 31, 32 Küchenräume (mit Diätküche)

Unvollendeter  
Betonturm

1/1y

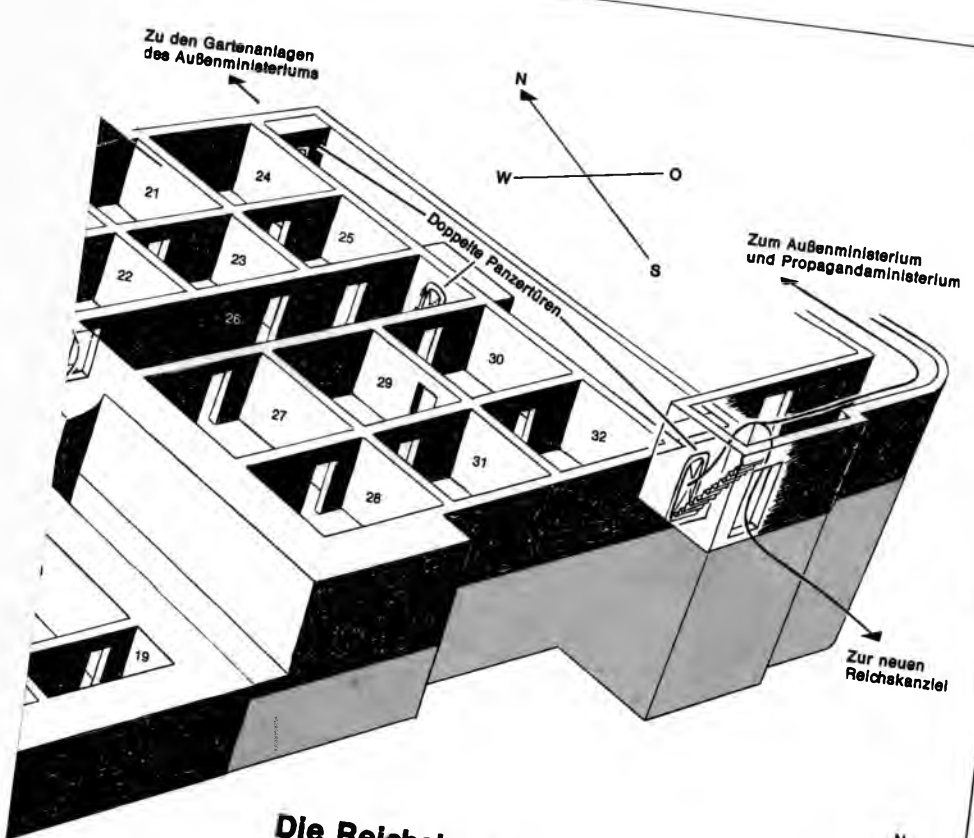
Zum Tiergarten  
(geheimes Treibstofflager für  
38'000 t, sowie  
Garagen für 12  
Fahrzeuge)

Unterirdische  
Garagen

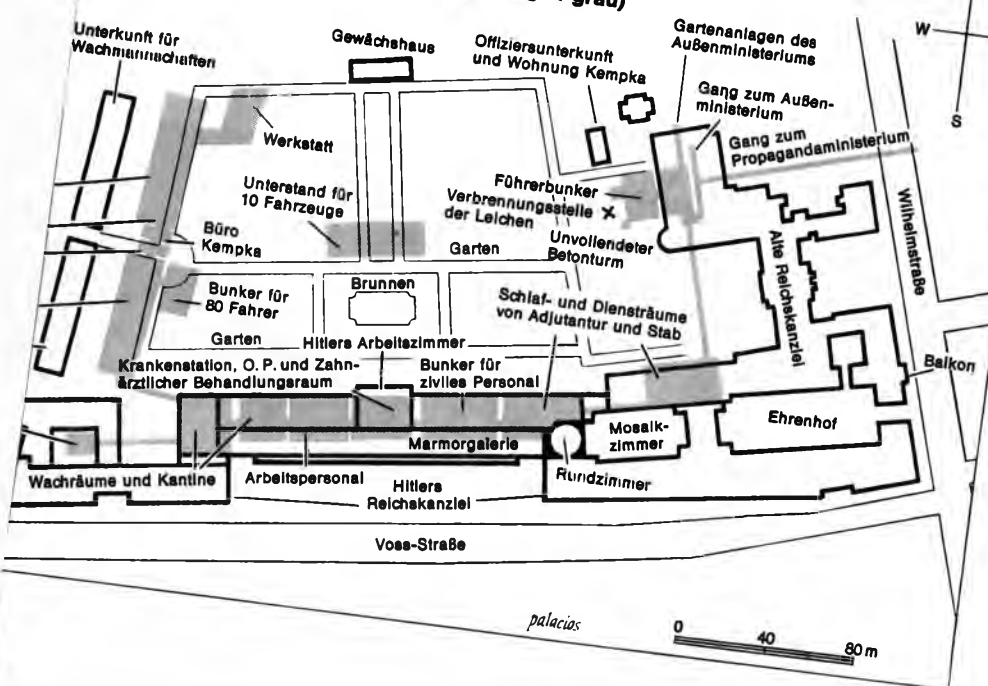
Unterirdische  
Garagen  
Unterkunft für  
Wachmannschaften

2 Pkw und 2 Schützenpanzerwagen

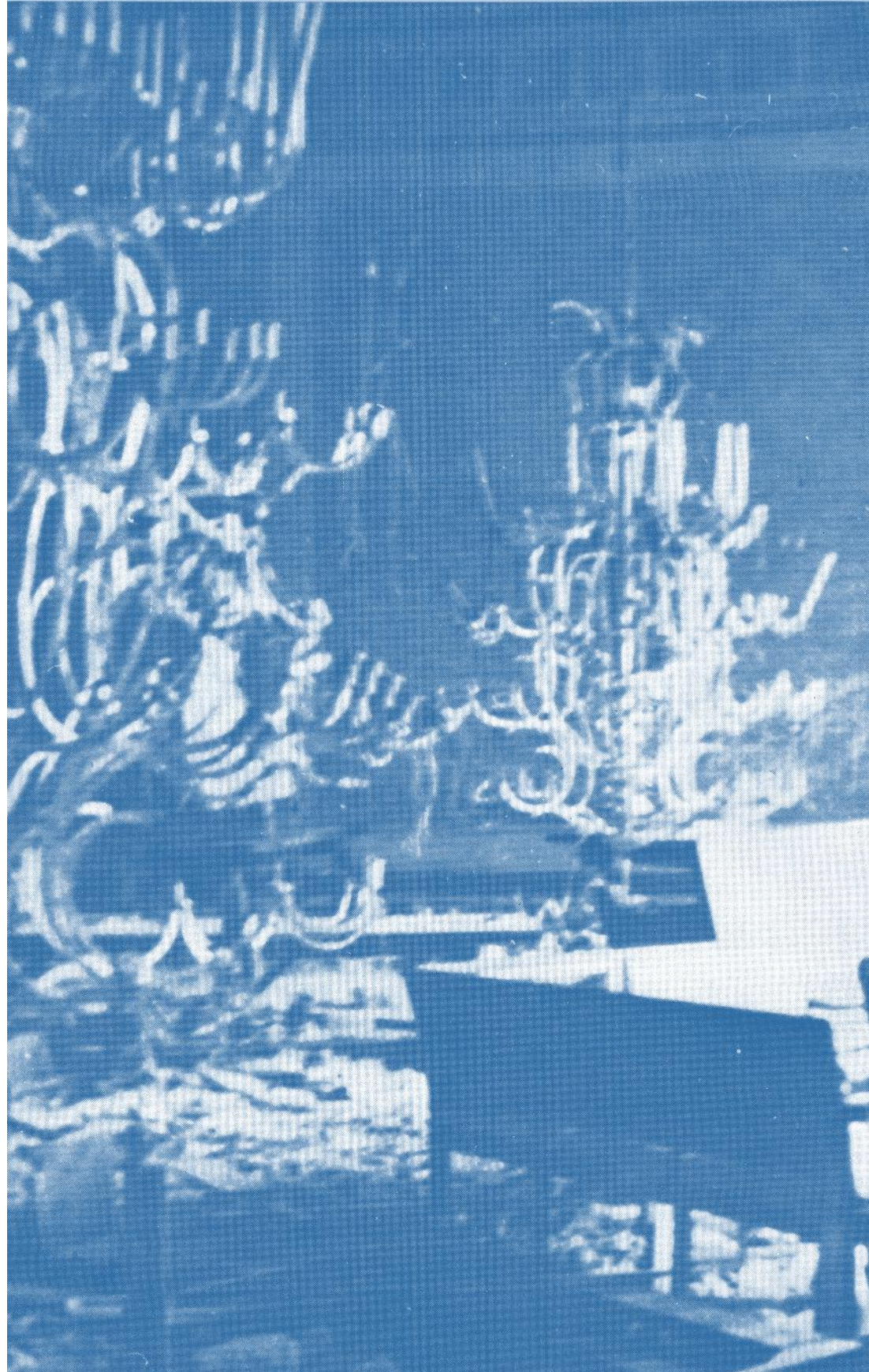
Hermann-Göring-  
Strasse



### Die Reichskanzlei (unterirdische Anlagen grau)





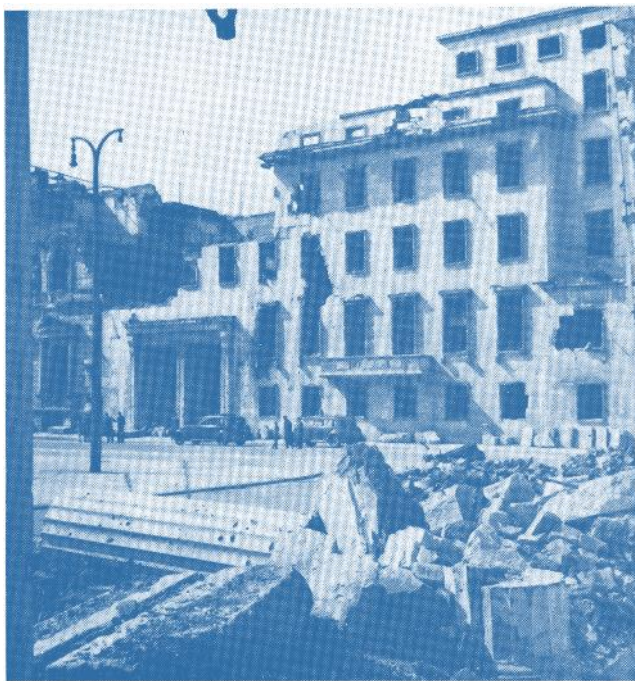




Der Speisesaal der Reichskanzlei nach der Zerstörung

Die Ruine der Reichskanzlei

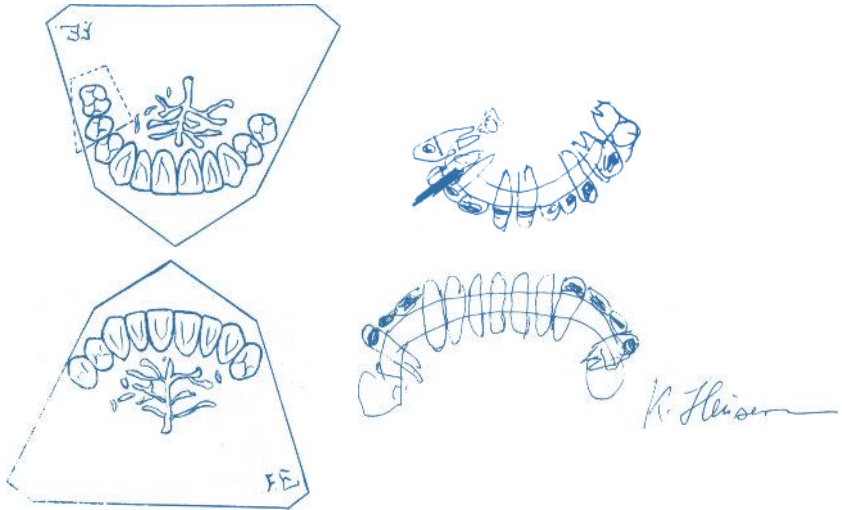
Berliner Senatsarchiv



Der Eingang zum Führerbunker im Garten der Reichskanzlei. Links vom Eingang wurden die Leichen Hitlers und Eva Brauns mit Benzin übergossen und verbrannt.

Huao Welle





Diese beiden Skizzen von Hitlers Gebiss wurden im Jahre 1963 von Fritz Echtmann und Käthe Reiss-Heusermann speziell für den Autor angefertigt. Aus ihnen geht hervor, wie die Leiche Hitlers für die Russen identifiziert werden konnte. Ein besonderes Merkmal war die Brücke im oberen Gebiss (in Echtmanns Skizze mit einem gestrichelten Viereck bezeichnet)

Reproduktionserlaubnis Hans Refior



Diese Briefmarken, von denen die linke einen SA-, die rechte einen SS-Mann zeigt, erschienen zu Hitlers Geburtstag am 20. April 1945

ihn in diesen Tagen am meisten beschäftigte: der zeitlichen Vorausbestimmung des russischen Angriffs.

Die letzten Abwehrberichte schienen darauf hinzudeuten, dass die Offensive unmittelbar bevorstand. Der Abwehrchef des OKH hatte auch Berichte über die letzten Gefangenenerhöre beigefügt. Ein Soldat der 49. russischen Schützendivision hatte ausgesagt, «die Hauptoffensive werde in etwa fünf bis zehn Tagen beginnen». Unter den sowjetischen Soldaten «gingen Gerüchte um, wonach die Russen es Amerika und England nicht erlauben würden, den Ruhm für die Eroberung Berlins für sich zu beanspruchen». Ein zweiter Bericht lautete ähnlich und war noch aufschlussreicher. Ein am Tag zuvor bei Küstrin in Gefangenschaft geratener Soldat des LXXIX. Korps hatte berichtet, der Hauptzweck des Angriffs sei, «Berlin vor den Amerikanern zu erreichen». Man rechne damit, dass es zu «Zusammenstößen mit den Amerikanern» kommen werde und beabsichtige, diese «irrtümlich» mit Artilleriefeuer zu belegen, damit sie «die Kraft der russischen Artillerie zu spüren bekämen».

Am gleichen Tag – Sonntag, dem 15. April – traf in Moskau der amerikanische Botschafter Averell Harriman mit Stalin zu einer Besprechung über die Kriegereignisse im Fernen Osten zusammen. General Deane von der US-Militärmision hatte Harriman vor der Besprechung auf deutsche Rundfunkmeldungen aufmerksam gemacht, in denen behauptet wurde, ein russischer Angriff auf Berlin sei jeden Moment zu erwarten. Am Ende der Besprechung mit Stalin brachte Harriman die Sache vorsichtig zur Sprache. Er fragte, ob es wahr sei, dass die Rote Armee ihre Offensive auf Berlin wiederaufnehmen solle. General Deane kabelte darüber am Abend nach Washington: «Stalin sagte, es stimme, dass eine Offensive bevorsteht. Er wisse nicht, ob sie erfolgreich sein werde. Das Hauptziel dieses Angriffs werde jedoch, wie er Eisenhower bereits gesagt habe, nicht Berlin, sondern Dresden sein.»

In seinem vorgeschobenen Gefechtsstand zwanzig Kilometer nördlich Berlin studierte Heinrici den Nachmittag über die Berichte der Abwehr und telefonierte mit seinen Staboffizieren und Frontkommandeuren. Kurz nach 8 Uhr abends traf er seine Entscheidung. Er hatte sämtliche Meldungen über die Vorbereitungen der Russen genauestens analysiert. Jetzt ging er, die Hände auf dem Rücken, den Kopf nachdenklich gesenkt, in seinem Büro auf und ab. «Es war», sagte ein Begleitoffizier, der ihn beobachtet hatte, «als witterte er, was in der Luft lag.» Plötzlich blieb der Generaloberst mit einem Ruck stehen und wandte sich zu seinem Stab. «Ich glaube», sagte er bedächtig, «der Angriff kommt morgen, und zwar ganz früh.» Dann liess er General Busse, dem Befehlshaber der 9. Armee, durch seinen Stabschef einen Befehl übermitteln, der aus einem einzigen Satz bestand: «Nehmen Sie heute Nacht Grosskampf-HKL in der zweiten Verteidigungslinie ein.» Es war 20 Uhr 45. Genau sieben Stunden und fünfzehn Minuten später, am Montag, dem 16. April, um 4 Uhr morgens, setzte das russische Trommelfeuer ein. Heinrici war bereit, Deutschlands letzte Schlacht zu schlagen.



## *Fünfter Teil* **Die Schlacht**

# 1

In den finsternen Wäldern am Abschnitt der 1. Weissrussischen Front herrschte tiefe Stille. Unter den Kiefern standen kilometerlang aufgereiht, mit Tarnnetzen bedeckt und nach Kalibern gestaffelt, die russischen Geschütze. Ganz vorn standen die Minenwerfer, dahinter Panzer mit hochaufgerichteten Rohren. Als nächstes kamen Sturmgeschütze und dann Batterien leichter und schwerer Artillerie. Ganz hinten standen vierhundert «Stalinorgeln» – mehrrohrige Granatwerfer, die sechzehn Geschosse zugleich abfeuern konnten. Im Küstriner Brückenkopf, am Westufer der Oder, standen dicht an dicht Flakscheinwerfer, direkt auf die deutschen Linien gerichtet. Überall warteten in diesen letzten paar Minuten vor dem Angriff die Männer der von Marschall Georgij Schukow befehligten Armeen auf die Stunde Null: 4 Uhr morgens.

Hauptmann Sergej Golbow hatte einen trockenen Mund. Die Stille wurde von Sekunde zu Sekunde bedrückender. Golbow befand sich nördlich von Küstrin am Ostufer der Oder. Hier war der angeschwollene Fluss fast fünfhundert Meter breit. Um ihn, erinnerte er sich später, «wimmelte es von Sturmtruppen, Panzern und Pionierzügen mit Pontons und Sturmbooten. Das ganze Flussufer war mit Männern und Material vollgestopft, und trotzdem herrschte völlige Stille». Golbow spürte, «wie die Soldaten vor Aufregung zitterten – wie Pferde vor der Jagd». Ihn erfüllte nur ein Gedanke – «dass ich diesen Tag irgendwie überleben musste, denn es gab so viel für mich zu schreiben». Immer wieder sagte er zu sich selber: «Das ist kein Tag zum Sterben.»

Am Mittelabschnitt befand sich der russische Brückenkopf gegenüber Küstrin. Grosse Truppenmassen waren hier auf engstem Raum zusammengedrängt. Diese inzwischen fünfzig Kilometer breite und mehr als fünfzehn Kilometer tiefe Schlüsselstellung, welche die Russen General Busse Ende März abgerungen hatten, sollte Schukow als Sprungbrett für seinen Vorstoss auf Berlin dienen. Hier sollten die Männer der berühmten 8. Gardearmee mit dem Angriff beginnen. Unmittelbar vor ihnen lagen die strategisch wichtigen Seelower Höhen. Sobald diese in russischen Händen waren, sollten Panzertruppen folgen. Artilleriebeobachter Wladimir Rosanow, ein einundzwanzigjähriger Gardeleutnant, stand am Westufer in der Nähe der weiblichen Bedienungsmannschaften für die Flakscheinwerfer und wartete auf das Aufflammen der Scheinwerferbatterien. Ihr gleissendes Licht musste bei den Deutschen heillose Verwirrung auslösen.

Rosanow sah dem Angriff mit gemischten Gefühlen entgegen. Sein Vater war bei Marschall Konjews Truppen am Südabschnitt. Der junge Offizier war auf seinen Vater böse; er hatte ihm und der Familie seit zwei Jahren nicht geschrieben. Trotzdem hoffte er, ihn in Berlin wiederzusehen und vielleicht zusammen mit seinem Vater nach Abschluss der Kämpfe heimzukehren. Rosanow hatte vom Krieg mehr als genug; dennoch war er froh, beim letzten grossen Angriff dabei zu sein. Nur das Warten war unerträglich.

Ein Stück weiter im Brückenkopf stand Geschützfürer Obersergeant Nikolaj Swischtschew bei seiner Batterie. Er hatte mehrere grosse Artillerievorbereitungen miterlebt und wusste, was ihn und seine Leute erwartete. «Sobald das Feuer beginnt», hatte er seinen Leuten eingeschärft, «brüllt, was ihr könnt, denn es gibt einen Höllenlärm.» Jetzt wartete er, die Abzugsleine in der Hand, auf den Feuerbefehl.

Südlich von Küstrin, im Frankfurter Brückenkopf, las Sergeant Nikolaj Nowikow die Parolen auf den sowjetischen Panzern. Nowikow selbst gehörte einem Schützenregiment an. Auf einem der schweren Kampfwagen stand «Moskau-Berlin», auf einem andern «Noch fünfzig Kilometer bis zur Höhle der faschistischen Bestie». Nowikow fieberte vor Aufregung. Ein Politoffizier des Regiments hatte eine anfeuernde Rede gehalten, die ihn derart begeisterte, dass er sofort einen Antrag auf Aufnahme in die Kommunistische Partei unterzeichnet hatte\*.

In einem Bunker, der in einen Abhang hineingebaut war und von dem aus sich der Küstriner Brückenkopf überblicken liess, stand Marschall Schukow und blickte unbewegt in die Dunkelheit. Bei ihm war Generaloberst Wassilij Tschuikow, der Verteidiger von Stalingrad und Kommandeur der 8. Gardarmee. Tschuikow litt seit Stalingrad an einem Ausschlag, vor allem an den Händen. Er trug deshalb Handschuhe. Als er jetzt ungeduldig auf den Beginn der Offensive wartete, rieb er nervös eine behandschuhte Hand gegen die andere.

«Wassilij Iwanowitsch», fragte Schukow plötzlich, «stehen alle Ihre Bataillone in ihren Ausgangsstellungen?» Tschuikow antwortete rasch und bestimmt. «Schon seit achtundvierzig Stunden, Genosse Marschall», sagte er. «Ich habe alle Ihre Befehle ausgeführt.»

Schukow blickte auf seine Uhr. Er setzte sich vor die Luke, schob seine Mütze zurück, stützte die Ellbogen auf und stellte sorgfältig seinen Feldstecher ein. Tschuikow schlug den Mantelkragen hoch, zog die Klappen seiner Pelzmütze über die Ohren, um den Geschützlärm zu dämpfen, liess sich neben Schukow nieder und blickte ebenfalls durch sein Fernglas. Die Stabsoffiziere drängten sich hinter ihnen zusammen oder verliessen den Bunker, um das Schauspiel im Freien zu beobachten. Alle starrten jetzt schweigend in die Dunkelheit. Schukow blickte noch einmal auf die Uhr und schaute dann wieder durchs Fernglas. Die Sekunden verrannen. Dann sagte Schukow: «Jetzt, Genossen. Jetzt.» Es war Punkt 4 Uhr.

Drei rote Leuchtkugeln stiegen in den Nachthimmel. Für einen endlos langen Augenblick hing ihr Licht in der Luft und tauchte die Oder in ein grelles Rot. Dann flammten im Küstriner Brückenkopf die 140 riesigen Flakscheinwerfer auf und richteten ihre blendenden Lichtkegel zusammen mit dem Scheinwerferlicht von Panzern, Lastwagen und anderen Fahrzeugen direkt auf die gegenüberliegenden deutschen Stellungen. Dem Kriegskorrespondenten Oberstleutnant Pawel

\* An der Oderfront traten viele Rotarmisten der Partei bei, wenn auch nicht immer aus politischen Gründen. Die russischen Soldaten trugen keine Erkennungsmarken wie die Amerikaner und Engländer. Wenn ein Rotarmist fiel oder verwundet wurde, so setzte man seine Familie nur selten offiziell davon in Kenntnis. War er jedoch Mitglied der Kommunistischen Partei, so verständigte diese regelmässig die nächsten Angehörigen des Gefallenen.

Trojanoskij schien es, als «leuchteten tausend Sonnen zugleich». Generaloberst Michail Katukow, der Kommandeur der 1. Gardepanzerarmee, war verblüfft. «Wo haben wir all die Scheinwerfer her?» fragte er Generalleutnant N. N. Popiel von Schukows Stab. «Weiss der Teufel», erwiderte Popiel. «Ich glaube, die haben sämtliche Flakscheinwerfer von Moskau herangeschafft.» Einen Moment war es still, als die Scheinwerfer ihr Licht auf das Gebiet vor Küstrin richteten. Dann stiegen drei grüne Leuchtkegeln auf, und Schukows Geschütze brüllten los.

Ein ohrenbetäubendes Donnern und Blitzen liess die Erde erbeben. Mehr als 20'000 Geschütze aller Kaliber überschütteten die deutschen Stellungen mit einem Feuerhagel. Eine Woge berstender Granaten schien das ins mitleidlose Licht der Scheinwerfer getauchte Land vor dem Küstriner Brückenkopf zu verschlingen. Ganze Dörfer verschwanden vom Erdboden. Erde, Beton, Stahl und die Reste von Bäumen flogen durch die Luft, und in der Ferne gingen Wälder in Flammen auf. Nördlich und südlich von Küstrin blitzte das Mündungsfeuer Tausender Geschütze. Überall schossen in rascher Folge Feuersäulen hoch, als die Granaten in ihre Ziele einschlugen. Die Explosionen waren so heftig, dass atmosphärische Störungen entstanden. Noch Jahre später erinnerten sich deutsche Überlebende an den seltsamen heissen Wind, der sich plötzlich erhob, durch die Wälder brauste, junge Bäume umbog und Staub und Asche hoch aufwirbelte.

Es war ein betäubender Lärm. Swischtschews Kanoniere schrien, so laut sie konnten, doch der Luftdruck war so stark, dass ihre Trommelfelle platzten und ihnen Blut aus den Ohren lief. Das entsetzlichste Geräusch kam von den «Stalinorgeln». In feurigen Bündeln schossen die Raketen von den Abschussgestellen und heulten, lange weisse Schweife hinter sich herziehend, durch die Nacht. Für Hauptmann Golbow klang es so, als ob zwei riesige Stahlblöcke sich aneinander rieben. Trotz des schrecklichen Lärms fand Golbow das Sperrfeuer grossartig. Die Soldaten um ihn «schrien aus Leibeskräften, als ob sie Mann gegen Mann gegen die Deutschen kämpften, und feuerten alle ihre Waffen ab, obgleich sie gar kein Ziel sahen». Die feuerspeienden Geschütze erinnerten ihn an die Worte seiner Grossmutter, die ihm einmal vom Ende der Welt erzählt hatte: «Die Erde wird brennen, und das Feuer wird die Bösen verschlingen.»

Inmitten des Tumults begannen Schukows Truppen vorzustossen, Tschuikows disziplinierte Gardisten an der Spitze. Im Schutze des Feuervorhangs der Artillerie griffen sie aus dem Brückenkopf heraus an. Nördlich und südlich von Küstrin, wo der angeschwollene Fluss im Sturmangriff überschritten werden sollte, standen die Pioniere und fügten Pontons und vorfabrizierte Brückenteile aus Holz zusammen. Stosstrupps überquerten die Oder in Sturmbooten.

Unter den angreifenden Truppen waren Einheiten, die sich bei Leningrad, Smolensk, Stalingrad und vor Moskau bewährt hatten, Männer, die sich durch einen halben Erdteil bis an die Oder herangekämpft hatten. Ihre Dörfer und Städte waren von den Deutschen zerstört, ihre Ernten verbrannt, ihre Familien ermordet worden. Für diese Soldaten besass dieser letzte Angriff einen besonderen Sinn. Lange genug hatten sie auf die Stunde der Rache gewartet. Ihre Heimat war zerstört, für sie gab es kein Zurück, nur ein Vorwärts. Nicht weniger verbissen kämpften Tausende eben erst befreiter Kriegsgefangener. Die Rote Armee

brauchte so dringend Verstärkung, dass man den Gefangenen, die zum grössten Teil schwach und unterernährt waren und Spuren brutaler Behandlung trugen, umgehend Waffen in die Hand gedrückt hatte. Auch sie stürmten jetzt voran, entschlossen, grausame Vergeltung zu üben.

Unter lautem Kampfgeschrei stürzten die Soldaten auf den Fluss zu. Viele besaßen nicht mehr die Geduld, auf Boote oder Brücken zu warten. Verwundert sah Golbow, wie Soldaten in voller Ausrüstung ins Wasser sprangen und durch den Fluss schwammen. Andere klammerten sich an leere Benzinkanister, Bretter, Holzbohlen, Baumstümpfe. Es war ein phantastisches Bild. Golbow schien es, als ob «eine riesige Armee von Ameisen auf Blättern und Zweigen über das Wasser gleite. Die Oder wimmelte von vollbesetzten Booten und Flössen mit Material und Waffen. Überall ragten die Köpfe von Männern aus dem Fluss». Golbow beobachtete, wie sein Freund, der Regimentsarzt, «ein riesiger Mann namens Nikolajew, am Ufer entlangrannte und ein lächerlich kleines Boot hinter sich herzog». Soviel Golbow wusste, sollte Nikolajew «im Feldlazarett hinter der Front sein». «Und da sass er nun in diesem winzigen Boot und ruderte wie der Teufel. Es sah aus, als könne keine Macht der Welt ihn aufhalten.»

Ganz unvermittelt brach das Trommelfeuer ab. Eine lähmende Stille trat ein. Die Kanonade hatte volle fünfunddreissig Minuten gedauert. In Schukows Befehlsbunker merkten die Stabsoffiziere plötzlich, dass die Telefone klingelten; niemand wusste, wie lange schon – sie waren alle wie taub. Tschuikows Kommandeure gaben die ersten Berichte durch. «Bis jetzt geht alles wie geplant», sagte Tschuikow zu Schukow. Gleich darauf trafen noch bessere Meldungen ein. «Die ersten Operationsziele sind genommen», verkündete er stolz. Schukow, seit Beginn des Angriffs nervös und gespannt, wurde plötzlich freundlicher. Er packte, so berichtet General Popiel, Tschuikow bei der Hand und sagte: «Ausgezeichnet! Ausgezeichnet! Wirklich sehr gut!» Doch so sehr sich Schukow freute – er war zu erfahren, um den Feind zu unterschätzen. Er wusste, dass der Erfolg erst feststand, wenn die wichtigen Höhen von Seelow genommen waren. Das konnte jedoch nicht mehr lange dauern. Inzwischen waren sowjetische Flugzeuge aufgestiegen und bombardierten das Vorgelände. Mehr als 6'500 Maschinen sollten seinen und Konjews Angriff unterstützen. Doch Schukow war überzeugt, dass schon allein das Sperrfeuer den Feind demoralisiert hatte.

Generaloberst Heinrici ging im Lageraum seines vorgeschobenen Gefechtsstandes im Schönwalder Forst nördlich von Berlin unruhig auf und ab. Um ihn schrillten die Telefone. Seine Offiziere nahmen die Meldungen entgegen und zeichneten den Kampfverlauf sorgfältig in die Generalstabkarte ein, die auf dem Tisch in der Mitte des Raumes ausgebreitet war. Hin und wieder blieb Heinrici stehen und warf einen Blick auf die Karte oder las eine Meldung, die Oberst Eismann ihm reichte. Heinrici war von der russischen Offensive nicht überrascht, wohl aber die meisten seiner Offiziere – insbesondere von der Stärke des feindlichen Artilleriefeuers. General Busse von der 9. Armee nannte es das «bisher schlimmste», und Oberst Eismann notierte in seinen Aufzeichnungen, das vernichtende Feuer habe die deutschen Frontbefestigungen «praktisch zerstört».

In der Nacht des 15. April war der grösste Teil der Heeresgruppe Weichsel, wie von Heinrici befohlen, im Schutz der Dunkelheit auf die zweite Verteidigungslinie zurückgegangen. Das war nicht ohne Zwischenfälle abgelaufen. Einige Offiziere hatten nur sehr ungern die vorderen Stellungen geräumt. In der Annahme, es handele sich um einen Rückzug, beschwerten sie sich bei Heinrici. «Ist Ihnen denn gar nicht der Gedanke gekommen», fragte er einen der protestierenden Generale, «dass von Ihren schönen Befestigungen und Ihren Leuten nicht viel übrigbleiben wird, wenn die Russen das Feuer eröffnen? In einem Stahlwerk stecken Sie Ihren Kopf doch auch nicht unter den Schmiedehammer, oder? Sie werden ihn rechtzeitig zurückziehen. Nichts anderes tun wir hier.»

Das schwierige Manöver hatte fast die ganze Nacht gedauert und hatte den Meldungen zufolge überall reibungslos geklappt. Jetzt warteten die Truppen in der zweiten Verteidigungslinie auf die vorstossenden Russen. An einem Abschnitt der Front war Heinrici durch das Gelände im Vorteil: Westlich von Küstrin lagen die sandigen, hufeisenförmigen Seelower Höhen, die sich dreissig bis achtzig Meter hoch über ein sumpfiges, von Wasseradern durchzogenes Tal, den sogenannten Oderbruch, erhoben. Dieses Tal musste der Angreifer bezwingen, und zwar unter dem Feuer der deutschen Artillerie.

Diese wichtige Hügelkette bot Heinrici die einzige Chance, Schukows Angriff zu zerschlagen, und Heinrici war überzeugt, dass Schukow dies bei seiner Planung genau einkalkuliert hatte. Die Russen mussten den Höhenzug so rasch wie möglich erobern, um zu verhindern, dass Heinricis Artillerie die von der Roten Armee errichteten Brücken über die Oder unter Beschuss nahm und unter den durch das niedrige, sumpfige Terrain vorgehenden Truppen ein Gemetzel anrichtete. Offenbar hatte Schukow gehofft, mit seinem massiven Sperrfeuer den deutschen Widerstand zu brechen und die Seelower Höhen leicht nehmen zu können. Doch infolge des Rückzuges der deutschen Truppen von der Hauptverteidigungslinie war der grösste Teil der deutschen Infanterie und Artillerie intakt und in geordneter Formation. Die Sache hatte nur einen Haken: Heinrici besass nicht genügend Soldaten und Geschütze. Ohne Unterstützung aus der Luft und ohne Reserven an Truppen, Geschützen, Panzern, Munition und Treibstoff konnte Heinrici Schukows Offensive nur vorübergehend aufhalten. Über kurz oder lang musste der Feind doch durchbrechen.

An der gesamten Front standen Heinricis beiden Armeen weniger als siebenhundert Panzer und Sturmgeschütze zur Verfügung. Sie waren auf die verschiedenen Einheiten der 9. und der 3. Armee verteilt worden. Die stärkste Division, die 25. Panzer, besass nicht mehr als neunundsiebzig Stück, die kleinste Einheit zwei. Schukows Artillerie – 20'000 Geschütze aller Kaliber\* – hatte Heinrici

\* Schukow äusserte im Juni 1945 General Eisenhower und der Presse gegenüber, er habe die Offensive mit 22'000 Geschützen aller Kaliber eröffnet. In seinem ursprünglichen Plan waren 11'000 Geschütze vorgesehen gewesen, und es ist nicht bekannt, ob seine Artillerie bis zum Zeitpunkt des Angriffs tatsächlich um das Doppelte verstärkt werden konnte. In sowjetischen Darstellungen werden die verschiedensten Zahlen genannt – die Angaben schwanken zwischen 20'000 und 40'000. Die meisten Militärexperten sind der Meinung, dass Schukow über mindestens sieben- bis achttausend Feldgeschütze und vermutlich über ebenso viele Geschütze kleineren Kalibers verfügte.

744 Feldgeschütze und 600 als Feldartillerie verwendete Flakgeschütze entgegengesetzt\*. Auch die Munitions und Treibstoffvorräte waren äusserst knapp. Die Reserven der 9. Armee reichten nur für etwa zweieinhalb Tage.

Heinrici konnte die Russen weder auf lange Sicht aufhalten, noch einen Gegenangriff unternehmen, denn seine wenigen Panzer und Geschütze hatte er zum Einsatz am Nordflügel der 9. Armee vorgesehen. Alles, was er tun konnte, war, etwas Zeit zu gewinnen. Bitter dachte er an die Panzereinheiten, die man ihm entzogen und der Heeresgruppe Schörner zur Abwehr eines nach Ansicht Hitlers und Schörners bevorstehenden Angriffs auf Prag übergeben hatte. Zusammen mit diesen Einheiten hätte Heinrici über insgesamt sieben Panzerdivisionen verfügt. «Wenn ich die hätte», sagte er mürrisch zu Eismann, «dann ginge es den Russen jetzt schlecht.»

So schlimm die Lage war – das Schwierigste stand noch bevor. Schukows Offensive war erst der Anfang. Man musste jederzeit damit rechnen, dass Rokossowskij's Truppen im Norden losschlügen, wo Manteuffel mit der 3. Armee stand. Und auch Konjew im Süden griff vermutlich bald an.

Heinrici brauchte nicht lange auf Konjews Angriff zu warten. Ihren zweiten Schlag führten die Russen etwa dort, wo sich Busses und Schörners Verbände berührten. Pünktlich um 6 Uhr stürmten die Truppen der 1. Ukrainischen Front über die Neisse.

In dichten V-förmigen Verbänden stiessen die russischen Jäger durch das hellrote Aufblitzen explodierender Flakgranaten und Ketten gelber, weisser und roter Leuchtpurgeschosse auf den Fluss hinab. Dann fegten sie, lange weisse Rauchfahnen hinter sich herziehend, durch das Tal, knapp fünfzehn Meter über der metallisch schimmernden Neisse. Immer wieder durchbrachen die Jäger das Sperrfeuer der Flak und legten einen dicken Rauchvorhang über den Fluss und seine Ufer. Marschall Iwan Konjew, der von seinem Beobachtungsposten aus zusah, war zufrieden. Er wandte sich zu General N. P. Puchow, dessen 13. Armee sich bald der Offensive anschliessen sollte, und sagte: «Unsere Nachbarn haben Scheinwerfer eingesetzt, denn sie brauchen mehr Licht. Wir, Nikolai Pawlowitsch, wir brauchen mehr Dunkelheit.»

Konjew griff auf einer achtzig Kilometer breiten Front an. Doch hatte er, um die Deutschen zu verwirren, den Rauchvorhang über eine viermal so lange Distanz legen lassen. Er blickte jetzt durch ein Scherenfernrohr, um festzustellen, ob der Rauch sich hielt. Die Windgeschwindigkeit betrug nur einen halben Meter in der Sekunde – keine zwei Kilometer pro Stunde. Befriedigt teilte er seinen Stabsoffizieren mit, der Vorhang habe «die richtige Dicke und Dichte und auch genau die richtige Höhe». Noch während die Flugzeuge den Flusslauf weiter vernebelten, donnerte Konjews massierte Artillerie los.

Sein Trommelfeuer war ebenso gnadenlos wie Schukows Artillerievorbereitung, doch Konjew konzentrierte es gezielt auf bestimmte Punkte. Seine Artillerie-

\* Detaillierten Angaben Heinricis zufolge stand der Heeresgruppe sogar nur etwa die Hälfte der hier erwähnten Zahl an Feld- und Flakgeschützen zur Verfügung.



Kommandeure hatten gewusst, dass der Rauchvorhang ihren Beobachtern die Sicht versperren würde. Deshalb hatten sie vor dem Angriff alle ihnen bekannten feindlichen Verteidigungsstellungen und Stützpunkte genau auf ihren Messtischblättern eingezeichnet und ihre Rohre darauf gerichtet. Ausser diesen im Voraus anvisierten Zielen bestrich die Artillerie der 1. Ukrainischen Front auch die von der Neisse aus westwärts verlaufenden Strassen, um sie für die nachrückenden Sturmtruppen und Panzer freizumachen. Konzentrierte Salven mähten wie feurige Sensen mehrere hundert Meter breite Breschen in die deutschen Stellungen. Dabei gingen wie in Schukows Abschnitt ganze Wälder in Flammen auf. Jenseits des Flusses breitete sich ein kilometerweites Feuermeer aus.

Konjew überliess nichts dem Zufall. Ihn trieb nicht nur der Ehrgeiz, Berlin vor Schukow zu erreichen. Sein Handeln wurde vor allem durch einen äusserst beunruhigenden Umstand bestimmt, nämlich dem unerwartet schnellen Vormarsch der westlichen Alliierten, die bereits fünfundsechzig Kilometer vor der Stadt standen. Wenn Eisenhowers Truppen vor den Russen die Hauptstadt erreichten, war es für Konjew nicht ausgeschlossen, dass die Deutschen sich bemühen würden, mit den westlichen Alliierten rasch einen Separatfrieden zu schliessen. Er äusserte sich später über diese Möglichkeit: «Nur ungern beschäftigten wir uns mit dem Gedanken, dass unsere Alliierten mit den Deutschen irgendein gesondertes Abkommen schliessen könnten. Doch Tatsachen und Gerüchte hatten eine Atmosphäre geschaffen, in der wir Militärs diese Möglichkeit nicht ausschliessen durften... Dies machte die Berliner Aktion besonders dringlich. Wir mussten damit rechnen, dass die faschistischen Führer Berlin lieber den Amerikanern und Engländern übergaben als uns. Ihnen hätten die Deutschen den Weg möglicherweise freigemacht, gegen uns aber würden sie verbissen bis zum letzten Soldaten kämpfen»\*.

Bei seiner Planung hatte Konjew «diese Möglichkeit sorgsam bedacht». Er wusste,

\* Stalin hegte dieselben Befürchtungen. Anfang April hatte er an Roosevelt gekabelt, in Bern sei ein Abkommen mit den Deutschen geschlossen worden, wonach diese einverstanden seien, «die Front zu öffnen und den britisch-amerikanischen Truppen den Vormarsch nach Osten freizugeben, wofür [ihnen] die Anglo-Amerikaner eine Erleichterung der Friedensbedingungen versprochen haben. Als Endergebnis haben die Deutschen im gegenwärtigen Moment an der Westfront den Krieg gegen England und die Vereinigten Staaten praktisch eingestellt. Gleichzeitig setzen die Deutschen den Krieg gegen Russland, den Bundesgenossen Englands und der Vereinigten Staaten, fort». Roosevelt antwortete, er sei erstaunt über die Behauptung, er habe, ohne sich zuvor Stalins voller Zustimmung zu versichern, Verhandlungen mit dem Feind geführt: «Offen gesagt, ich kann mich eines bitteren Gefühls gegen Ihre Gewährleute, wer immer sie seien, nicht erwehren, haben sie doch die Handlungen der mein Vertrauen geniessenden Untergebenen und meine eigene Haltung in niederträchtiger Weise verdreht.» Stalin und seine Marschälle liessen sich nicht überzeugen. Selbst heute noch wird in der neuesten historischen Sowjetpublikation über den Zweiten Weltkrieg (*Der grosse Vaterländische Krieg der Sowjetunion 1941–1945*) behauptet: «Um zu verhindern, dass die Rote Armee Berlin einnahm, waren die Nazis bereit, die Hauptstadt den Amerikanern oder Engländern zu übergeben. Unsere Alliierten beabsichtigten, sie trotz der bestehenden Abmachungen, nach denen Berlin zur Operationszone der Sowjetarmee gehörte, zu erobern.» In Wirklichkeit existierte natürlich niemals ein derartiges Abkommen.

dass er, um Marschall Schukow und die westlichen Alliierten bei dem Wettrennen nach Berlin zu schlagen, den Feind innerhalb der ersten Stunden seiner Offensive niederwerfen musste. Er verfügte jedoch am westlichen Ufer der Neisse über keinen mit Infanterie besetzten Brückenkopf. Er musste den Fluss, der ein überaus schwieriges Hindernis bildete, im Sturmangriff überschreiten.

Die Neisse war ein eiskalter, langsam dahinströmender Fluss, der stellenweise hundertfünfzig Meter breit war. Das Ostufer war ziemlich flach, das Westufer hingegen stieg steil an. Die Deutschen hatten diese natürlichen Gegebenheiten gut zu ihrer Verteidigung genutzt und über dem Fluss und seinen östlichen Nebenarmen eine Reihe schwer befestigter Betonbunker errichtet, in denen sie sich verschanzten. Wenn Konjew vermeiden wollte, von dem Feuer aus diesen Bunkern aufgehalten zu werden, musste er den Feind rasch überwältigen. Zu diesem Zweck beabsichtigte er, seine Panzerdivisionen in die Schlacht zu werfen, sobald am westlichen Ufer provisorische Stützpunkte errichtet waren. Das bedeutete jedoch, dass, noch bevor der Rauchvorhang sich aufgelöst hatte, Brücken über den Fluss gebaut werden mussten, und dies möglicherweise, falls die Artillerie den Feind nicht erledigt hatte, unter schwerem Beschuss. Den Hauptvorstoss über den Fluss wollte er in der Gegend von Buchholz und Triebel unternehmen, doch sollte die Neisse natürlich auch an anderen Stellen überschritten werden. Um den Feind möglichst schnell aufzureiben, hatte er befohlen, in einem umfassenden Angriff an mehr als hundertfünfzig Stellen über die Neisse vorzustossen. Seine Pioniere hatten ihm versprochen, an allen diesen Stellen innerhalb von einer bis drei Stunden Brücken oder Fähren zu errichten.

Um 6 Uhr 55 begann die von Konjew geplante zweite Phase des Angriffs. Am ganzen Ostufer tauchten unter dem Schutz des andauernden Artilleriefeuers Stosstrupps aus den Wäldern auf und überquerten auf allen möglichen Fahrzeugen den Fluss. Ihnen folgte sofort eine zweite Welle und danach eine dritte. Im Raum Buchholz – Triebel stiegen Stosstrupps von Puchows 13. Armee mit Pontonbrücken in das eiskalte Wasser. Sie wurden von der 6. Gardeschützendivision unter Generalmajor Georgij Iwanow, einem vierundvierzigjährigen draufgängerischen Kosaken, angeführt. Iwanow liess alles ins Wasser schaffen, was nur irgendwie schwamm – Pontons, leere Flugzeugtreibstofftanks und deutsche Düngemittelbehälter, die er, um sie wasserdicht zu machen, hatte schweissen lassen. Sie sollten die Brücke zusätzlich stützen. Hunderte von Pionieren arbeiteten im Wasser und bauten die vorgefertigten hölzernen Brückenteile zusammen, die vom Ostufer in den Fluss geschoben wurden. Einzelne Gruppen standen bis zum Hals im Wasser und hielten schwere Bohlen hoch, andere trieben hölzerne Stützpfeiler in das Flussbett. Spezialeinheiten schleppten mit Booten, in denen sich handbetriebene Winden befanden, Kabel über die Neisse. Sie verankerten die Winden am Westufer und zogen an den Kabeln Flösse mit Geschützen und Panzern über den Fluss. An einigen Stellen verzichteten die Pioniere auf die Flösse und zogen die Geschütze über den Grund. Trotz des feindlichen Beschusses an nahezu allen Stellen gingen die Operationen gut voran. Iwanow hatte am Ufer Artillerie aufgestellt, die über die Köpfe seiner Soldaten hinweg die deutschen Verteidiger am Westufer beschoss. Zusätzlich überschüttete er sie mit einem

Feuerhagel aus nicht weniger als zweihundert Maschinengewehren – «um ihre Köpfe niederzuzwingen», wie er sich ausdrückte.

Um 7 Uhr 15 erhielt der Marschall eine gute Nachricht. Am Westufer war der erste Brückenkopf errichtet worden. Eine Stunde später konnte ihm mitgeteilt werden, man habe Panzer und Sturmgeschütze hinüberbefördert und setze sie bereits gegen den Feind ein. Um 8 Uhr 35 wurde das Trommelfeuer nach mehr als zweieinhalbstündiger Dauer eingestellt. Jetzt wusste Konjew, dass seine Truppen am westlichen Ufer endgültig Fuss gefasst hatten. An 133 Stellen war die Überschreitung gelungen. Einheiten von Puchows 13. Armee waren bereits gemeinsam mit Teilen der 3. Gardepanzerarmee am Mittelabschnitt des Angriffsgebietes bei Triebel weiter vorgestossen; den Berichten zufolge schien die feindliche Front zusammenzubrechen. In dem gleichen Abschnitt rückten jetzt Panzer der 4. Gardepanzerarmee vor, und im Süden hatten Männer der 5. Gardearmee den Fluss überquert. Konjew erwartete jeden Moment einen Durchbruch seiner Panzer.

Sobald der Durchbruch gelungen war, wollte Konjew auf Spremberg und Cottbus und von dort aus auf Lübben vorstossen. Lübben war für Konjew von besonderer Bedeutung. Dort endete die von Stalin gezogene Grenzlinie zwischen Schukows 1. Weissrussischer Front und seiner eigenen Heeresgruppe. Wenn Konjew Lübben schnell genug erreichte, beabsichtigte er, Stalin um die Erlaubnis zu bitten, nach Norden abzuschwenken und auf Berlin vorzustossen. Da er fest mit einem raschen Vormarsch rechnete, hatte er Generaloberst Pawel Semjonowitsch Rybalko von der 3. Gardepanzerarmee bereits schriftlich angewiesen, «sich darauf vorzubereiten, mit einem durch eine Schützendivision von der 3. Gardearmee verstärkten Panzerkorps von Süden her in Berlin einzudringen». Konjew hoffte, die Stadt knapp vor Schukow zu erreichen. Er war so begeistert von der guten Entwicklung seines Angriffs, dass ihm nicht einmal bewusst wurde, welches Glück er hatte, überhaupt noch am Leben zu sein. Gleich zu Beginn des Vorstosses hatte die Kugel eines Scharfschützen das Stativ seines Fernglases durchschlagen. Der Schuss ging nur wenige Zentimeter an Konjews Kopf vorbei\*.

Am östlichen Rand von Berlin klang das Feuer der nur etwa fünfzig Kilometer vor der Stadt stehenden Artillerie wie das dumpfe Grollen eines fernen Gewitters. In den näher an der Oder gelegenen Dörfern und kleinen Städten spürte man merkwürdige Erschütterungen. Im Polizeiposten von Mahlsdorf fielen Bücher von den Regalen und klingelten von selbst die Telefone. In vielen Gebieten flackerte das Licht. In Dahwitz-Hoppegarten begann plötzlich eine Luftschuttsirene zu heulen und liess sich nicht abschalten. Bilder fielen von den Wänden, Fenster und Spiegel zersprangen. Von einem Kirchturm in Müncheberg stürzte das Kreuz herab, und überall jaulten die Hunde.

In den östlichen Bezirken Berlins hallte das dumpfe Donnern in den rauchgeschwärzten Ruinen wider. In Köpenick roch man den Duft brennender Nadelbäume. Am Rand von Weissensee und Lichtenberg liess ein plötzlicher Windstoss

\* Erst zwanzig Jahre später, bei der Lektüre der Memoiren des Generals Puchow, erfuhr Konjew von diesem Vorfall.

die Vorhänge geisterhaft flattern, und in Erkner wurden die Leute in den Luftschutzkellern plötzlich durch ein heftiges Beben der Erde aus dem Schlaf gerissen. Viele Berliner wussten, was dieses ferne Grollen bedeutete. Siegmund Weltlinger, der sich mit seiner Frau in der Wohnung der Familie Möhring in Pankow versteckt hielt, hatte den Ersten Weltkrieg als Artillerist mitgemacht. Er wusste sofort, dass es sich um heftiges Artilleriefeuer handelte, und weckte seine Frau. Ein Berliner behauptete sogar, das russische Trommelfeuer gesehen zu haben. Der sechzehn Jahre alte Horst Römling war um 4 Uhr morgens auf das Dach eines siebenstöckigen Gebäudes am Westrand von Weissensee gestiegen und hatte durch ein Fernglas nach Osten geblickt. Er erzählte den Nachbarn, er habe das «Aufblitzen russischer Geschütze» sehen können, doch man glaubte ihm nicht – er galt als ein mit etwas allzu lebhafter Phantasie begabter Junge.

Sogar in den mittleren Bezirken vernahmten zahlreiche Berliner merkwürdige Geräusche. Die meisten dachten, es handle sich um Flakfeuer oder um die Explosion von Blindgängern, die von dem zweieinhalbstündigen Luftangriff während der Nacht stammten, oder um den plötzlichen Einsturz einer Bombenruine.

Die Telefonistinnen im Fernamt in der Schöneberger Winterfeldtstrasse waren die ersten Zivilisten in Berlin, die wussten, dass die russische Offensive begonnen hatte. Bereits wenige Minuten nach Beginn des Trommelfeuers waren die Fernleitungen überbelegt. Nervöse Parteifunktionäre in den Gebieten an Oder und Neisse riefen ihre vorgesetzten Dienststellen in Berlin an. Feuerwehrehauptleute fragten an, ob sie die Waldbrände zu löschen versuchen oder ihre Geräte in Sicherheit bringen sollten. Polizeichefs telefonierte mit den Sicherheitsbehörden, und viele Menschen bemühten sich, ihre Verwandten zu erreichen. Die Telefonistinnen erinnerten sich noch Jahre danach, dass fast jedes dieser Gespräche mit den Worten begann: «Es geht los!» Die Aufsichtsbeamtin Elisabeth Milbrand, eine fromme Katholikin, holte ihren Rosenkranz hervor und betete leise.

Bis zum Morgen des 16. April hatten die meisten Berliner durch den Rundfunk erfahren, dass «die Russen an der Ostfront schwere Angriffe» unternahmen. Die Meldungen waren vorsichtig gehalten, doch die Berliner waren «helle» genug, um zu wissen, was los war. Der Augenblick, den sie so sehr gefürchtet hatten, war gekommen. Zu diesem Zeitpunkt wusste der Mann auf der Strasse mehr als Hitler. Der Führer schlief um 8 Uhr morgens noch in seinem Bunker. Er war erst kurz vor 3 Uhr nachts zu Bett gegangen. General Burgdorf hatte strenge Anweisung erteilt, den Führer unter gar keinen Umständen zu wecken.

Die unterirdische Welt des Führerbunkers wirkte an diesem Morgen merkwürdiger: In dem kleinen Vorraum, dem vom Korridor abgeteilten Warteraum und dem Konferenzzimmer standen Vasen mit frischen Tulpen. Ein Gärtner hatte sie von einem der wenigen Blumenbeete geholt, die es noch in dem von Bomben verwüsteten Garten gab. Eine gute Idee, fand Burgdorf, denn Eva Braun liebte Tulpen. Sie war am Abend zuvor aus München eingetroffen und hatte dem Führer Geschenke von alten Freunden mitgebracht. Die Frau des Reichsjugendführers Baldur von Schirach hatte ihr für Hitler ein Buch mitgegeben, dessen Held noch im schlimmsten Unglück die Hoffnung nicht aufgab. «Optimismus», war sein

Wahlspruch, «bedeutet, so zu tun, als ob alles gut sei, wenn es einem schlecht geht.» Frau von Schirach hielt das Buch offenbar für ein überaus passendes Geschenk. Es war Voltaires *Candide*.

Schukow glaubte zuerst, er habe nicht richtig gehört. Er stand, umgeben von seinem Stab, in seinem Gefechtsstand bei Küstrin und starrte Tschuikow fassungslos an. Dann brach er wütend los. «Was, zum Teufel, soll das heissen – Ihre Truppen sind festgenagelt?» schrie er. Tschuikow hatte Schukow schon in Wut gesehen. «Genosse Marschall», sagte er ruhig, «ob wir vorübergehend auf gehalten werden oder nicht – die Offensive wird bestimmt gelingen. Aber der Widerstand hat sich verstärkt, und wir kommen im Moment nicht weiter.»

Schweres Artillerief Feuer von den Seelower Höhen aus, erklärte Tschuikow, habe die vorrückenden Infanterie- und Panzereinheiten empfangen. In dem sumpfigen Terrain des Oderbruchs drehten die Räder und Ketten der Sturmgeschütze und Panzer durch. Die Fahrzeuge kämen nur äusserst langsam voran. Eine Anzahl Panzer sei getroffen worden und in Flammen auf gegangen. Bis jetzt, fuhr Tschuikow fort, sei seine 8. Gardeschützenarmee nur eineinhalb Kilometer vorangekommen. Schukow machte seinem Zorn, nach General Popiels Bericht, mit «einem Schwall von Kraftausdrücken» Luft.

Warum hatte sich die Offensive, von deren Durchschlagskraft man so überzeugt gewesen war, festgelaufen? Als General Popiel Schukows leitende Offiziere danach befragte, musste er feststellen, dass bei diesen die verschiedensten Ansichten herrschten. General Michail Schalín, Korpskommandeur bei der 1. Gardearmee, erklärte, seiner Meinung nach hätten «sich die Deutschen vor dem Angriff aus der vordersten Linie zurückgezogen und entlang den Seelower Höhen eine zweite Verteidigungslinie errichtet». Deshalb sei «der grösste Teil des russischen Trommelfeuers ins Leere gegangen». General Wassilij Kusnezow, der Kommandeur der 3. Stossarmee, kritisierte erbittert den Plan der 1. Weissrussischen Front. «Wir sind wie üblich genau nach demselben Schema vorgegangen, und inzwischen kennen die Deutschen unsere Methoden», sagte er zu Popiel. «Sie haben ihre Truppen gute acht Kilometer zurückgezogen, und so hat unsere Artillerie alles mögliche getroffen, bloss nicht den Feind.» General Andrej a Getman, ein angesehenener Panzertaktiker und Korpskommandeur bei Katukows 1. Gardepanzerarmee, kritisierte vor allem den Einsatz der Scheinwerfer. «Sie haben die feindlichen Truppen nicht geblendet», sagte er. «Wissen Sie, was sie getan haben? Sie haben unsere Panzer und Infanteristen angestrahlt, so dass sie der deutschen Artillerie ein hervorragendes Ziel boten.»

Schukow hatte den Angriff keineswegs für einfach gehalten und hohe Verluste erwartet. Doch dass die Deutschen seinen Vorstoss aufhalten konnten, hatte er sich nicht vorstellen können. Wie er später sagte, hatte er mit einem «raschen Nachlassen des feindlichen Widerstandes» gerechnet. «Die erste Angriffswelle hat sich aber als zu schwach erwiesen», fügte er stark untertreibend hinzu. Er habe nie bezweifelt, den Feind allein durch den schweren Druck seiner Armeen überwältigen zu können, doch «die sich jetzt abzeichnende Gefahr, die Offensive könnte sich verlangsamen», habe ihn beunruhigt. Schukow beschloss, seine Taktik zu

ändern und erliess umgehend eine Reihe entsprechender Befehle. Seine Bomber sollten sich auf die feindlichen Geschützstellungen konzentrieren. Artillerie sollte die Seelower Höhen unter Beschuss nehmen. Schukow unternahm noch einen weiteren Schritt. Ursprünglich hatte er seine Panzerarmeen erst nach Eroberung der Seelower Höhen in die Schlacht werfen wollen. Jetzt beschloss er, sie sofort einzusetzen. General Katukow, der Kommandeur der 1. Gardepanzerarmee, der sich gerade in Schukows Befehlsbunker befand, wurde sogleich entsprechend instruiert. Schukow liess keinen Zweifel an seinen Wünschen: Die Seelower Höhen mussten um jeden Preis erobert werden. Er war entschlossen, den Feind in die Knie zu zwingen und sich, wenn nötig, bis Berlin durchzukämpfen. Anschliessend verliess der Marschall, gefolgt von seinem Stab, den Gefechtsstand. Der Ärger über die Verzögerung war ihm immer noch anzumerken. Schukow dachte nicht daran, sich durch ein paar gutplazierte feindliche Geschütze aufhalten und womöglich Konjew das Wettrennen nach Berlin gewinnen zu lassen. Als er den Bunker verliess und die Offiziere respektvoll beiseite traten, wandte er sich plötzlich an Katukow und fuhr ihn an: «Also los! Worauf warten Sie noch?»

Der Tagesbefehl des Führers erreichte General Busse im Gefechtsstand der 9. Armee kurz nach Mittag. Er trug das Datum 15. April, war aber offenbar zurückgehalten worden, bis Hitlers Stab ganz sicher war, dass die russische Offensive begonnen hatte. Die Befehlshaber wurden angewiesen, sofort für die Verbreitung des Inhalts, bis hinunter auf Kompanieebene, zu sorgen, jedoch unter allen Umständen zu verhindern, dass der Text in der Presse erschien.

«Soldaten der deutschen Ostfront», lautete der Tagesbefehl. «Zum letzten Male ist der jüdisch-bolschewistische Todfeind mit seinen Massen zum Angriff angetreten. Er versucht, Deutschland zu zertrümmern und unser Volk auszurotten. Ihr Soldaten aus dem Osten wisst zu einem hohen Teil heute bereits selbst, welches Schicksal vor allem den deutschen Frauen und Kindern droht. Während die Alten, Männer und Kinder ermordet werden, werden Frauen und Mädchen zu Kasernenhuren erniedrigt. Der Rest marschiert nach Sibirien.

Wir haben diesen Stoss vorausgesehen, und seit dem Januar dieses Jahres ist alles geschehen, um eine starke Front aufzubauen. Eine gewaltige Artillerie empfängt den Feind. Die Ausfälle unserer Infanterie sind durch zahllose neue Einheiten ergänzt. Alarmeinheiten, Neuaufstellungen und Volkssturm verstärken unsere Front. Der Bolschewist wird dieses Mal das alte Schicksal Asiens erleben, das heisst, er wird und muss vor der Hauptstadt des Deutschen Reiches verbluten.

Wer in diesem Augenblick seine Pflicht nicht erfüllt, handelt als Verräter an unserem Volk. Das Regiment oder die Divisionen, die ihren Platz verlassen, benehmen sich so schimpflich, dass sie sich vor den Frauen und Kindern, die in unseren Städten dem Bombenterror standhalten, werden schämen müssen.

Achtet vor allem auf die verräterischen wenigen Offiziere und Soldaten, die, um ihr eigenes erbärmliches Leben zu sichern, im russischen Solde, vielleicht sogar in deutscher Uniform, gegen uns kämpfen werden. Wer euch Befehle zum Rückzug gibt, ohne dass ihr ihn genau kennt, ist sofort festzunehmen und nötigenfalls augenblicklich umzulegen, ganz gleich, welchen Rang er besitzt.

Wenn in diesen kommenden Tagen und Wochen jeder Soldat an der Ostfront seine Pflicht erfüllt, wird der letzte Ansturm Asiens zerbrechen, genauso, wie am Ende auch der Einbruch unserer Gegner im Westen trotz allem scheitern wird. Berlin bleibt deutsch, Wien\* wird wieder deutsch, und Europa wird niemals russisch.

Bildet eine verschworene Gemeinschaft zur Verteidigung nicht des leeren Begriffs eines Vaterlandes, sondern zur Verteidigung eurer Heimat, eurer Frauen, eurer Kinder und damit unserer Zukunft!

In dieser Stunde blickt das ganze deutsche Volk auf euch, meine Ostkämpfer, und hofft nur darauf, dass durch eure Standhaftigkeit, euren Fanatismus, eure Waffen und unter eurer Führung der bolschewistische Ansturm in einem Blutbade erstickt.

In dem Augenblick, in dem das Schicksal den grössten Kriegsverbrecher\*\* aller Zeiten von dieser Erde weggenommen hat, wird sich die Wende des Krieges entscheiden.»

Busse brauchte nicht erst durch einen Tagesbefehl des Führers auf die Notwendigkeit hingewiesen zu werden, die Russen unter allen Umständen aufzuhalten. Bereits vor Monaten hatte er Hitler gesagt, ein Durchbruch der Russen an der Oderfront bedeute das Ende Berlins und des Reichs. Ihn empörte das Gerede von einer starken Front, von einer «gewaltigen Artillerie» und «zahllosen neuen Einheiten», die angeblich den Feind empfangen würden. Mit derartigen Formulierungen waren die Russen nicht aufzuhalten. Hitlers Tagesbefehl stand in keinem Verhältnis zu den wahren Gegebenheiten. Und eines ging ganz klar aus ihm hervor: Hitler wollte die deutschen Soldaten bis zum Tode kämpfen lassen – im Westen wie im Osten.

Busse hatte immer noch eine geheime Hoffnung gehegt, über die er zu niemandem ausser zu Heinrici und einigen seiner vertrautesten Offiziere gesprochen hatte. «Wenn wir an der Oder durchhalten, bis die Amerikaner kommen», äusserte er zu Heinrici, «haben wir unseren Auftrag gegenüber unserem Volk, unserem Land und der Geschichte erfüllt.» – «Kennen Sie den Eclipse-Plan?» erwiderte Heinrici schroff. Busse hatte nie davon gehört. Heinrici berichtete ihm von dem erbeuteten Plan, in dem die vorgesehenen Besatzungszonen der Alliierten festgelegt waren. «Ich bezweifle», sagte Heinrici, «dass die Amerikaner die Elbe überschreiten werden.» Trotzdem klammerte sich Busse noch eine Zeitlang an derartige Hoffnungen. Jetzt gab er sie endgültig auf. Selbst wenn Eisenhowers Truppen die Elbe überschritten und auf Berlin vorstiessen, war es wahrscheinlich zu spät. Hitler war anscheinend entschlossen, mit den Amerikanern verbissen um jeden Kilometer zu ringen; für ihn gab es keinen Unterschied zwischen den westlichen Alliierten und den Kommunisten. Deutschlands Lage war hoffnungslos – ebenso, nach Busses Ansicht, die Lage der 9. Armee; doch solange Hitler den Krieg fortsetzte und sich weigerte, zu kapitulieren, konnte Busse nur versuchen, die Russen so lange wie nur möglich aufzuhalten.

\* Wien war am 13. April von der Roten Armee erobert worden.

\*\* Hitler meinte offenbar Präsident Roosevelt.



Gegen die 9. Armee hatte sich die volle Wucht der russischen Angriffe gerichtet; sie konnte nicht mehr viel verkräften. Doch bis jetzt hielten Busses Truppen noch fast überall stand. Bei Frankfurt hatten sie die Russen sogar zurückgeschlagen. Die Artillerie auf den Seelower Höhen leistete, obwohl sie einem gnadenlosen Beschuss und Bombardement ausgesetzt war, verbissenen Widerstand und hatte den Feind zum Stehen gebracht. Doch Busses Verluste waren ungeheuer. Aus einzelnen Abschnitten berichteten die Befehlshaber von einer mindestens zehnfachen feindlichen Übermacht. «Sie kommen in ganzen Scharen auf uns zu, eine Welle nach der anderen, ohne Rücksicht auf Verluste», hatte ein Divisionskommandeur telefonisch gemeldet. «Wir feuern mit unseren Maschinengewehren, bis der Lauf glüht. Meine Männer kämpfen, bis ihnen die Munition ausgeht. Dann werden sie einfach abgeknallt oder überrannt. Wie lange wir das noch durchhalten, weiss ich nicht.» Fast alle anderen Meldungen lauteten ähnlich. Man ersuchte verzweifelt um Nachschub, vor allem um Geschütze, Panzer, Munition und Treibstoff. Eins war jedoch unersetzbar: Truppen. Busses geringe Reserven waren bereits im Einsatz oder unterwegs zu den vorderen Linien. Die meisten wurden in das gefährdete Gebiet um die Seelower Höhen geworfen.

Diesen mittleren Abschnitt der 9. Armee hielt das LVI. Panzerkorps, eine ruhmbedeckte Einheit, von der aber nicht mehr viel übrig war. Das Korps war schon oft zerschlagen und wieder neu aufgestellt worden. Jetzt wurde es wieder einmal neu formiert. Von dem ursprünglichen Korps war nicht viel mehr übrig als eine Gruppe leitender Staboffiziere und ihr Kommandeur, Generalleutnant Helmuth Weidling, ein erfahrener, hochdekorierter Haudegen von sechzig Jahren.

Busse hatte die zusammengewürfelten Einheiten im Gebiet der Seelower Höhen Weidlings Kommando unterstellt. Weidling verfügte im Moment über drei Divisionen: Görings unzuverlässige 9. Fallschirmjägerdivision, die schlecht ausgerüstete 20. Panzergrenadierdivision und die schwache Division «Müncheberg». An den Flanken von je einem Korps unterstützt – an der linken vom CL, an der rechten vom XL SS – sollte Weidling den Hauptvorstoss der Russen auf Berlin abfangen. Zwar war Weidling erst vor einigen Tagen eingetroffen und kämpfte mit schwachen und zum grossen Teil unerfahrenen Truppen in einem ihm unbekanntem Gelände, doch hatte er bis jetzt noch alle Angriffe zurückschlagen können.

Er brauchte jedoch dringend seine restlichen Einheiten, die bis jetzt – am Morgen des 16. April – nicht eingetroffen waren. Das Schwerste stand Weidling noch bevor. Noch vor Ende der Woche sollte er in Situationen geraten, die schwieriger waren als alle, die er in diesem Krieg erlebt hatte. Weidling sollte von Hitler zum Tode verurteilt und dann durch eine seltsame Schicksalsfügung in Deutschlands letzter Stunde zum Verteidiger von Berlin werden.

Generalleutnant Walther Wenck, der Oberbefehlshaber der an der Elbe stehenden 12. Armee, war erfreut und verwirrt zugleich. Seine jungen, unerfahrenen Einheiten hatten mit dem Zurückwerfen des Feindes und der Beseitigung des Brückenkopfes südlich von Magdeburg eine grössere Leistung vollbracht, als Wenck zu hoffen gewagt hatte. Wesentlich schwieriger war es mit dem Brücken-

kopf bei Barby. Seine Leute hatten alles mögliche versucht, um die Brücken zu zerstören – von Minen, die sie den Fluss hinabtreiben liessen bis zum Einsatz von Froschmännern. Ausserdem hatten einige der letzten Flugzeuge der Luftwaffe, die es in diesem Gebiet noch gab, einen Bombenangriff unternommen – ebenfalls ohne Erfolg. Die Amerikaner hatten den Brückenkopf inzwischen verstärkt und gut gesichert und beförderten seit über achtundvierzig Stunden Truppen und Panzer über den Fluss. Unbegreiflich war Wenck, dass die Amerikaner zwar ihren Stützpunkt am Ostufer der Elbe ausbauten und befestigten, jedoch keinerlei Anstalten trafen, weiter auf Berlin vorzustossen. Angesichts der heftigen amerikanischen Angriffe zwischen dem 12. und 15. April hatte Wenck fest damit gerechnet, eine blutige Verteidigungsschlacht führen zu müssen. Doch allem Anschein nach hatten die Amerikaner ihre Offensive abgebrochen. «Offen gesagt, ich bin erstaunt», sagte Wenck zu Oberst Reichhelm, seinem Stabschef. «Vielleicht sind ihnen die Vorräte ausgegangen und sie müssen sich reorganisieren.» Doch was auch immer der Grund sein mochte, Wenck war froh über die Ruhepause. Seine Truppen waren weit verstreut und mussten an einigen Abschnitten neu gruppiert werden. Auch brauchte er noch Zeit, die Schlagkraft seiner Armee durch zusätzliche Ausrüstung zu erhöhen. Einige Panzer und Sturmgeschütze, die er hatte auftreiben können, waren bereits eingetroffen. Hoffnung auf weitere Verstärkung bestand kaum. Wenck rechnete auch nicht mehr damit, alle Divisionen, die man ihm versprochen hatte, tatsächlich zu erhalten. Er hatte den dringenden Verdacht, dass es ganz einfach nichts mehr gab, was man ihm hätte schicken können. Eins stand jedenfalls fest: Die dünne Verteidigungslinie, welche die 12. Armee entlang der Elbe vor Berlin aufgebaut hatte, konnte einer Offensive nicht lange standhaften. «Wenn die Amerikaner einen grösseren Angriff unternehmen, werden sie unsere Stellungen mit Leichtigkeit durchbrechen», sagte der Generalleutnant zu Reichhelm. «Und wer soll sie dann noch aufhalten? Zwischen uns und Berlin gibt es nichts mehr.»

Die Nachricht traf Carl Wiberg wie ein Schlag. Er starrte Henning Jessen-Schmidt, den Leiter der Berliner OSS-Zentrale, ungläubig an. «Sind Sie ganz sicher?» fragte Wiberg.

Jessen-Schmidt nickte. «Das ist die Information, die ich erhalten habe», sagte er, «und ich habe keinen Grund, ihre Echtheit zu bezweifeln.» Die beiden Männer sahen einander schweigend an. Seit Monaten hatten sie fest mit der Eroberung Berlins durch Eisenhowers Streitkräfte gerechnet. Doch die Nachricht, die Jessen-Schmidt Wiberg überbracht hatte, zerstörte alle Hoffnungen in dieser Richtung. Ein Kurier aus Schweden hatte die wichtige Botschaft aus London überbracht. Die Berliner OSS-Agenten wurden darin angewiesen, nicht mehr auf die Engländer und Amerikaner zu warten. Seit Monaten führte Wiberg nun sein Doppelleben in Berlin. Er hatte mit allen Möglichkeiten gerechnet – nur nicht mit dieser. Die veränderte Situation hatte leider keinen Einfluss auf die Tätigkeit der Berliner OSS-Leute, die angehalten waren, auch weiterhin Informationen zu senden. Wibergs Auftrag lautete, wie bisher an die Agenten Ausrüstungsmaterial zu verteilen. Doch soviel Wiberg wusste, waren bisher nur wenige der aus-

gebildeten Spezialisten und Saboteure, welche die Geräte benutzen sollten, in der Stadt eingetroffen. Jessen-Schmidt wartete nun schon seit Wochen auf den Radiotechniker, der das immer noch in Wibergs Keller unter einem Kohlenhaufen versteckte Funkgerät betriebsfertig machen sollte. Wiberg bezweifelte, dass das Gerät überhaupt noch zum Einsatz kam. Dieses geheime Materiallager war eine ständige Gefahr. Die Deutschen konnten es immer noch finden, möglicherweise aber auch die Russen, und dieser Gedanke behagte ihm ganz und gar nicht. Er hoffte nur, dass London die Sowjets über die Existenz der Berliner OSS-Gruppe unterrichtet hatte – wenn nicht, konnte sie das grosse Lager mit dem militärischen Material in ernste Schwierigkeiten bringen.

Wiberg hatte ausserdem noch private Sorgen. Nachdem er viele Jahre als Witwer allein gelebt hatte, hatte er vor Kurzem eine junge Frau namens Inge Müller kennengelernt. Er hatte vor, sie unmittelbar nach Kriegsende zu heiraten. Vorher aber galt es, seine Verlobte vor den Russen zu bewahren. Wiberg war deprimiert. Was sollte aus ihm und der ganzen Gruppe werden, wenn man sie alle hier in Berlin einfach den kommenden Ereignissen überliess?

Der Kommandeur der 1. Gardepanzerarmee, Generaloberst Michail Katukow, schmetterte den Telefonhörer auf die Gabel, fuhr herum und versetzte der Tür seines Gefechtsstandes einen festen Fusstritt. Er hatte soeben den Bericht des Offiziers erhalten, der die 65. Gardepanzerbrigade im Gebiet der Seelower Höhen befehligte. «Wir sind der Infanterie ganz dicht aufgerückt», hatte General Iwan Juschtschuk gemeldet. «Wir kommen nicht weiter.»

Als sein Zorn sich etwas gelegt hatte, wandte sich Katukow seinen Stabsoffizieren zu. Er stemmte die Hände in die Hüften und schüttelte ungläubig den Kopf. «Diese Hitlerbrut!» sagte er. «Ich habe während des ganzen Krieges nie einen solchen Widerstand erlebt.» Katukow beschloss, selbst festzustellen, was da los war. Er musste die Seelower Höhen unbedingt bis zum Morgen nehmen, damit Schukow weiter vorstossen konnte.

Im Süden hatten Marschall Konjews Verbände westlich der Neisse die deutschen Stellungen auf einer dreissig Kilometer breiten Front durchbrochen. Seine Einheiten strömten über den Fluss. Sie hatten inzwischen zwanzig panzertragende Brücken (einige davon mit einer Belastungskapazität von sechzig Tonnen), einundzwanzig Fähren und Übergänge und siebzehn leichte Sturmbrücken errichtet. Unterstützt von Schlachtflugzeugen des Typs «Stormowik» waren Konjews Panzer in weniger als acht Stunden über fünfzehn Kilometer weit in das feindliche Gebiet vorgedrungen. Konjews Panzer waren nur noch fünfunddreissig Kilometer von Lübben entfernt, dem Endpunkt der Linie, die Stalin zwischen seinen und Schukows Streitkräften gezogen hatte. Dort sollten Konjews Panzer nach Nordwesten abschwanken und auf die über Zossen nach Berlin führende Reichsstrasse 96 vorstossen. Es war die Strasse, die Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt den «Weg zur Ewigkeit» genannt hatte.

Die Verantwortlichen in Berlin weigerten sich offenbar, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Die Rote Armee stand bereits fünfzig Kilometer vor der Stadt –

und noch immer hatte man weder Alarm gegeben noch die Bevölkerung offiziell von der Lage unterrichtet. Die Berliner wussten jedoch genau, was los war. Das erste Zeichen war das dumpfe Donnern der Artillerie gewesen. Dann hatte sich durch Flüchtlinge, Telefongespräche und von Mund zu Mund die Nachricht verbreitet. Da zuverlässige Informationen fehlten, gingen wilde Gerüchte um. Es hiess, die Russen seien keine fünfzehn Kilometer mehr entfernt, ein anderes Mal, sie befänden sich bereits in den östlichen Vorstädten. Niemand kannte die genaue Lage, doch die meisten Berliner wussten, dass der Todeskampf der Stadt begonnen hatte. Trotzdem gingen die Leute weiter ihren Geschäften nach. Sie waren nervös, und es wurde immer schwieriger, so zu tun, als sei die Lage normal; doch alle versuchten es.

Richard Poganowska, der Milchmann, wurde von seinen Kunden mit Fragen überhäuft. Offensichtlich glaubten sie, er wisse mehr als sie, doch er konnte ihnen keine Auskunft geben. Der sonst so gutgelaunte Poganowska war nicht weniger verängstigt als seine Kunden. In der Wohnung des hohen Postbeamten in der Kreuznacher Strasse hing immer noch das Hitlerbild an der Wand, doch selbst das konnte Poganowska jetzt nicht mehr beruhigen.

Der Milchmann freute sich, als er seine kleine Freundin Dodo Marquardt sah. Wie so oft stand das dreizehnjährige Mädchen an derselben Strassenecke in Friedenau und wartete auf ihn, um ein Stückchen mitzufahren. Sie kletterte auf den Kutscherbock, setzte sich neben den Hund Poldi und schwatzte fröhlich vor sich hin. Poganowska fiel es heute schwer, ihr wie sonst immer aufmerksam zuzuhören. Ohne grosse Begeisterung las er die neuen Parolen, die überall an den Hauswänden und Ruinenmauem standen: «BERLIN BLEIBT DEUTSCH» ... «SIEG ODER KNECHTSCHAFT» ... «WIEN WIRD WIEDER DEUTSCH» ... «WER AN DEN FÜHRER GLAUBT, GLAUBT AN DEN SIEG...» Poganowska hielt den Wagen an und half Dodo herunter: «Bis morgen, Herr Poganowska», sagte das Mädchen lächelnd, und der Milchmann erwiderte: «Bis morgen, Dodo». Als er wieder anfuhr, fragte er sich, wie oft es wohl noch einen Morgen geben werde.

Pfarrer Arthur Leckscheidt von der Kreuzberger Melancthon-Kirche vermochte sich nicht vorzustellen, dass es noch schlimmer kommen könnte. Es schien ihm bereits eine Ewigkeit her, dass sein schönes Gotteshaus zerstört wurde. In den vergangenen Wochen waren so viele Menschen durch Bomben ums Leben gekommen, dass sein Küster die Todesfälle gar nicht mehr registrierte. Leckscheidt stand am Rand eines Massengrabes, in dem vierzig Opfer der letzten Luftangriffe lagen. Nur wenige Menschen nahmen an der Beerdigung teil. Sie entfernten sich alle gleich, als es zu Ende war. Nur ein junges Mädchen blieb stehen. Ihr Bruder, sagte sie zu dem Pfarrer, sei unter den Toten. Unter Tränen erklärte sie: «Er war bei der SS. Er war nicht in der Kirche.» Sie zögerte. «Werden Sie für ihn beten?» fragte sie. Leckscheidt nickte. «Im Tode», sagte er, «kann sich kein Mensch dem Wort Gottes verschliessen.» Er senkte den Kopf und betete: «Herr, verbirg nicht Dein Antlitz vor mir... meine Tage sind vergangen wie ein Schatten . . . mein Leben ist nichts vor Dir... meine Zeit liegt in Deiner Hand...» Auf eine Mauer in der Nähe hatte jemand während der Nacht die Worte gemalt: DEUTSCHLAND WIRD SIEGEN.

Schwester Oberin Kunigunde sehnte sich nach dem Ende des Krieges. Haus Dahlem, das von Missionsschwestern vom Heiligen Herzen Jesu geführte Entbindungsheim, war in seiner frommen Abgeschlossenheit zwar fast wie eine kleine Insel; doch wusste die kleine, rundliche, energische Oberin recht gut Bescheid, was draussen vor sich ging. Der Presseklub Dahlem in der dem Kloster gegenüberliegenden Villa des Reichsaussenministers Ribbentrop war am Abend zuvor geschlossen worden. Von einigen ihr bekannten Journalisten, die sich von ihr verabschiedeten, hatte sie erfahren, das Ende stehe bevor, und die Schlacht um die Stadt werde in wenigen Tagen beginnen. Die resolute Oberin hoffte, der Kampf werde kurz sein. Vor ein paar Tagen war ein alliiertes Flugzeug in ihrem Obstgarten zerschellt und hatte das Dach des Klostergebäudes weggerissen. Es war höchste Zeit, dass dieser blödsinnige, schreckliche Krieg aufhörte. Sie hatte zur Zeit mehr als 200 Menschen zu versorgen: 107 Neugeborene (darunter 91 uneheliche), 32 Mütter und 60 Nonnen und Laienschwestern.

Als hätten die Schwestern noch nicht genug zu tun, hatte die Schwesterin Oberin ihnen noch mehr Arbeit aufgebürdet. Einige der Nonnen hatten mit Hilfe des Hausmeisters riesige leuchtend rote Kreuze in weissem Feld auf die Aussenwände des Gebäudes und auf das Dach gemalt. Die Aufenthaltsräume hatte die Oberin von ihren Lernschwestern als Verbandsstation einrichten lassen. Der Speisesaal der Schwestern war in eine Kapelle verwandelt worden, in der Tag und Nacht Kerzen brannten, und den Keller hatte man in einzelne Räume für Kinder und Wöchnerinnen abgeteilt. Die Oberin hatte sogar die Fenster zumauern und von aussen mit Sandsäcken zudecken lassen. Sie war, wie sonst auch, auf alles gefasst, was da kommen konnte. Nur in einer Hinsicht war sie völlig ratlos. Sie teilte die Sorge ihres Beichtvaters und Ratgebers, Pater Bernhard Hapig, die Frauen könnten von den Besatzungstruppen behelligt werden. Pater Hapig hatte es am 23. April endlich über sich gebracht, mit den Schwestern über das heikle Thema zu sprechen. Was sie von den Journalisten gehört hatte, erfüllte die Oberin mit Sorge. Die Russen, wusste sie, konnten jeden Moment da sein.

Während die Menschen auf neue Meldungen warteten, verbargen sie ihre Angst hinter makabren Scherzen. Ein neuer Gruss kam auf. Menschen, die einander völlig fremd waren, schüttelten sich die Hände und wünschten sich gegenseitig: «Bleiben Sie übrig!» Viele Berliner machten sich über die Rundfunkrede lustig, die Goebbels vor zehn Tagen gehalten hatte. Deutschlands Schicksal werde einen plötzlichen Umschwung erfahren, hatte der Propagandaminister erklärt: «Der Führer weiss auf die Stunde genau, wann er eintritt. Das Schicksal hat uns diesen Mann gesandt, damit wir... von dem Wunder Zeugnis ablegen.» Überall wiederholte man jetzt diese Worte, wobei man den pathetischen Tonfall des Propagandaministers höhnisch nachahmte. Eine andere beliebte Redewendung war: «Wir brauchen uns doch gar keine Sorgen zu machen. Der Gröfaz wird uns retten.» – «Gröfaz» (Grösster Feldherr aller Zeiten) war schon seit Langem der Spitzname vieler Deutscher für Hitler.

In den meisten Berliner Fabriken wurde auch jetzt noch weitergearbeitet. Die in den Spandauer Rüstungswerken hergestellte Munition wurde umgehend an die Front geschafft. Bei Siemens in Siemensstadt produzierte man elektrische Geräte,

in den Fabriken von Marienfelde, Weissensee und Erkner riesige Mengen von Kugellagern und Werkzeugmaschinen, bei Rheinmetall-Borsig in Tegel Geschützrohre und -lafetten. Von den Fließbändern der Firma Alkett in Ruhleben rollten Panzer, Lastwagen und Sturmgeschütze; bei Krupp und Druckenmüller in Tempelhof wurden Panzer repariert und von den Arbeitern sofort wieder zu ihren Einheiten gefahren. Der Personalmangel war so gross, dass die Direktion die Fremdarbeiter aufgefordert hatte, sich freiwillig als Fahrer zur Verfügung zu stellen. Der französische Arbeiter Jacques Delaunay lehnte das glatt ab. «Das war sehr klug von dir», sagte an diesem Nachmittag ein in die Fabrik zurückkehrender Panzerfahrer zu Delaunay. «Weisst du, wohin wir diese Panzer gebracht haben? Direkt an die vorderste Front.»

Nicht nur die Fabriken, sondern auch die öffentlichen Dienststellen und Versorgungsbetriebe arbeiteten weiter. In der Meteorologischen Station in Potsdam stellte man routinemässig fest, dass die Mittagstemperatur 18 Grad betrug und wahrscheinlich während der Nacht auf 4 Grad sinken werde. Der Himmel war nur teilweise bewölkt, und es herrschte ein milder Südwestwind, der gegen Abend auf Südost drehte. Für den 17. April wurde eine Wetteränderung vorausgesagt – bedeckt, mit Neigung zu Gewitterschauern.

Die Strassen waren voller Menschen, zum Teil wohl wegen des schönen Wetters. Die Hausfrauen blickten besorgt in die Zukunft und versuchten so viele unrationierte Waren wie möglich zu hamstern. Fast vor allen Geschäften bildeten sich Schlangen. In Köpenick stand das Ehepaar Schultze drei Stunden um Brot an, denn es war ungewiss, wann es wieder welches gab. Wie Tausende anderer Berliner suchten die Schultzes auf irgendeine Weise ihre Sorgen zu vergessen. An diesem Tag fuhren sie, ungeachtet der schlechten Verkehrsverhältnisse, nach Charlottenburg, um ein Kino zu besuchen, wobei sie sechsmal umsteigen mussten. Sie waren in dieser Woche bereits zweimal im Kino gewesen und hatten sich die Filme «Ein Mann wie Maximilian» und «Der Engel mit dem Saitenspiel» angesehen. Heute gab es «Die Grosse Nummer», einen Zirkusfilm.

Der französische Kriegsgefangene Raymond Legathière beschloss, das beim OKH in der Bendlerstrasse herrschende Durcheinander zu nützen und für einen Nachmittag zu verschwinden. Legathière hatte sich eine Eintrittskarte für ein Kino in der Nähe des Potsdamer Platzes beschafft, das für deutsche Soldaten reserviert war. Als der von Goebbels Propagandaministerium besonders geförderte Streifen begann, setzte der Kriegsgefangene Legathière sich im Dunkeln bequem zu recht. Es war ein historischer Film mit dem Titel «Kolberg», der von der heldenhaften Verteidigung der Stadt durch Gneisenau während der Napoleonischen Kriege handelte. Noch interessanter als den Film fand Legathière das Benehmen der um ihn sitzenden Soldaten. Sie waren hingerissen von diesem deutschen Heldenepos und bedachten es immer wieder mit lautem Jubel und Applaus. Sehr bald, dachte Legathière bei sich, werden diese Soldaten wahrscheinlich selbst Gelegenheit erhalten, sich als Helden zu erweisen.

Die Nachricht kam völlig überraschend. In seinem Büro in der Philharmonie, dem Gebäudekomplex, in dem sich die Konzertsäle und Proberäume der Berliner

Philharmoniker befanden, erhielt Dr. Gerhart von Westermann, der Geschäftsführer des Orchesters, eine Mitteilung von Reichsminister Albert Speer: die Philharmoniker sollten heute Abend ihr letztes Konzert geben.

Westermann hatte gewusst, dass er die Nachricht auf diese Weise erhalten sollte – ganz plötzlich, wenige Stunden vor einem Konzert. Laut Speers Anweisung sollte die Abreise der Musiker gleich nach Ende der Veranstaltung erfolgen. Sie sollten in die Gegend von Kulmbach fahren, wohin Speer schon früher den grössten Teil der wertvollen Instrumente hatte auslagern lassen. Nach Ansicht des Ministers würden die Amerikaner das Gebiet um Bayreuth in wenigen Stunden besetzen.

Seinen ursprünglichen Plan, sämtliche Orchestermitglieder heimlich zu evakuieren, hatte Speer aufgeben müssen. Westermann hatte befürchtet, Goebbels könnte von dem Plan erfahren und hatte deshalb nur einige besonders vertrauenswürdige Musiker eingeweiht. Zu seinem Erstaunen musste er feststellen, dass die meisten von ihnen aus familiären oder sonstigen Gründen die Stadt nicht verlassen wollten. In einer Abstimmung wurde der Plan schliesslich abgelehnt. Gerhard Taschner, der junge Geiger und Konzertmeister, wurde gebeten, Speer davon in Kenntnis zu setzen. Der Minister nahm die Nachricht gelassen auf und liess trotz der negativen Entscheidung der Orchestermitglieder seinen Chauffeur nach dem Konzert mit dem Wagen bei der Philharmonie warten. Taschner entschloss sich als einziger zur Abreise. In seiner Begleitung befand sich seine Familie und die Tochter des Musikers Georg Diburtz. Westermann fühlte sich durch das Abstimmungsergebnis verpflichtet, zu bleiben. Er wollte jedoch die Orchestermitglieder darauf hinweisen, dass dies die letzte Gelegenheit war – vielleicht entschloss sich doch noch der eine oder andere, Berlin zu verlassen. Der Geschäftsführer änderte deshalb drei Stunden vor dem Konzert das Programm. Als sich die Musiker auf ihren Plätzen niederliessen, fanden sie auf ihren Pulten die Noten zu Wagners *Götterdämmerung*.

Die Berliner erkannten immer deutlicher, dass die «Festung Berlin» eine reine Erfindung war. Dem Dümmden konnte nicht verborgen bleiben, wie wenig die Stadt auf einen feindlichen Angriff vorbereitet war. Die Landstrassen und Autobahnen waren immer noch frei. Nur hier und da sah man ein Geschütz oder einen Panzer und, abgesehen von älteren Volkssturmmännern, die teils Uniform, teils nur Armbinden trugen, so gut wie keine Truppen.

Sicherheitshalber hatte man überall Strassensperren und primitive Hindernisse errichtet. In Seitenstrassen, auf Höfen, vor den Regierungsgebäuden und in den Parks lagerten grosse Mengen Material zum Bau von Befestigungen. Die Hauptdurchfahrtsstrassen sollten, sobald der Feind anrückte, mit Stacheldraht, eisernen Panzerhindernissen, alten Lastwagen und ausrangierten, mit Steinen gefüllten Strassenbahnwagen versperrt werden. Doch konnten solche Barrikaden die Russen aufhalten? «Die Russen werden mindestens zweieinviertel Stunden brauchen, um durchzubrechen», lautete ein Witz. «Zwei Stunden, um sich kaputtzulachen, und eine Viertelstunde, um die Barrikaden wegzuräumen.» Ausgesprochene Verteidigungsanlagen – Gräben, Panzerfallen und Geschützstellungen –



gab es nur in den Aussenbezirken, und auch diese Anlagen waren, wie die Berliner sehen konnten, noch längst nicht fertiggestellt.

Ein Mann, der an diesem Tag aus der Stadt hinausfuhr, fand die Verteidigungsvorbereitungen «völlig nutzlos und lächerlich». Generalleutnant Max Pemsel, Experte für Befestigungsanlagen, war während der Invasion in der Normandie Stabschef der 7. Armee gewesen. Wie viele andere war er bei Hitler in Ungnade gefallen. Man hatte ihm eine obskure Division unterstellt, die im Norden kämpfte. Pemsel hatte das «Todeskommando» übernommen.

Am 2. April war er von Jodl zu seiner Überraschung nach Berlin befohlen worden. Der Flug hatte sich durch schlechtes Wetter immer wieder verzögert. So war er erst am 12. April in Berlin eingetroffen. Jodl empfing ihn mit Vorwurf in der Stimme: «Sie sollten zum Kampfkommandanten von Berlin ernannt werden», sagte er, «aber Sie kommen zu spät.» Bei diesen Worten, sagte Pemsel später, sei ihm «ein grosser Stein vom Herzen gefallen».

Jetzt war der Generalleutnant unterwegs zur italienischen Front: Jodl hatte ihn zum Generalstabschef der unter Marschall Rodolfo Grazianis Oberbefehl stehenden Armeegruppe «Ligurien» ernannt. Pemsel hielt es für sehr zweifelhaft, dass Grazianis Verbände überhaupt noch existierten. Dabei hatte Jodl ihn so sorgfältig über seine Pflichten informiert, als verlaufe der Krieg überaus erfolgreich für Deutschland. «Ihre Aufgabe wird nicht einfach sein», hatte der Chef des Wehrmachtführungsstabs gesagt, «denn sie erfordert nicht nur grosses militärisches Wissen, sondern auch erhebliches diplomatisches Geschick.» So unrealistisch Jodls Ansichten waren – Pemsel freute sich auf die Fahrt nach Italien, vor allem, weil er durch Bayern kam und dort nach zwei Jahren endlich einmal seine Frau und seine Familie wiedersehen würde. Ehe er an der Südfront eintraf, war der Krieg vielleicht schon zu Ende.

So verliess Pemsel Berlin mit dem Gefühl, dass das Schicksal es äusserst gut mit ihm meinte. Die Hauptstadt, daran bestand für ihn kein Zweifel, liess sich nicht gegen den Feind verteidigen. Neben der Strasse sah er Baumstümpfe, Stahlspitzen und spanische Reiter, aus denen Panzerhindernisse errichtet werden sollten. Pemsel schüttelte ungläubig den Kopf. Ein Stück weiter fuhr er an einer Gruppe älterer Volkssturmmänner vorbei, die Gräben aushoben. «Als ich die Stadt hinter mir hatte, dankte ich Gott, dass er diesen Kelch an mir hatte vorübergehen lassen», berichtete Pemsel später.

In seinem Gefechtsstand am Hohenzollerndamm stand der Kampfkommandant Generalleutnant Reymann vor einer riesigen Wandkarte von Berlin und betrachtete die darauf eingezeichneten Verteidigungsanlagen. «Ich fragte mich, was ich um Himmels willen tun sollte», erinnerte er sich. Reymann hatte in den letzten drei Tagen kaum geschlafen und fühlte sich völlig erschlagen. Seit den frühen Morgenstunden hatte er andauernd telefoniert, an verschiedenen Besprechungen teilgenommen, Verteidigungsstellungen vor der Stadt besichtigt und zahllose Befehle erlassen, von denen, wie ihm insgeheim klar war, wohl nur noch wenige vor Eintreffen der Russen ausgeführt werden konnten.

Vor einigen Stunden hatte Goebbels in seiner Funktion als Gauleiter von Berlin seinen allwöchentlichen «Kriegsrat» abgehalten. Reymann kamen diese Konfe-

renzen lächerlich vor. Am Nachmittag berichtete er seinem Stabschef, Oberst Refior, darüber: «Goebbels sagte mir das gleiche wie immer. Er sagte: «Wenn die Schlacht um Berlin jetzt bereits im Gang wäre, hätten Sie Panzer, Geschütze aller Kaliber, mehrere tausend leichte und schwere Maschinengewehre und einige hundert Werfer sowie die entsprechende Munition zur Verfügung.»« Reymann schwieg einen Moment. «Nach Goebbels», sagte er zu Refior, «werden wir alles kriegen, was wir brauchen – sobald Berlin wirklich eingekreist ist.»

Goebbels hatte dann plötzlich das Thema gewechselt. «Wo wollen Sie Ihren Gefechtsstand aufmachen, wenn die Schlacht um Berlin beginnt?» fragte er. Goebbels selbst wollte sich im Zoobunker etablieren und schlug Reymann vor, ebenfalls von dort aus zu operieren. Reymann war sofort klar, welchen Zweck der Gauleiter damit verfolgte: Er wollte Reymann und die Verteidigung von Berlin völlig unter seiner Kontrolle haben. Reymann lehnte höflich ab. «Das hielte ich nicht für gut», sagte er. «Denn auf diese Weise könnten die militärischen und politischen Stellen durch einen Zufallstreffer gleichzeitig ausser Gefecht gesetzt werden.» Goebbels beharrte nicht weiter darauf, doch Reymann merkte, wie der Gauleiter sofort merklich kühler wurde. Goebbels wusste sehr gut, dass der massive Zoobunker selbst durch mehrere Volltreffer kaum zu zerstören war.

Reymann war klar, dass der Minister ihm diese Ablehnung nicht vergessen würde. Doch in diesem Augenblick, da er vor der hoffnungslosen Aufgabe stand, die Stadt zu verteidigen, war Goebbels der letzte, den sich Reymann in seiner Nähe gewünscht hätte. Er wusste, was von seinen Versprechungen zu halten war. Vor wenigen Tagen erst hatte ihm Goebbels, als vom Nachschub die Rede war, erklärt, zur Verteidigung Berlins stünden «mindestens hundert Panzer» bereit. Reymann hatte um eine schriftliche Liste des zu erwartenden Nachschubs gebeten.

Als er die Aufstellung endlich erhielt, stellte sich heraus, dass es sich um «fünf- undzwanzig fertige und fünfundsiebzig im Bau befindliche Panzer» handelte, von denen er, wie er ganz genau wusste, keinen einzigen zu sehen bekommen würde, da sämtliche schweren Waffen ausschliesslich an die Oderfront gingen.

Nach Reymanns Ansicht begriff nur ein einziges Mitglied der Reichsregierung, was Berlin bevorstand: Reichsminister Albert Speer. Doch selbst dieser schien teilweise mit Blindheit geschlagen. Gleich nach der Besprechung bei Goebbels war Reymann aufgefordert worden, sich bei Speer zu melden, dessen Dienststelle sich jetzt in der ehemaligen französischen Botschaft am Pariser Platz befand. Der sonst so umgängliche Speer hatte ihn wütend empfangen, auf eine grosse, breite Strasse auf dem Stadtplan gedeutet und Reymann gefragt, was er eigentlich auf der Ost-West-Achse zu suchen habe. Reymann sah den Minister erstaunt an. «Ich baue zwischen dem Brandenburger Tor und der Siegessäule eine Landebahn. Warum fragen Sie?»

«Warum ich frage?» fuhr Speer ihn an. «Sie legen einfach meine Laternenpfähle um. Das kommt überhaupt nicht in Frage!»

Reymann hatte angenommen, Speer wüsste über das Vorhaben Bescheid. Bei den Schlachten um Breslau und Königsberg hatten die Russen gleich zu Beginn die Flugplätze der beiden Städte besetzt. Um in Berlin, falls dies geschah, nicht in

eine ähnlich schwierige Situation zu geraten, hatte man beschlossen, ziemlich genau im Zentrum des Regierungsbezirks, an der Stelle, wo die Ost-West-Achse durch den Tiergarten führte, eine Landebahn zu bauen. «Man wählte dafür», berichtete Reymann später, «im Einvernehmen mit der Luftwaffe das Stück zwischen dem Brandenburger Tor und der Siegessäule. Es erwies sich als notwendig, die reichverzierten bronzenen Laternenpfähle zu entfernen und auf beiden Seiten in einer Tiefe von etwa dreissig Metern die Bäume zu fällen. Als ich diesen Plan Hitler gegenüber erwähnte, sagte er, die Laternenpfähle könnten verschwinden, die Bäume jedoch müssten stehenbleiben. Ich gab mir alle Mühe, ihn umzustimmen, doch Hitler erklärte sich mit dem Fällen der Bäume nicht einverstanden, auch nicht, als ich ihm erklärte, es könnten dort sonst nur kleinere Maschinen starten und landen. Welche Gründe er dafür hatte, weiss ich nicht. Jedenfalls hätte die Entfernung einiger Bäume die Schönheit der Stadt zu diesem Zeitpunkt bestimmt nicht weiter beeinträchtigt.» Und jetzt widersetzte sich Speer der Entfernung der Laternenpfähle.

Reymann erklärte Speer die Situation und wies abschliessend darauf hin, dass der Führer die Entfernung der Laternen gestattet hatte. Doch das beeindruckte Speer nicht. «Sie dürfen sie nicht umlegen», beharrte er. «Ich erhebe dagegen Einspruch.» Und dann fügte er hinzu: «Sie scheinen nicht zu wissen, dass ich für den Wiederaufbau Berlins verantwortlich bin.»

Reymann bemühte sich vergeblich, Speer zu überzeugen. «Diese Landebahn ist für uns äusserst wichtig, vor allem an dieser Stelle.» Doch der Minister wollte nichts weiter davon hören. Reymann zufolge «beendete Speer das Gespräch mit dem Hinweis, dass er mit dem Führer über die ganze Angelegenheit sprechen werde. So blieben seine Laternenpfähle vorläufig stehen, und die Arbeit an der Landebahn musste abgebrochen werden – obwohl die Russen ständig weiter auf Berlin vorrückten.»

Kurz vor Ende der Besprechung kam Speer auf die Berliner Brücken zu sprechen. Er erklärte Reymann, wie schon tags zuvor in Heinrichs Gefechtsstand, dass es sinnlos sei, die Brücken zu zerstören; über viele von ihnen führten Wasser-, Strom- und Gasleitungen. «Die Durchschneidung dieser Lebensadern würde grosse Teile der Stadt lähmen und mir den Wiederaufbau noch mehr erschweren.» Reymann wusste, dass Speers Einfluss auf Hitler gross war: Er hatte bereits einen direkten Befehl aus der Reichskanzlei erhalten, einige der zur Zerstörung bestimmten Brücken von seiner Liste zu streichen. Jetzt bestand Speer darauf, sämtliche Brücken müssten erhalten bleiben. Reymann blieb ebenso störrisch wie Speer. Falls er keinen Gegenbefehl von Hitler erhielt, beabsichtigte er, seine Anweisungen zu befolgen und die übrigen Brücken zu sprengen. Ihm passte das ebenso wenig wie Speer, doch er dachte nicht daran, deshalb sein Leben und seine Karriere aufs Spiel zu setzen.

Von Speers Dienststelle aus fuhr Reymann an den Stadtrand und besichtigte einen der Verteidigungsabschnitte. Jede dieser Fahrten festigte nur noch Reymanns Überzeugung, dass die Verteidigung von Berlin eine Illusion war. In den Jahren des Sieges hatten die Nazis nie mit der Möglichkeit gerechnet, eines Tages in ihrer Hauptstadt dem Feind Widerstand leisten zu müssen. Sie hatten überall

Befestigungsanlagen errichtet – in Italien die Gustavlinie, an der französischen Küste den Atlantikwall, an der deutschen Westgrenze den Westwall –, doch um Berlin hatten sie nicht einmal Schützengräben ausgehoben. Selbst als die Russen immer schneller durch Osteuropa vorstiessen und in das Reich eindrangten, hatten Hitler und seine militärischen Berater nicht die Notwendigkeit erkannt, die Hauptstadt zu befestigen.

Erst als die Russen Anfang 1945 die Oder erreichten, begann man an die Verteidigung Berlins zu denken. Am Ostrand der Stadt wurden Gräben ausgehoben und Panzerhindernisse errichtet. Als dann die Rote Armee vor dem zugefrorenen Fluss stehenblieb, um das Frühlingstauwetter abzuwarten, hatte man diese Arbeiten unbegreiflicherweise wieder eingestellt. Erst im März wurde der Bau der Verteidigungsanlagen wieder ernstlich in Angriff genommen – und da war es bereits zu spät. Es gab zur Errichtung der notwendigen Befestigungen keine Menschen, kein Material und keine Ausrüstung mehr.

Innerhalb von zwei Monaten wurde in fieberhafter Eile eine Reihe behelfsmässiger Verteidigungsstellungen gebaut. Ende Februar errichtete man eiligst dreissig bis fünfzig Kilometer vor der Stadt einen Sperrgürtel, der hauptsächlich im Norden, Süden und Osten Berlins durch bewaldete Gebiete und Sümpfe lief und Seen, Flüsse sowie Kanäle als natürliche Hindernisse einbezog. Noch bevor Reymann das Kommando übernahm, wurden Befehle erlassen, in denen diese Gebiete zu «Festen Plätzen» erklärt wurden, die von örtlichen Volkssturmeinheiten bis zum letzten Mann verteidigt werden sollten. Um diese Gebiete in wirksame Widerstandszonen zu verwandeln, hätte man ungeheure Mengen von Truppen, Waffen und Material benötigt, denn der Sperrgürtel hatte eine Länge von fast zweihundertfünfzig Kilometern.

Reymann entdeckte bald, dass die sogenannten Festen Plätze, ausser an den Stellen, die direkt der Wehrmacht unterstellt waren, häufig nur aus ein paar Gräben in der Nähe von Hauptstrassen, einzelnen Geschützstellungen und einer Anzahl von Häusern bestanden, deren Fenster man bis auf schmale Öffnungen für Maschinengewehre zugemauert hatte. Die schwachen Stellungen, von denen die meisten nicht einmal bemannt waren, wurden auf den Verteidigungskarten der Reichskanzlei als grössere Stützpunkte bezeichnet.

Die Hauptwiderstandslinie lag in der Stadt selbst. Das innere Verteidigungssystem bestand aus drei konzentrischen Ringen. Der erste hatte einen Umfang von etwa einhundert Kilometern und verlief entlang dem Stadtrand. Da es keine richtigen Befestigungen gab, hatte man alles mögliche zum Bau von Abwehrstellungen verwendet: alte Strassenbahnwaggons, Häuserruinen, Betonblöcke, Luftschutzbunker. Ausserdem bemühte man sich weitgehend, die landschaftlichen Gegebenheiten – Berlins Seen und Flüsse – zu nutzen. Bautrupps arbeiteten Tag und Nacht, um diese natürlichen und künstlichen Anlagen zu einer lückenlosen Verteidigungslinie zusammenzufügen. Fast alles musste mit der Hand gemacht werden, denn die meisten Maschinen waren längst zum Bau von Befestigungen an die Oderfront gebracht worden. Die wenigen Geräte, die noch zur Verfügung standen, konnten wegen des Treibstoffmangels nur beschränkt eingesetzt werden.

Den Plänen zufolge hätten an den Befestigungsringen 100'000 Menschen arbeiten sollen; in Wirklichkeit waren es zu keinem Zeitpunkt mehr als 30'000. Auch herrschte starker Mangel an Werkzeugen. Zeitungsaufrufe, in denen die Bevölkerung gebeten wurde, Hacken und Schaufeln zur Verfügung zu stellen, hatten nur wenig Erfolg. Oberst Refior meinte später dazu: «Den Berliner Schrebergärtnern war es offenbar wichtiger, ihre Kartoffelbeete umzugraben, als Panzergräben auszuheben.» Reymann hielt dies alles ohnedies für sinnlos. Der äussere Verteidigungsgürtel konnte seiner Meinung nach auf keinen Fall rechtzeitig fertiggestellt werden.

Der zweite schon seit längerem bestehende Verteidigungsring hätte ein durchaus beachtliches Hindernis gebildet, wenn er mit erfahrenen, gut ausgerüsteten Truppen besetzt gewesen wäre. Er hatte einen Umfang von etwa vierzig Kilometern. Man hatte das Berliner Stadtbahnnetz in eine tödliche Falle verwandelt. Seine oft mehrere hundert Meter langen offenen Schächte bildeten ideale Panzergräben, und aus befestigten Häusern über den Gleisen konnte man steckengebliebene Panzer leicht abschiessen. An anderen Stellen verliefen die Stellungen entlang den hohen S-Bahn-Dämmen und boten den Verteidigern die Vorteile erhöhter Stützpunkte.

Sollten selbst diese Stellungen nicht halten, so gab es noch den dritten oder inneren Ring, die sogenannte Zitadelle. Diese letzte Verteidigungszone lag im Bezirk Mitte innerhalb des Landwehrkanals und der Spree und umfasste fast alle grossen Verwaltungs- und Regierungsgebäude. In den durch Barrikaden und Betonmauern miteinander verbundenen Bauten – Görings riesigem Reichsluftfahrtministerium, dem grossen Block des OKH in der Bendlerstrasse und den leeren weiträumigen Anlagen der Reichskanzlei sowie des Reichstages – sollte bis zum Letzten Widerstand geleistet werden.

Das Verteidigungsgebiet mit allen drei Verteidigungsringen war in acht Sektoren unterteilt, von denen jeder einen eigenen Kommandanten hatte. Mit dem Bezirk Weissensee im Osten beginnend, waren diese Abschnitte im Uhrzeigersinn mit den Buchstaben A bis H bezeichnet. Der innere Ring trug die Bezeichnung Z. Ausser den Verteidigungsringen gab es noch an verschiedenen Stellen der Stadt riesige Flaktürme – am Humboldthain, am Friedrichshain und im Zoo.

Der «Festung» Berlin fehlte es jedoch an vielem. Entscheidend war der Mangel an Truppen. Selbst unter idealen Bedingungen wären nach Reymanns Ansicht zur Verteidigung der Stadt 200'000 voll ausgebildete und kampferprobte Soldaten notwendig gewesen. Er war jedoch für die Verteidigung des riesigen Gebiets auf einen bunt zusammengewürfelten Haufen von Einheiten angewiesen, der zu einem nicht geringen Teil aus fünfzehnjährigen Hi tier jungen und siebzigjährigen Greisen bestand. Zwar standen ihm Polizisten, Pioniereinheiten und Flakmannschaften zur Verfügung, doch seine Infanterie bestand aus 60'000 unausgebildeten Volkssturmluten. Diese müden alten Männer, die jetzt Gräben aushoben oder umständlich ihre Stellungen an den Zufahrtsstrassen bezogen, mussten die Hauptlast der Verteidigung tragen. Die Soldaten der Wehrmacht blickten auf den Volkssturm, mit dem sie gemeinsam kämpfen sollten, verächtlich herab. Er

unterstand, wie die Hitlerjugend, den örtlichen Parteistellen, und Reymann sollte erst nach Beginn der Schlacht das Kommando über diese Einheiten übernehmen. Sogar für die Ausrüstung des Volkssturms war die Partei zuständig. Er verfügte über keine eigenen Fahrzeuge, Feldküchen und Nachrichtenmittel.

Insgesamt war ein Drittel von Reymanns Männern gar nicht und der Rest völlig unzureichend bewaffnet. «Die Waffen», berichtete er später, «stammten aus sämtlichen Ländern, die mit oder gegen Deutschland gekämpft hatten. Ausser deutschen hatten die Leute italienische, russische, französische, tschechische, belgische, holländische, norwegische und englische Gewehre.» Es gab nicht weniger als fünfzehn verschiedene Gewehr- und zehn Maschinengewehrtypen, und es war so gut wie unmöglich, hierfür die richtige Munition zu beschaffen. Am besten waren die mit italienischen Gewehren ausgestatteten Einheiten dran: Für jedes Gewehr waren etwa zwanzig Patronen vorhanden. Man stellte fest, dass in belgische Karabiner ein bestimmter tschechischer Patronentyp passte, umgekehrt jedoch keine belgische Munition in tschechische Gewehre. Es gab nur wenige griechische Gewehre, aus irgendeinem Grund jedoch riesige Mengen griechischer Munition. Der Mangel war so gross, dass man gezwungen war, griechische Patronen so umzuarbeiten, dass sie für italienische Gewehre verwendet werden konnten. Zu Beginn der russischen Offensive verfügte der Volkssturm über durchschnittlich fünf Patronen pro Gewehr.

Als Reymann jetzt die Verteidigungsanlagen am östlichen Stadtrand besichtigte, wusste er, dass die Russen die deutschen Stellungen einfach überrennen würden. Zu vieles, was für eine wirksame Verteidigung erforderlich gewesen wäre, fehlte. Man besass fast keine Minen, und so hatten nur ganz wenige Minenfelder angelegt werden können. Auch Stacheldraht, eines der ältesten und wirksamsten Verteidigungsmittel, war kaum zu beschaffen. Reymanns Artillerie bestand aus einigen fahrbaren Flakgeschützen, ein paar bis zu den Türmen eingegrabenen Panzern, deren Geschütze auf die Zufahrtsstrassen gerichtet waren, und den Geschützen auf den Flaktürmen, die jedoch nur beschränkt einsatzfähig waren. Die Rohre der Flakgeschütze konnten ausserdem nicht tief genug gesenkt werden, als dass sie bis in die Nähe der Türme vorgerückte feindliche Infanterie- oder Panzereinheiten noch hätten beschiessen können.

Reymann wusste, dass seine Lage hoffnungslos war. Die Aussichten an den anderen Frontabschnitten beurteilte er nicht weniger pessimistisch. Er glaubte nicht, dass die Oderfront hielt. Auch nicht daran, dass die zurückweichenden Truppen vor Berlin entscheidenden Widerstand leisten würden. Sein Stabschef Oberst Refior hatte über diesen Punkt mit Offizieren Busses gesprochen. «Zählen Sie nicht auf uns», hatte ihm Oberst Arthur Hölz, Busses Stabschef, schroff gesagt. «Die 9. Armee steht an der Oder, und sie wird stehenbleiben. Wenn notwendig, werden wir dort fallen, aber wir werden nicht zurückgehen.»

Reymann ging ein Gespräch nicht aus dem Kopf, das er an einem der Abschnitte mit einem Parteimann geführt hatte, dem eine Volkssturmeinheit unterstellt war.

«Was würden Sie machen», hatte Reymann ihn gefragt, «wenn jetzt plötzlich in der Ferne russische Panzer auf tauchten? Wie würden Sie uns verständi-

gen? Nehmen wir mal an, die Panzer stossen in dieser Richtung vor. Zeigen Sie mir, was Sie tun würden.»

Der Mann wandte sich ohne Antwort ab und rannte in das gleich hinter den Stellungen liegende Dorf. Nach einigen Minuten kam er atemlos zurück. «Ich konnte nicht telefonieren», erklärte er niedergeschlagen. «Ich hab' vergessen, dass die Post zwischen eins und zwei geschlossen ist.»

Auf der Fahrt in die Stadt startete Reymann tief nachdenklich aus dem Wagenfenster. Ihm war, als ob ein schreckliches Unheil sich zusammenballte – wie eine schwarze Wolke, in der Berlin für immer verschwinden würde.

Die Front brach unter dem massiven feindlichen Druck langsam, aber unaufhaltsam zusammen. Heinrici hatte den ganzen Tag an der vordersten Linie verbracht, war von einem Gefechtsstand zum andern gefahren, hatte Stellungen besichtigt und mit Kommandeuren gesprochen. Er staunte, wie gut sich Busses Soldaten unter diesen furchtbaren Umständen schlugen. Zuerst hatte die 9. Armee drei Tage lang die schweren Vorbereitungsangriffe abgewehrt; jetzt hielt sie seit über vierundzwanzig Stunden der mit gewaltiger Schlagkraft geführten russischen Hauptoffensive stand. Busses Truppen hatten wütend das Feuer erwidert und allein im Gebiet der Seelower Höhen über 150 Panzer und 132 Flugzeuge abgeschossen. Doch jetzt liess ihre Kraft nach.

Als Heinrici im Dunkeln zu seinem Gefechtsstand zurückfuhr, wurde er von riesigen Flüchtlingsscharen aufgehalten. Er hatte sie an diesem Tag überall gesehen – manche trugen Bündel, andere zogen Handkarren, auf die sie ihre letzte Habe geladen hatten, oder sassen auf Pferde- oder Ochsenfuhrwerken. An einigen Abschnitten behinderten die Flüchtlinge nachhaltig die kämpfende Truppe.

«Wir können nicht mehr lange Widerstand leisten», erklärte der Generaloberst seinen Stabsoffizieren. «Die Männer sind so erschöpft, dass ihnen die Zungen heraushängen. Trotzdem», fuhr er fort, «halten wir immer noch stand. Schörner ist das leider nicht gelungen. Dieser grosse Soldat hat Konjew nicht mal einen Tag aufhalten können.»

Bald darauf rief Krebs, der Generalstabschef des OKH, an. «Wir haben allen Grund, zufrieden zu sein», sagte er konzilient. Heinrici stimmte ihm zu. «Wenn man die Stärke der Offensive in Betracht zieht, haben wir nicht viel an Boden verloren», sagte er.

Krebs hätte sich eine optimistischere Antwort gewünscht.

Heinrici merkte, wie enttäuscht er war, doch er tat ihm nicht den Gefallen. «Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben», sagte er trocken.

Willy Feldheim umklammerte seine Panzerfaust. Es war finster, und er wusste nicht genau, wo er sich befand, doch er hatte gehört, dass diese Reihe von Schützenlöchern an der Strassenkreuzung in der Nähe von Klosterdorf etwa dreissig Kilometer hinter der vordersten Front lag.

Während Willy darauf wartete, dass die russischen Panzer die Strasse herunterkamen, hatte er zuerst das Gefühl gehabt, ein wunderbares Abenteuer zu erleben. Er hatte sich vorgestellt, wie es sein würde, wenn sie auftauchten und er



seine Panzerfaust zum erstenmal abfeuern konnte. Die drei Kompanien, welche die Strassenkreuzung hielten, waren angewiesen worden, die Panzer möglichst nahe herankommen zu lassen, bevor sie feuerten. Willys Ausbilder hatte gesagt, der richtige Abstand betrage etwa sechzig Meter.

Willy kauerte in dem feuchten Schützenloch und dachte an die Zeit, da er Fanfarenbläser gewesen war. Besonders gut erinnerte er sich an einen herrlichen, sonnigen Tag im Jahr 1943, an dem Hitler im Olympiastadion gesprochen hatte. Er würde nie die Worte vergessen, die der Führer an die versammelte Hitlerjugend gerichtet hatte: «Ihr seid die Garanten der Zukunft...» Und die Menge hatte geschrien: «Führer befehl! Führer befehl!» Es war der denkwürdigste Tag in Willys Leben gewesen. An diesem Nachmittag hatte er die Überzeugung gewonnen, dass das Reich die beste Armee, die besten Waffen, die besten Generale und vor allem den besten Führer der Welt besass.

Das plötzliche Aufblitzen, das den nächtlichen Himmel erhellte, hatte diesen Traum ausgelöscht. Willy starrte in die Richtung, in der die Front lag und hörte wieder das leise Donnern der Geschütze, das er einen Augenblick vergessen hatte. Er fror. Sein Magen begann zu schmerzen, und ihm war zum Heulen zumute. Der fünfzehn Jahre alte Willy Feldheim hatte schreckliche Angst, und alle edlen Ziele und auf rüttelnden Parolen konnten ihm jetzt nicht helfen.

Der Trommelwirbel war kaum zu hören. Leise antworteten die Tuben. Wieder das dumpfe Grollen der Trommel, und drohend und unheilvoll das Echo der Tuben. Dann setzten die Bässe ein, und die *Götterdämmerung* erklang in ihrer düsteren Pracht. Die Atmosphäre in der dunklen Beethovenhalle war ebenso beklemmend wie die Musik. Das einzige Licht im Saal kam von den Lampen an den Notenständern der Musiker. Es war kalt, und die Leute hatten ihre Mäntel an. In einer Loge sass Gerhart von Westermann mit seiner Frau und seinem Bruder, daneben die Schwester des Dirigenten Robert Heger mit drei Bekannten. Auf seinem Stamplatz im Parkett sass Reichsminister Albert Speer.

Taschner war unmittelbar nachdem er Beethovens Violinkonzert gespielt hatte, mit seiner Familie und der Tochter von Georg Diburtz aufgebrochen. Sie hatten als einzige von dem Angebot des Ministers Gebrauch gemacht. Speers Wagen hatte draussen gewartet. Er hatte sogar seinen Adjutanten beauftragt, die kleine Gruppe zu begleiten und sicher an ihr Ziel zu bringen. Jetzt lauschte der Schöpfer von Hitlers ungeheurer Kriegsmaschinerie der aufwühlenden Musik, die von den Missetaten der Götter erzählte, von Siegfried auf seinem Totenbett aus Feuer, von Brünhilde, die zu Pferde den Scheiterhaufen erklimmte, um mit ihm in den Tod zu gehen. Dann kam mit krachenden Beckenschlägen und dröhnenden Trommelwirbeln der Höhepunkt: Walhallas schrecklicher Untergang\*.

\* Von diesem letzten Konzert der Berliner Philharmoniker gibt es verschiedene voneinander abweichende Darstellungen. Es herrschen Meinungsverschiedenheiten über das Datum, über das Programm, ja sogar über die Mitwirkenden. Jene Beteiligten, die nichts von Speers Plan wussten, bestreiten, dass ein solches Vorhaben überhaupt existierte. Die hier veröffentlichte Version stützt sich auf den Bericht Dr. von Westermanns, sowie auf ergänzende Informationen Gerhard Taschners.

Von dem einst so mächtigen Dritten Reich war fast nichts mehr übrig. Auf der Landkarte glich das noch von den Deutschen gehaltene Gebiet einem Stundenglas: den oberen Teil bildete die Norddeutsche Tiefebene und Schleswig-Holstein, den unteren Bayern, Teile der Tschechoslowakei, Österreich und das von den Deutschen noch besetzte Norditalien. In der Mitte hatten der amerikanische und der russische Vorstoss das Land bis auf die Breite von nur noch einhundertfünfzig Kilometern eingeschnürt. Im Norden und – in geringerer Masse – im Süden wurde weiterhin schwer gekämpft. Am Mittelabschnitt hielt General Simpsons 9. US-Armee ihre Stellungen entlang der Elbe, säuberte Widerstandsnester, die beim Vorstoss auf den Fluss umgangen worden waren, und wehrte gelegentliche heftige Gegenangriffe auf die Brückenköpfe ab. An der Front der 9. Armee gab es einen wunden Punkt: Magdeburg. Immer wieder hatte der Kommandant die Kapitulation abgelehnt. Jetzt hatte Simpson genug: Er forderte Bomber an und liess über ein Drittel der Stadt dem Erdboden gleichmachen. Dann schickte er seine Truppen vor.

Als am Nachmittag des 17. April Einheiten der 30. Infanterie- und der 2. Panzerdivision mit dem Angriff begannen, begab sich Bradley in Simpsons Hauptquartier. Das Telefon klingelte. Simpson nahm den Hörer ab, horchte einen Moment, legte dann die Hand auf die Sprechmuschel und sagte zu Bradley: «Es sieht so aus, als ob wir die Brücke in Magdeburg vielleicht doch noch kriegen. Was sollen wir dann tun, Brad?»

Bradley wusste genau, was Simpson damit sagen wollte – dass nämlich über die Autobahnbrücke die direkteste und schnellste Route nach Berlin führte. Doch er schüttelte den Kopf. «Wir wollen keine weiteren Brückenköpfe an der Elbe», erwiderte er. «Wenn Sie die Brücke nehmen, müssen Sie mindestens ein Bataillon hinüberschicken. Hoffentlich sprengen die Deutschen die Brücke in die Luft, bevor Sie auf dumme Gedanken kommen.»

Bradley hatte aus dem Hauptquartier klare Instruktionen erhalten. Er konnte Simpson nicht die geringste Hoffnung auf einen weiteren Vorstoss machen. Der Befehl lautete: «Unternehmen Sie das Erforderliche, um Offensivaktionen, einschliesslich der Errichtung neuer Brückenköpfe östlich der Linie Elbe-Mulde, zu vermeiden...»

Simpsons Truppen sollten Berlin weiterhin bedrohen, weiter nichts.

Wenige Minuten später brachte ein zweiter Anruf endgültige Klarheit. Nachdem Simpson den Hörer wieder aufgelegt hatte, sagte er zu Bradley: «Sie brauchen sich keine Gedanken mehr über die Sache zu machen. Die Deutschen haben die Brücke in die Luft gejagt.»

«Big Sims» Traum, mit der mächtigen 9. Armee in Berlin einzuziehen – in der Stadt, die der Oberkommandierende einmal den «Hauptpreis» genannt hatte –, war ausgeträumt.

In den Dörfern nördlich von Boizenburg an der Elbe hörten die Bauern in der Ferne ein unheimliches Wimmern. Das seltsame Geräusch wurde immer lauter, und bald bot sich ihnen ein erstaunlicher Anblick. Zwei schottische Dudelsack-

pfeifer zogen auf der Strasse daher. Dahinter kamen unter leichter deutscher Bewachung «Dixie» Deans zwölf tausend Mann starke Kriegsgefangenenkolonnen. Die Uniformen der Männer waren zerlumpt. Ihre wenigen Habseligkeiten trugen sie, zu Bündeln zusammengeschnürt, auf dem Rücken. Sie waren hungrig und froren, doch der energische Deans hatte dafür gesorgt, dass sie die Köpfe hochtrugen. «Wenn ihr durch Dörfer kommt», hatte er ihnen gesagt, «dann reisst euch zusammen, auch wenn's weh tut. Zeigt diesen verdammten Übermenschen, wer den Krieg gewonnen hat.»

Dixie selbst sass auf einem alten Fahrrad, das jeden Moment auseinanderzufallen drohte. Eine grosse Ausbeulung am Vorderreifen war mit einem Lappen umwickelt, doch so sehr es auch holperte – Dixie war froh, dass er das Rad hatte. Er fuhr ständig von einer Kolonne zur andern, kümmerte sich um seine Leute und beobachtete die deutschen Bewacher, die zu beiden Seiten neben ihnen hermarschierten. Jede Kolonne umfasste fast zweitausend Mann, und Deans tat sein Möglichstes, den ganzen Haufen zu überwachen, doch es war ein aussichtsloses Unterfangen. Die Gefangenen waren nach dem fast zehntägigen, anscheinend ziellosen Marsch in sehr schlechter Verfassung. Zwischen den Kolonnen fuhren einige deutsche Lastwagen mit Proviant, doch zum grössten Teil musste die Verpflegung in den am Weg liegenden Dörfern beschafft werden. Oberst Ostmann, dem deutschen Lagerkommandanten, waren das ziellose Umhermarschieren und der Lebensmittelmangel ausgesprochen peinlich. «Ich kann überhaupt nichts tun», hatte er Deans erklärt. Dixie glaubte ihm. «Ich glaube, er weiss von einem Tag auf den andern nicht, wohin es geht», sagte er zu seinem Mitgefangenen Ronald Mogg, ebenfalls Offizier der Royal Air Force.

Seit die Gefangenen in Fallingbostal aufgebrochen waren, zogen sie wie Nomaden umher. Sie näherten sich jetzt Gresse, wo angeblich Lastwagen mit Lebensmittelpaketen des Roten Kreuzes auf sie warteten. Deans hoffte, dass sie dort haltmachen konnten und den Marsch nicht fortzusetzen brauchten. Es sei sinnlos, sagte er zu Ostmann, weiterzuziehen, da die britischen Truppen sie bald einholen würden. Aus den Meldungen, welche sie den beiden versteckten Radios entnahmen, schlossen die Männer, dass die Alliierten gut vorankamen. Mogg, ein gewandter Stenograph, schrieb zweimal täglich die Nachrichten der BBC mit. Wenn in den Rastpausen irgendwo eine Steckdose zu finden war, benutzte man das in das Grammophon eingebaute Radio; während des Marsches war man auf den Batterieempfänger angewiesen. Ostmanns Dolmetscher, der Gefreite «Charlie» Gumbach, begriff nicht, warum Sergeant John Bristow das schwere, altmodische Grammophon auf dem Rücken mitschleppte. «Warum lassen Sie das Ding nicht irgendwo stehen?» fragte ihn der Deutsche. «Ich hab' mich so daran gewöhnt, Charlie», sagte Bristow. «Und ausserdem würden es mir die andern nie verzeihen, wenn wir abends keine Musik mehr hören könnten.» Bristow sah den Deutschen misstrauisch an. «Tanzen Sie denn nicht gern, Charlie?» fragte er. Gumbach zuckte verständnislos die Achseln; diese Engländer waren anscheinend wirklich alle Spinner.

Als Deans' Kolonne sich einem Dorf näherte, begannen die Dudelsackpfeifer wieder zu spielen, und die Männer richteten sich auf und fassten Tritt. «Wir machen

auf die Deutschen bestimmt einen ungeheuren Eindruck», sagte Ron Mogg zu Deans, der auf seinem Rad neben ihm herfuhr.

An der Ostfront hatten Tschuikows Gardisten und Katukows Panzer an den Seelower Höhen infolge ihrer zahlenmässigen Überlegenheit endlich Fuss fassen können. Am 16. April kurz vor Mitternacht waren, wie sich General Popiel später erinnerte, «die ersten drei Häuser am nördlichen Stadtrand von Seelow erobert worden... Es war eine sehr schwierige Operation.» Während der ganzen Nacht des 16. April waren die Angriffe der Roten Armee immer wieder durch das Feuer der deutschen Flak zurückgeschlagen worden. «Die Deutschen nahmen uns unter direkten Beschuss», sagte Popiel. «Und sie brauchten zum Teil gar nicht gross zu zielen.» Tschuikow selbst traf am 17. April gegen Mittag in Seelow ein. Als er sah, wie stark der Widerstand war, meinte er pessimistisch, man werde wahrscheinlich zur Überwindung jeder Verteidigungslinie zwischen der Oder und Berlin einen Tag brauchen. Erst in der Nacht des 17. April wurden die Seelower Höhen genommen. Man hatte tatsächlich über achtundvierzig Stunden benötigt, um die ersten beiden Linien zu durchbrechen. Die Russen nahmen an, dass vor Berlin noch drei weitere solche Linien lagen.

Als Popiel zu Katukows Gefechtsstand durchzukommen versuchte, der etwas von Seelow entfernt lag, sah er, welches Durcheinander hier durch die Kämpfe entstanden war. In sämtlichen Strassen, Gassen und Gärten drängten sich Panzer und Infanterie zusammen. Die deutsche Artillerie feuerte immer noch. Bei ihren Angriffen auf die Seelower Höhen waren Schukows Truppen völlig aus der Ordnung geraten; bevor sie weiter vorrücken konnten, mussten sie erst neu formiert werden. Schukow, der genau merkte, welches Tempo Konjew jetzt anschlug, forderte wütend einen massiven konzentrierten Angriff.

Während der Kämpfe hatten die sowjetischen Panzersoldaten eine ausgezeichnete Methode zur Abwehr der deutschen Panzerfaustgeschosse erfunden. General Juschtschuk sah zu seinem Erstaunen, dass sie sich Bettfedereinsätze aus deutschen Häusern beschafft und an den vorderen Teilen ihrer Panzer befestigt hatten. An ihnen prallten die stumpfnasigen Geschosse ab. Ausgerüstet mit diesen Federeinsätzen sollten die Panzer jetzt den Angriff auf die Stadt einleiten.

In der Nähe von Cottbus wartete Marschall Konjew in einer mittelalterlichen Burg über der Spree auf ein Gespräch mit Moskau, das er angemeldet hatte. Irgendwo feuerte immer noch eine einzelne deutsche Batterie. Es war typisches deutsches Artilleriefeuer – die Einschläge erfolgten in ganz regelmässigen Abständen. Er fragte sich, worauf die Deutschen wohl schossen; es schien, als gelte ihr Feuer der Burg oder der Funkstation seines Gefechtsstandes. Seine Panzer, die seit Mittag die Spree überquerten, behinderte das feindliche Feuer jedenfalls nicht. Sie waren schon viele Kilometer weiter und stiessen durch die zusammenbrechenden feindlichen Linien auf Lübben vor, wo die von Stalin gezogene Grenzlinie zwischen seiner – Konjews – und Schukows Armee endete. Konjew wollte Stalin telefonisch um die Erlaubnis bitten, seine Panzer nach Norden in Richtung Berlin abzuschwenken zu lassen.

Konjew hatte allen Grund, zufrieden zu sein. Obwohl es in einigen Gebieten zu schweren Kämpfen mit hohen Verlusten gekommen war, waren seine Panzer unerwartet schnell vorgestossen. Als Konjew am frühen Morgen des 17. April an die vorderste Front fuhr, um die über die Spree setzenden Einheiten zu besichtigen, wurde ihm erst richtig klar, wie schwer die Schlacht gewesen war. Sein Wagen war an brennenden Wäldern und verwüsteten Feldern entlanggefahren. Überall, erinnert er sich, «standen zerstörte und ausgebrannte Panzer. In Flüssen und Sümpfen lagen Fahrzeuge und Geschütze, ganze Haufen zerfetzten Metalls, und Tote über Tote.»

Konjew hatte erwartet, das Überschreiten der Spree, die stellenweise über sechzig Meter breit war, werde grosse Schwierigkeiten bereiten. Als er den Gefechtsstand von General Rybalkos 3. Gardepanzerarmee besuchte, war man gerade dabei, Panzer mit Fähren ans andere Ufer zu transportieren, was jedoch viel zu langsam ging. Die Spree musste schnell überschritten werden. Konjew und Rybalko begaben sich eiligst an eine Stelle, an der sich nach Meldungen von Spähtruppen eine Art Furt befinden sollte. Obwohl der Fluss dort fast fünfzig Meter breit war, beschloss Konjew, nachdem er das Terrain inspiziert hatte, probeweise einen Panzer hinüberzuschicken. Rybalko wählte die beste Besatzung seiner Spitzenabteilung aus und erklärte den Männern das Vorhaben. Der Panzer schob sich in den Fluss und kroch langsam unter Beschuss vom westlichen Ufer hindurch. Er versank bis über die Ketten im Wasser, doch nicht weiter. Der Fluss war an dieser Stelle nur etwa einen Meter tief. Ein Panzer nach dem andern rollte zum anderen Ufer hinüber. Die deutsche Front an der Spree war durchbrochen. Konjews Truppen überquerten den Fluss in voller Stärke und stiessen rasch weiter vor.

In der Burg bei Cottbus bekam Marschall Konjew jetzt die Verbindung mit Moskau. Ein Adjutant reichte ihm den Hörer. Konjew hielt sich streng an den militärisch sachlichen Ton, den Stalin prinzipiell verlangte. «Hier ist der Kommandeur der 1. Ukrainischen Front», sagte er. «Hier Genosse Stalin», erwiderte Stalin. «Was gibt es?»

«Meine taktische Situation ist folgende», berichtete Konjew. «Meine Panzereinheiten stehen jetzt dreiundzwanzig Kilometer nordwestlich Finsterwalde, meine Infanterie am Ufer der Spree.» Er machte eine kurze Pause. «Ich schlage vor, dass meine Panzereinheiten sofort in nördlicher Richtung vorstossen.» Er vermied es sorgfältig, Berlin zu erwähnen.

«Schukow hat grosse Schwierigkeiten», sagte Stalin. «Er steht immer noch an den Seelower Höhen. Der Feind scheint dort hartnäckigen Widerstand zu leisten.» Er schwieg einen Moment. Dann fuhr er fort: «Wie wäre es, wenn Schukows Panzer durch die von Ihnen geschlagene Bresche vorrückten und von dort aus weiter nach Berlin vor stiessen. Wäre das möglich?»

«Genosse Stalin», antwortete Konjew rasch, «das würde viel Zeit in Anspruch nehmen und ein grosses Durcheinander anrichten. Es besteht keine Notwendigkeit, Panzer von der 1. Weissrussischen Front heranzuholen. Die Operationen an meinem Abschnitt entwickeln sich ausgezeichnet.» Er ging aufs Ganze. «Meine Truppen reichen völlig aus, und wir sind bestens in der Lage, unsere Panzerarmeen auf Berlin vorrücken zu lassen.»

Konjew erklärte, dass er seine Truppen über das vierzig Kilometer südlich von Berlin gelegene Zossen auf die Hauptstadt vorstossen lassen konnte. «Was für einen Massstab hat Ihre Karte?» fragte Stalin plötzlich. «Eins zu zweihunderttausend», erwiderte Konjew. Stalin studierte seine eigene Karte, und es entstand eine Pause. Dann sagte er: «Wissen Sie, dass sich in Zossen das Hauptquartier des deutschen Generalstabs befindet?» Konjew bejahte. Wieder gab es eine Pause. Schliesslich sagte Stalin: «Also schön. Ich bin einverstanden. Rücken Sie mit Ihren Panzerarmeen auf Berlin vor.» Stalin fügte noch hinzu, dass er neue Grenzen zwischen den Armeen festlegen werde und hängte dann unvermittelt ein. Konjew war zutiefst befriedigt.

Schukow wurde von Stalin persönlich über Konjews Vorstoss auf Berlin informiert – und für den Marschall war es offenbar kein angenehmes Gespräch. Niemand erfuhr, was die beiden miteinander sprachen, doch die anwesenden Stabsoffiziere merkten deutlich, welche Wirkung die Unterhaltung auf ihren Kommandeur hatte. Oberstleutnant Pawel Trojanowskij, Korrespondent der Militärzeitschrift *Roter Stern*, berichtete später darüber: «Stalin machte Schukow Vorwürfe, dass der Angriff steckengeblieben war. Die Lage war ernst, und Stalin pflegte Vorwürfe in nicht gerade sehr freundliche Worte zu kleiden.» Trojanowskij sah deutlich, dass «Schukow, ein Mann, dem sein eiserner Wille im Gesicht geschrieben stand und der seinen Ruhm nicht gern mit anderen teilte, völlig fertig war». Noch klarer schilderte General Popiel Schukows Verfassung. «Wir haben es mit einem Löwen zu tun», sagte er zu seinen Kollegen vom Stab. Es dauerte nicht lange, bis der Löwe seine Klauen zeigte. Noch am gleichen Abend erliess Schukow an die gesamte 1. Weissrussische Armeegruppe den Befehl: «Nehmt Berlin!»

An der deutschen Front herrschte völliges Chaos. Überall versiegte der Nachschub. Ein kritischer Mangel an Transportmitteln, das fast völlige Fehlen von Treibstoff und die mit Flüchtlingen verstopften Strassen machten grössere Truppenbewegungen fast unmöglich. Diese Unbeweglichkeit hatte verheerende Folgen: Einheiten, die neue Stellungen bezogen, mussten ihre Ausrüstung, zum Teil wertvolle Artillerie, zurücklassen. Das Nachrichtenwesen brach zusammen, und zahlreiche Befehle waren, wenn sie ihren Empfänger erreichten, bereits überholt. Noch grösser wurde das Durcheinander, als Offiziere, die an der Front eintrafen, um Einheiten zu übernehmen, feststellen mussten, dass es nichts zu übernehmen gab, weil diese Einheiten inzwischen von den Russen aufgerieben oder zersprengt worden waren. An einigen Abschnitten kam es vor, dass unerfahrene, sich selbst überlassene Truppenteile keine Ahnung hatten, wo sie standen und wer an ihren Flanken kämpfte. Auch bei alten, bewährten Einheiten war man gezwungen, die Gefechtsstände so häufig zu verlegen, dass die Truppen nicht wussten, wo sich ihre Befehlsstelle befand und wie sie mit ihr Verbindung aufnehmen sollten. Manche Truppenteile wurden durchbrochen und zurückgeworfen, einzelne überannt oder vernichtet. Andere hatten wenig Halt, so dass sie die Flucht ergriffen. Nur an zwei Stellen blieb die Weichselfront intakt. Der nördliche, von General

Hasso von Manteuffels 3. Panzerarmee gehaltene Abschnitt war von Schukows massivem Angriff verschont geblieben – doch Manteuffel erwartete jeden Moment einen Vorstoss von Marschall Konstantin Rokossowskijs 2. Weissrussischer Front. Weiter südlich hielt noch ein Teil von Busses 9. Armee stand. Doch allmählich griff die allgemeine Auflösung auch auf ihn über: Der linke Flügel begann unter dem Ansturm von Schukows Panzern bereits zu schwanken; der rechte war von Konjews energisch nach Berlin vor stossenden Truppen halb eingekreist. Stück um Stück zerbrach die Heeresgruppe Weichsel – genau wie Heinrich es vorhergesehen hatte.

Manteuffel war, wie Heinrich, nie in den Fehler verfallen, die Russen zu unterschätzen; auch er hatte schon oft gegen sie gekämpft. Aufmerksam verfolgte er die feindlichen Truppenbewegungen. Rokossowskijs Soldaten bemühten sich nicht, ihre Angriffsvorbereitungen zu verbergen. Artillerie- und Infanterieeinheiten gingen völlig ungedeckt in Stellung. Manteuffel staunte über die Kaltblütigkeit der Russen. Seit Tagen blickten sie nicht einmal auf, wenn er über sie hinwegflog.

Der Generaloberst wusste, dass er einem Angriff nicht lange standhalten konnte. Er war ein Panzergeneral ohne Panzer. Um Schukows Vorstoss am Abschnitt der 9. Armee aufzuhalten, hatte Heinrich ihm die paar Panzerdivisionen, die er noch besass, entziehen müssen. Sie gehörten zum 111. SS-Korps und hielten den südlichen Rand seines Abschnitts in den Wäldern um Eberswalde. SS-Obergruppenführer Felix Steiner, der von Wehrmachtsoffizieren als einer der besten SS-Generale betrachtet wurde, berichtete Manteuffel, dass er die Panzer verloren, jedoch andere Verstärkungen erhalten habe. Düster erklärte er ihm: «Ich habe eben von der Luftwaffe fünftausend Flugzeugführer bekommen, jeder mindestens mit dem Eisernen Kreuz. Können Sie mir vielleicht sagen, was ich mit denen anfangen soll?»

«Ich bin überzeugt», sagte Manteuffel zu seinen Stabsoffizieren, «dass auf Hitlers Karte eine kleine Fahne mit der Aufschrift ,7. Panzerdivision steckt, obwohl sie keinen einzigen Panzer, keinen Lastwagen, kein Geschütz, ja nicht einmal ein Maschinengewehr besitzt. Die reinste Geisterarmee.»

Angesichts der russischen Vorbereitungen kam Manteuffel zu dem Schluss, dass der Hauptangriff etwa um den 20. April zu erwarten war.

Er wusste bereits genau, was dann zu tun war. Er beabsichtigte, so lange wie möglich die Front zu halten und dann seine Soldaten «Schritt für Schritt, Schulter an Schulter, nach Westen zurückgehen zu lassen». Manteuffel hatte nicht die Absicht, auch nur einen von ihnen den Russen in die Hände fallen zu lassen.

Die Lage der 9. Armee wurde immer katastrophaler, doch Hitler verbot ihr zurückzugehen. Für Busse war ein Rückzug das militärisch einzig Richtige – aber Hitlers Befehl lautete, standzuhalten. Schukows nach dem Durchbruch bei den Seelower Höhen weiter vorstürmende Panzer hatten in den nördlichen Flügel der Armee eine Bresche geschlagen, und die 1. Weissrussische Front rückte jetzt mit halsbrecherischer Geschwindigkeit auf Berlin vor. Da fast alle Nachrichtenverbindungen unterbrochen waren, konnte Busse sich kein genaues Bild vom Ausmass des Durchbruchs machen. Er wusste nicht einmal, ob die Möglichkeit



bestand, die Lücke durch Gegenangriffe wieder zu schliessen. Der detailliertesten Meldung zufolge befanden sich Schukows Panzer bereits vierzig Kilometer vor Berlin. Noch beunruhigender war Konjews massiver Vorstoss entlang der südlichen Flanke der 9. Armee. Die 1. Ukrainische war hinter Lübben im Rücken der 9. Armee nach Norden abgeschwenkt und stürmte auf die Hauptstadt zu. Busse befürchtete, mit seiner 9. Armee abgeschnitten zu werden – genauso wie es Model im Ruhrgebiet ergangen war. Doch Model hatte wenigstens den Vorteil gehabt, von den Amerikanern eingekreist zu werden\*.

In einer besonders kritischen Lage befand sich General Karl Weidling, dessen LVI. Panzerkorps der vollen Wucht von Schukows Angriff an den Seelower Höhen ausgesetzt gewesen war. Sein Korps hatte Schukow achtundvierzig Stunden lang standgehalten und dabei schwere Verluste erlitten. Doch die versprochenen Reservedivisionen, die Weidling so ungeduldig erwartete – die SS-Division «Nordland» und die starke, noch kampffähige 18. Panzergrenadierdivision – waren nicht rechtzeitig eingetroffen, und so hatte er Schukows Panzer nicht durch Gegenangriffe aufhalten können.

Nur ein einziger Angehöriger der Division «Nordland» war aufgetaucht – ihr Kommandeur, SS-Brigadeführer Jürgen Ziegler. Als er mit seinem Auto in Weidlings Gefechtsstand nördlich von Müncheberg eintraf, erklärte er seelenruhig, seine Division sei noch kilometerweit weg. Sie habe kein Benzin mehr. Weidling war ausser sich. Jede Panzerdivision verfügte für solche Fälle über Reserven. Doch Ziegler, durch Kreuzungen mit anderen Verbänden aufgehalten und daher verspätet, konnte seine Division nicht schnell genug in Stellung bringen. Die Beschaffung des Treibstoffs hatte bereits zwanzig wertvolle Stunden in Anspruch genommen, und Zieglers Panzer waren noch immer nicht da. Soeben war die 18. Panzergrenadierdivision eingetroffen, die am Tag zuvor zu Weidling hätte stossen sollen. Doch für die Gegenangriffe, die diese Einheit unternehmen sollte, war es zu spät: Die Division kam gerade zum Rückzug zurecht. Weidling schien vom Pech verfolgt. Als Schukows Panzerkolonnen an den Seelower Höhen angriffen, wurde von den deutschen Einheiten gerade jene Truppe am härtesten getroffen, die Heinrich die grössten Sorgen bereitet hatte: Görings 9. Fallschirmjägerdivision. Als die russischen Panzer mit donnernden Geschützen in ihre Stellungen einbrachen, verloren Görings Fallschirmjäger, die bereits durch die vorangegangenen Kämpfe auf den Höhen gelitten hatten, die Nerven und liefen davon. Oberst Hans Oscar Wöhlermann, Weidlings neuer Artilleriekommandeur, der am ersten Tag des russischen Vorstosses über die Oder eingetroffen war, sah, wie sie die Flucht ergriffen. Überall, berichtete er, «rannten sie wie verrückt davon». Sie blieben auch nicht stehen, als er ihnen mit gezogener Pistole entgegentrat. Wöhlermann sah, wie der Divisionskommandeur «völlig allein und zutiefst verzweifelt über die Flucht seiner Leute, aufzuhalten versuchte, was noch aufzuhalten war». Schliesslich konnte man den wilden Rückzug stoppen, doch Görings vielgepriesene Fallschirmjäger «gefährdeten» – Wöhler-

\* Die Säuberung des Ruhrkessels wurde am 18. April abgeschlossen. Drei Tage später beging Model Selbstmord.

mann zufolge – «weiterhin den Verlauf der ganzen Schlacht». Als Heinrici von dem Vorfall erfuhr, liess er Göring dies mitteilen. «Ich muss Ihnen berichten», lautete seine Meldung, «Ihre Monte-Cassino-Truppen, diese berühmten Fallschirmjäger, haben das Schlachtfeld verlassen.»

Weidling bemühte sich verzweifelt, die russischen Panzerangriffe abzuwehren, doch der Abchnitt des LVI. Korps war nicht zu halten. «Die Russen», erinnert sich Weidlings Stabschef, Oberstleutnant Theodor von Dufving, «drängten uns zurück, indem sie uns in einer Art Zangenmanöver unter scharfen Druck setzten – sie griffen von beiden Seiten an und kreisten uns immer wieder ein.» Zusätzlich war das Korps schweren Luftangriffen ausgesetzt: Dufving musste innerhalb von vier Stunden dreissigmal in Deckung gehen. Mit ihrer Zangentaktik hatten die Russen Weidling gezwungen, seit Mittag zweimal seinen Gefechtsstand zu verlegen, wodurch er die Verbindung mit Busses Befehlsstelle verloren hatte.

Bei Einbruch der Nacht sass Weidling in einem mit Kerzen beleuchteten Keller in Wald-Sieversdorf, nordwestlich von Müncheberg. Dort bekam er hohen Besuch – Reichsaussenminister Joachim von Ribbentrop. «Er starrte uns mit ängstlichen, traurigen Augen erwartungsvoll an», erinnert sich Wöhlermann. «Der Bericht über die Lage des LVI. Korps schien ihn völlig niederzuschmettern.» Mit heiserer, leiser Stimme stellte der Aussenminister zögernd einige Fragen; bald darauf ging er wieder. Wöhlermann und die anderen Offiziere hatten gehofft, Ribbentrop werde ihnen mitteilen, dass «von deutscher Seite aus Verhandlungen mit den Engländern und Amerikanern aufgenommen worden seien – was uns in dieser letzten Stunde mit neuer Hoffnung erfüllt hätte». Doch der Chef des Aussenamts machte keine derartige Andeutung.

Gleich nach Ribbentrop erschien Artur Axmann, der einarmige, zweiunddreissig Jahre alte Führer der Hitlerjugend. Er brachte eine Nachricht, über die Weidling seiner Meinung nach hochofret sein musste. Die Hitlerjugend, verkündete Axmann, sei zum Kampf bereit und besetze bereits die Strassen hinter der Front des LVI. Korps. Weidling reagierte anders, als es Axmann erwartet hatte. Wöhlermanns Darstellung zufolge war er derart empört, dass es ihm einen Moment lang die Sprache verschlug. Dann lehnte er Axmanns Plan «mit äusserst harten Worten» ab. «Sie können doch diese Kinder nicht für eine Sache opfern, die bereits verloren ist», sagte er wütend zu dem Reichsjugendführer. «Ich verlange, dass der Befehl, diese Kinder in die Schlacht zu schicken, wieder aufgehoben wird.» Axmann versprach Weidling eiligst, den Befehl zurückzunehmen.

Selbst wenn eine solche, den ursprünglichen Befehl aufhebende Direktive wirklich erlassen wurde – Hunderte von Hitlerjungen, die bewaffnet an den Zufahrtsstrassen nach Berlin lagen, hat sie nie erreicht. Sie blieben in ihren Stellungen, bis nach achtundvierzig Stunden die russische Angriffswelle sie zu überspülen drohte. Willy Feldheim und die einhundertdreissig Jungen seiner Kompanie mussten sich zurückziehen. Zunächst rannten sie Hals über Kopf davon, dann aber hielten sie an und versuchten einige Gräben und einen Bunker zu einer neuen Widerstandslinie auszubauen. Willy, der völlig erschöpft war, legte sich in einer Kampfpause in dem Bunker auf eine Bank und schlief ein.

Nach einigen Stunden erwachte er mit dem seltsamen Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Eine Stimme sagte: «Was ist denn los? Es ist so ruhig draussen.» Die Jungen stürzten aus dem Bunker – und erblickten ein «phantastisches, unglaubliches Bild, wie ein altes Gemälde aus den Napoleonischen Kriegen». Die Sonne schien, und überall lagen Tote. Die Häuser in der Umgebung waren völlig zerstört. Zerschossene Fahrzeuge standen herum; einige brannten noch. Den entsetzlichsten Anblick boten die Toten. Sie waren zu Haufen gestapelt – «daneben ihre Gewehre und Panzerfäuste. Es war gespenstisch. Und dann merkten wir, dass wir völlig allein waren».

Sie hatten den ganzen Angriff verschlafen.

In Berlin stieg die Spannung von Stunde zu Stunde. General Reymanns schwache Truppen, welche die äusseren Verteidigungsringe besetzt hatten, waren darauf vorbereitet worden, dass das Signal «Clausewitz» – das Codewort für den Angriff auf die Stadt – jeden Moment kommen konnte. Zahlreiche Notstands Verordnungen hatte man in Kraft gesetzt; die Berliner merkten spätestens daran, dass die entscheidende Stunde gekommen war. Unter anderem hatte man damit begonnen, auf den Haupt- und Durchfahrtsstrassen die Barrikaden zu schliessen. Nicht einmal Goebbels konnte die Gefahr länger ignorieren. Eine Flut hysterischer Verlautbarungen und Durchhalteparolen ergoss sich aus dem Propagandaministerium über die Stadt. Die Russen, wurde behauptet, hätten bereits über das Schicksal der Berliner entschieden. Sie wollten, schrieb Goebbels, «Millionen Männer durch Genickschuss liquidieren und den Rest als Arbeitssklaven in die Zwangsarbeitslager der Sowjetunion verschleppen».

Am Nachmittag des 18. April erhielt General Reymann von Heinrici den später von Goebbels telefonisch bestätigten Befehl, dass «sämtliche zur Verfügung stehenden Truppen, einschliesslich des Volkssturms, der 9. Armee zur Besetzung der zweiten Verteidigungslinie zugeführt werden sollten». Mit anderen Worten, die Stadt sollte von Truppen entblösst werden, um die äusseren Verteidigungsanlagen zu bemannen. Reymann war perplex. Man trommelte schnellstens zehn Volkssturmbataillone zusammen und verstärkte sie mit Flakeinheiten des Wachregiments «Grossdeutschland». Mit einem bunten Sortiment von Fahrzeugen wurden sie in Richtung Osten transportiert. Beim Anblick der abrückenden Einheiten wandte sich Reymann an Goebbels' Abgesandten. «Sagen Sie Goebbels», erklärte er ihm wütend, «dass eine Verteidigung der Reichshauptstadt nicht mehr möglich ist. Die Einwohner sind jetzt ohne jeden Schutz.»

Carl Wiberg verriet keinerlei Erregung, doch er merkte, dass seine Hände zitterten. Er traute seinen Ohren kaum – nach monatelangem Forschen schien er endlich am Ziel. Er bückte sich und streichelte seine beiden Dackel; auf diese Weise konnte er etwas besser verstehen, was die beiden gutgekleideten Damen sprachen, die mit anderen Kunden neben ihm vor dem Ladentisch des Lebensmittelgeschäftes standen.

Die meisten Berliner wussten nichts von diesem Laden, in dem nur besonders

ausgewählte Kunden, vor allem hohe Parteileute, Dinge bekommen konnten, die sonst nirgends erhältlich waren. Wiberg kaufte hier regelmässig und hatte bereits zahlreiche Informationen sammeln können, indem er den Gesprächen der Kunden zuhörte. Was er eben gehört hatte, musste stimmen; die Männer der beiden Damen waren hohe Nazifunktionäre.

Wiberg packte die von ihm gekauften Sachen ein, zog seinen Homburg vor dem Besitzer und verliess das Geschäft. Umgehend begab er sich zu Jessen-Schmidt. Man besprach die Angelegenheit ausführlich und kam zu dem Schluss, dass die Information stimmen musste. Am Nachmittag des 18. April wurde sie nach London weitergegeben. Hoffentlich, dachte Wiberg, handeln die Alliierten auf diese Meldung hin. Nach allem, was er in dem Lebensmittelladen gehört hatte, hielt Hitler sich mit Bestimmtheit im Raum Berlin auf – in einem Gefechtsstand in Bernau, nur fünfundzwanzig Kilometer nordöstlich der Stadt. Welches Geschenk war zu seinem sechsundfünfzigsten Geburtstag am 20. April passender als ein massiver Luftangriff?

Generaloberst Jodl, der Chef des Wehrmachtführungsstabes, kam am 20. April um 3 Uhr morgens heim. Sein Gesicht war von Sorge und Erschöpfung gezeichnet. «Es ist so weit», sagte er zu seiner Frau Luise. «Pack die Koffer, es geht bald los.» Seine Frau widersprach; sie wollte ihre Arbeit beim Roten Kreuz nicht aufgeben. Doch Jodl liess nicht locker. «Wenn die Russen dahinterkommen, wer du bist, stecken sie dich sofort in die Lubjanka», sagte er. Wohin es denn gehen solle, fragte sie. Jodl zuckte die Achseln. «Nach Norden oder Süden – Genaueres weiss niemand. Ich hoffe aber, wir können das Ende gemeinsam erleben.» Sie sprachen fast die ganze Nacht. Kurz vor 10 Uhr vormittags heulten die Sirenen. «Heute bekommt Berlin bestimmt eine Sonderzuteilung», sagte Jodl. «Wie immer an Hitlers Geburtstag.»

Jodl begab sich einen Stock höher ins Badezimmer, um sich zu rasieren, bevor er wieder in den Führerbunker fuhr. Wie immer am Führergeburtstag sollten die höchsten Funktionäre und die Kabinettsmitglieder zur Gratulationscours erscheinen. Auch Jodl wurde erwartet. Als er herunterkam, reichte ihm Luise Mütze und Gürtel. Er nahm seine Aktentasche und gab seiner Frau zum Abschied einen Kuss. «Ich muss mich beeilen», sagte er. Luise fragte sich wie jeden Tag, ob sie ihren Mann wohl jemals wiedersehen würde. «Alles Gute», rief sie ihm nach, als er in seinen Wagen stieg.

Auch Reichsmarschall Hermann Göring machte sich auf den Weg zur Geburtstagsfeier. Er wollte sich nur kurz zeigen, damit man sah, dass er Hitler immer noch treu ergeben war, und dann gleich nach Süddeutschland weiterfahren. Göring hielt es allmählich für an der Zeit, seinen etwa achtzig Kilometer nordwestlich von Berlin gelegenen Landsitz Karinhall zu verlassen. Als um 5 Uhr 30 morgens das russische Artilleriefeuer einsetzte, hatte er sofort Heinrichs Gefechtsstand im nahen Prenzlau angerufen. Man bestätigte ihm, dass der russische Angriff begonnen hatte: Rokossowskij's 2. Weissrussische Front hatte die Offensive gegen Manteuffels 3. Panzerarmee eröffnet. Göring war sich völlig klar darüber, dass Manteuffels Truppen zu schwach waren, um einen wirksamen Widerstand zu leisten. Der Reichsmarschall hatte in den vergangenen Wochen

mehrmals die Front inspiziert und einem General nach dem andern vorgeworfen, «infolge der Herumlungerei sei nichts vorbereitet». Die Russen würden sich durch die deutschen Linien einfach «hindurchlachen».

Göring selbst hatte sich auf diesen Moment gut vorbereitet. Auf der Strasse vor den Toren seines Landsitzes standen vierundzwanzig mit Antiquitäten, Gemälden, Silber und Möbeln beladene Lastwagen der Luftwaffe. Dieser Konvoi sollte sofort nach Süden aufbrechen. Die meisten Angehörigen der Berliner Luftwaffendienststellen sollten am gleichen Tag mit anderen Konvois die Stadt verlassen\*.

Göring trat aus dem Haupttor und erteilte dem Führer der Lastwagenkolonne einige letzte Anweisungen. Dann rollte sie, eskortiert von Soldaten auf Motorrädern, los. Göring blickte noch einmal auf das prächtige Schloss. Ein Offizier der Luftwaffe trat zu ihm und meldete, dass alles bereit sei. Göring ging auf die andere Seite der Strasse, beugte sich über eine Zündmaschine und drückte den Kolben hinein. Mit einer ungeheuren Detonation flog Karinhall in die Luft. Ohne zu warten, dass der Staub sich legte, ging Göring zu seinem Wagen. Er wandte sich zu einem der Offiziere und sagte gelassen: «So etwas muss man eben manchmal tun, wenn man Kronprinz ist.» Dann bestieg er den Wagen und fuhr nach Berlin zur Geburtstagsfeier des Führers.

Hitler stand um 11 Uhr vormittags auf und nahm ab Mittag die Glückwünsche seiner engsten Mitarbeiter entgegen – darunter Goebbels, Bormann, Ribbentrop, Speer und Himmler sowie die Militärs Dönitz, Keitel, Jodl und Krebs. Danach kamen verschiedene Gauleiter, Stabsangehörige und Sekretärinnen. Anschließend verliess Hitler mit seinem Gefolge den Bunker und inspizierte in dem von Bomben zerpflügten Garten der Reichskanzlei zwei Einheiten – die vor Kurzem von der Kurlandfront zurückgekehrte SS-Division «Frundsberg»\*\* und eine von Axmann begleitete kleine Gruppe stolzer Hitlerjungen. «Alle waren über das Aussehen des Führers entsetzt», berichtete Axmann viele Jahre später. «Er ging gebeugt. Seine Hände zitterten. Doch es war erstaunlich, wieviel Kraft und Entschlossenheit dieser Mann immer noch ausstrahlte.» Hitler schüttelte den Jungen die Hände und verlieh einigen, die ihm Axmann vorstellte, weil sie sich «an der Front besonders bewährt hatten», Auszeichnungen.

Dann schritt Hitler die Reihe der angetretenen SS-Leute ab. Er gab jedem die Hand und prophezeite voll Zuversicht, dass man den Feind schlagen werde, bevor er Berlin erreiche. Heinrich Himmler, der Führer der SS, begleitete ihn. Er hatte sich seit dem 6. April mehrmals heimlich mit Folke Graf Bernadotte, dem

\* Möglicherweise verfügte Göring über noch mehr als vierundzwanzig Lastwagen. Heinrich meint, es seien «vier Kolonnen» gewesen, doch vielleicht sind dabei die übrigen Luftwaffen-Konvois, die Berlin im Laufe des Tages verliessen, mit einbezogen. Das Unglaubliche ist, dass sich Göring zu diesem Zeitpunkt, da Treibstoffmangel den Einsatz von Flugzeugen und Fahrzeugen unmöglich machte, nicht nur Lastwagen, sondern auch genügend Benzin beschaffen konnte.

\*\* Von den in Kurland eingeschlossenen vierundzwanzig Divisionen trafen Anfang April in Swinemünde nur noch Reste ein.

Leiter des Schwedischen Hilfswerks und späteren Präsidenten des schwedischen Roten Kreuzes getroffen und diesem vage Andeutungen über die Möglichkeit von Friedens Verhandlungen mit den Westalliierten gemacht. Jetzt trat er vor und versicherte Hitler seiner Treue. In wenigen Stunden wollte er sich wieder mit Bernadotte treffen.

Gleich nach der Feier begann die militärische Lagebesprechung. Inzwischen war auch Göring eingetroffen. Zwar waren sich alle Anwesenden über die Situation im Klaren, trotzdem gab Krebs, der Generalstabschef des OKH, einen kurzen Überblick. Berlin, so führte er aus, werde in wenigen Tagen, wenn nicht Stunden, eingekreist sein. Es sei jedoch damit zu rechnen, dass vorher noch – falls man Busse keinen Befehl zum Rückzug erteile – die 9. Armee eingekesselt werde. Die Militärs waren sich völlig einig darüber, dass nunmehr der Führer und die noch in Berlin befindlichen wichtigen Regierungsstellen die Stadt verlassen und sich nach Süden absetzen sollten. Besonders Keitel und Jodl traten dafür ein, doch Hitler wollte nicht einsehen, dass die Lage so ernst war. Der Oberst der Luftwaffe Nikolaus von Below berichtet, Hitler habe erklärt, die Schlacht um Berlin biete die einzige Chance, die totale Niederlage abzuwenden. Der Führer machte nur eine Konzession: Falls die Amerikaner und Russen sich an der Elbe vereinigten, sollte im Norden Admiral Dönitz und im Süden Feldmarschall Kesselring den Befehl übernehmen. Schliesslich erlaubte er verschiedenen Regierungsstellen, die Stadt sofort zu verlassen.

Über seine eigenen Pläne äusserte sich Hitler nicht. Doch mindestens drei Menschen im Bunker waren davon überzeugt, dass er Berlin nicht mehr verlassen würde. Johanna Wolf, eine der Sekretärinnen Hitlers, hatte vor einigen Tagen gehört, wie er erklärte, er werde sich das Leben nehmen, sobald er erkenne, dass die Lage aussichtslos sei. Auch von Below glaubte, dass er sich entschlossen hatte, in Berlin zu bleiben und dort zu sterben. Als Jodl nach Hause kam, berichtete er seiner Frau, Hitler habe ihm gegenüber in einem vertraulichen Gespräch geäussert, er werde kämpfen, solange die Getreuen um ihn kämpften, und sich dann erschliessen\*.

Der grösste Teil der Regierung hatte Berlin bereits verlassen. Die noch in der Stadt befindlichen Verwaltungsstellen des Reiches schienen seit Tagen nur auf diesen Moment gewartet zu haben. Eine wahre Massenflucht setzte ein, die erst aufhörte, als die Stadt völlig eingeschlossen war. General Karl Koller, Generalstabschef beim Oberkommando der Luftwaffe, notierte in seinem Tagebuch, Göring habe sich abgesetzt. «Mich lässt er natürlich hier, so dass Hitlers ganzer Zorn sich jetzt über mich ergiesst», schrieb Koller. Hohe und niedrige Bürokraten ergriffen die Flucht. Philippe Lambert, ein junger französischer Zwangsarbeiter, der im Büro Dr. Karl Dustmanns, eines der Organisation Todt angehörenden Architekten, als Zeichner beschäftigt war, zeigte sich ausserordentlich verblüfft, als sein Chef ihm plötzlich tausend Mark in die Hand drückte und daraufhin die

\* Zu dieser Äusserung Hitlers gegenüber Jodl vermerkte Frau Jodl in ihrem Tagebuch, dies sei – den Worten ihres Mannes zufolge – ausser einer einzigen Gelegenheit beim Tode von Jodls erster Frau das einzige Mal gewesen, dass Hitler sich mit einer persönlichen Bemerkung an Jodl gewandt habe.

Stadt verliess. Als Margarete Schwarz vom Garten ihres Hauses in Charlottenburg einen Blick auf die Strasse warf, sah sie vor einem Haus in der Nähe einen grossen blauen, von einem Chauffeur gelenkten Wagen vorfahren. Ihr Nachbar Otto Solimann trat zu ihr, und sie beobachteten beide, «wie eine Ordonnanz in einem eleganten weissen Jackett und ein Marineoffizier in einer reich mit Goldlitzen verzierten Uniform» aus dem Haus traten. Schnell wurde Gepäck in den Wagen verladen. Dann stiegen die Männer ein «und brausten los». Solimann sagte zu Margarete Schwarz: «Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Das war Admiral Raeder.»

Insgesamt stellte die Dienststelle des Kommandanten von Berlin über zweitausend Bescheinigungen aus, die zum Verlassen der Stadt berechtigten. «Es war fast komisch, mit was für Begründungen die Staatsbeamten und Parteifunktionäre um die Erlaubnis ansuchten, die Stadt zu verlassen», erinnerte sich später Reymanns Stabschef, Oberst Hans Refior. «Obwohl Goebbels angeordnet hatte, dass ‚kein Mann, der eine Waffe tragen könne, die Stadt verlassen dürfe‘, legten wir diesen ‚Heimatkämpfern‘, die Passierscheine beantragten, keine Schwierigkeiten in den Weg. Warum sollten wir diese verächtlichen Charaktere aufhalten? Die Mehrheit der Bevölkerung blieb. Eine Flucht kam für sie infolge des Mangels an Transportmitteln sowieso nicht in Frage.»

In der Zahnpraxis am Kurfürstendamm 213 wurde die blonde Käthe Reiss-Heusermann von ihrem Chef angerufen. Professor Hugo Blaschke hatte sich entschlossen, die Stadt sofort zu verlassen. Einige Tage zuvor hatte er Käthe angewiesen, sämtliche Krankengeschichten, Röntgenaufnahmen, Abdrücke und die verschiedenen Instrumente in Kisten zu verpacken. Sie sollten nach Süddeutschland transportiert werden. Blaschke hatte gesagt, man müsse jeden Tag damit rechnen, dass «die Leute von der Reichskanzlei aufbrechen». Seine Sprechstundenhilfe erwiderte, sie gedenke in Berlin zu bleiben. Blaschke war ausser sich. «Ist Ihnen denn klar, was hier los ist, wenn die Russen kommen?» fragte er. «Zuerst werden sie Sie vergewaltigen. Dann wird man Sie aufhängen. Sie haben anscheinend keine Ahnung, wie die Russen sind?» Doch Käthe Reiss-Heusermann konnte sich nicht vorstellen, dass es so schlimm werden sollte. Später sagte sie dazu: «Ich begriff überhaupt nicht den Ernst der Lage. Vielleicht war es dumm von mir, aber ich hatte so viel zu tun, dass ich gar nicht merkte, wie aussichtslos alles geworden war.» Blaschke liess nicht locker. «Packen Sie und kommen Sie hierher», drängte er. «Die Leute von der Reichskanzlei verlassen mit ihren Familien die Stadt.» Doch Käthe Reiss-Heusermann bestand darauf, zu bleiben. «Wie Sie wollen», sagte Blaschke. «Denken Sie an meine Worte». Dann legte er auf.

Plötzlich fiel Käthe ein, dass Blaschke sie vor einigen Tagen um einen Gefallen gebeten hatte. Wenn er die Stadt verliess und sie blieb, sollte sie einem Freund von ihm mitteilen, dass die hohen Nazis flüchteten, und zwar verschlüsselt, da «möglicherweise die Telefone angezapft seien». Wenn sämtliche hohen Funktionäre die Stadt verlassen hatten, sollte sie sagen: «Die Brücke ist letzte Nacht entfernt worden.» Wenn nur einige geflüchtet waren, sollte der Satz lauten: «Nur ein Zahn ist letzte Nacht gezogen worden.» Sie hatte keine Ahnung, wer Blasch-



kes Freund war. «Ich wusste nur», erinnerte sie sich, «dass er Professor Gallwitz oder Grawitz hiess, und ich glaube, Blaschke erwähnte irgendwie, dass er ein höherer Zahnarzt bei der SS war.» Blaschke hatte ihr nur eine Telefonnummer gegeben. Nachdem sie nun erfahren hatte, dass sämtliche «Leute von der Reichskanzlei» sich abgesetzt hatten, rief sie die Nummer an. Als ein Mann sich meldete, sagte Käthe: «Die Brücke ist letzte Nacht entfernt worden.»

Einige Stunden später setzte sich Professor Ernst Grawitz, der Vizepräsident des Deutschen Roten Kreuzes, ein Freund Heinrich Himmlers, mit seiner Familie an den Abendbrottisch. Als alle Platz genommen hatten, griff Grawitz unter den Tisch, zog zwei Handgranaten ab und sprengte sich und seine Familie in die Luft\*. Der grosse Exodus – die «Flucht der Goldfasane» – sollte den Berlinern unvergesslich bleiben. Doch damals kümmerten sich die meisten Menschen mehr um die heranrückenden Russen als um die fliehenden Nazis. Helena Boese, die Frau des Filmregisseurs Karl Boese, erinnert sich, dass in jenen Tagen nur eines von Bedeutung war – «irgendwie am Leben zu bleiben». Die sowjetischen Truppen standen bereits bei Müncheberg und Strausberg, und in der Stadt verbreitete sich die Nachricht, dass die Russen von Süden her, aus der Gegend von Zossen, einen weiteren Vorstoss auf Berlin unternahmen. Auf ungewöhnliche Weise erfuhr der Drehbuchautor Georg Schröter von diesem russischen Angriff. Er machte sich Sorgen um die mit ihm befreundete Kabarettistin Trude Berliner, die in einem südlich von Berlin gelegenen Vorort wohnte, und rief sie an. Sie begrüßte ihn und sagte: «Warte einen Moment.» Nach einer Pause kam sie wieder an den Apparat und sagte: «Hier ist jemand, der dich gern sprechen würde.» Zu Schröters Verblüffung meldete sich ein russischer Oberst, der perfekt deutsch sprach. «Sie können damit rechnen», sagte er, «dass wir in zwei bis drei Tagen bei Ihnen sind.»

Überall – im Norden, Süden und Osten – schrumpften die Fronten zusammen. Und in der schwer zerstörten Hauptstadt verlangsamten sich jetzt die Räder oder kamen ganz zum Stillstand. Fabriken wurden geschlossen, Strassenbahnlinien stellten den Betrieb ein, die U-Bahn beförderte nur noch wichtige Arbeitskräfte. Die Laborantin Ilse König, die beim Gesundheitsamt beschäftigt war, erinnert sich, dass sie einen «Roten Ausweis» erhielt, der sie berechtigte, weiterhin zu ihrem Arbeitsplatz zu fahren. Der Müll wurde nicht mehr abtransportiert, die Post konnte nicht zugestellt werden. Gertrud Evers, die im Hauptpostamt in der Oranienburger Strasse arbeitete, berichtet, dass «unzustellbare Pakete mit verdorbenen Lebensmitteln das ganze Gebäude mit einem scheusslichen Gestank erfüllten». Da die meisten Polizisten zu Kampfgruppen oder Volkssturmeinheiten abgestellt worden waren, gab es keine Polizeistreifen mehr in den Strassen.

Vielen Berlinern wurde der Ernst der Lage erst richtig bewusst, als sie an diesem 20. April von einer noch nie dagewesenen Massnahme erfuhren: Der Zoo wurde

\* Aus Zeugenaussagen bei den Nürnberger Prozessen ging hervor, dass der Vizepräsident des Deutschen Roten Kreuzes, Professor Grawitz, in seiner Eigenschaft als «Reichsarzt SS und Polizei» medizinische Experimente an KZ-Insassen veranlasst hatte.

geschlossen. Um Punkt 10 Uhr fiel der elektrische Strom aus, und die Wasserpumpen blieben stehen. Vier Tage später gab es wieder Strom, doch nur neunzehn Minuten lang. Dann setzte er wieder aus, bis die Schlacht vorüber war. Doch von diesem Tag an war den Wärtern klar, dass viele Tiere mit Sicherheit eingehen würden – vor allem die Flusspferde in den Wasserbecken und die Tiere im Aquarium. Heinrich Schwarz, der Vogelwärter, der sich ohnedies bereits grosse Sorgen um den im Schlafzimmer der Familie Schwarz langsam aber sicher verhungern den Abu Markub machte, fragte sich, wie er den Vogel ohne Wasser am Leben erhalten sollte. Der dreiundsechzigjährige Schwarz beschloss, Wasser in Eimern herbeizuschleppen, bis er zusammenbrach – nicht nur für den Abu, sondern auch für Rosa, das grosse Flusspferd, und ihr zweijähriges Baby Knautschke. Zoodirektor Lutz Heck stand vor einer schweren Entscheidung. Er wusste, dass die gefährlichen Tiere, vor allem der prächtige Pavian, getötet werden mussten, doch er schob es immer wieder hinaus. Da er mit seinen Kräften am Ende war und unbedingt eine Stunde Ruhe brauchte, tat er etwas, was er noch nie im Leben getan hatte: Er setzte sich mit einem seiner Wärter an den Landwehrkanal und angelte. Während die beiden Männer da sass und «über das Ganze nachdachten», fingen sie zwei Hechte.

Am gleichen Tag hatte Fritz Kraft, der Direktor der U-Bahn, eine Besprechung mit dem Berliner Bürgermeister Julius Lippert. Der Bürgermeister erteilte Kraft und den versammelten leitenden Angestellten der U-Bahn klare Anweisungen. «Wenn die westlichen Alliierten zuerst kommen, dann übergeben Sie die U-Bahnanlagen in intaktem Zustand. Sollten die Russen vor ihnen kommen ...» Er hielt inne, zuckte die Achseln und sagte: «... dann zerstören Sie so viel wie möglich.»

Die Fernsprechämter erhielten ähnliche Instruktionen. Im Amt Buckow wurden die Mechaniker angewiesen, die Anlagen zu zerstören, damit sie nicht den Russen in die Hände fielen. Dem Fernmeldetechniker Herbert Magder fiel jedoch plötzlich ein, dass niemand angeordnet hatte, auf welche Weise dies geschehen sollte. Soviel Magder sich erinnert, wurde kein einziges Amt zerstört. Fast alle blieben während der Schlacht in Betrieb.

Gemäss Hitlers «Verbrannte Erde»-Befehlen sollten auch die Fabriken demoliert werden. Professor Georg Henneberg, Leiter der chemischen Abteilung der Schering-Werke in Charlottenburg, erinnert sich, dass der Direktor sämtliche Chemiker zu sich bestellte und ihnen eine Anordnung vorlas, die er soeben erhalten hatte. Danach sollten bei Näherrücken des Feindes die Wasser-, Gas-, Elektrizitäts- und Kesselanlagen zerstört werden. Hennebergs Chef las die Anordnung vor, dann schwieg er einen Moment und sagte: «Meine Herren, jetzt wissen Sie, was Sie *nicht* tun sollen.» Er schüttelte jedem seiner Mitarbeiter die Hand. «Wir verabschiedeten uns», berichtet Henneberg «bis zum «Wiedersehen im Jenseits.»

Aus noch einem weiteren Grunde sollten die Berliner diesen 20. April jahrelang nicht vergessen. Niemand wusste, ob es zur Feier des Führergeburtstages oder angesichts der bevorstehenden Katastrophe geschah – jedenfalls teilte die Re-

gierung an diesem Tag an die hungernde Bevölkerung zusätzliche Lebensmittelrationen aus, sogenannte «Notrationen». Soviel sich der einarmige Kriegsinvalid Jürgen Erich Klotz erinnert, bestand diese Sonderzuteilung aus einem Pfund Speck oder Wurst, einem halben Pfund Reis oder Hafermehl, 250 Gramm Linsen, Erbsen oder Bohnen, einer Gemüsekonzerve, zwei Pfund Zucker, etwa 30 Gramm Bohnenkaffee, einer kleinen Packung Ersatzkaffee und etwas Fett. An diesem Tag wurde Berlin etwa fünf Stunden lang bombardiert, doch die Hausfrauen machten sich trotzdem sofort auf den Weg, um die Sonderzuteilungen einzukaufen. Sie sollten acht Tage lang reichen. Anne-Liese Bayer sagte zu ihrem Mann: «Mit diesen Rationen geht's in den Himmel.» In Berlin nannte man die Extrazuteilungen allgemein «Himmelfahrtsrationen».

In dem nördlich der Elbestadt Boizenburg gelegenen Gresse waren die Rot-Kreuz-Pakete für «Dixie» Deans' zwölftausend Kriegsgefangene eingetroffen. Deans hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt. Er hatte sogar Oberst Ostmann, den Kommandanten, dazu überredet, RAF-Männer nach Lübeck zur Zentrale des Roten Kreuzes fahren und die Pakete mit Lastwagen herbeischaffen zu lassen, damit es schneller ging. Jetzt standen die Männer in langen Kolonnen auf den Strassen vor der Stadt, wo die Pakete verteilt wurden. «Zwei Pakete pro Mann», hatte Deans angeordnet. «Die Wirkung auf die Männer war ungeheuer», erinnert sich Flight Sergeant Calton Younger. «Das Ganze war wie ein Wunder, und Deans kam uns wie ein Heiliger vor.»

Deans fuhr auf seinem klapprigen Fahrrad mit dem notdürftig geflickten Reifen von einer Kolonne zur andern, sorgte dafür, dass jeder sein Teil bekam und ermahnte die halbverhungerten Gefangenen, die sich in letzter Zeit hauptsächlich von rohem Gemüse ernährt hatten, nicht zuviel zu essen. «Hebt euch möglichst viel auf, denn man weiss nicht, was uns noch bevorsteht», sagte er ihnen. «Trotzdem», erinnert sich Deans, «assen die meisten, als sei es ihre letzte Mahlzeit.» Flight Sergeant Geoffrey Wilson verschlang gleich den Inhalt eines ganzen Pakets, der aus Corned beef, Kekes, Schokolade und 120 Zigaretten bestand. Er «frass wie verrückt und rauchte wie verrückt, denn er wollte mit vollem Magen und nicht hungrig sterben».

Als sie so da sassen und assen, tauchten plötzlich englische Flugzeuge auf: neun Typhon-Jäger. Zunächst kreisten sie über den Gefangenen, dann scherten sie aus und kamen im Sturzflug auf sie zu. Jemand schrie: «Mein Gott! Sie greifen uns an!» Die Männer stoben in alle Richtungen auseinander. Einige versuchten Tücher in den britischen Farben auszubreiten, die sie für solche Fälle bei sich trugen. Andere warfen sich in Gräben, kauerten sich hinter Mauern, suchten in Scheunen Deckung oder rannten auf die Stadt zu. Doch viele schafften es nicht. Die Maschinen fegten eine nach der andern über die Kolonnen hinweg, schossen mit Raketen und warfen Splitterbomben. Die Männer schrien: «Wir sind eure Kameraden! Wir sind eure Kameraden!» Acht Flugzeuge griffen an; der Pilot des neunten zog seine Maschine – vielleicht, weil er den Irrtum bemerkte – ohne zu schießen wieder hoch. Sechzig Engländer wurden getötet, viele andere verwundet. Einige davon starben später in deutschen Lazaretten.

## Das Ende der Stadt



Die Russen dringen in Berlin ein. *Oben:* Stalinorgeln stehen bereits in den Vorstädten. *Unten:* Sowjetische Schützen nehmen Deckung hinter einer russischen Propagandatafel, auf der es heisst: «Vorwärts, Männer von Stalingrad, der Sieg ist nah!» Im Hintergrund der Belle-Alliance-Platz mit Friedenssäule



Sämtliche Fotos in diesem Teil stellte, soweit nichts anderes vermerkt, das sowjetische Verteidigungsministerium zur Verfügung



Berliner Senatsarchiv



Foto Cornelius Ryan



Foto Cornelius Ryan



Der Zoobunker (*oben* vor, *unten* nach der Zerstörung), einer der beiden Flak-Türme auf dem Zoogelände war die letzte Berliner Bastion, die kapitulierte. Er wurde von dem Luftwaffenarzt Walter Hagedorn an die Russen übergeben. Gerda Niedieck (*rechts*) übermittelte Hitlers letztes Fernschreiben: «Wo bleibt Wenck? Wo bleibt Steiner?»

Berliner Senatsarchiv





29. April 1945

KAMPFBLATT FÜR DIE VERTEIDIGER GROSS-BERLINS

## Heroisches Ringen Bei Tag und Nacht neue Eingreifkräfte herangeführt

### Der Kampf um den Stadtkern entbrannt

Entlastungsangriffe laufen

Am dem Führerhauptquartier, 28. April.  
Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:  
In dem heroischen Kampf der Stadt Berlin kommt noch einmal vor aller Welt der Schlackataktampf des deutschen Volkes gegen das Bolschewikentum zum Ausdruck.

Während in einem Teil der Geschichte einmalige grandiose Ringe die Hauptstadt verteidigt wird, haben unsere Truppen an der Elbe den Amerikanern den Rücken gekehrt, um von außen her im Angriff die Verteidiger von Berlin zu entlasten.

In dem laueren Verteidigungskrieg hat der Feind von Norden her in Charlottenburg und von Süden her über das Tempelhofer Feld eingedrungen. Am Halleschen Tor und am Alexanderplatz hat der Kampf um den Stadtkern begonnen. Die Ost-West-Achse liegt unter schwerem Feuer.

Fliegende Verbände unterstützen die Kämpfe unter anstopfendem Einsatz der Besatzungen. Trotz stürkster Jagd und Flakabwehr wurden bei Tag und Nacht Eingreifkräfte gelandet und Manövern abgeworfen. Unsere Jagd- und Schlackfliegerverbände versicherten in den letzten vier Tagen 141 Fliegerge, 58 Panzer und über 300 Fahrzeuge.

Im Raum südlich Königs Wetterhausen setzten Divisionen der 9. Armee ihre Angriffe nach Nordwesten fort und erwarben sich während des ganzen Tages konzentrischen Angriffe gegen die Flakbatterien. Die vom Westen angestetzten Divisionen warfen den Feind in erbittertem Ringen mit breiter Front zurück und haben Fortschritte erreicht.

Westlich Berlin wurde Dillingen und Ulm setzten die Linie Brandenburg — die Amerikaner ihren Verband nach Süden fort. Kämpfe sind in Miedel und im Guesenitz im Gange.

Die Armee in Italien setzte sich wieder dem Po und Tessin ab.

Während die Sowjets im Südabschnitt der Ostfront sich auf starke örtliche Vorstöße beschränkten, setzten die ihre Angriffe im Raum Brian mit starken Kräften fort und konnten trotz starker Gegenwehr der Besatzung in die Stadt einmarschieren.

Nordwestlich Bautzen, wo bei Meißen die Verbindung mit der Wehrmacht der Elbe hergestellt

### Der längere Atem

Seit fast einhalb Jahren lodert die Fackel des Krieges in Europa. Ihr verzehrendes Feuer hat auch Polen ganz Europa, nach diesem Erdteil schließlich noch zwei weitere erfaßt, Asien und Amerika.

Deutschland mußte einerseits die Ketten abstreifen versuchen, die ihm in Versailles auferlegt wurde und ihm jede Lebensmöglichkeit nahmen. Es hat dies seit 1933 in dem denkbar weitesten Rahmen getan und peinlich vermieden, dabei den Kreis der unmittelbar betroffenen Gebiete, d. h. die deutsche Lebens- und Interessenzonen zu überschreiten.

Wenn unsere Feinde behaupteten, Deutschland habe eigenartige Manöver verfolgt und die Unabhängigkeit und Freiheit der kleinen Nationen bedroht, so haben England und Amerika sehr bald durch ihr Verhalten bewiesen, daß ihnen in Wirklichkeit nicht nur nichts an der Freiheit dieser kleinen Nationen gelegen ist, sondern daß sie selbst bereit waren und sind, diese an Stalin zu verkaufen, ja

wurde, sind unsere Truppen vom Angriff nach Norden angezogen.

Sicherheitsgefährdung der Kriegsmarine veranlaßt Stützpunkte in sowjetischen Schiffsboot und schossen ein weiteres in Brand.

Schwächere amerikanische Kampferverbände übten am Tage Angriffe gegen Orte in Süddeutschland. In der Nacht bezehrte über dem Reichsgebiet ein feindliches feindliche Kampfkraftigkeit.

Kleinunterseeboot veranlaßt uns dem stark bewachten feindlichen Nachschubverkehr zwischen Themis und Schelde zwei vollbeladene Schiffe mit 8000 BRT.

nie für ihre eigenen imperialistischen Ziele auszubauen.

Mehr noch! Während die von Deutschland besetzten Feindländer durch das anhaltend lebende konnten, nur Teil sogar einen fühlbaren wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung nahmen, schrien die „befreiten“ Länder gegenwärtig unter der Hungersnot, Desorganisation und Ausbeutung durch die Engländer und Amerikaner. Besonders groß aber sind die Leiden der Neutralen und jener Völker, die sich den jüdisch-plutokratischen und bolschewistischen Drahtzähnen am Geseiß und Verderb unterwarfen.

Deutschland ist durch den Verrat klug geworden, dem es 1918 zum Opfer fiel. Es weiß, daß alle Versprechungen der Feinde nichts anderes bedeuten als den Verrat, unser Volk wiederum völlig wehrlos zu machen und es damit der wirtschaftlichen Ausbeutung, persönlichen Verhöhnung und völkischen Vernichtung auszuliefern.

Zu verlieren haben wir nichts mehr. Wir haben alles verloren und würden durch Kapitalisten uns selbst, unsere Zukunft, Frau und Kind preiszugeben. Wohl aber haben wir die Chance, uns zu behaupten und erst dann Existenz, Familienleben und unseren sozialen Staat wieder aufzubauen, in dem wir einen noch größeren Wohlstand erreichen werden, als wir ihn vor diesem Kriege bereits genießen konnten.

Dies ist ein ferres, aber ein reales Ziel. Wir wollen es nicht vor Augen behalten, wenn die Gegenwart heute Anforderungen an uns stellt, die uns fast unerblickliche Anstrengungen erfordern, wenn unser Leben in dem von diesem Kriege bereits geniesenen konstant.

In Berlin, in dem ruhenden Ruinen der Reichshauptstadt

Am 29. April 1945 erschien die letzte der sechs Nummern des Panzerbär, das letzte Durchhalteblatt des Dritten Reichs, nachdem der Völkische Beobachter sein Erscheinen eingestellt hatte.



















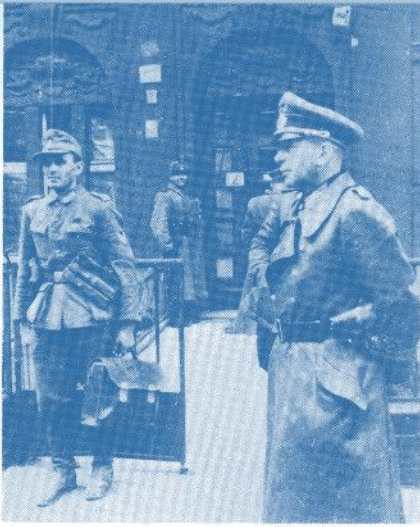


Foto Cornelius Ryan

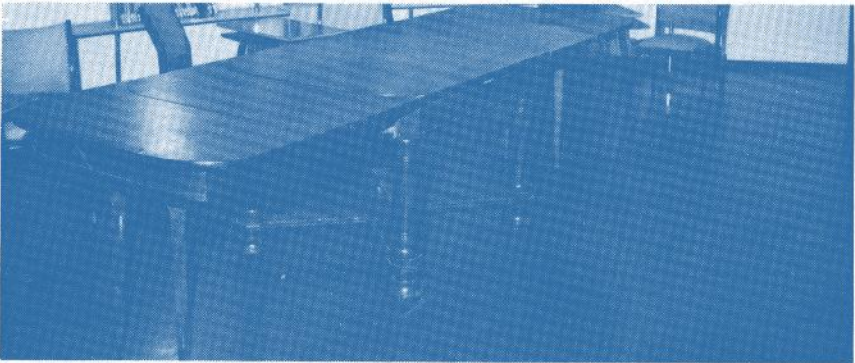


Foto Cornelius Ryan

*Oben links:* General Hans Krebs vor Tschuikows Hauptquartier am Morgen des 1. Mai. Dieses Dokument aus den Archiven des sowjetischen Kriegsministeriums wird hier zum erstenmal veröffentlicht. *Oben rechts:* Dasselbe Haus zwanzig Jahre später. Auf Grund von Hinweisen, die ihm Tschuikow in Moskau gab, konnte der Autor das Gebäude (Tempelhof, Schulenburgring 2) ausfindig machen. *Unten:* Die Besitzerin des Hauses, Frau Goebels, weist auf eine Reproduktion von Leonardo da Vincis Abendmahl, an die sich Tschuikow lebhaft erinnert. Der Tisch oben, an dem die Kapitulationsurkunde unterzeichnet wurde, befindet sich heute in der nahe gelegenen katholischen Judas-Thaddäus-Kirche



Foto Cornelius Ryan

Deans war verzweifelt, als er die Strassen entlangging und das Blutbad sah. Er befahl, die Toten sofort zu identifizieren. Einige waren bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. «Wir konnten nur einzelne Glieder und Stücke in die Gräber schauen», erinnerte er sich später.

Als man die Toten begraben und die Verwundeten in deutsche Lazarette transportiert hatte, suchte Deans Oberst Ostmann in seinem Quartier auf. Diesmal liess er alle militärische Höflichkeit beiseite. «Ostmann», sagte er scharf, «Sie müssen mir einen Passierschein ausstellen, mit dem ich bis zu den britischen Linien durchkomme. So etwas darf nicht noch einmal passieren.»

Ostmann startete Deans an. «Mr. Deans», sagte er. «Das ist völlig unmöglich.» Deans erwiderte seinen Blick. «Wir wissen nicht, wer zuerst auf unsere Gruppe stossen wird», erklärte er. «Es können die Engländer sein oder die Russen. Uns ist es egal, von wem wir befreit werden. Aber wem möchten Sie sich lieber ergeben?» fragte er offen heraus. «Ich könnte mir vorstellen, dass Ihnen bei den Russen nichts Gutes bevorsteht.» Er schwieg einen Moment, um diese Bemerkung richtig wirken zu lassen. Dann sagte er leise: «Stellen Sie den Passierschein aus, Herr Oberst.»

Ostmann setzte sich an einen Tisch und stellte auf Wehrmachtpapier eine Bestätigung aus. «Damit kommen Sie bis an die Front», sagte er. «Wie Sie durch die Linien kommen werden, weiss ich nicht.» Deans sagte: «Ich würde gerne Charlie Gumbach mitnehmen.» Ostmann dachte einen Moment nach; dann sagte er: «Einverstanden.» Auch für Gumbach, den deutschen Dolmetscher, stellte er einen Passierschein aus. «Jetzt brauche ich noch ein Fahrrad, das einigermaßen in Ordnung ist», sagte Dixie. Ostmann sah ihn an; dann zuckte er mit den Achseln und erklärte sich bereit, ihm auch das zu besorgen. Bevor Deans den Raum verliess, wandte er sich noch einmal um und sagte: «Ich komme mit Charlie zurück und hole meine Männer heraus, das verspreche ich Ihnen.» Dann salutierte er zackig. «Vielen Dank, Herr Oberst.» Ostmann salutierte ebenfalls. «Danke, Mr. Deans», sagte er. Zusammen mit dem deutschen Gefreiten «Charlie» Gumbach machte sich Dixie Deans am Abend auf die lange Fahrt zu den britischen Linien.

Bei Einbruch der Nacht spornte Konjew, der auf der Karte besorgt verfolgte, wie Schukows Panzer auf Berlin vorrückten, seine Männer zu noch grösserer Schnelligkeit an. «Scheren Sie sich nicht um Ihre Flanken, Pawel Semjonowitsch», sagte er zu General Rybalko, dem Kommandeur der 3. Gardepanzerarmee. «Kümmern Sie sich nicht um den Kontakt mit der Infanterie. Stossen Sie nur vor.» Konjew wusste, wie er heute sagt, was seine Panzerkommandeure damals dachten: Du lässt uns einfach voranstürmen, ohne jede Flankenabdeckung – und was geschieht, wenn die Deutschen uns von hinten angreifen und uns abschnitten? «Ich werde dabei sein», versprach Konjew seinen Panzerkommandeuren, «ihr braucht euch keine Sorgen zu machen. Mein Beobachtungsstand wird in den angreifenden Einheiten mitfahren.» Rybalko und General D. D. Leljuschenko, der Kommandeur der 4. Gardepanzerarmee, vollbrachten eine brillante Leistung. In einem Vorstoss, der jenem ähnelte, den die 2. und 5. US-Panzerdivision auf die Elbe un-

ternommen hatten, durchbrachen die sowjetischen Panzer die feindlichen Linien, wobei allerdings, wie Rybalko berichtet, «deutsche Divisionen, die nicht vernichtet wurden, hinter ihnen blieben». In vierundzwanzig Stunden legte Rybalko, ununterbrochen kämpfend, über sechzig Kilometer zurück. Leljuschenkos Panzer stiessen fünfundvierzig Kilometer weit vor. Rybalko rief Konjew voll Begeisterung an. «Genosse Marschall», sagte er, «wir kämpfen am Stadtrand von Zossen.» Die Vorausschreitenden der 1. Ukrainischen Front waren nur noch vierzig Kilometer von Berlin entfernt.

In Zossen war Alarm gegeben worden. Da damit gerechnet werden musste, dass die Sowjets das Hauptquartier des deutschen Generalstabs innerhalb von vierundzwanzig Stunden erreichten, hatte man beschlossen, sich abzusetzen. Die führenden Offiziere hatten bereits einen neuen Gefechtsstand in der Nähe von Potsdam bezogen. Das übrige Personal sollte mit den Schreib- und Dechiffriermaschinen, Safes und Dokumentenkisten in Omnibussen und auf Lastwagen abtransportiert werden. Nervös liefen die Leute hin und her, während gepackt und verladen wurde. Sie konnten nicht schnell genug wegkommen. «Feindlichen Flugzeugen hätten wir ein ideales Ziel geboten», sagte General Erich Dethleffsen, Krebs' Nachfolger als Stabschef beim Generalstab des OKH. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit brachen die Kolonnen nach Bayern auf. Als Dethleffsen zur nächtlichen Lagebesprechung beim Führer nach Berlin fuhr, sah er eine Staffel deutscher Flugzeuge in Richtung Süden über sich hinwegbrausen. Später bei der Besprechung hörte er, wie ein Luftwaffenoffizier Hitler berichtete, man habe «einen erfolgreichen Angriff auf die sowjetischen Panzer im Raum Zossen unternommen». Die Bomber der Luftwaffe waren mehr als erfolgreich gewesen: Bei den «sowjetischen Panzern» hatte es sich nämlich in Wahrheit um die nach Süden fahrenden Omnibusse und Lastwagen des OKH gehandelt.

Mit verdüsterter Miene studierte Heinrici seine Karten. Es war am 20. April gegen Mitternacht. Der Generaloberst versuchte die Lage zu analysieren. Einige Tage zuvor hatte sich eine seiner Befürchtungen bewahrheitet: Man hatte ihm ausser der Heeresgruppe Weichsel auch noch Berlin unterstellt. Gleich nachdem er den Befehl erhalten hatte, rief er Reymann an und teilte ihm mit, dass keine Brücken in der Stadt zerstört werden dürften. Reymann hatte sich beklagt, dass die Stadt ohnedies nicht verteidigt werden könne, da man ja die besten Volksturmeinheiten abgezogen und mit ihnen die Stellungen vor der Stadt besetzt habe. Heinrici war darüber genau informiert; er befahl jetzt Reymann sogar, auch den restlichen Volkssturm vor die Stadt zu schicken. «Reymann», sagte er gereizt, «verstehen Sie denn nicht, was ich will? Ich will, dass die Kämpfe ausserhalb der Stadt stattfinden, und nicht in der Stadt.»

Heinrici wusste, dass Berlin unter den gegenwärtigen Umständen nicht verteidigt werden konnte. Er wollte unbedingt verhindern, dass seine Armeen sich in die Stadt zurückzogen. Seine Panzer konnten dort nicht manövrieren, und Artillerie konnte nicht eingesetzt werden, weil die Gebäude das Schussfeld verdeckten. Ausserdem hätte, wenn es zu Kämpfen innerhalb der Stadt kam, die Bevölke-

rung ungeheure Verluste erlitten. Heinrich wollte Häuser- und Strassenkämpfe unter allen Umständen vermeiden.

Die grössten Sorgen bereitete ihm im Augenblick Busses 9. Armee; er war überzeugt, dass die Russen sie einkreisen würden, wenn sie nicht zurückgenommen wurde. Bevor er am frühen Morgen an die Front gefahren war, hatte er seinen Stabschef angewiesen, sich mit Krebs in Verbindung zu setzen. «Erklären Sie ihm, dass ich die Verantwortung nicht übernehmen und diese Lage nicht meistern kann, wenn Busses Armee nicht zurückgenommen wird», sagte er ihm. «Bringen Sie ihn dazu, dass er dem Führer das sagt.»

Dann hatte er die ganze Front abgefahren. Überall stiess er auf Zeichen der Auflösung. Er sah «mit Flüchtlingsfahrzeugen verstopfte Strassen, dazwischen zahlreiche Militärtransporte». Zum erstenmal begegnete er Truppen, die sich offensichtlich zurückzogen. «Auf der Fahrt nach Eberswalde», berichtete er, «traf ich keinen Soldaten, der nicht behauptete, er habe den Befehl, Munition, Treibstoff oder dergleichen aus dem Gebiet hinter der Front zu holen.» Er war entsetzt und traf sofort entsprechende Massnahmen. Nördlich von Eberswalde stiess er auf «Männer, die nach Nordwesten marschierten und behaupteten, ihre Division solle in der Nähe von Joachimsthal neu aufgestellt werden». In der gleichen Gegend sah er, dass an einer Kanalbrücke Männer der 4. SS-Polizeidivision von Lastwagen stiegen. «Sie waren jung und gehörten einer neu aufzustellenden Einheit an, besaßen aber nur zum Teil Waffen. Man hatte ihnen gesagt, dass sie in Eberswalde Waffen bekommen würden.» Etwas weiter südlich war die Strasse mit Zivilisten und Soldaten verstopft. Heinrich stieg aus und befahl den Unteroffizieren, mit ihren Männern umzukehren. «Geht zurück zur Front», sagte er.

In Schönholz sah er «jüngere Offiziere untätig herumstehen. Sie mussten energisch angewiesen werden, die Gegend nach versprengten Truppenteilen abzusuchen». Die Wälder zwischen Schönholz und Trampe waren «voller Soldatengruppen, die rasteten oder sich zurückzogen». In einer anderen Gegend entdeckte er «eine Panzeraufklärungsabteilung, die neben ihren abgestellten Fahrzeugen rastete». Er befahl der Einheit, «sofort nach Biesenthal zu fahren und die dortige ausserordentlich wichtige Strassenkreuzung zurückzuerobern». Im Raum Eberswalde herrschte laut Heinrich ein derartiges Durcheinander, «dass ihm niemand sagen konnte, ob überhaupt eine Front existierte». Bis Mitternacht hatte er die Ordnung jedoch wiederhergestellt und neue Befehle erlassen.

Seine Truppen waren zu schwach, unzulänglich bewaffnet und zum Teil ohne ausreichende Führung, und Heinrich war klar, dass er die Front nicht lange halten konnte. Manteuffels 3. Panzerarmee im Norden hatte Rokossowskijs Angriffe zum Teil abwehren können, doch bald musste er sich wohl auch zurückziehen.

Um halb ein Uhr nachts rief Heinrich Krebs an und sagte ihm, es sei allmählich nicht mehr möglich, die Lage unter Kontrolle zu halten. Er wies vor allem auf das LVI. Panzerkorps hin, «das trotz aller Gegenangriffe immer weiter zurückgedrängt wird». Heinrich hatte an diesem Tag bereits zweimal mit Krebs über die sich rapid verschlechternde Situation der 9. Armee gesprochen; beide Male hatte Krebs ihn an den Befehl des Führers erinnert: «Busse muss die Oderfront halten.» Jetzt setzte er sich wieder dafür ein.



«Man hat mir immer wieder Bewegungsfreiheit für die 9. Armee verweigert», sagte der Generaloberst zu Krebs. «Jetzt verlange ich sie – bevor es zu spät ist. Ich muss darauf hinweisen, dass ich mich den Befehlen des Führers nicht aus Eigensinn oder ungerechtfertigtem Pessimismus widersetze. Sie wissen von Russland her, dass ich nicht leicht aufgebe. Aber es muss unbedingt sofort etwas unternommen werden, um die 9. Armee vor der Vernichtung zu bewahren.

Ich habe den Befehl erhalten», sagte er, «mit meiner Heeresgruppe die Front in ihrem gegenwärtigen Verlauf zu halten und die Lücke zwischen der 9. Armee und Schörner an der Südflanke zu schliessen. Ich bedaure von ganzem Herzen, das sagen zu müssen, aber dieser Befehl kann nicht ausgeführt werden. Eine solche Aktion hätte keinerlei Aussicht auf Erfolg. Ich verlange, dass meine Forderung, die 9. Armee zurückzunehmen, bewilligt wird. Es liegt im eigenen Interesse des Führers, dass ich diese Forderung stelle.

Eigentlich», fuhr Heinrici fort, «sollte ich zum Führer gehen und sagen: «Mein Führer, da dieser Befehl Ihr Wohl gefährdet, keine Aussicht auf Erfolg hat und nicht ausgeführt werden kann, ersuche ich Sie, mich von meinem Kommando zu entbinden und es jemand anderem zu übertragen. Dann könnte ich als Volksturmman Mann meine Pflicht tun und gegen den Feind kämpfen.» Heinrici legte seine Karten offen auf den Tisch: Auch seinen höheren Offizieren hatte er erklärt, er kämpfe lieber als gewöhnlicher Soldat, als dass er einen Befehl ausführe, der nur die sinnlose Opferung von Menschenleben zur Folge haben konnte. «Wollen Sie wirklich, dass ich das dem Führer sage?» fragte Krebs. Heinricis Antwort war knapp. «Ich verlange es», sagte er. «Mein Stabschef und meine Führungsoffiziere sind meine Zeugen.»

Bald darauf rief Krebs zurück. Die 9. Armee müsse ihre Stellungen halten, teilte er mit. Zugleich müsse versucht werden, mit allen verfügbaren Truppen die Lücke an der südlichen Flanke zu schliessen, «damit wieder eine geschlossene Front hergestellt wird». Da wusste Heinrici, dass die 9. Armee so gut wie verloren war.

Die nächtliche Lagebesprechung im Führerbunker wurde um 3 Uhr morgens abgebrochen. Hitler hatte während der Konferenz der 4. Panzerarmee – der Armee, die Konjew am ersten Tag seiner Offensive vernichtet hatte – die Schuld an allen seither aufgetretenen Schwierigkeiten gegeben. Er warf der Armee Verrat vor. «Mein Führer», fragte General Dethleffsen erschrocken. «Glauben Sie wirklich, dass der Kommandeur Verrat begangen hat?» Hitler sah Dethleffsen «mitleidvoll an, als könne nur ein Narr eine so dumme Frage stellen». Dann sagte er: «Alle unsere Misserfolge im Osten sind auf Verrat zurückzuführen – auf nichts als Verrat.»

Als Dethleffsen den Raum verlassen wollte, trat mit tiefbesorgter Miene Botschafter Walter Hewel vom Auswärtigen Amt ein, Ribbentrops Verbindungsmann. «Mein Führer», sagte er, «haben Sie irgendwelche Befehle für mich?» Es entstand eine Pause, dann sagte Hewel: «Wenn wir auf diplomatischer Ebene noch etwas erreichen wollen, ist es jetzt höchste Zeit.» Laut Dethleffsen erwiderte Hitler «mit völlig veränderter, sanfter Stimme»: «Politik. Ich habe nichts mehr mit Politik zu tun. Sie widert mich nur an.» Er ging zur Tür – «langsam», wie sich Dethleff-

sen erinnert, «müde und in gebeugter Haltung». Dann wandte er sich um und sagte zu Hewel: «Wenn ich tot bin, werden Sie sich genug mit Politik beschäftigen müssen.» Hewel erwiderte: «Ich glaube, wir sollten jetzt etwas tun.» Und als Hitler schon fast an der Tür war, fügte er hinzu: «*Mein Führer, es ist fünf Sekunden vor zwölf.*» Hitler schien ihn nicht zu hören.

### 3

Das Geräusch war anders als alles, was die Berliner bisher gehört hatten – anders als das Pfeifen herabsausender Bomben oder das Bellen der Flak. Die Menschen, die vor dem Kaufhaus Karstadt am Hermannplatz anstanden, hoben erstaunt die Köpfe und lauschten. Es war ein leises Heulen, irgendwo in der Ferne, doch dann verwandelte es sich rasch in ein grässliches, schrilles Kreischen. Einen Augenblick lang schienen die Leute wie hypnotisiert. Dann stoben sie auseinander. Doch es war zu spät. Überall auf dem Platz schlugen Artilleriegranaten ein, die ersten, die die Stadt erreichten. Zerfetzte Leichen schlugen gegen die mit Brettern verschlagenen Schaufenster. Männer und Frauen lagen schreiend auf der Strasse und wanden sich vor Schmerzen. Es war Sonnabend, der 21. April, Punkt 11 Uhr 30. Berlin war Frontstadt.

Überall in Berlin schlugen jetzt Granaten ein. Im Stadtzentrum züngelten Flammen aus Hausdächern. Zahlreiche von Bomben angeschlagene Gebäude stürzten ein. Autos überschlugen sich und begannen zu brennen. Das Brandenburger Tor wurde getroffen; der Teil eines Simses krachte auf die Strasse. Die einstige Prachtstrasse Unter den Linden wurde von einem Ende zum andern von Geschossen aufgewühlt; das bereits schwer mitgenommene Schloss ging in Flammen auf. Ebenso der Reichstag: Die Träger, die einst die Kuppel des Gebäudes gestützt hatten, brachen zusammen. Menschen rannten kopflos über den Kurfürstendamm, warfen Aktentaschen und Pakete weg, hasteten von Haustor zu Haustor. Am Tiergarten schlug eine Granate in einen Reitstall ein. Die Schreie der Tiere vermischten sich mit den Rufen von Männern und Frauen; gleich darauf brachen die Pferde aus und rasten, Mähnen und Schweife in Flammen, den Kurfürstendamm entlang.

Salve folgte auf Salve, ganz systematisch und methodisch. Der Journalist Max Schnetzer, Korrespondent der Schweizer Zeitung *Der Bund*, sah vom Brandenburger Tor aus, dass im Zentrum des Regierungsviertels an der Wilhelmstrasse alle fünf Sekunden mindestens eine Granate einschlug. Dann gab es eine Pause von einer halben oder ganzen Minute bis zur nächsten Salve. In der Gegend des Bahnhofs Friedrichstrasse schlugen Flammen zum Himmel empor. «Da Rauch und Dunst das Licht zurückwarfen, sah es aus, als ob die Wolken selbst brannten», schrieb er später.

Auch andere Teile der Stadt wurden schwer beschossen. In Wilmersdorf spürten Ilse Antz, ihre Mutter und ihre Schwester, wie ihr Haus bebte. Die beiden Mädchen warfen sich auf den Fussboden. Die Mutter klammerte sich an den Türpfo-

sten und schrie: «Mein Gott! Mein Gott! Mein Gott!» In Neukölln blickte Dora Janssen ihrem Mann, einem Major der Wehrmacht, nach, wie er zu seinem vor dem Haus stehenden Wagen ging. Während ihm sein Bursche die Tür aufhielt, schlug unmittelbar neben ihm eine Granate ein. Als der Staub sich gelegt hatte, sah Dora Janssen, dass ihr Mann mit schmerzverzerrtem Gesicht neben dem Wagen stand. Sie lief zu ihm und sah, «dass sein eines Hosenbein mit Blut getränkt war, das über den Stiefel auf den Gehsteig herabließ». Als er später auf einer Tragbahre weggetragen wurde, empfand sie trotz ihrer Sorge ein seltsames Gefühl des Stolzes. «Wie aufrecht er trotz seiner Verwundung dastand. Ein echter Offizier!» Nicht weit davon lag die Wohnung von Hauptman Gotthard Carl. Der fanatische Zahlmeister, der seine Familie immer noch mit «Heil Hitler» grüsste, hätte es nie für möglich gehalten, dass die Russen so weit vordringen würden. Er war verzweifelt. Während die Russen sich Berlin näherten, hatte Carl mit besonderer Sorgfalt darauf geachtet, dass seine Uniform stets tadellos in Ordnung war. Seine Frau Gerda fand, dass er in seiner Galauniform reich Uch lächerlich aussah, doch sie hätte natürlich nie gewagt, ihm das zu sagen. Auch trug er in diesen Tagen ständig seinen Siegelring mit dem in Brillanten gefassten Hakenkreuz.

Gotthard Carl war sich der kritischen Lage voll bewusst. Als er mittags von seiner Dienststelle in Tempelhof heimkam, hob er wie immer die Hand zum «deutschen Gruss». Dann erteilte er seiner Frau einige Anweisungen. «Die Beschiessung der Stadt hat begonnen», sagte er. «Ich möchte, dass du in den Keller gehst und dort bleibst. Und zwar wirst du dich direkt gegenüber dem Kellereingang setzen.» Gerda sah ihn erstaunt an; ihr erschien dieser Platz am unsichersten. «Ich habe gehört, dass die Russen in anderen Städten die Keller mit Flammenwerfern betreten haben und dass viele Menschen bei lebendigem Leib verbrannt sind. Wenn du direkt an der Kellertür sitzt, wirst du als erste getötet werden und brauchst nicht zu warten, bis du drankommst.» Er drückte seiner Frau die Hand, hob den Arm zum Hitlergruss und verliess, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, die Wohnung. Benommen ging Gerda in den Keller. Sie setzte sich abseits von den anderen Hausbewohnern an den Eingang und betete, während oben die Granaten einschlugen. Zum erstenmal seit ihrer Hochzeit schloss sie ihren Mann nicht in ihre Gebete ein. Am Nachmittag ging sie zu der Zeit, da er gewöhnlich heimkam, entgegen seinen Anweisungen nach oben. Sie wartete zitternd und voll Angst, doch Gotthard Carl kam nicht. Sie sah ihn nie wieder.

Der Artilleriebeschuss hatte gleich nach Beendigung der Bombardierung aus der Luft begonnen. Der letzte Luftangriff der westlichen Alliierten auf Berlin, der 363. dieses Krieges, war um 9 Uhr 25 morgens von Einheiten der 8. US-Luftflotte durchgeführt worden. Vierundvierzig Monate lang hatten die amerikanischen und englischen Flieger «Big B», wie sie Berlin nannten, mit Bomben belegt. Viele Berliner hatten bei Angriffen Freunde und Verwandte oder ihre Wohnung verloren. Sie hatten den Bombern mit den Fäusten gedroht, doch ihr Zorn war, wie die Bomben, unpersönlich und richtete sich gegen Menschen, die sie nie sehen würden. Mit dem Artilleriebeschuss war das anders. Er kam von einem Feind, der vor ihrer Tür stand, der ihnen bald entgegenzutreten würde.

Es gab noch einen anderen Unterschied. Die Berliner hatten sich auf die Bomben und die mit nahezu minuziöser Regelmässigkeit erfolgenden Luftangriffe eingestellt. Die meisten erkannten schon am Pfeifen einer fallenden Bombe, wo sie ungefähr einschlug, und viele hatten sich an die Angriffe bereits so gewöhnt, dass sie gar nicht mehr in den Keller gingen. Artilleriefeuer war in gewisser Weise gefährlicher. Granaten schlugen plötzlich und unerwartet ein. Die scharfen Splitter sausten in alle Richtungen und konnten einen noch weit von der Einschlagstelle treffen.

Geduckt lief der Journalist Hans Wulle-Wahlberg über den unter Beschuss liegenden Potsdamer Platz. Überall sah er Tote und Sterbende liegen. Er hatte den Eindruck, dass einigen durch den Luftdruck «die Lungen geplatzt» waren. Es schien ihm, als ob die Berliner, die früher ein Gefühl der Verbundenheit gegenüber dem gemeinsamen Feind, den Bombern, erfüllte, «jetzt keine Zeit hatten, sich um die Toten und Verwundeten zu kümmern. Jeder war zu sehr damit beschäftigt, seine eigene Haut zu retten».

Dem gnadenlosen Beschuss schien kein Plan zugrunde zu liegen. Die Granaten schlugen ziellos und ohne Unterbrechung ein, und das Feuer wurde mit jedem Tag stärker. Bald setzten die Russen noch zusätzlich Werfer und «Stalinorgeln» ein. Die Menschen verbrachten die meiste Zeit in Kellern, Luftschutzräumen, Flakbunkern und Untergrundbahnhöfen. In ihrer Verwirrung und Todesangst verloren sie jedes Zeitgefühl. Manche Berliner, die bis zum 21. April peinlich genau Tagebuch geführt hatten, versahen ihre Aufzeichnungen plötzlich mit falschen Daten. Unter dem 21. oder 22. April, als die Rote Armee noch in den Vorstädten kämpfte, notierten einige, die Russen befänden sich bereits im Zentrum. Die Furcht vor den Russen wurde oft durch ein gewisses Schuldgefühl verstärkt. Manche Berliner wussten genau über das Verhalten der deutschen Truppen in Russland und über die grauenhaften Verbrechen in den Konzentrationslagern Bescheid. Als die Russen näherrückten, breitete sich eine entsetzliche Angst aus, wie sie wohl seit der Zerstörung Karthagos in keiner anderen Stadt geherrscht hatte.

Elfriede und Erich Wassermann hatten in dem riesigen Bunker am Anhalter Bahnhof Zuflucht gesucht. Erich, der 1943 in Russland sein linkes Bein verloren hatte, konnte nur mit Hilfe von Krücken gehen. Als er das Donnern hörte, war ihm sofort klagewesen, dass es sich um Artilleriefeuer handelte, und er hatte seine Frau gedrängt, sich schnellstens fertigzumachen. Elfriede packte ihre Sachen in zwei Koffer und zwei Taschen. Sie zog eine alte Militärhose von Erich an und darüber einen Woll- und einen Pelzmantel. Da ihr Mann beide Hände für seine Krücken brauchte, schnallte sie ihm eine Tasche auf den Rücken und eine auf die Brust. Sie hatte Lebensmittel darin verstaut – Brot und ein paar Fleisch- und Gemüsekonserven sowie einen grossen Topf Butter.

Als sie am Anhalter Bahnhof ankamen, war der Bunker bereits überfüllt. Elfriede fand schliesslich noch einen Platz auf einem Treppenabsatz. Über ihren Köpfen hing eine Lampe, deren schwaches Licht auf die dicht zusammengedrängten Menschen fiel. Das obere Stockwerk war für Verwundete reserviert, Tag und Nacht

hörte man sie schreien. Die Toiletten konnten nicht benutzt werden, da es kein Wasser gab. Überall lagen Exkremente. Der Gestank war anfangs ekelregend, doch nach einiger Zeit nahm man ihn nicht mehr wahr. Stunde um Stunde sass das Ehepaar apathisch da. Kaum ein Wort wurde gesprochen. Niemand wusste, was draussen los war und wann das Ende kommen würde.

Es gab nur ein Geräusch, das sie immer wieder aus ihren Gedanken riss: das ständige Kindergeschrei. Vielen Eltern waren die Nahrungsmittel und die Milch ausgegangen. Elfriede sah, «wie drei kleine Kinder vom oberen Stockwerk heruntergetragen wurden – sie waren verhungert». Neben Elfriede sass eine junge Frau mit einem drei Monate alten Säugling. Plötzlich merkte Elfriede, dass sie es nicht mehr im Arm hielt. Es lag vor ihr auf dem Betonboden – tot. Die Frau war wie betäubt. Elfriede ebenfalls; sie erinnert sich, «dass es sie überhaupt nicht auf regte, dass das Kind tot war».

In der Potsdamer Strasse schlugen Granaten in das Haus des deutschen Fremdenverkehrs ein. In den vierundvierzig unterirdischen Schutzräumen befanden sich über zweitausend Menschen. Margarete Promeist, die für den Keller verantwortlich war, hatte alle Hände voll zu tun. Ausser den Zivilisten hatte man mit der Begründung, «die Russen kämen immer näher», zwei Volkssturmbataillone hier untergebracht. Frau Promeist war am Ende ihrer Kräfte und mehr als dankbar für einen Telefonanruf, den sie kurz zuvor erhalten hatte. Eine gute Freundin hatte sich bereit erklärt, ihr ein paar Lebensmittel zu bringen. Während sie darauf wartete, brachte man vierundvierzig verwundete Zivilisten von der Strasse herunter. Margarete eilte hinüber, um zu helfen. Es war eine Frau darunter, für die es keine Hilfe mehr gab, und als Margarete sich über ihre tote Freundin beugte, konnte sie «sie um ihres ruhigen, friedlichen Lächelns willen nur beneiden». Ihr war, so sagte sie später, «unsere *via dolorosa* erspart geblieben».

In Charlottenburg machte der Drogist Hans Miede eine Runde durch das Revier, das ihm als Luftschutzwart des Hauses Bismarckstrasse 61 unterstand. Während um ihn die Geschosse einschlugen, blickte er böse auf ein Plakat an der Wand des gegenüberliegenden Hauses. In riesigen Buchstaben stand darauf: DIE STUNDE VOR SONNENAUFGANG IST DIE DUNKELSTE.

Der Pathologe Dr. Rudolf Hückel glaubte nicht, dass die Sonne jemals wieder aufgehen würde. Seine Frau Annemarie machte sich seit Wochen grosse Sorgen um ihn. Ihr Mann schien einem Nervenzusammenbruch nahe. Vor einiger Zeit hatte er ihr eine Zyankalikapfel gezeigt, deren tödliche Wirkung er durch Hinzufügung von Essigsäure noch verstärkt hatte. Er hatte ihr gesagt, er werde zusammen mit ihr Selbstmord begehen, wenn sich die Lage in Berlin verschlimmere. Seit damals war Frau Hückel klar, dass «dieser sinnlose Krieg und sein Hass gegen Hitler ihn völlig zermürbt hatten». Jetzt war Dr. Hückel am Ende seiner Kraft. Nachdem er stundenlang dem Heulen der Granaten gelauscht hatte, sprang er plötzlich auf, lief ans offene Fenster und schrie hinaus: «Der Kerl muss umgebracht werden!»

Hitlers Zeigefinger fuhr auf die Karte nieder. «Steiner! Steiner! Steiner!» rief er. Der Führer hatte die Lösung gefunden. SS-General Felix Steiners Truppen, deren

Stellungen bei Eberswalde an der Flanke von Manteuffels 3. Panzerarmee lagen, sollten sofort angreifen, dann nach Süden vorstossen und die auf Berlin vorrückenden Russen aufhalten. Mit diesem Angriff sollte Steiner die Lücke schliessen, die durch den Zusammenbruch der nördlichen Flanke von Busses 9. Armee entstanden war. Hitlers Karte nach schien eine solche Aktion genau das Richtige zu sein. Schukows Vorstoss war darauf durch einen Pfeil markiert, der an der Oder begann und dessen Spitze direkt auf Berlin deutete. An Schukows nördlicher Flanke steckte ein Fähnchen mit der Aufschrift «Gruppe Steiner». Hitler war wieder zuversichtlich. Steiner würde durch seinen Angriff wieder die Verbindung zwischen der 3. und 9. Armee herstellen und die ersehnte Wende herbeiführen.

Hitlers Plan hatte nur einen Haken. Steiner verfügte über so gut wie keine Truppen. Heinrici hatte beschlossen, ihm jene Einheiten der 9. Armee zu unterstellen, die durch den russischen Vorstoss nach Norden abgedrängt worden waren. Doch infolge des allgemeinen Durcheinanders an der Front war es in so kurzer Zeit nicht möglich gewesen, genügend Einheiten zusammenzubringen, um die Gruppe Steiner einsatzfähig zu machen. In Wirklichkeit gab es gar keine Gruppe Steiner. Sie existierte nur dem Namen nach, der auf dem Fähnchen auf Hitlers Karte stand. Hitler rief den Chef des Generalstabs der Luftwaffe, General Karl Koller, an.

«Der Anruf», schrieb Koller später, «kam zwischen 20 Uhr 30 und 21 Uhr. Wörtlich sagte Hitler: ‚Der Reichsmarschall unterhält in Karinhall eine Privatarmee. Diese ist sofort aufzulösen und einzusetzen. Er braucht keine Privatarmee.‘« Während Koller noch überlegte, was das nun wieder bedeuten sollte, fuhr Hitler schon fort: «Jeder verfügbare Mann der Luftwaffe im Raum zwischen Berlin und der Küste bis nach Stettin und Hamburg ist zu dem von mir befohlenen Angriff im Nordosten von Berlin heranzuziehen.»

Auf Kollers Einwände, dass die Luftwaffe keine kampfgewohnten Truppen stellen könne, und auf seine Frage, wo der Angriff denn stattfinden solle, folgte keine Antwort. Hitler hatte bereits eingehängt. Koller hatte nicht die geringste Ahnung, wo, wann und womit er angreifen sollte.

Koller rief Krebs an, informierte ihn über seine Situation und erklärte dem Chef des OKH, dass er über keine Truppen verfüge. «Plötzlich tönte am Apparat Hitlers erregte Stimme», schreibt Koller in seinem Tagebuch *Der letzte Monat*. «,Haben Sie noch Zweifel an meinem Befehl? Ich glaube, ich habe mich klar genug ausgedrückt. Alle Kräfte der Luftwaffe im Nordraum, die für den Einsatz auf der Erde verfügbar gemacht werden können, müssen sofort Steiner zugeführt werden, sagte Hitler mit erregter Stimme. ‚Jeder Kommandeur, der Kräfte zurückhält, hat binnen fünf Stunden sein Leben verwirkt. Das müssen die Kommandeure erfahren.\*. Dann brüllte der Führer ‚Sie selbst haften mir mit Ihrem Kopf, dass der letzte Mann eingesetzt wird.‘»

Inzwischen ging der offizielle Angriffsbefehl an Steiner. Der Befehl verbot ausdrücklich jeden Schritt nach Westen. Offiziere, die nicht bedingungslos diesen Befehl befolgten, seien festzunehmen und auf der Stelle zu erschliessen.

Steiner haften, so schloss der Befehl, mit seinem Kopf dafür, dass dieser Befehl ausgeführt werde. Das Schicksal der Reichshauptstadt hänge vom Gelingen seiner Mission ab. Hitler selbst hatte den Befehl unterzeichnet.

Koller war fassungslos. Er rief General Dethleffsen an und fragte ihn: «Wo ist Steiner? Wohin sollen unsere Truppen geschickt werden?»

Dethleffsen wusste es auch nicht, versprach aber, es so schnell wie möglich festzustellen.

Einer hatte zu diesem Zeitpunkt von dem ganzen Plan keine Ahnung: Heinrici. Als er schliesslich davon erfuhr, rief er Krebs an. «Steiner ist nicht stark genug, um solch einen Angriff zu unternehmen», sagte er wütend. «Ich lehne diesen Plan ab. Ich bestehe darauf, dass die 9. Armee zurückgenommen wird. Sonst sind die einzigen Truppen, die noch imstande sind, Hitler und Berlin zu verteidigen, verloren. Wenn diese Forderung nicht erfüllt wird, muss ich darum ersuchen, mich meines Postens zu entheben.» Er bat Krebs, ihm eine Unterredung mit Hitler zu ermöglichen. Krebs lehnte glatt ab. «Das ist völlig ausgeschlossen», sagte der Generalstabschef des OKH. «Der Führer ist überarbeitet.»

In seinem persönlichen Kriegstagebuch schreibt Heinrici über den Ausgang dieses Gespräches: «Mein Appell an die höchsten Stellen, an die Verantwortung zu denken, die sie den Truppen gegenüber trügen, wurde mit den Worten zurückgewiesen: «Diese Verantwortung trägt der Führer.»

Die Heeresgruppe Weichsel stand vor dem Zusammenbruch. Heinrici wusste, dass sie sich nur noch ein paar Tage halten konnte und dass dann das Ende bevorstand. Der General war sich darüber im Klaren, dass Hitler die Hartnäckigkeit, mit der er seine Ansichten über die Führung dieser bereits verlorenen Schlacht vertrat, als schlimmsten Defätismus betrachtete. In der Nacht zum 21. April erschien der Nachfolger des schon seit Tagen zum Stabe des Grossadmirals Dönitz versetzten General Kinzel, Generalmajor Ivo-Thilo von Trotha. Heinrici war überrascht, dass das OKH diesen für abkömmlich gehalten und zur Heeresgruppe versetzt hatte. Es gab andere, die überzeugt waren, dass Krebs bewusst Trotha als Nachfolger Kinzels ausgewählt hatte, um Einfluss auf Heinricis Entscheidungen zu gewinnen. «Ich kenne Trotha gut», äusserte der Generaloberst gegenüber seinem Stabschef Eismann, «er ist intelligent und ein tapferer Soldat. In seinem Optimismus neigt er allerdings dazu, stellenweise die Tatsachen auch zu günstig anzusehen.» Als Trotha eintraf, stützte sich Heinrici zunächst auf Oberst Eismann, bis sich der neue Stabschef eingearbeitet hatte.

Am Morgen des 22. April rief General Reymann, der Kommandant von Berlin, Heinrici an. «Ich werde abgelöst», teilte er ihm mit. Die Reymanns Absetzung folgenden Ereignisse ähnelten einer Komödie. Sein Nachfolger war Oberst Kaether, bisher NS-Führungsoffizier, der unter Übersprungung des Generalmajors zum Generalleutnant befördert wurde. Er verbrachte den restlichen Tag damit, seine Freunde anzurufen und ihnen voller Freude die Neuigkeit mitzuteilen.

Am Abend war Kaether wieder Oberst – man hatte ihn des Postens enthoben. Hitler hatte beschlossen, vorübergehend selbst das Kommando zu übernehmen. Indessen geriet General Helmuth Weidling, der in den letzten Tagen der Schlacht noch eine wichtige Rolle spielen sollte, in grösste Schwierigkeiten. Er war ohne jede Verbindung mit anderen Befehlsstellen, einschliesslich jener seines unmittel-



baren Vorgesetzten, des Generals Busse. Weidlings LVI. Panzerkorps war von General Katukows I. Gardepanzerarmee so oft eingekreist und angegriffen worden, dass er jeden Kontakt mit seinen Nachbarn verloren hatte. Es gingen Gerüchte um, nach denen Weidling sich mit voller Überlegung zurückgezogen hatte, und Weidling konnte ihnen nicht entgegentreten. Man hatte diese Geschichten auch Hitler und Busse zugetragen. Nachdem sie fast vierundzwanzig Stunden auf Nachricht gewartet hatten, erliessen sie beide den Befehl, Weidling festzunehmen und zu erschliessen.

Als sich am Stadtrand von Bernau der Rauch verzog, sah Hauptmann Sergej Golbow die ersten deutschen Soldaten aus ihren Stellungen klettern. Es war ein mörderischer Kampf gewesen. Tschuikows Truppen hatten an diesem Abschnitt, dreiundzwanzig Kilometer nordöstlich von Berlin, fast einen halben Tag gebraucht, um acht Kilometer voranzukommen. Jetzt stiessen die russischen Panzer durch die teilweise brennende Stadt nach Südwesten vor – in Richtung der Berliner Bezirke Pankow und Weissensee. Golbow sass auf einem frisch erbeuteten Motorrad und betrachtete die Gefangenen. Ein trauriger Haufen, dachte er – «mit grauen Gesichtern, staubbedeckt und schwankend vor Erschöpfung». Als Golbow sich umsah, wurde ihm bewusst, welch krassen Kontrast die herrliche Natur zu all dem bildete. Die Obstbäume standen in Blüte. «Die Blüten sahen aus wie weisse Schneebälle, und die kleinen Gärten waren alle voller Blumen, doch da krochen die riesigen schwarzen Kriegsmaschinen, die Panzer, durch die Gärten – was für ein Gegensatz!»

Golbow zog eine zusammengefaltete Nummer der Zeitung *Roter Stern* aus der Tasche seiner Uniform, riss sorgfältig einen schmalen Streifen von dem Papier ab, schüttete Tabak darauf und rollte sich eine Zigarette. Alle nahmen dazu das Papier des *Roten Stern*; es war dünner als das der *Prawda* oder *Iswestija* und brannte besser. Er wollte sich gerade die Zigarette anzünden, als er einen deutschen Major über die Strasse auf sich zutaumeln sah.

«Lasst meine Frau in Ruhe!» schrie der Mann auf polnisch. «Lasst meine Frau in Ruhe!» Golbow starrte den Offizier, der ihm mit weit aufgerissenen Augen entgegenschwankte, verblüfft an. Er stieg von seinem Motorrad und ging auf den Deutschen zu. Die Hände des Mannes waren voll Blut.

Der Mann hob die Arme hoch, und Golbow sah, dass er sich die Pulsadern durchgeschnitten hatte. «Ich sterbe», keuchte der Mann. «Da», rief er und streckte Golbow seine blutigen Hände entgegen. «Werdet ihr meine Frau in Ruhe lassen?» Golbow starrte ihn an. «Du Narr!» sagte er. «Ich hab' anderes zu tun, als deine Frau zu belästigen.» Er befahl seinen Leuten, einen Sanitäter zu holen und umklammerte die Handgelenke des Deutschen, um den Blutfluss zu hemmen, bis Hilfe kam. Wahrscheinlich ist es schon zu spät, dachte Golbow, als der Mann weggeführt wurde. Er schrie in einem fort: «Lasst meine Frau in Ruhe! Lasst meine Frau in Ruhe!» Golbow lehnte sich an das Motorrad und zündete sich seine Zigarette wieder an. Goebbels hat gute Arbeit geleistet, dachte er. Wofür halten sie uns eigentlich – für Ungeheuer?

Mit tränenüberströmtem Gesicht stand Bruno Zarzycki auf der Strasse, als die Befreier, auf die er so lange gewartet hatte, durch Neuenhagen, zwanzig Kilometer östlich von Berlin, zogen. Der kommunistische Widerstandskämpfer war froh. Alle konnten jetzt sehen, was er schon immer gewusst hatte, dass nämlich Goebbels über die Sowjets nur gemeine Lügen verbreitet hatte. Die Rotarmisten, adrette, sympathische Burschen, waren in Neuenhagen eingedrungen, schnell durchmarschiert und in Richtung Westen, nach Weissensee und Lichtenberg, weitergezogen. Es hatte praktisch keine Kämpfe in der Stadt gegeben. Die meisten Nazis waren schon am 15. April geflüchtet. Zarzycki hatte an diesem Tag zu Bürgermeister Otto Schneider gesagt: «Wenn die ersten Russen auftauchen, gehe ich ihnen mit einer weissen Fahne entgegen. Jeder Widerstand wäre sinnlos.»

Der Bürgermeister war einverstanden gewesen. Nur ein einziger Bewohner des Ortes hatte sich zur Wehr gesetzt: Hermann Schuster, der fanatische Leiter der lokalen NSV-Dienststelle. Er hatte sich in seinem Haus verbarrikadiert und auf die ersten Spähtrupps das Feuer eröffnet. Es war ein einseitiger Kampf gewesen. Die Russen erledigten Schuster mit Handgranaten.

Bruno Zarzycki und die anderen Mitglieder der kommunistischen Widerstandsgruppe verbrannten ihre Volkssturm-Armbinden und gingen den Russen mit einer weissen Fahne entgegen. Zarzycki war in seinem Leben noch nie so glücklich gewesen. Er informierte die sowjetischen Soldaten über alles Wissenswerte und sagte ihnen, dass er und seine Freunde «schon immer Antifaschisten gewesen seien». Die Ankunft von Schukows Truppen hatte die heilsame Wirkung, die er sich schon seit Wochen erhofft hatte: Seine Magengeschwüre verschwanden, und er konnte endlich wieder ohne Übelkeit und ohne Schmerzen essen.

Die Heilung sollte jedoch nicht lange anhalten. Zarzyckis detaillierter Plan für die zukünftige sozialistische Verwaltung der Stadt, den er den Befreiern einige Wochen später vorlegte, wurde abgelehnt. Ein russischer Beamter verhörte ihn und erwiderte nur ein einziges Wort: «*Njet.*» An diesem Tag – drei Monate, nachdem Bruno Zarzycki seine Idole voll Stolz und Bewunderung in die Stadt hatte einziehen sehen – kamen seine Magengeschwüre, an denen er immer den Faschisten die Schuld gegeben hatte, wieder, und sie plagten ihn mehr denn je.

Nach wie vor sass der Gefreite Herbert Kosney im Gefängnis in der Lehrter Strasse. Die Bestätigung des über ihn verhängten Todesurteils war bis jetzt immer noch nicht erfolgt. Am 20. April hatte man ihm mitgeteilt, die Verhandlung werde am nächsten Tag stattfinden. Er wusste, dass das Urteil bereits feststand und dass man ihn wahrscheinlich gleich hinrichten würde. Doch als man ihn am nächsten Morgen unter Bewachung zum Gericht nach Plötzensee gebracht hatte, war das Gebäude leer gewesen: Alle hatten sich in die Luftschutzkeller geflüchtet. Der überraschende russische Artilleriebeschuss hatte ihn gerettet, doch der Aufschub war nur von kurzer Dauer. Soeben hatte man ihm eröffnet, dass seine Verhandlung nunmehr am Montag, dem 23. April, stattfinden sollte, Kosneys letzte Hoffnung waren die Soldaten der Roten Armee. Wenn sie das Gefängnis nicht bis dahin erreichten, musste er sterben.

Wegen des Artilleriefeuers hatte man die Gefangenen in den Keller verlegt. Kos-

ney stellte fest, dass die Wärter plötzlich merklich freundlich waren. Gerüchten zufolge waren bereits einige Gefangene entlassen worden, und andere sollten in den nächsten Stunden auf freien Fuss gesetzt werden. Kosney war überzeugt, dass man ihn behielt; er hoffte aber auf eine Entlassung seines Bruders Kurt, der im gleichen Gefängnis sass.

Auch Kurt Kosney hatte die Gerüchte gehört. Im Gegensatz zu Herbert wusste er, dass sie, wenigstens zum Teil, auf Wahrheit beruhten. Man hatte einige Zeugen Jehovas, die als Kriegsdienstverweigerer verurteilt worden waren und im Gefängnis verschiedene niedrige Arbeiten verrichteten, aufgerufen und ihnen Entlassungsscheine ausgehändigt. Einer dieser Männer schien es nicht eilig zu haben, das Gefängnis zu verlassen. Er sass im Keller an einem Tisch und kratzte sorgfältig die letzten Essenreste von seinem Blechteller. «Warum gehen Sie nicht mit den andern?» fragte ihn Kurt Kosney.

Die Erklärung, die ihm der Mann gab, war einfach. «Ich bin aus dem Rheinland, und mein Heimatort liegt hinter der Front der Alliierten», sagte er. «Es gibt keine Möglichkeit, dorthin zu kommen. Deshalb bleibe ich hier, bis das Ganze vorbei ist.»

Kurt sah sich den Entlassungsschein des Mannes an. Wenn er ihn nicht benutzen wollte – er wusste jemanden, der ihn brauchen konnte. Während der Mann weiter ass, verwickelte ihn Kurt in ein Gespräch und rückte mit der Hand immer näher an den gelben Zettel heran. Nachdem er noch ein paar Minuten mit ihm geplaudert hatte, gelang es ihm, das Papier in die Tasche zu stecken und, ohne dass der Mann etwas merkte, wegzugehen.

Umgehend begab er sich zu seinem Bruder, um ihm den kostbaren Entlassungsschein zu geben. Herbert lehnte ab. Da er zum Tode verurteilt sei, werde ihn die Gestapo bestimmt wieder einfangen, meinte er. Kurt hingegen sei nur eingesperrt worden, weil man ihn verdächtige, Kommunist zu sein; man habe nicht einmal Anklage gegen ihn erhoben.

«Deine Chancen stehen besser», sagte Herbert eindringlich zu seinem Bruder. «Geh du.» Und mit gekünsteltem Optimismus fügte er hinzu: «Wahrscheinlich kommen wir sowieso noch heute alle hinaus. Geh also ruhig schon voraus.» Bald darauf betrat Kurt Kosney, sein Bettzeug zusammengerollt auf der Schulter, die Wachstube im Parterre und schloss sich einer Reihe Zeugen Jehovas an, die das Gefängnis verliessen. Einer der Wächter, ein SS-Mann namens Bathe, der ihn kannte, blickte ihm mitten ins Gesicht. Einen schrecklichen Moment lang fürchtete Kurt, man werde ihn packen und wieder in den Keller bringen. Doch Bathe wandte sich ab. Der Mann hinter dem Schreibtisch sagte: «Der Nächste.» Kurt reichte ihm den Schein. Fünf Minuten später stand er mit dem ordnungsgemäss abgestempelten Papier in der Hand auf der Strasse. Er war frei. Die Strasse lag unter schwerem Beschuss, doch Kurt Kosney kümmerte sich nicht um die durch die Luft sausenden Granatsplitter. Er war «selig vor Glück – als hätte er zwanzig Schnäpse getrunken».

Die Russen hatten Zossen erobert. Das Hauptquartier des deutschen Oberkommandos war ihnen unversehrt in die Hände gefallen; nur ein paar Pioniere,

Soldaten und Techniker waren noch dagewesen. Alle anderen hatten die Flucht ergriffen.

Rybalkos müde, verschmutzte Panzersoldaten kniffen erstaunt die Augen zusammen, als sie die hell erleuchteten riesigen unterirdischen Anlagen betraten. Überall in den Gängen, Unterkünften und Büros stiessen sie auf die Spuren eines hastigen Aufbruchs. Major Boris Polewoj, der Konjews Stab als politischer Kommissar zugeteilt war, sah, dass der Fussboden mit Karten und Dokumenten übersät war. In einem Raum lag auf einem Schreibtisch ein Schlafrock, daneben eine Aktentasche mit zahlreichen Familienfotos.

«Vermittlung 500», die riesige Telefonzentrale, war unzerstört. Die Männer starrten verwundert auf die flackernden Lämpchen auf den Schalttafeln. Grosse Schilder hingen daran, auf denen in russischer Sprache stand: «Soldaten! Beschädigt diesen Apparat nicht. Er ist wertvoll für die Rote Armee.» Polewoj und die anderen Offiziere vermuteten, dass fliehende deutsche Arbeiter «diese Schilder angebracht hatten, um ihren Hals zu retten».

Unter den gefangengenommenen Deutschen befand sich Hans Beltow, der Chefingenieur der komplizierten Anlage. Er führte die Russen herum und erklärte ihnen alles. Der letzte Telefonist, berichtete er mit Hilfe russischer Dolmetscherinnen, habe sich erst vor Kurzem davongemacht. Beltow spielte den Russen die Tonbandaufzeichnungen der letzten Gespräche vor, die der Telefonist noch geführt hatte. Aus dem ganzen zusammenschrumpfenden Reich waren immer noch Anrufe gekommen.

«Ich brauche dringend Oslo», sagte eine Stimme auf deutsch.

«Tut mir leid», antwortete der Telefonist in Zossen. «Wir vermitteln nicht mehr. Ich bin hier der Letzte.»

«Mein Gott, was ist denn los ... ?»

«Verbinden Sie mich mit...»

«Wir stellen keine Gespräche mehr durch.»

«Gibt es noch irgendeine Verbindung mit Prag? Wie sieht's denn in Berlin aus?»

«Der Iwan steht vor der Tür. Ich mach' jetzt den Laden zu.»

Konjews Truppen hielten sich nicht lange in Zossen auf. Eine Panzerabteilung rückte weiter auf Potsdam vor; eine andere hatte bereits den Nuthekanal überschritten und Lichtenrade erreicht. Weitere auf Teltow vorstossende Panzer durchbrachen eben die Verteidigungsstellungen südlich des Teltower Kanals. Vor ihnen lagen die Bezirke Zehlendorf und Steglitz.

Noch am Abend des 22. April hatten Konjews Armeen die Verteidigungsanlagen im Süden von Berlin genommen und die Hauptstadt damit mehr als einen Tag vor Schukows Truppen erreicht.

Die Lagebesprechung im Führerbunker begann um 3 Uhr nachmittags. Einen solchen Tag hatte es in der zwölfjährigen Geschichte des Dritten Reichs noch nicht gegeben. Von dem üblichen Optimismus war nichts zu merken. Die Oderfront war so gut wie zusammengebrochen, die 9. Armee praktisch eingekesselt. Ihre stärkste Einheit, das LVI. Panzerkorps, vorübergehend wie vom Erdboden

verschwunden; niemand wusste, wo sich das Korps befand\*. Steiner hatte keinen Angriff unternehmen können. Berlin war fast eingekreist. Ein Stadtkommandant löste den andern ab. Das Reich lag im Todeskampf, und der Mann, der dies alles heraufbeschworen hatte, brach allmählich zusammen.

Hitlers Ansprache gipfelte in wütenden, hemmungslosen Vorwürfen gegen seine Generale, seine Berater, seine Armeen und gegen das deutsche Volk, das er in diese Katastrophe gestürzt hatte. Das Ende sei da, brüllte Hitler. Alles falle auseinander. Er könne nicht mehr weitermachen. Er habe beschlossen, in Berlin zu bleiben, selbst die Verteidigung der Stadt zu übernehmen und sich im letzten Moment zu erschiessen. General Krebs und Generalmajor Eckhard Christian, der Verbindungsoffizier der Luftwaffe zum Wehrmachtsführungsstab, waren entsetzt. So hatten sie den Führer noch nie gesehen. Das war ja der reinste Nervenzusammenbruch. Nur Jodl blieb ruhig und gelassen; ihm hatte Hitler dies alles schon vor zwei Tagen gesagt.

Die Anwesenden versuchten den völlig aufgelösten Hitler zu überzeugen, dass noch nicht alles verloren sei. Er müsse an der Spitze des Reichs bleiben, bestürmten sie ihn, und er müsse Berlin verlassen, denn es sei nicht länger möglich, von der Hauptstadt aus die Lage zu beherrschen. Doch der Mann, in den sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatten, wies sie brutal zurück. Er werde in Berlin bleiben, sagte Hitler, wer wolle, könne die Stadt verlassen. Alle waren wie vom Donner gerührt. Um zu zeigen, dass er es ernst meinte, erklärte Hitler, er werde seinen Entschluss öffentlich bekanntgeben. Er diktierte auf der Stelle eine Erklärung, die sofort durch den Rundfunk verlautbart werden sollte. Er liess sich jedoch überreden, damit bis zum nächsten Tag zu warten. Inzwischen setzten sich die im Bunker befindlichen Offiziere und Adjutanten telefonisch mit zahlreichen Leuten ausserhalb der Stadt in Verbindung und baten sie, ebenfalls auf den Führer einzuwirken. Himmler, Dönitz, selbst Goebbels baten den Führer eindringlich, seinen Beschluss zu revidieren. Doch Hitler liess sich nicht davon abbringen. Als Jodl ans Telefon gerufen wurde, bat Keitel den Führer um ein Gespräch unter vier Augen. Die andern Anwesenden wurden hinausgeschickt. Keitel sagte Hitler – laut seiner eigenen Darstellung –, dass seiner Meinung nach noch zwei Möglichkeiten offenstünden: Man solle die Kapitulation anbieten, bevor Berlin zu einem Schlachtfeld werde, oder Hitler solle nach Berchtesgaden fliegen und von dort aus sofort Verhandlungen einleiten. Keitel berichtete, Hitler habe ihn nicht weitersprechen lassen: «Er unterbrach mich und sagte: ‚Ich habe meinen Entschluss bereits gefasst. Ich werde Berlin nicht verlassen. Ich werde die Stadt bis zum Ende verteidigen. Entweder gewinne ich diese Schlacht um die Reichshauptstadt, oder ich falle als ein Symbol des Reiches!«

\* In Heinricis Kriegstagebuch, in dem alle Telefongespräche wortgetreu in Kurzschrift aufgezeichnet sind, findet sich folgende merkwürdige Eintragung: «21. April, 12 Uhr 30: Busse zu Heinrici: ‚Habe soeben erfahren, dass LVI. Korps sich von Hoppegarten aus ohne ausdrücklichen Befehl ins Olympische Dorf zurückgezogen hat. Ersuche um Festnahme.. .» Es ist unbekannt, woher Busses Information stammte; jedenfalls war sie falsch, denn das Olympische Dorf lag bei Döberitz, westlich von Berlin. Weidling kämpfte jedoch am östlichen Stadtrand.

Keitel hielt diesen Entschluss für verrückt. «Ich muss darauf bestehen», sagte er, «dass Sie sich noch heute Nacht nach Berchtesgaden begeben.» Hitler weigerte sich, ihn weiter anzuhören. Er rief Jodl wieder herein und befahl den beiden Offizieren in einer vertraulichen Unterredung, «nach Berchtesgaden zu fliegen und dort gemeinsam mit Göring, seinem Stellvertreter, die Zügel in die Hand zu nehmen».

«In sieben Jahren», protestierte Keitel, habe ich mich kein einziges Mal geweigert, einen Ihrer Befehle auszuführen, doch diesen werde ich nicht befolgen. Sie können die Wehrmacht nicht im Stich lassen.» Hitler erwiderte: «Ich bleibe hier. Das steht fest.» Daraufhin schlug Jodl vor, Wencks Armee aus ihren Stellungen an der Elbe nach Berlin zurückzuziehen\*.

Keitel erklärte sich bereit, selbst an die Front zu General Wenck zu fahren, «ihn aller bisherigen Befehle zu entbinden und ihn anzuweisen, auf Berlin zu marschieren und sich mit der 9. Armee zu vereinigen».

Dies war endlich ein Vorschlag, den Hitler akzeptieren konnte. Keitel schien es, als habe er ihn «in dieser ganz entsetzlichen Situation mit einer gewissen Erleichterung erfüllt». Bald darauf machte sich Keitel auf die Fahrt zu Wencks Befehlsstelle\*\*.

Einige Offiziere, die an der Besprechung nicht teilnahmen, wie General Karl Koller, der Generalstabschef der Luftwaffe, waren über die Nachricht vom Zusammenbruch des Führers so fassungslos, dass sie den Berichten nur zögernd Glauben schenkten. Koller besuchte sofort Jodl in seinem neuen Gefechtsstand bei Krampnitz in der Nähe von Potsdam, um sich den Vorfall genau schildern zu lassen. «Was man Ihnen gemeldet hat, ist richtig», sagte Jodl und bestätigte ihm, dass Hitler aufgegeben hatte und in letzter Minute Selbstmord begehen wollte. «Er hat gesagt, kämpfen könnte er nicht aus körperlichen Gründen, kämpfen würde er persönlich auch nicht, weil er nicht Gefahr laufen könne, vielleicht verwundet in Feindeshand zu fallen. Wir haben alle nachdrücklich versucht, ihn davon abzubringen und vorgeschlagen, die Truppen vom Westen nach dem Osten zum Kampf einzusetzen. Dazu hat er gesagt, dass doch alles auseinanderging, er könnte das nicht, das solle dann der Reichsmarschall machen. Auf eine Bemerkung aus dem Kreise, dass kein Soldat mit dem Reichsmarschall kämpfen würde, hat Hitler gesagt: ‚Was heisst kämpfen! Da ist nicht mehr viel zu kämpfen, und wenn's aufs Verhandeln kommt, das kann der Reichsmarschall besser als ich.. ‚ Hitler erklärte», fügte Jodl hinzu, «die Truppen kämpften nicht, die Panzersperren in Berlin seien auf.»

Im Führerbunker bestand jetzt kein Zweifel mehr darüber, dass Hitler jedes Wort ernst gemeint hatte. Stunden verbrachte er damit, Dokumente und Papiere aus-

\* Jodl hatte aus dem sorgfältigen Studium der «Eclipse»-Dokumente den Schluss gezogen, dass die Amerikaner vermutlich an der Elbe stehenbleiben und Wencks Marsch nach Osten nicht behindern würden.

\*\* Die Unterredung zwischen Hitler und Keitel, die der Generalfeldmarschall in den Voruntersuchungen zum Nürnberger Prozess zu Protokoll gegeben hat, ist bisher nur in englischer Sprache veröffentlicht worden. Das Gespräch kann deswegen hier nicht im originalen Wortlaut wiedergegeben werden, sondern nur in der Übersetzung. Das Original des Protokolls befindet sich in amerikanischem Besitz.



zusortieren, die er auf den Hof hinausbringen und verbrennen liess. Dann liess er Goebbels und seine Familie holen. Sie sollten bis zum Ende bei ihm im Bunker bleiben. Dr. Werner Naumann vom Propagandaministerium kannte schon seit längerem Goebbels' Ansicht, dass es bei einem Zusammenbruch nur eine Möglichkeit gab, sich ehrenhaft zu verhalten: im Kampf zu fallen oder Selbstmord zu begehen. Magda Goebbels, die Frau des Ministers, war der gleichen Meinung. Als Naumann erfuhr, dass Goebbels beabsichtigte, mit seiner Familie in die Reichskanzlei überzusiedeln, wusste er, «dass sie dort alle zusammen sterben würden».

Goebbels verachtete die «würdelosen Verräter» nicht weniger als Hitler. Am Tag vor dem Zusammenbruch des Führers hatte er seine Mitarbeiter im Propagandaministerium zusammengerufen und ihnen erklärt: «Das deutsche Volk hat versagt. Im Osten läuft es davon, im Westen empfängt es den Feind mit weissen Fahnen. Es hat das Schicksal, das es jetzt erwartet, verdient. Ich habe niemanden gezwungen, mein Mitarbeiter zu sein. Warum haben Sie mit mir gearbeitet? Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten! Aber wenn wir abtreten, dann soll der Erdkreis erzittern!»

Hitler hielt offenbar nur jene für gute Deutsche, die jetzt beschlossen, Selbstmord zu begehen. SS-Patrouillen durchsuchten die Häuser nach Deserteuren, die auf der Stelle hingerichtet wurden. Am Alexanderplatz sah das sechzehnjährige Flüchtlingsmädchen Eva Knoblauch einen jungen Soldaten an einem Laternenpfahl hängen. An seinen Füßen war eine grosse weisse Tafel befestigt. Darauf stand: «Verräter. Ich habe mein Volk im Stich gelassen.»

Den ganzen Tag über hatte Heinrici noch fest mit der Zustimmung Hitlers zur Zurücknahme der 9. Armee gerechnet. Busses Truppen drohte die Vernichtung. Sie waren fast völlig eingekreist und von den Verbänden, die bisher an ihren Flanken gekämpft hatten, abgeschnitten. Doch Krebs hatte weiterhin darauf bestanden, dass die Stellungen gehalten wurden. Er war sogar noch weiter gegangen und hatte vorgeschlagen, einige Einheiten der 9. Armee sollten versuchen, nach Süden durchzubrechen und sich mit Feldmarschall Schörners Truppen zu vereinigen. Busse selbst trug das seine dazu bei, die Schwierigkeiten zu vergrössern. Heinrici hatte versucht, ihn zu überreden, sich zurückzuziehen, doch Busse weigerte sich, einen Rückzug ohne Führerbefehl auch nur in Erwägung zu ziehen. Am 22. April um 11 Uhr vormittags machte Heinrici Krebs darauf aufmerksam, dass die 9. Armee bis zum Abend aller Voraussicht nach in mehrere Teile zersplittert sei. Krebs meinte zuversichtlich, Schörner werde bestimmt durch einen Vorstoss nach Norden und eine Vereinigung mit Busse die Lage bereinigen. Heinrici wusste es besser. «Schörner wird erst in einigen Tagen angreifen können», sagte er Krebs. «Dann wird die 9. nicht mehr existieren.»

Von Stunde zu Stunde wurde die Lage aussichtsloser, und Heinrici drängte Krebs, etwas zu unternehmen. «Sie nageln meine Truppen fest», tobte er, «und zugleich verlangen Sie, dass ich alles tun soll, um dem Führer die Schande zu ersparen, in Berlin eingeschlossen zu werden. Gegen meinen Willen und trotz meines Ersuchens, mich von meinen Pflichten zu entbinden, werde ich daran gehindert,

die einzigen Truppen, die zum Schutz des Führers und Berlins verwendet werden können, einzusetzen.» Das Führerhauptquartier machte nicht nur Schwierigkeiten hinsichtlich Busses Armee; es verlangte jetzt auch noch, dass Manteuffels 3. Armee Rokossowskijs Truppen über die Oder zurückwerfen solle – ein Befehl, dessen Ausführung so unmöglich war, dass Heinrici nur seufzen konnte, als er ihn erhielt.

Mittags um 12 Uhr 10 teilte Heinrici Krebs mit: «Meiner Überzeugung nach ist dies der letzte mögliche Augenblick, die 9. Armee zurückzuziehen.» Zwei Stunden später rief er ihn noch einmal an, doch Krebs hatte sich bereits zur Lagebesprechung beim Führer begeben. Heinrici sagte zu General Dethleffsen: «Es *muss* eine Entscheidung getroffen werden.» Um 14 Uhr 50 rief Krebs Heinrici an und teilte ihm mit, der Führer sei damit einverstanden, dass sich ein Teil der 9. Armee entlang des nördlichen Abschnittes zurückziehe und Frankfurt räume. Heinrici war enttäuscht. Es war eine halbe Massnahme, die nur wenig zur Verbesserung der Lage beitragen konnte. Er unterliess es, Krebs darauf hinzuweisen, dass die Stadt von Oberst Bieler standhaft verteidigt worden war – dem Mann, von dem Hitler gesagt hatte, er sei «kein Gneisenau». Jetzt würde es für Bieler äusserst schwierig sein, sich abzusetzen. Auf jeden Fall kam die Erlaubnis zu spät. Die 9. Armee war eingekesselt.

Etwa zwei Stunden später rief Krebs wieder an und informierte Heinrici, dass man bei der Führerbesprechung beschlossen hatte, Wencks 12. Armee von ihren Stellungen an der Westfront abzuziehen. Wencks Truppen sollten in östlicher Richtung einen Entlastungsangriff auf Berlin unternehmen. Heinrici erwiderte auf diese überraschende Mitteilung trocken: «Sie sind höchst willkommen.» Die 9. Armee hatte jedoch immer noch keinen Befehl zu einem umfassenden Rückzug erhalten. Busses eingekreiste Truppen waren nach Heinricis Meinung immer noch stark genug für einen Durchbruch nach Westen. Die Aktion des Generals Wenck – von dem Heinrici bis zu diesem Moment noch nie gehört hatte – schien eine neue Möglichkeit zu eröffnen. «Sie gab Anlass zu der Hoffnung, die 9. Armee doch noch aus ihrer prekären Lage zu befreien», erklärte Heinrici später. Er rief Busse an. «Krebs hat mir eben mitgeteilt, dass die Armee Wenck umschwenken und in Ihrer Richtung marschieren soll», sagte er ihm. Er wies Busse an, seine stärkste Division zusammenzuziehen, die russischen Linien zu durchbrechen und Wenck nach Westen entgegenzumarschieren. Busse protestierte. Durch eine solche Aktion, wandte er ein, werde er seine stärkste Einheit verlieren. Heinrici hatte jetzt genug. «Dies ist ein Befehl», unterbrach er ihn schroff. «Ziehen Sie eine Division zusammen und schicken Sie sie Wenck entgegen.» Das Gespräch war zu Ende.

Der nächtliche Himmel über den Vorstädten war glühendrot. In fast allen Bezirken wüteten Brände. Pausenlos feuerte die russische Artillerie. Im Keller des Gefängnisses in der Lehrter Strasse stieg die Spannung von Stunde zu Stunde. Während des Nachmittags waren einundzwanzig Mann entlassen worden. Später hatte man einigen Häftlingen ihre Wertsachen ausgehändigt – um die Entlassungsprozeduren zu beschleunigen, wie die Wärter sagten. Einige Häftlinge rech-

neten damit, noch vor dem nächsten Morgen daheim zu sein. Selbst Herbert Kosney hatte das Gefühl, dass er der Hinrichtung entronnen war.

Ein Wärter betrat den Keller. Er hatte eine Namenliste in der Hand, die er rasch zu verlesen begann. Die Häftlinge lauschten gespannt. Unter ihnen befanden sich ein Kommunist, ein russischer Kriegsgefangener und einige Männer, die man der Teilnahme am Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 verdächtigte. Der Wärter leierte die Namen herunter: «... Haushofer . . . Schleier . . . Munzinger ... Sosinow ... Kosney ... Moll. . .»

Insgesamt wurden sechzehn Häftlinge ausgesondert. Nachdem der Wärter sie gezählt hatte, führte er sie zur Wachstube. Sie mussten vor der Tür warten, und einer nach dem andern wurde hineingerufen. Als Kosney an die Reihe kam, sah er, dass sich in dem Zimmer sechs SS-Leute befanden, die alle ziemlich betrunken waren. Einer von ihnen suchte seinen Namen in einer Kartei und übergab ihm die Sachen, die man ihm bei seiner Einlieferung abgenommen hatte: sein Soldbuch, einen Bleistift und ein Feuerzeug. Kosney unterzeichnete eine Empfangsbestätigung und ein Entlassungsformular. Einer der SS-Männer sagte zu ihm: «Na, jetzt werden Sie bald bei Ihrer Frau sein.»

Man führte sie wieder in den Keller und befahl ihnen, ihre Sachen zu packen. Kosney wagte kaum an sein Glück zu glauben. Er packte schnell und legte sorgfältig den guten Anzug zusammen, den ihm seine Frau zum vierten Hochzeitstag geschenkt hatte. Als er fertig war, half er seinem Mitgefangenen Haushofer beim Verstauen seiner Sachen. Haushofer besass noch einige Lebensmittel, die er nicht zurücklassen wollte, darunter eine Flasche Wein und einen Laib Brot. Da er das Brot nicht in seinen Rucksack hineinbrachte, gab er es Kosney. Dann mussten sie lange warten. Endlich, nach fast eineinhalb Stunden, liess man die sechzehn Gefangenen in einer Doppelreihe antreten. Man führte sie die Kellertreppe hinauf und dann durch eine Tür in einen dunklen Gang. Plötzlich schlug die Tür hinter ihnen zu, und sie standen in völliger Finsternis. Jemand knipste eine Taschenlampe an. Als Kosneys Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten, sah er, dass die Taschenlampe am Gürtel eines SS-Offiziers hing. Es war ein Obersturmbannführer. Er trug einen Stahlhelm und hielt ein Gewehr in der Hand. «Ihr werdet verlegt», sagte er zu den Häftlingen. «Wer einen Fluchtversuch unternimmt, wird erschossen. Ladet eure Sachen auf den Lastwagen draussen. Wir marschieren zum Potsdamer Bahnhof.»

Kosneys Hoffnung hatte sich zerschlagen. Einen Augenblick lang erwog er, in eine der an dem Gang liegenden Zellen zu schlüpfen, doch dann bemerkte er überall SS-Männer mit Maschinenpistolen.

Die Häftlinge wurden auf die Lehrter Strasse hinausgetrieben. Dann marschierten sie in Richtung Invalidenstrasse los. Es regnete. Kosney schlug seinen Jackenkragen hoch und schlang das Handtuch, das er als Schal benutzte, fester um den Hals. Als sie etwa die halbe Strasse hinuntermarschiert waren, hielten sie an. Man durchsuchte sie und nahm ihnen ihre persönlichen Habseligkeiten, die ihnen eben erst ausgehändigt worden waren, wieder ab. Dann setzte sich die Kolonne erneut in Bewegung, jeder Gefangene von einem SS-Mann mit einer Maschinenpistole auf dem Rücken und einem Gewehr in der Hand flankiert. Als sie die

Invalidenstrasse erreichten, schlug ein SS-Mann vor, einen Abkürzungsweg über das angrenzende Ausstellungsgelände zu benutzen. Sie marschierten durch die Trümmer und betraten eine zerbombte Halle, einen riesigen Bau mit kahlen Betonpfählen. Plötzlich wurde jeder Gefangene von seinem SS-Wärter am Kragen gepackt. Die eine Hälfte der Gefangenen wurde nach links, die andere nach rechts geführt. Sie mussten sich an der Wand des Gebäudes in Abständen von zwei bis drei Metern aufstellen.

Einige Gefangene begannen um ihr Leben zu flehen. Der Mann neben Kosney schrie: «Lasst mich am Leben! Ich habe nichts getan.» Im gleichen Moment spürte Kosney den kalten Lauf einer Pistole im Nacken. Als einer der SS-Männer «Feuer!» rief, wandte er den Kopf zur Seite. Schüsse knallten. Kosney spürte einen plötzlichen harten Schlag. Dann stürzte er zu Boden und blieb regungslos liegen. Der Obersturmbannführer ging von einem Gefangenen zum andern und schoss jeden noch einmal in den Kopf. Als er zu Kosney kam, sagte er: «Dieses Schwein hat genug.» Dann wandte er sich ab und rief: «Los, Leute. Wir müssen uns beileiden. Wir haben heute Abend noch mehr zu tun.»

Kosney erfuhr nie, wie lange er dort gelegen hatte. Nach einer Weile tastete er sich vorsichtig mit der Hand zu seinem Hals hinauf. Er blutete stark. Dann merkte er, dass er den rechten Arm und das rechte Bein nicht bewegen konnte. Mühsam kroch er durch die Ruinen zur Invalidenstrasse. Langsam stand er auf, stellte fest, dass er gehen konnte, schlang das Handtuch noch fester um seinen verletzten Hals und humpelte langsam und unter starken Schmerzen in Richtung Charité. Ein paarmal brach er zusammen. Einmal wurde er von einer Gruppe Hitlerjungen angehalten; sie verlangten seinen Ausweis, doch als sie sahen, dass der Mann schwerverletzt war, liessen sie ihn gehen.

Irgendwo zog er sich die Schuhe aus, «weil sie zu schwer waren». Bald darauf geriet er in schweres Artilleriefeuer. Kosney weiss nicht, wie lange er so unterwegs war, denn er war die ganze Zeit nur halb bei Bewusstsein, doch schliesslich erreichte er seine Wohnung in der Franseckystrasse. Mit letzter Kraft hämmerte Herbert Kosney, der einzige Überlebende des Massakers, an die Tür. Als Hedwig, seine Frau, öffnete, erkannte sie ihn nicht. Sein Gesicht war völlig mit Blut verschmiert. Erschrocken fragte sie: «Wer sind Sie?» Kosney stammelte mühsam: «Ich bin Herbert.» Dann brach er zusammen\*.

Am 23. April um 1 Uhr morgens klingelte im Gefechtsstand des Generals Walther Wenck, des Oberbefehlshabers der 12. Armee, das Telefon. Der jüngste General der Wehrmacht schlief in voller Uniform in einem Lehnstuhl. Seine Befehlsstelle befand sich in der Oberförsterei «Alte Hölle» bei Wiesenburg, etwa sechzig Kilometer östlich von Magdeburg.

Wenck ging selbst an den Apparat. Einer seiner Kommandeure meldete, dass Feldmarschall Wilhelm Keitel die Linien passiert habe und unterwegs zum Ge-

\* Die fünfzehn Erschossenen wurden drei Wochen später gefunden. Albrecht Haushofer hielt einige der *Moabiter Sonette*, die er im Gefängnis geschrieben hatte, noch in der Hand.

fechtsstand der 12. Armee sei. Wenck liess seinen Stabschef, Oberst Günther Reichhelm, holen. «Wir bekommen Besuch», sagte er. «Keitel.» Ihm war Hitlers Stabschef schon seit jeher äusserst unsympathisch. Ein Gespräch mit Keitel war das letzte, was er sich in diesem Augenblick gewünscht hätte.

Wenck hatte in den letzten Wochen viel Leid und Elend gesehen. Während Deutschlands Grenzen zusammenschumpften, hatte sich das Gebiet, in dem er mit seinen Truppen stand, zu einem riesigen Flüchtlingslager entwickelt. Auf den Strassen und Feldern, in den Wäldern und Dörfern wimmelte es von Flüchtlingen und Vertriebenen. Sie schliefen auf Fuhrwerken, defekten Lastwagen, in Zelten und Eisenbahnwaggons und auf freiem Felde. Wenck hatte sämtliche bewohnbaren Gebäude in der ganzen Gegend – Heime, Kirchen, ja sogar Tanzsäle – als Flüchtlingsunterkünfte einrichten lassen. «Ich kam mir vor wie ein Pfarrer, der den Mitgliedern seiner Gemeinde Besuche abstattet», sagte er später. «Jeden Tag ging ich herum und tat für die Flüchtlinge, was ich konnte, vor allem für die Kinder und Kranken. Und die ganze Zeit fragte ich mich, wann wohl die Amerikaner von ihren Brückenköpfen jenseits der Elbe aus angriffen.»

Seine Armee musste jetzt täglich mehr als eine halbe Million Menschen ernähren. Züge aus dem ganzen Reich waren in diesem schmalen Gebiet zwischen der Elbe und Berlin steckengeblieben. Ihre Fracht war für die 12. Armee ein Segen und eine Belastung zugleich. Man hatte auf den Zügen alle nur denkbaren Arten von Gütern gefunden, von Flugzeugteilen bis zu ganzen Waggonladungen Butter. Einige Kilometer weiter, an der Ostfront, konnten Manteuffels Panzer wegen Treibstoffmangels nicht eingesetzt werden. Wenck hingegen schwamm geradezu in Benzin. Er hatte dies nach Berlin gemeldet, doch bis jetzt hatte man keinerlei Anstalten getroffen, irgendetwas abzutransportieren. Man hatte nicht einmal den Eingang seiner Berichte bestätigt.

Während Wenck jetzt auf Keitel wartete, dachte er mit einiger Sorge daran, dass der Stabschef des OKW seine Bemühungen um die Flüchtlinge wohl kaum gutheissen würde. Nach Keitels streng soldatischen Massstäben waren solche Aktionen einfach indiskutabel.

Wenck hörte draussen einen Wagen vorfahren, und einer der Stabsoffiziere sagte: «Jetzt passt mal auf, wie Keitel den Helden spielen wird.»

In voller Feldmarschalluniform, den Marschallstab in der Hand, betrat Keitel, gefolgt von seinem Adjutanten und seinem Burschen, das kleine Haus. Wenck war angewidert. «Deutschland war geschlagen, überall herrschten Not und Elend», berichtet er, «und Keitel und seine Leute stolzierten aufgeblasen daher, als hätten sie eben Paris erobert.» Keitel salutierte förmlich, indem er mit dem Marschallstab an seine Mütze tippte. Wenck merkte sofort, dass der Generalfeldmarschall trotz seines überheblichen Benehmens recht nervös war. Der Adjutant holte Karten hervor und breitete sie aus; Keitel beugte sich darüber, deutete auf Berlin und sagte ohne Einleitung: «Wir müssen den Führer befreien.»

Keitel schien bewusst zu werden, dass das etwas voreilig gewesen war, denn er wechselte das Thema und bat Wenck um einen kurzen Bericht über die Lage der 12. Armee. Wenck erwähnte die Hilfsmassnahmen seiner Truppen nicht, sondern sprach nur ganz allgemein von der Situation an der Elbe. Kaffee und Brote wurden

serviert, doch Keitel gab seine steife Haltung nicht auf. Wenck bemühte sich nicht, es seinem Besucher leicht zu machen. «Wir fühlten uns schrecklich überlegen», sagte er später. «Was konnte Keitel uns schon sagen, was wir nicht bereits wussten? Etwa, dass das Ende da war?»

Keitel stand plötzlich auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. «Hitler», sagte er ernst, «ist völlig zusammengebrochen. Noch schlimmer, er hat resigniert. Die Lage verlangt, dass Sie Ihre Truppen umdrehen und zusammen mit Busses 9. Armee auf Berlin vorstossen.» Wenck hörte ihm schweigend zu. «Die Schlacht um Berlin hat begonnen», fuhr Keitel fort. «Es geht um das weitere Schicksal Deutschlands und Hitlers.» Er sah Wenck feierlich an. «Es ist Ihre Pflicht, anzugreifen und den Führer zu befreien.»

Wenck kam plötzlich der Gedanke, dass Keitel wahrscheinlich noch nie so nahe an der vordersten Front gewesen war wie heute. Bei seinen bisherigen Verhandlungen mit Keitel hatte Wenck die Erfahrung gemacht, «dass es zwei Möglichkeiten gab, wenn man einen Einwand erhob: Man musste stundenlang sinnloses Gerede über sich ergehen lassen, oder man wurde seines Kommandos enthoben.» Deshalb erwiderte er, ohne zu zögern: «Ich werde natürlich tun, was Sie befehlen, Herr Generalfeldmarschall. «

Keitel nickte. «Sie werden Berlin vom Raum Belzig-Treuenbrietzen aus angreifen», sagte er und deutete auf die beiden Städte. Etwa zwanzig Kilometer südwestlich verlief die Front der 12. Armee. Wenck wusste, dass Keitels Plan völlig unrealistisch war. Er setzte den Einsatz von Kräften – von Soldaten, Panzern und Geschützen – voraus, die längst vernichtet waren oder überhaupt nie existiert hatten. Wenck, der praktisch über keine Kampfwagen und Sturmgeschütze sowie über viel zu wenig Truppen verfügte, konnte nicht zugleich die Front an der Elbe gegen die Amerikaner verteidigen und auf Berlin vorstossen, um den Führer zu befreien. Doch auch davon ganz abgesehen, wäre ein Vorstoss auf Berlin in nordöstlicher Richtung ungeheuer schwierig gewesen. In diesem Gebiet versperrten zu viele Seen und Flüsse den Weg. Mit seinen schwachen Truppen konnte er Berlin nur von Norden her angreifen. Er schlug Keitel vor, die 12. Armee nördlich der Seen, über Nauen und Spandau, auf Berlin vorstossen zu lassen. «Ich glaube», fügte er hinzu, «dass ich den Angriff in etwa zwei Tagen unternehmen kann.» Keitel schwieg einen Moment. Dann sagte er barsch: «Zwei Tage können wir nicht warten.»

Da Wenck keine Zeit vergeuden durfte, erhob er wieder keinen Einwand und erklärte sich mit Keitels Plan einverstanden. Als der Feldmarschall den Gefechtsstand verliess, sagte er zu Wenck: «Ich wünsche Ihnen vollen Erfolg.»

Nachdem Keitels Wagen verschwunden war, rief Wenck seinen Stab zusammen. «Jetzt werde ich Ihnen sagen, was wir tun», erklärte er. «Wir werden so nahe wie möglich auf Berlin vorstossen, unsere Stellungen an der Elbe aber nicht aufgeben und mit unseren Flanken am Fluss einen Fluchtweg nach Westen offenhalten. Es wäre Unsinn, nur auf Berlin vorzustossen, um von den Russen eingeschlossen zu werden. Wir werden versuchen, uns mit der 9. Armee zu vereinigen und dann möglichst vielen Soldaten und Zivilisten die Gelegenheit zu geben, sich nach Westen abzusetzen.»

Was Hitler betraf, so sagte Wenck nur, «dass das Schicksal eines Einzelnen jetzt nicht mehr von Bedeutung sei». Während er die Befehle für den Angriff erteilte, fiel ihm ein, dass Keitel während der ganzen nächtlichen Diskussion kein einziges Wort über die Bevölkerung von Berlin verloren hatte.

Kurz vor Tagesanbruch flüchteten drei Deutsche bei Magdeburg über die Elbe und ergaben sich der 30. US-Infanteriedivision. Der eine war der siebenundfünfzig Jahre alte Generalleutnant Kurt Dittmar, der täglich im Rundfunk die Wehrmachtsberichte verlesen hatte und im ganzen Reich als «Stimme des Deutschen Oberkommandos» bekannt war. Seine Begleiter waren sein sechzehnjähriger Sohn Eberhard und Major Werner Pluskat, der Kommandant von Magdeburg, dessen Artillerie wesentlich dazu beigetragen hatte, General Simpsons 9. US-Armee am Überschreiten der Elbe zu hindern.

Dittmar, der als der korrekteste und sachlichste militärische Rundfunkkommentator Deutschlands galt, hatte eine grosse Anhängerschaft, nicht nur unter den Deutschen, sondern auch unter den alliierten Auswertern. Er überraschte die Abwehroffiziere mit einer sensationellen Information: Hitler, behauptete er, sei in Berlin. Bis jetzt hatte niemand genau gewusst, wo der Führer sich aufhielt\*. Gerüchten zufolge sollte er sich im Nationalen Bollwerk aufhalten. Doch Dittmar liess sich von seiner Behauptung nicht abbringen. Der Führer sei nicht nur in Berlin, sagte er seinen Vernehmern, er habe sogar gehört, «dass er dort fallen oder Selbstmord begehen wolle».

«Berichten Sie uns über das Nationale Bollwerk», forderte man ihn auf. Dittmar blickte verblüfft drein. Von einem «Nationalen Bollwerk», sagte er, habe er lediglich im Januar in einer Schweizer Zeitung etwas gelesen. Es gebe zwar Widerstandsnester im Norden, «unter anderem in Norwegen und Dänemark, und eins im Süden, in den italienischen Alpen». Doch diese seien «weniger absichtlich als unter dem Zwang der Ereignisse errichtet worden». Als man weiter in ihn drang, schüttelte er den Kopf. «Das Nationale Bollwerk? Das ist ein romantischer Traum. Ein Mythos.»

Und das war es tatsächlich – eine Schimäre. General Omar Bradley, der Kommandeur der 12. Armeegruppe, schrieb später darüber: «Das Bollwerk existierte hauptsächlich in der Phantasie einiger fanatischer Nazis. Es nahm derart übertriebene Formen an, dass ich nur staunen kann, wie arglos wir daran glaubten. Doch solange diese Legende sich hielt... beeinflusste sie unser taktisches Denken.»

Umgeben von Staubwolken rumpelten deutsche Panzerkolonnen durch die Strassen von Karlshorst. Eleanore Krüger, die im Keller ihren jüdischen Verlobten, Joachim Lipschitz, versteckt hielt, blickte ihnen erstaunt nach. Woher kamen diese Panzer? Wohin fuhren sie? Sie rollten nicht ins Stadtinnere, sondern nach Süden in Richtung Oberschöneweide, als ob sie aus Berlin flohen. Waren ihnen die Russen auf den Fersen? Wenn ja, dann bedeutete das endlich die Freiheit für ihren Verlobten. Aber warum verliessen sie die Stadt? Zogen sie sich zurück?

\* Wibergs Meldung war von London aus offenbar noch nicht weiterverbreitet worden.



Was Eleanore Krüger sah, waren die versprengten und schwer angeschlagenen Überreste von General Weidlings LVI. Panzerkorps, die mit den anderen Truppenteilen wieder den Kontakt herzustellen versuchten. Nachdem Weidlings Männer bis an den Rand der Stadt zurückgedrängt worden waren, hatten sie sich auf höchst umständliche Weise mit Busses bereits eingekreister 9. Armee in Verbindung gesetzt: In dem Augenblick, in dem sie den Stadtrand erreichten, hatten sie über das öffentliche Telefonnetz das Oberkommando in Berlin angerufen und waren von dort über Funk mit der 9. verbunden worden. Man hatte dem LVI. Panzerkorps sofort den Befehl erteilt, südlich der Stadt vorzustossen, den russischen Ring zu durchbrechen und sich im Raum Königswusterhausen, etwa fünf- und zwanzig Kilometer vor Berlin, mit der 9. Armee zu vereinigen. Das Korps sollte an den Angriffen teilnehmen, die man von dort aus durchführen wollte, um Konjews Truppen abzuschneiden.

Vorher hatte Weidling aber noch etwas zu erledigen. Er hatte inzwischen erfahren, dass Offiziere von Busses und Hitlers Befehlsstellen beauftragt worden waren, ihn festzunehmen und vor ein Kriegsgericht zu stellen, weil er sich angeblich fluchtartig vom Schlachtfeld entfernt und sein Korps führungslos gelassen hatte. Ärgerlich befahl er seinen Männern, ohne ihn weiter vorzustossen, und fuhr in die Stadt, um mit Krebs zu sprechen.

Einige Stunden später begab sich Weidling – nachdem er quer durch Berlin zur Reichskanzlei gefahren war – durch den Keller zum sogenannten Adjutantenbunker, in dem Krebs und Burgdorf ihre Dienststellen hatten. Sie begrüßten ihn kühl. «Was ist eigentlich los?» fragte Weidling. «Würden Sie mir bitte sagen, warum ich erschossen werden soll?» Sein Gefechtsstand, erklärte Weidling, habe sich von Beginn der Schlacht an fast unmittelbar an der vordersten Linie befunden. Wie könne man behaupten, er sei geflohen? Jemand erwähnte das Olympische Dorf bei Döberitz. Das LVI. Korps habe nie in der Nähe von Döberitz gestanden, erwiderte Weidling wütend; dorthin zu gehen «wäre die grösste Dummheit gewesen». Allmählich tauten Krebs und Burgdorf auf, und schliesslich versprachen sie, «den Fall unverzüglich beim Führer zu klären».

Weidling informierte die beiden kurz über seine Lage. Er berichtete ihnen, dass sein Korps im Begriff war, südlich von Berlin anzugreifen. «Ganz nebenbei», erinnert er sich, «erwähnte ich, dass ich vor meiner Abfahrt eine Meldung erhalten hatte, wonach russische Panzerspitzen in der Nähe von Rudow gesichtet worden waren.» Rudow lag nicht weit vom Bezirk Neukölln im Südosten der Stadt. Krebs witterte sofort Gefahr. In diesem Fall, sagte er, müsse der Befehl, den die 9. Armee dem LVI. Korps erteilt hatte, geändert werden: Weidlings Korps müsse in Berlin bleiben. Dann eilten Krebs und Burgdorf zu Hitler.

Bald darauf teilte man Weidling mit, dass Hitler ihn zu sprechen wünsche. Der Weg zum Führerbunker war weit; er führte laut Weidling durch eine «unterirdische Stadt». Von Krebs' Dienststelle aus ging er zuerst durch einen unterirdischen Gang, dann durch ein Kasino und schliesslich eine Treppe hinunter zu Hitlers Bunker.

Krebs und Burgdorf führten ihn in das Zimmer des Führers. «Hinter einem Tisch mit Landkarten sass der Führer des Deutschen Reiches», schreibt Weidling. «Bei

meinem Eintritt wandte er den Kopf. Ich sah ein aufgedunsenes Gesicht mit den Augen eines Fieberkranken. Der Führer versuchte aufzustehen. Dabei bemerkte ich zu meinem Entsetzen, dass seine Hände und eines seiner Beine unaufhörlich zitterten. Mit grosser Mühe gelang es ihm, sich zu erheben. Mit verzerrtem Lächeln gab er mir die Hand und fragte mit kaum vernehmbarer Stimme, ob er mir schon früher begegnet wäre. Als ich ihm erwiderte, dass ich ein Jahr zuvor, am 13. April 1944, auf dem Obersalzberg aus seiner Hand das Eichenlaub zum Ritterkreuz empfangen hätte, sagte er: ‚Ich erinnere mich an den Namen, aber an das Gesicht kann ich mich nicht mehr entsinnen.‘ Sein Gesicht glich einer lächelnden Maske. Hierauf setzte sich der Führer wieder mit Mühe in seinen Sessel. Sogar beim Sitzen war sein linkes Bein in unaufhörlicher Bewegung, das Knie bewegte sich wie ein Uhrpendel, nur etwas schneller.»

Weidling informierte Hitler über die Lage des LVI. Panzerkorps, und der Führer bestätigte Krebs' Anweisung, dass das Korps in Berlin bleiben solle. Dann legte Hitler Weidling seinen Plan für die Verteidigung Berlins dar. Er beabsichtigte, Wencks Armeen von Westen, Busse von Südosten und die Gruppe Steiner von Norden auf die Stadt vorstossen zu lassen und auf diese Weise die Russen abzuschneiden. «Mit immer grösser werdendem Erstaunen», schreibt Weidling, «hörte ich die Grosssprechereien des Führers.» Eins jedenfalls wurde Weidling klar: «Die Tage bis zur endgültigen Niederlage waren gezählt, wenn sich nicht irgendein Wunder ereignete.»

Es gelang dem LVI. Korps, sich an diesem Abend unter schweren Verlusten im Süden von den Russen abzusetzen, eine Schwenkung zu vollziehen und in die Stadt vorzustossen. Vierundzwanzig Stunden später wurde Weidling zu seinem grössten Entsetzen zum Kommandanten von Berlin ernannt.

Stalins Befehl trug die Nummer 11 074. Er war an Schukow und Konjew gerichtet und teilte die Stadt zwischen den beiden von den Marschällen geführten Heeresgruppen auf. Von diesem Tag an, dem 23. April, so lautete der Befehl, verlaufe die Grenze zwischen der 1. Weissrussischen Front und der 1. Ukrainischen Front «von Lübben über Teupitz, Mittenwalde, Mariendorf zum Anhalter Bahnhof». Konjew war zutiefst enttäuscht: Stalin hatte Schukow den Siegespreis zugesprochen. Die Grenzlinie, die gerade durch die Stadt verlief, zwang Konjew, mit seinen Truppen etwa 140 Meter *westlich* des Reichstages anzuhalten, auf dem die sowjetische Fahne aufgepflanzt werden sollte.

Der Todeskampf der Stadt begann. Fast überall fiel die Wasser- und Gasversorgung aus. Die Zeitungen stellten ihr Erscheinen ein, als letzte am 26. April der *Völkische Beobachter*, der durch die von Goebbels herausgegebene Frontzeitung *Der Panzerbär* abgelöst wurde. Sie trug den Untertitel «Kampfblatt für die Verteidiger Gross-Berlins» und erschien sechs Tage lang. Infolge der vielen unpassierbaren Strassen, der Benzinknappheit und der zahlreichen defekten Fahrzeuge kam in der Innenstadt der gesamte Verkehr zum Stehen. Die Geschäfte wurden nicht mehr mit Waren beliefert, die Kühlanlagen funktionierten nicht mehr. Am 22. April wurde das hundert Jahre alte Telegrafenamtsamt der Stadt zum erstenmal in

seiner Geschichte geschlossen. Das letzte Telegramm kam aus Tokio und lautete: «*Viel Glück für Euch alle.*» Am gleichen Tag startete mit dem Ziel Stockholm und neun Passagieren an Bord auf dem Flughafen Tempelhof das letzte Flugzeug, und die Berliner Feuerwehr erhielt den Befehl, mit 1'400 Löschfahrzeugen die Stadt in westlicher Richtung zu verlassen\*.

Da fast die gesamte Polizei der Wehrmacht oder dem Volkssturm unterstellt worden war, brach in der Stadt allmählich die Ordnung zusammen. Die Leute begannen zu plündern. Die Güterzüge auf den Verschiebebahnhöfen wurden bei hellichem Tag aufgebrochen. Margarete Promeist, die sich unter schwerem Artilleriebeschuss zu einem Güterbahnhof durchschlug, brachte einen einzigen Schinken heim. «Wenn ich heute daran zurückdenke», sagt sie, «dann erscheint es mir als reiner Irrsinn.» Elena Majewski und Vera Ungnad liefen zum Bahnhof Moabit und sahen, wie die Leute ganze Kisten mit Aprikosen-, Pflaumen- und Pfirsichkonserven wegschleppten. In den Waggons befanden sich auch Säcke mit merkwürdigen Bohnen, die sie liegen liessen. Die Mädchen erkannten nicht, dass es grüne Kaffeebohnen waren. Sie nahmen eine Kiste mit Konserven, die als «Aprikosen» etikettiert waren, und als sie heimkamen, stellten sie fest, dass Apfelmus darin war, das sie beide nicht mochten. Noch grösseres Pech hatte Robert Schultze: Er stellte sich fünf Stunden lang vor einem Lebensmittellager nach Kartoffeln an, und als er drankam, waren keine mehr da.

Ladenbesitzer, die nichts herausgeben wollten, wurden oft mit Gewalt dazu gezwungen. Der Hitlerjunge Klaus Küster ging mit seiner Tante in ein Geschäft und bat um einige Lebensmittel. Als der Besitzer behauptete, dass er nur noch ein paar Nährmittel habe, hielt Küster ihm einen Revolver unter die Nase. Schnellstens holte der Besitzer unter seinem Ladentisch alle möglichen Lebensmittel hervor. Küster raffte zusammen, soviel er tragen konnte, und verliess mit seiner entsetzten Tante das Geschäft. «Was sind das für amerikanische Gangstermethoden, du gottloser Junge!» schrie ihn seine Tante auf der Strasse an. «Ach, sei doch ruhig!» erwiderte Klaus. «Es geht jetzt um Leben oder Tod.»

Elfriede Maigatter hörte von irgendjemandem, das riesige Kaufhaus Karstadt werde geplündert. Sofort lief sie hin. «Alles drängte und stiess, um hineinzukommen», berichtet sie. «Kein Mensch dachte mehr daran, sich anzustellen. Es war kein Verkaufspersonal da, niemand schien aufzupassen. Die Leute nahmen sich, was sie kriegen konnten. Wenn sie merkten, dass es etwas war, das sie nicht brauchten, warfen sie es einfach auf den Boden. In der Lebensmittelabteilung war der Boden mit einer zentimeterdicken klebrigen Masse aus Kondensmilch, Marmelade, Nudeln, Mehl und Honig und allem möglichen anderen bedeckt, das die Leute heruntergeworfen hatten.»

Einige Aufseher schienen noch da zu sein, denn hin und wieder rief eine Männerstimme: «Hinaus! Hinaus! Das Kaufhaus wird gesprengt!» Niemand achtete

\* Verschiedene Einrichtungen funktionierten weiter: So erfuhren die meteorologischen Aufzeichnungen, die in der Wetterstation Potsdam durchgeführt wurden, während des ganzen Jahres 1945 keinerlei Unterbrechung, und elf der siebzehn Berliner Brauereien – die durch Regierungserlass zu «kriegswichtigen» Betrieben erklärt worden waren – stellten weiterhin Bier her.

darauf; es war zu deutlich, dass es sich um einen Bluff handelte. In der Bekleidungsabteilung rissen Frauen Mäntel, Kleider und Schuhe an sich. Andere zerrten Bettwäsche und Decken von Regalen. In der Süßwarenabteilung sah Elfriede Maigatter, wie ein Mann einem kleinen Jungen einen Karton Schokolade wegnahm. Das Kind begann zu weinen. Dann schrie es: «Ich hol' mir einen anderen», und verschwand wieder hinter dem Ladentisch.

Am Ausgang gab es jedoch eine grosse Enttäuschung: Zwei Aufseher hielten die Leute, die mit ihrer Beute verschwinden wollten, an und liessen sie nur Lebensmittel mitnehmen. Neben der Tür häuften sich die Waren zu einem grossen Berg an, über den die Menschen, die an den beiden Aufsehern drängelnd und schiebend vorbeizukommen versuchten, hinwegstampften. Als Elfriede Maigatter den Ausgang erreichte, riss ihr der eine Aufseher den Mantel, den sie sich genommen hatte, aus der Hand. «Bitte, lassen Sie ihn mir», bat sie. «Mich friert.» Er zuckte die Achseln, nahm ihn wieder von dem Berg herunter und gab ihn ihr zurück. «Hauen Sie ab», sagte er. Und die ganze Zeit, während die Menge sich durch die Gänge schob, schrie eine Stimme: «Hinaus! Hinaus! Das Kaufhaus wird gesprengt!»

Ein anderer Augenzeuge der Plünderungen bei Karstadt war Pastor Leckscheidt. Seltsame Umstände hatten ihn zu dem Kaufhaus geführt. Eine Frau, die seiner Gemeinde angehörte, hatte ein totes Kind geboren, das eingäschert worden war. Die tiefunglückliche Mutter wollte, dass die Urne mit der Asche anständig beige-  
setzt wurde, und Leckscheidt hatte sich dazu bereit erklärt, obwohl dies einen kilometerweiten Fussmarsch unter ständigem Beschuss zum Neuköllner Friedhof erforderte, wo die Bestattung auf Wunsch der Mutter stattfinden sollte. Als Leckscheidt und die Frau, die die Urne in einer Einkaufstasche trug, am Kaufhaus Karstadt vorbeikamen, sahen sie die plündernde Menge. Die Frau blieb stehen und starrte hinüber. Plötzlich sagte sie: «Warten Sie!» Leckscheidt blickte ihr verblüfft nach, wie sie davonlief und mit Einkaufstasche und Urne im Kaufhaus verschwand. Gleich darauf kam sie, triumphierend ein Paar derbe Schuhe schwingend, zurück und rief Leckscheidt zu: «So, jetzt kann's weitergehn!»

Auf dem Rückweg sorgte Leckscheidt dafür, dass sie nicht wieder bei Karstadt vorbeikamen, und das war gut so. Am Nachmittag flog das riesige Kaufhaus in die Luft. Die SS sprengte es, um die von ihr im Keller eingelagerten Vorräte im Wert von 29 Millionen Mark nicht den Russen in die Hände fallen zu lassen. Es gab mehrere Tote.

Viele Geschäftsleute streckten vor den Plünderern die Waffen. Um zu verhindern, dass der Mob ihre Läden demolierte, räumten sie ihre Lager und verteilten die Vorräte, ohne dafür Geld oder Marken zu verlangen. Dies hatte noch einen anderen Grund: Die Geschäftsleute hatten gehört, dass die Russen Läden, in denen sie gehortete Lebensmittel fanden, niederbrannten. Als der Filmvorführer Günther Rosetz eine Woche zuvor bei Tengemann in Neukölln Marmelade hatte kaufen wollen, war er abgewiesen worden. Jetzt sah er, dass in dem Geschäft riesige Mengen Marmelade, Haferflocken, Zucker und Mehl verkauft wurden – alles zu zehn Mark pro Pfund. In panischer Angst räumte man schnellstens

das Lager. Alexander Keim traute kaum seinen Augen, als er sah, dass in der Weinhandlung Caspary in der Hindenburgstrasse Flaschen mit Wein verschenkt wurden. Klaus Küster, der Hitlerjunge, der wieder einmal einen Streifzug durch sein Viertel unternahm, bekam in einem Laden umsonst zweihundert Zigaretten, in einem anderen zwei Flaschen Kognak. Der Ladeninhaber sagte zu ihm: «Trink sie schnell aus. Es kommen schwere Zeiten.»

Was sich jedoch selbst Plünderer kaum beschaffen konnten, war Fleisch. Anfangs hatten noch einige Fleischer Vorräte, die sie an Stammkunden verteilten, doch bald gingen auch diese Reste zur Neige. In ganz Berlin begann man jetzt die Pferde auszuschlachten, die tot auf den Strassen lagen. Charlotte Richter und ihre Schwester sahen, wie am Breitenbachplatz Leute mit Messern ein durch Granatsplitter getötetes Pferd zerteilten. «Das Tier», erinnert sich Charlotte Richter, «war nicht auf die Seite gefallen, sondern sass, den Kopf hochgereckt, die Augen weitauferissen, halbaufgerichtet da. Rundherum standen Frauen und sägten mit Messern an seinen Schenkeln herum.»

Ruby Borgmann putzte sich die Zähne geniesserisch mit Sekt; die Zahnpasta schäumte damit herrlich. In dem luxuriös eingerichteten Keller unter dem eleganten Restaurant Gruban-Souchay lebten Ruby und Eberhard Borgmann wie im Schlaraffenland. Heinrich Schelle, der Besitzer des Restaurants, hatte sein Versprechen gehalten und bei Beginn des Artilleriebeschusses die Borgmanns aufgefordert, zu ihm in seinen komfortabel ausgestatteten Keller zu ziehen. Er hatte darin das Silber-, Kristall- und Porzellangeschirr des Restaurants aufgestapelt und bestens für Bequemlichkeit gesorgt. Der Fussboden war mit Orientteppichen bedeckt. Beiderseits des Eingangs befanden sich hinter schweren graugrünen Vorhängen die Schlafgelegenheiten. Üppig gepolsterte Sessel, ein Sofa und kleine, mit beige und rotbraunen Tüchern bedeckte Tische waren in dem Raum verteilt. Es gab seit Tagen kein Wasser, dafür aber genügend Sekt. «Wir tranken morgens, mittags und abends Sekt», erinnert sich Ruby Borgmann. «Er floss wie Wasser – das Wasser, das wir nicht hatten.»

Schwieriger war es mit dem Essen. Eine gute Freundin der Borgmanns, Pia van Hoveen, die sie gelegentlich in dem Keller besuchte, hatte einige Male Brot und ein wenig Fleisch mitbringen können. Hauptsächlich aber lebten sie von Thunfisch und Kartoffeln. Ruby staunte, wie viele verschiedene Gerichte man daraus zubereiten konnte. Monpti, der französische Küchenchef des Restaurants, hatte ihnen noch keins zweimal vorgesetzt; aber lange würden auch die Vorräte nicht mehr reichen. Da keine Aussicht mehr zu bestehen schien, dass die Amerikaner kamen, hatte die kleine Gruppe jedoch beschlossen, sich nicht einzuschränken. Jeder Augenblick konnte für sie der letzte sein.

«Papa» Saenger war tot.

Weder die vier Jahre Bombenkrieg noch das Geschützfeuer der letzten Tage hatten den achtundsiebzig Jahre alten Mann, der den Ersten Weltkrieg mitgemacht hatte, einschüchtern können. Erna Saenger hatte ihre ganze Überredungskunst aufwenden müssen, um ihren Mann davon abzuhalten, auch an diesem Tag zu dem ge-

wohnten Treffen mit seinen Kameraden aus dem Ersten Weltkrieg zu gehen. Sie hatte ihn gebeten, im Garten eine Grube auszuheben, in der sie ihre Vorräte verstecken wollte, und Konrad Saenger beschloss, zusammen mit den Marmelade- und Kompottgläsern auch seinen alten Säbel zu vergraben, damit die Russen keine Waffe im Haus fanden.

Doch sobald er mit der Arbeit fertig war, hatte sich Papa Saenger trotz des inständigen Bittens der ganzen Familie auf den Weg gemacht. Später fanden seine Angehörigen den von Granatsplittern zerfetzten Körper im Gebüsch vor dem brennenden Haus Pastor Niemöllers, das nicht weit von dem ihren lag. Während rings um sie die Geschosse einschlugen, brachte die Familie den Leichnam auf einem Schubkarren heim. Stumm schritt Erna Saenger neben dem Karren her. Ihr fiel ein, dass es bei der letzten Unterhaltung mit ihrem Mann zu einer kleinen Meinungsverschiedenheit gekommen war. Sie hatten sich nicht einigen können, welches von zwei Bibelzitatzen besser auf diese Zeiten passte. Papa Saenger meinte, «man könnte sich nur an den 90. Psalm halten, vor allem an den vierten Vers: ‚Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache’«. Erna widersprach ihrem Mann. «Ich finde diesen Psalm viel zu pessimistisch», sagte sie. «Mir ist der 46. lieber: ‚Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den grossen Nöten, die uns getroffen haben.’»

Ein Sarg war nicht aufzutreiben, doch das schwere Artilleriefeuer hätte es ohnedies unmöglich gemacht, den Toten bis zum Friedhof zu schaffen. In dem warmen Haus konnte die Familie den Leichnam aber auch nicht aufbewahren, und so legte man ihn auf die Veranda. Frau Saenger nagelte aus zwei Holzstücken ein Kreuz zusammen und legte es ihrem Mann zärtlich in die Hände. Gern hätte sie ihm noch gesagt, dass er doch recht gehabt hatte – denn die Fortsetzung des 90. Psalms lautete: «Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen, und dein Grimm, dass wir so plötzlich dahinmüssen.»

Pater Bernhard Hapig überflog noch einmal die Notizen, die er sich für seine Predigt gemacht hatte. Die Kapelle des Hauses Dahlem war von sanftem Kerzenschein erhellt; der Himmel draussen war blutrot, und das Artilleriefeuer, das die Schwestern um drei Uhr morgens geweckt hatte, hielt jetzt bereits fast zwölf Stunden an. Irgendwo in der Nähe klirrte Glas, und eine ungeheure Erschütterung liess das Haus erbeben. Pater Hapig hörte laute Schreie auf der Strasse, und dann begann das Flakgeschütz gegenüber zu bellen.

Die vor ihm sitzenden Nonnen rührten sich nicht. Als er auf sie hinunterblickte, sah er, dass sie auf eine Anordnung der Schwester Oberin Kunigunde hin die schweren silbernen Kreuze, die sie normalerweise trugen, abgenommen und statt dessen kleine Kruzifixe aus wertlosem Metall – sogenannte Todeskreuze – angelegt hatten. Die silbernen waren, zusammen mit ihren Ringen und Uhren, versteckt worden.

Auch Pater Hapig selbst hatte verschiedene Vorbereitungen getroffen. In der Dahlemer Villa, in welcher der Jesuitenprovinzial wohnte, stand eine grosse Kiste, in die er verschiedene ärztliche Instrumente, Medikamente, Verbandzeug und weisse Leintücher, die von freundlichen Nachbarn zur Verfügung gestellt worden

waren, verpackt hatte. Pater Hapig hatte, bevor er Priester geworden war, Medizin studiert, und in diesen Tagen übte er seine beiden Berufe zugleich aus: Täglich behandelte er Verwundete und Menschen, die durch den Artilleriebeschuss Schocks erlitten hatten. Sein weisser Arztkittel war schon ebenso verschlissen wie sein Priesterhabit.

Noch einmal blickte er auf die kleine Schar der Nonnen, Lehrschwestern und Pflegerinnen, bat Gott in einem stummen Gebet, er möge ihm die rechten Worte eingeben, und begann.

«Wir müssen damit rechnen, dass unsere Stadt bald von sowjetischen Truppen besetzt werden wird», sagte er. «Über die Russen gehen sehr schlimme Gerüchte um. Zum Teil haben sie sich als wahr erwiesen. Aber man darf nicht verallgemeinern. Sollte euch tatsächlich Schlimmes widerfahren, so denkt an die Geschichte der kleinen heiligen Agnes. Als sie zwölf Jahre alt war, zwang man sie, falsche Götter anzubeten. Weil sie ihre Hände zu Christus erhob und das Kreuzeszeichen machte, rissen ihr die Heiden die Kleider vom Leib und folterten sie. Sie liess sich dadurch nicht einschüchtern, und das rührte die Heiden zu Tränen. Einige von ihnen entbrannten sogar in Liebe zu ihr und wollten sie heiraten. Doch sie sagte: «Christus ist mein Gemahl.» Und so wurde sie zum Tode verurteilt. Sie versenkte sich ins Gebet, und dann wurde sie geköpft, und die Engel trugen sie sanft ins Himmelreich.» Hapig schweig einen Moment. «Daran müsst ihr denken», sagte er. «Wenn euer Leib gegen euren Willen berührt wird, dann winkt euch, wie der heiligen Agnes, im Himmel doppelter Lohn, denn ihr habt die Märtyrerkrone auf euch genommen. Deshalb müsst ihr euch nicht schuldig fühlen.» Er machte eine Pause und sagte dann mit Nachdruck: *«Ihr seid nicht schuldig.»*

Während er den Mittelgang hinunterging, sangen die versammelten Schwestern den Schlusschoral.

An den Klappenschränken des Fernamtes Winterfeldtstrasse in Schöneberg verlöschte ein Lämpchen nach dem andern, als die vor der Stadt liegenden Orte von den angreifenden Russen abgeschnitten wurden. Die Telefonistinnen liessen sich davon nicht beeindrucken und taten weiter ihre Arbeit. Die Aufsichtsbeamtin Elisabeth Milbrand und die Telefonistin Charlotte Burmester hatten in der Zentrale im fünften Stock Feldbetten aufgestellt; die beiden Frauen wollten den Betrieb so lange wie möglich aufrechterhalten.

Plötzlich ertönten im ganzen Haus die Lautsprecher. Die Telefonistin Helene Schroeder, die sich in der unterirdischen Krankenabteilung befand, geriet über die Meldung, die durchgegeben wurde, vor Freude ausser sich. Elisabeth Milbrand und Charlotte Burmester stenografierten sie mit, damit sie sie telefonisch an alle Ämter, mit denen sie noch verbunden waren, weitergeben konnten. «Achtung! Achtung!» tönte es aus den Lautsprechern. «Lasst euch nicht aus der Ruhe bringen. General Wencks Armee hat sich mit den Amerikanern vereinigt. Sie stossen gemeinsam auf Berlin vor. Verliert nicht den Mut! Berlin ist nicht verloren!»

Sie durchbrachen den äusseren Verteidigungsring und stiessen auf den zweiten vor. Von T-34-Panzern und Sturmgeschützen gedeckt, kämpften sie sich durch Stras-



sen, Alleen und Parks voran. Die Vorhut bildeten die kampferprobten Sturmtruppen der Gardearmeen Schukows und Konjews und die lederbehelmteten Soldaten von vier grossen Panzerarmeen. Dahinter kam Welle auf Welle die sowjetische Infanterie.

Es war ein seltsamer, bunt zusammengewürfelter Haufen. Die Soldaten stammten aus allen Republiken der Sowjetunion und trugen die verschiedensten Uniformen. Sie sprachen so viele Sprachen und Dialekte, dass die Offiziere sich häufig mit Angehörigen ihrer eigenen Truppenteile nicht verständigen konnten\*. In ihren Reihen gab es Russen und Weissrussen, Ukrainer und Karelrier, Georgier und Kasachen, Armenier und Aserbeidschaner, Baschkiren, Mordwinen, Tataren, Irkutken, Usbeken, Mongolen und Kosaken. Manche trugen dunkelbraune Uniformen, manche khakifarbene oder graugrüne. Andere dunkle Hosen und schwarze oder beigefarbene hochgeschlossene Blusen. Ebenso mannigfaltig waren ihre Kopfbedeckungen – Lederhauben mit unförmigen Ohrenklappen, Pelzmützen, abgewetzte, schweissgetränkte Stoffmützen. Alle schienen mit automatischen Waffen ausgerüstet zu sein. Zu Pferde, zu Fuss, auf Motorrädern, auf Pferdefuhrwerken und erbeuteten Fahrzeugen aller Art rückten sie auf Berlin vor.

Im Schöneberger Telegrafenturm kam über die Lautsprecher der Befehl: «Alles herhören. Werft eure Parteiabzeichen und eure Mitgliedsbücher weg und zieht eure Uniformen aus. Vergrabt die Sachen in dem grossen Sandhaufen auf dem Hof oder bringt sie zum Verbrennen in den Heizungskeller.»

Der Milchmann Richard Poganoswka hielt seinen Pferdewagen an und starrte auf die fünf russischen Panzer, die ihm, umgeben von Infanteristen, auf der Strasse entgegenrumpelten. Er wendete schnell, fuhr zurück zur Domäne Dahlem und begab sich zu seiner Familie in den Keller.

Eine Weile sassen sie wartend da. Plötzlich wurde die Tür aufgestossen, und Rotarmisten traten in den Keller. Sie sahen sich schweigend um und gingen wieder. Bald darauf kamen einige der Soldaten zurück und brachten Poganowska und die anderen Angestellten des Milchhofs ins Verwaltungsgebäude. Während Poganowska wartete, sah er, dass sämtliche Pferde weg waren – die Kühe waren noch da. Ein sowjetischer Offizier, der perfekt Deutsch sprach, befahl den Leuten, wieder an die Arbeit zu gehen, die Tiere zu versorgen und die Kühe zu melken. Poganowska konnte das kaum glauben. Er hatte wesentlich Schlimmeres erwartet. Ähnliches erlebten die Menschen in allen Aussenbezirken beim Eintreffen der ersten russischen Truppen. Die Vorseinheiten der Roten Armee behandelten die Deutschen kühl und knapp, doch peinlich korrekt, und ihr Verhalten entsprach nicht im Entferntesten den Vorstellungen der verängstigten Berliner.

\* Der Autor war Zeuge, wie im Jahr 1944 in der Normandie zwei Gefangene in deutschen Uniformen die Vernehmungsoffiziere der 1. US-Armee vor ein bemerkenswertes Problem stellten: Niemand verstand ihre Sprache. Die beiden wurden nach England gebracht, wo man feststellte, dass es sich um tibetanische Schafhirten handelte, die von den Sowjets in die Rote Armee gepresst worden waren. An der Ostfront gerieten sie in Gefangenschaft und wurden von den Deutschen in die Wehrmacht gesteckt.

Pia van Hoeven sass um 7 Uhr abends im Kellergang ihres Hauses in Schöneberg und schälte Kartoffeln. Ein Stück weiter sassen mehrere andere Frauen aus dem Haus mit dem Rücken zur offenen Kellertür und unterhielten sich. Plötzlich hob Pia van Hoeven den Kopf und starrte mit offenem Mund in die Läufe zweier Maschinenpistolen. Zwei russische Soldaten standen vor ihr. «Ich hob langsam die Arme hoch, in der einen Hand das Messer, in der anderen eine Kartoffel», berichtet sie. Die anderen Frauen sahen sie verwundert an, wandten sich um und hoben auch die Hände hoch. Zu Pias Erstaunen fragte der eine Soldat auf deutsch: «Soldaten hier? Volkssturm? Gewehre?» Die Frauen schüttelten die Köpfe. «Gute Deutsche», sagte der Soldat freundlich. Dann gingen die beiden von einer Frau zur andern, nahmen ihnen ihre Uhren weg und verschwanden.

Im Laufe des Abends kamen immer wieder Gruppen russischer Soldaten in den Keller. «Es waren Kampftruppen, und viele sprachen Deutsch», erinnert sich Pia van Hoeven. «Sie schienen nur daran interessiert, weiter voranzukommen und die Schlacht möglichst schnell zu beenden.» Pia und die anderen Frauen sagten sich, dass Goebbels' Gerede von den raubgierigen und gewalttätigen Rotarmisten völlig aus der Luft gegriffen war. «Wenn sich alle Russen so benehmen», sagte Pia zu ihren Freundinnen, «dann brauchen wir keine Angst zu haben.»

Der gleichen Meinung war Marianne Bombach. Als sie eines Morgens in Dahlem aus ihrem Keller trat, sah sie, dass die Russen vor der Hintertür ihres Hauses eine Feldküche aufgestellt hatten. Die Soldaten – Kampftruppen, die im Schwarzen Grund biwakierten – verteilten an die Kinder aus der Nachbarschaft Essen und Süßigkeiten. Besonders beeindruckt war Marianne Bombach von den Manieren der Rotarmisten. Ein paar umgedrehte Mülltonnen benutzten sie als Tische. Auf den Tonnen lagen Spitzendeckchen, die anscheinend aus benachbarten Villen stammten. Die Soldaten sassen auf Stühlen, die sie sich irgendwo beschafft hatten, an den Mülltonnen und assen. Die Russen waren nur zu den Kindern nett, die Erwachsenen beachtetten sie kaum. Sie blieben nur einige Stunden und zogen dann weiter.

Dora Janssen und die Witwe des Burschen ihres Mannes hatten schreckliche Angst. Nachdem Major Janssen beim Einsteigen in sein Auto verwundet worden und sein Bursche ums Leben gekommen war, hatte Dora dessen unglückliche Frau aufgefordert, zu ihr zu ziehen. Die beiden sassen, völlig zerrüttet von Kummer und Furcht, im Keller, als Dora plötzlich «an der Wand einen riesigen Schatten auftauchen sah». Der Schatten hielt ein Gewehr in der Hand. «Es sah aus wie ein Gorilla mit einer Kanone in den Krallen, und die Gestalt hatte einen riesengrossen, unförmigen Kopf.» Es verschlug ihr vor Schreck den Atem. Dann trat der Russe, gefolgt von einem zweiten, in den Keller und befahl ihnen, mit hinauszukommen. Jetzt ist es soweit, dachte Dora Janssen. Die Russen führten die beiden Frauen vor die Haustür, drückten ihnen Besen in die Hände und deuteten auf den Schutt und die Glassplitter, die den Bürgersteig bedeckten. Die Frauen waren sprachlos. Ihre Überraschung und Erleichterung waren ihnen so deutlich anzumerken, dass die Russen laut lachten.

truppen unangenehmere Erfahrungen. Die Fürsorgerin Elisabeth Eberhard wurde um ein Haar erschossen. Sie arbeitete bei einer von Bischof Konrad von Preysing geleiteten katholischen Organisation und hatte jahrelang Juden versteckt. Den beiden ersten Russen begegnete sie in der Wohnung einer Freundin, bei der sie eben zu Besuch war. Als die beiden – ein junger blonder Offizier und eine Dolmetscherin, die eine Maschinenpistole in der Hand hielt – eintraten, läutete gerade das Telefon. Der elegante Offizier riss es Elisabeths Freundin, die es abnahm, aus der Hand. «Ihr seid Verräterinnen», liess er ihnen durch die Dolmetscherin sagen. «Ihr seid mit dem Feind in Verbindung.» Er führte die beiden Frauen in den Garten und befahl ihnen, sich an eine Mauer zu stellen. Dann sagte er ihnen, dass er sie erschiessen werde. Elisabeth, der vor Angst die Knie zitterten, schrie: «Wir haben auf euch gewartet! Wir sind immer gegen Hitler gewesen! Mein Mann hat aus politischen Gründen zwölf Jahre im Gefängnis gegessen!»

Die Dolmetscherin übersetzte ihre Worte. Langsam senkte der Offizier sein Gewehr. Er schien zutiefst bestürzt. Dann trat er auf Elisabeth Eberhard zu, nahm ihre rechte Hand und küsste sie. Elisabeth blieb dem Russen an Höflichkeit nichts schuldig; sie nahm sich zusammen und sagte so gelassen wie möglich: «Dürfen wir Sie beide zu einem Glas Wein einladen?»

Alles staunte über die Disziplin der russischen Kampftruppen. Dem Drogisten Hans Miede fiel auf, «dass es die sowjetischen Soldaten unterliessen, in Häuser zu schiessen, wenn sie sich nicht ganz sicher waren, dass sich deutsche Verteidiger darin versteckten». Helena Boese, die voll Angst auf die Russen gewartet hatte, erlebte die erste Begegnung mit einem Rotarmisten auf der Kellertreppe ihres Hauses. Er war «jung und hübsch und trug eine makellos saubere Uniform». Er sah sie wortlos an, als sie aus dem Keller trat, gab ihr durch Gesten zu verstehen, dass sie sich nicht zu fürchten brauche, und überreichte ihr einen Stock, an dem ein weisses Taschentuch befestigt war. Ilse Antz, die immer gedacht hatte, man werde die Berliner «den Russen wie Futter vorwerfen», schlief im Keller ihres Hauses in Wilmersdorf, als der erste Russe eintrat. Sie erwachte und starrte ihn erschrocken an, doch der junge, dunkelhaarige Soldat lächelte nur und sagte in gebrochenem Deutsch: «Warum Angst? Jetzt alles gut. Schlaf weiter.»

Es gab auch Berliner, die den russischen Truppen ohne jede Angst entgegensahen: die Juden. Ihnen war Angst seit Langem etwas Wohlvertrautes. Leo Sternfeld, der Tempelhofer Geschäftsmann, der von der Gestapo bei der Müllabfuhr eingesetzt worden war, hatte den Vormarsch der Russen Kilometer um Kilometer ungeduldig verfolgt. Der Halbjude Sternfeld hatte den ganzen Krieg über in Furcht und Spannung gelebt und ständig damit rechnen müssen, mit seinen Angehörigen in ein Konzentrationslager gebracht zu werden. Bis vor Kurzem noch hatte man die Familie Sternfeld deutlich fühlen lassen, dass sie im Luftschutzkeller unerwünscht war. Doch seit Beginn des Artilleriebeschusses hatte sich die Haltung der Nachbarn auffallend geändert. «Die anderen Hausbewohner», erinnert sich Sternfeld, «zerrten uns fast in den Schutzraum.»

Sternfeld war ausser sich vor Freude, als er in Tempelhof die ersten russischen Soldaten erblickte. Sie verhielten sich diszipliniert und friedlich, und Sternfeld betrachtete sie als Befreier. Ein russischer Bataillonskommandeur fragte ihn, ob es

ihm möglich sei, ihm in seinem Haus einen Raum zur Verfügung zu stellen, in dem er mit einigen Kameraden eine Feier veranstalten könne. «Sie können von mir haben, was Sie wollen. Am besten, Sie nehmen das Zimmer, in dem die Decke noch in Ordnung ist», sagte Sternfeld. Seine Wohnung war vor einigen Tagen zum Teil zerstört worden, als das nahegelegene Postamt in die Luft flog, doch drei Zimmer waren ihm geblieben. Zum Dank luden die Russen ihn, seine Familie und einige Freunde zu der Feier ein. Die Rotarmisten erschienen mit Körben voller Lebensmittel und Getränke, und bald war das Zimmer überfüllt. «Es kam mir vor», berichtet Sternfeld, «als stelle sich die gesamte russische Armee zu der Feier ein.» Die Soldaten tranken ungeheure Mengen Wodka. Dann begann der Bataillonskommandeur, der im Zivilleben ein berühmter Opernsänger war, zu singen. Sternfeld lauschte hingerissen. Zum erstenmal seit Jahren fühlte er sich frei.

Joachim Lipschitz verliess den Keller der Krügers in Karlshorst und ging den Rotarmisten entgegen. Er hatte in den langen Monaten, die er sich versteckt hielt, Russisch gelernt und bemühte sich nun stockend und unbeholfen, ihnen zu sagen, wer er war, und sich für die Befreiung zu bedanken. Zu seinem Erstaunen brüllten die Russen vor Lachen. Sie schlugen ihm übermütig auf die Schulter und sagten, sie freuten sich ebenfalls sehr, doch sein Russisch sei grauenhaft. Lipschitz nahm es ihnen nicht übel. Für ihn und Eleanore Krüger war die lange Wartezeit zu Ende. Sobald die Schlacht vorüber war, wollten sie heiraten. Und die Heiratsurkunde sollte, so sagte Eleanore Krüger, eine Bestätigung «unseres persönlichen Sieges über die Nazis sein. Wir hatten gesiegt, und nichts konnte uns mehr passieren\*.» Überall in den von den Russen überrannten Stadtteilen verliessen die Juden ihre Verstecke. Einige waren jedoch so verängstigt, dass sie sich, obwohl ihnen von den Nazis keine Gefahr mehr drohte, noch lange verbargen. Der zwanzigjährige Hans Rosenthal blieb bis zum Mai in seinem engen Bretterverschlag in Lichtenberg. Als er ihn schliesslich verliess, hatte er insgesamt achtundzwanzig Monate darin verbracht. In einigen Vierteln, in denen die Russen durch heftige Gegenangriffe vorübergehend zurückgeworfen wurden, mussten zahlreiche Juden, die sich bereits als befreit betrachteten, erneut in ihre Verstecke.

Ein seltsames Erlebnis hatte das Ehepaar Weltlinger in Pankow. Die beiden gehörten zu den ersten Berliner Juden, die befreit wurden. Der russische Offizier, der ihr Versteck in der Wohnung der Familie Möhring betrat, erschien Siegmund Weltlinger «wie ein Erzengel». Als der Offizier sie erblickte, rief er ihnen in gebrochenem Deutsch zu: «Russki nix Barbaren. Wir gut zu euch.» Er hatte früher einmal in Berlin studiert.

Dann geschah etwas Unvorhergesehenes. Als der Offizier und seine Leute das ganze Haus durchsuchten, fanden sie sechs Revolver und mehrere Uniformen. Die Bewohner wurden zusammengetrieben und mussten sich unten vor dem Haus an eine Mauer stellen. Siegmund Weltlinger trat vor und sagte: «Wir sind Juden.» Der junge Offizier schüttelte lächelnd den Kopf, machte eine Geste, als schnitte er sich die Kehle durch und sagte: «Keine Juden mehr am Leben.» Weltlinger be-

teuerte immer wieder, dass er Jude sei. Er sah die Leute an, die mit ihm an der Mauer standen. Noch wenige Wochen zuvor würden ihn viele von ihnen verraten haben, wenn sie ihn entdeckt hätten. Dennoch sagte Weltlinger mit klarer, lauter Stimme: «Das sind gute Leute. Sie haben alle geholfen, uns in diesem Haus zu verstecken. Bitte, tun Sie ihnen nichts. Diese Waffen haben Volkssturmänner weggeworfen.»

Damit rettete er sämtlichen Hausbewohnern das Leben. Deutsche und Russen fielen einander in die Arme. «Wir waren trunken vor Freude und Glück», berichtet Weltlinger. Der sowjetische Offizier brachte den Weltlingers Lebensmittel und Getränke und liess ihnen keine Ruhe, bis sie alles aufgegessen hatten. Den beiden wurde fast schlecht, denn sie waren es nicht mehr gewohnt, so ausgiebig zu essen. «Die Leute waren plötzlich ungemein freundlich zu uns», erinnert sich Weltlinger. «Man gab uns eine leere Wohnung und Lebensmittel und Kleider, und wir konnten endlich wieder an die frische Luft gehen und uns frei bewegen.»

Doch dann wurden die Russen durch einen Angriff der SS gezwungen, sich aus dem Viertel zurückzuziehen, und dieselben Leute, die Weltlinger am Tag zuvor gerettet hatte, verhielten sich plötzlich wieder feindselig. «Es war unglaublich», erinnert sich Weltlinger. Am nächsten Tag besetzten die Russen das Viertel wieder, und sie wurden erneut befreit, doch von einer anderen sowjetischen Einheit – und diesmal glaubten die Russen Weltlinger nicht, dass er Jude war. Ein Lastwagen holte sämtliche männlichen Hausbewohner zu einem Verhör ab. Als Weltlinger sich von seiner Frau verabschiedete, fragte er sich, ob ihm wohl nach all dem Schrecklichen, das sie durchgemacht hatten, nun auch noch ein so sinnloses Ende bevorstand. Man brachte sie an den nordöstlichen Stadtrand, wo sie einer nach dem andern in einem Keller verhört wurden. Weltlinger wurde in den Keller geführt und vor eine grelle Lampe gestellt. Hinter der Lampe, im Dunkeln, sassen an einem langen Tisch mehrere Offiziere. Er betonte wieder, dass er Jude sei und sich über zwei Jahre lang versteckt gehalten habe. Aus dem Dunkel kam eine Frauenstimme: «Beweisen Sie, dass Sie Jude sind.»

«Wie?» fragte er.

«Sagen Sie das jüdische Glaubensbekenntnis auf.»

Weltlinger blickte auf die schattenhaften Gesichter. Es herrschte tiefe Stille. Er bedeckte den Kopf mit der rechten Hand und sprach mit bebender Stimme eins der ältesten jüdischen Gebete, das *Sh'mah Yisroël*. Leise stimmte er auf hebräisch an:

«Höre, o Israel,  
Der Herr ist unser Gott,  
Der Herr ist einzig.»

Wieder kam aus dem Dunkel die Frauenstimme. «Sie können gehen», sagte sie. «Sie sind ein Jude und ein guter Mensch.» Sie sei selbst Jüdin, sagte die Frau. Am nächsten Tag war Weltlinger wieder mit seiner Frau vereint. «Unser Gefühl, als wir uns wiedersahen, lässt sich nicht beschreiben», sagte Weltlinger. Hand in Hand gingen sie in der Sonne, «frei und glücklich wie Kinder».

Falls Schwester Oberin Kunigunde Angst hatte, so war dies ihrem rundlichen, friedvollen Gesicht nicht anzumerken. Um Haus Dahlem tobte die Schlacht. Bei jedem Schuss, den die Panzer abfeuerten, erbebt das ganze Gebäude, und sogar in dem mit Sandsäcken geschützten Keller waren die Erschütterungen zu spüren. Die Oberin kümmerte sich jedoch nicht um das Rattern der Maschinengewehre und das Heulen der Granaten. Sie betete in dem kleinen, in eine Kapelle verwandelten Speisesaal. Für eine kurze Weile schien der Kampflärm abzunehmen. Eine Schwester trat in die Kapelle und flüsterte der knienden Oberin zu: «Die Russen sind da.»

Die Oberin bekreuzigte sich in aller Ruhe, stand auf, verbeugte sich und ging mit der Schwester hinaus. Die sowjetischen Soldaten hatten sich dem Haus von der Rückseite her, durch den Garten, genähert, grinsend zu den Küchenfenstern hereingeschaut und ihre Gewehre auf die Nonnen und Laienschwestern angelegt. Zehn von einem jungen Leutnant angeführte Soldaten erwarteten die Oberin. Man holte schnell die Köchin Lena, eine Ukrainerin, und bat sie, zu dolmetschen. Die Oberin, fand, dass der Offizier «sehr gut aussah und tadellose Manieren hatte.»

Er erkundigte sich nach Haus Dahlem. Die Oberin erklärte ihm, dass es ein Entbindungsheim, Krankenhaus und Waisenhaus sei. Lena fügte hinzu, dass es hier nur «Nonnen und kleine Kinder» gäbe. «Sind Soldaten oder Waffen hier?» fragte der Leutnant. Die Oberin erwiderte: «Nein, natürlich nicht.» Einige der Soldaten verlangten Uhren und Schmuck. Der Leutnant fuhr sie an, und sie wichen verlegen zurück.

Die Oberin sagte dem jungen Offizier, die in Haus Dahlem befindlichen Kinder, schwangeren Frauen und Schwestern müssten auf irgendeine Weise unter Schutz gestellt werden. Der Leutnant zuckte die Achseln und erklärte, dass er lediglich die Aufgabe habe, das Viertel vom Feind zu säubern und weiter vorzugehen.

Als die Russen das Haus verliessen, blieben einige der Soldaten vor der grossen Statue des Heiligen Michael – «Gottes Streiter gegen alles Böse» – stehen. Sie gingen um die Statue herum, strichen über die Falten des Gewandes und blickten zu dem Gesicht auf. Der Leutnant verabschiedete sich von der Oberin. Er schien irgendwie bedrückt. Er warf einen Blick auf seine Soldaten, die vor der Statue standen, und sagte dann zur Oberin:

«Das da sind gute, disziplinierte und anständige Soldaten. Aber die, die nach uns kommen, die uns nachrücken, das sind Schweine.»

Unaufhaltsam rückten die russischen Truppen vor. Widersprüchliche, offenbar von reinster Verzweiflung diktierte Befehle kamen aus dem Führerbunker, während das Reich und seine Hauptstadt immer mehr zusammenschrumpften. Kommandoposten wurden umbesetzt, eben erst erfolgte Ernennungen widerrufen, Befehle durch gegenteilige Anordnungen ausser Kraft gesetzt. Oberstleutnant von Dufving, Weidlings Stabschef, sagt darüber: «Die Verwirrung wurde zum Chaos; Befehlen folgten Gegenbefehle; und schliesslich kam es zur allgemeinen Auflösung.»

Das deutsche Kommandosystem brach praktisch zusammen. Je näher die westli-

chen Alliierten und die Russen aufeinander vorrückten, desto mehr verwirrten sich die Kompetenzen des für die Westfront zuständigen OKW mit denen des OKH, dem die Ostfront unterstand. General Erich Dethleffsen, der stellvertretende Stabschef des OKH, erhielt einen verzweifelten Hilferuf des Kommandanten von Dresden: Konjews Panzer, die nach Westen vorstiessen, um sich mit den Amerikanern zu vereinigen, näherten sich der Stadt. Man befahl dem Dresdner Kommandanten, seine sämtlichen Truppen auf das östliche Ufer der durch die Stadt fließenden Elbe zu verlegen. Zehn Minuten später wies das OKW ihn an, seine Truppen auf dem westlichen Ufer zu konzentrieren.

Es war überall das gleiche. Die Nachrichtenverbindungen fielen zunehmend aus. Das Hauptquartier des OKW, das sich jetzt in Rheinsberg, etwa achtzig Kilometer nordwestlich von Berlin befand, musste seinen gesamten Funkverkehr über eine einzige, an einem Fesselballon befestigte Sendeantenne abwickeln. In Berlin wurden jene Befehle Hitlers, die nicht telefonisch durchgegeben werden konnten, über die Funkanlage eines der beiden Flakbunker am Zoo weitergeleitet. Gerda Niedieck, die den Fernschreiber und das Dechiffriergerät in der Fernmeldezentrale von Turm G bediente, merkte, dass die Botschaften Hitlers fast alle den gleichen Inhalt hatten. Es waren wütende Anforderungen von Lageberichten – in den meisten Fällen an Verbände gerichtet, die gar nicht mehr existierten. Immer wieder rasselten die Fernschreiber seine Fragen herunter: «Wie ist Wencks Lage?» – «Wo ist Steiner?» – «Wo ist Wenck?» Manchmal war es zuviel für die vierundzwanzig Jahre alte Gerda, und die Tränen liefen ihr übers Gesicht, während sie an ihrem Fernschreiber sass und Hitlers Botschaften hinausgeschickte, seine Drohungen und Befehle, nach denen das sterbende Volk bis zum letzten Mann kämpfen sollte.

Nach sechsjährigem Krieg wurden endlich die Hauptquartiere des OKH und des OKW – deren Armeen einst eine Entfernung von fünftausend Kilometern getrennt hatte – zu einer Befehlsstelle zusammengelegt. Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel befahl die höchsten Offiziere beider Stellen zu sich und hielt eine Ansprache. «Unsere Truppen», sagte er mit grosser Zuversicht, «sind nicht nur bereit, zu kämpfen, sondern auch durchaus dazu in der Lage.» Er ging in dem neuen Gefechtsstand auf und ab; Generaloberst Alfred Jodl, der Chef des OKW-Führungsstabes, und General Erich Dethleffsen, der stellvertretende Stabschef des OKH, folgten ihm mit den Augen. Ebenso optimistisch hatte Keitel am 24. April Hitler die Lage dargestellt, kurz bevor der Führer seinen obersten Offizieren befohlen hatte, die Hauptstadt zu verlassen und für Aktionen zur Entlastung Berlins zu sorgen. Dethleffsen hatte an dieser Besprechung im Führerbunker teilgenommen. Als er eintraf, bot sich ihm ein völliges Durcheinander. Am Eingang stand kein Posten. Zu seinem Erstaunen stiess er auf etwa zwanzig Arbeiter, die hinter der Bunkertür Deckung gesucht hatten: Man hatte sie angewiesen, wegen des Artilleriefeuers einen vom Parkplatz zum Eingang führenden Graben auszuheben, doch infolge des starken Beschusses konnten sie nicht damit beginnen. Er ging die Treppe hinunter und stellte fest, dass auch in dem Vorraum keine Posten standen. Niemand durchsuchte seine Aktentasche oder «kontrollierte ihn auf Waffen». Er hatte den Eindruck «allgemeiner Auflösung».



In dem kleinen Raum vor Hitlers Besprechungszimmer standen leere Gläser und halb volle Flaschen herum. Es schien Dethleffsen, «als habe man den soldatischen Grundsatz, die Ruhe zu bewahren und dadurch das Ausbrechen einer Panik zu verhindern, gänzlich ausser Acht gelassen». Alle waren nervös und gereizt – nur die Frauen nicht. «Die Sekretärinnen, das weibliche Personal... Eva Braun und Frau Goebbels und ihre Kinder... waren liebenswürdig und freundlich und beschämten durch ihr Verhalten die meisten der anwesenden Männer.»

Keitel hatte Hitler kurz Bericht erstattet. «In rosigster Weise», erinnert sich Dethleffsen, «stellte er die Stimmung bei der Armee Wenck und die Aussichten auf die Befreiung Berlins dar.» Dethleffsen fiel es schwer zu beurteilen, «wie sehr Keitel seinen eigenen Worten glaubte: vielleicht gab er sich nur deshalb so optimistisch, um den Führer nicht zu belasten».

Doch jetzt, vor den obersten Offizieren des OKH-OKW, gab er ähnliches von sich. Ständig auf und ab gehend sagte er: «An unseren Niederlagen ist nur mangelnde Courage schuld, mangelnder Einsatzwille bei den höheren und mittleren Befehlsstellen.» Es war fast, als sei es Hitler selbst, der das sprach. Wieder einmal konnte Dethleffsen feststellen, dass Keitel «ein getreuer Schüler seines Meisters» war. Dabei merkte man seinen begeisterten Ausführungen über die bevorstehende Befreiung Berlins an, «dass er sich über die katastrophale Lage der Truppen nicht im mindesten klar war». Keitel redete und redete: Alles werde gut gehen; man werde den russischen Ring um Berlin aufbrechen; man werde den Führer befreien

...

Reichsmarschall Hermann Göring befand sich in Bayern in einer absurden Lage: Er stand, bewacht von SS-Posten, unter Hausarrest.

General Koller, der Generalstabschef der Luftwaffe, hatte sich nach der entscheidenden Lagebesprechung bei Hitler am 22. April zu Göring nach Bayern begeben. Nachdem Koller ihm mitgeteilt hatte, dass Hitler «zusammengebrochen» sei und gesagt habe: «Wenn's aufs Verhandeln ankommt, das kann der Reichsmarschall besser als ich», hatte Göring gehandelt und dem Führer ein sehr sorgsam abgefasstes Telegramm geschickt. «Mein Führer», telegrafierte er, «sind Sie einverstanden, dass ich nach Ihrem Entschluss, in der Festung Berlin auszuharren, auf Grund des Gesetzes vom 29.6.41 nunmehr die Gesamtführung des Reiches mit allen Vollmachten nach innen und aussen übernehme? Wenn ich bis 22 Uhr keine Antwort erhalte, nehme ich an, dass Sie Ihrer Handlungsfreiheit beraubt sind, und werde ich die Bedingungen Ihres Gesetzes als gegeben betrachten und nach eigenem Ermessen aufs Beste für die Interessen unseres Landes und Volkes handeln. Was ich in dieser schwersten Stunde meines Leben empfinde, kann ich nicht aussprechen. Der Herrgott schütze Sie, und ich hoffe, dass Sie doch noch aus Berlin hierherkommen.»

Die Antwort, die Göring umgehend erhielt, war zweifellos von seinem Erzfeind, dem ehrgeizigen Martin Bormann, inspiriert. Hitler beschuldigte ihn des Hochverrates und teilte ihm mit, er werde ihn erschiessen lassen, wenn er nicht sofort alle seine Ämter niederlege. Am Abend des 25. April meldete der Berliner Rundfunk, Reichsmarschall Görings Herzerkrankung sei in ein akutes Stadium getre-

ten. Er habe deshalb darum ersucht, ihn des Kommandos über die Luftwaffe und aller damit verbundenen Pflichten zu entbinden. Der Führer sei diesem Ersuchen nachgekommen. Seiner Frau Emmy gegenüber äusserte Göring, er finde das Ganze lächerlich. Schliesslich werde er doch die Verhandlungen führen müssen. Der Baronin von Schirach erzählte sie später, Göring habe sich sogar noch Gedanken gemacht, «welche Uniform er bei seinem ersten Zusammentreffen mit Eisenhower tragen solle».

Während Berlin brannte und das Reich im Sterben lag, hatte der einzige Mann, den Hitler keines Verrates für fähig hielt, Görings Bestrebungen, die Macht an sich zu reissen, bereits überboten.

In Washington wurde General John Edwin Hull, der diensttuende Stabschef der Operationsabteilung der US-Armee, am Nachmittag des 25. April ins Büro von Generalstabschef George C. Marshall im Pentagon gerufen. Marshall teilte ihm mit, Präsident Truman sei vom Weissen Haus zum Pentagon unterwegs, um über das Chiffriertelefon mit Winston Churchill zu sprechen. Über den Grafen Folke Bernadotte, den Leiter des Schwedischen Hilfswerks, sei ein deutsches Verhandlungsangebot eingetroffen. Die Friedensfühler habe kein Geringeres ausgestreckt als der Mann, den Hitler den «treuen Heinrich» nannte – Heinrich Himmler. Man nahm an, dass der amerikanische Botschafter in Schweden die geheimen Vorschläge chiffriert an das State Department gekabelt hatte. Marshall bat Hull, beim State Department nachzufragen, ob das Kabel schon eingetroffen sei. «Ich rief Dean Acheson an», berichtet Hull, «und dieser sagte mir, dass er nichts von einem Kabel mit Himmlers Vorschlägen wüsste. Es stellte sich dann heraus, dass das Kabel eben erst beim State Department eingegangen war und dass es noch niemand gesehen hatte.»

Dann kam Truman und sprach um 15 Uhr 10 vom Telefonraum des Pentagons aus mit dem englischen Premier.

«Als der Präsident ans Telefon ging», erinnert sich Hull, «hatte er keine Ahnung, wie die deutschen Vorschläge aussahen.» Churchill fragte ihn sofort: «Was halten Sie von der Botschaft?» Der Präsident erwiderte: «Sie wird mir eben erst vorgelegt.»

Churchill las ihm das Schriftstück, das er vom britischen Botschafter in Schweden, Sir Victor Mailet, erhalten hatte, vor. Himmler wünsche, so sagte er Truman, sich mit General Eisenhower zu treffen und zu kapitulieren. Der SS-Führer teile mit, dass Hitler schwerkrank und möglicherweise sogar schon tot sei – auf jeden Fall habe er wohl nur noch wenige Tage zu leben. Es bestehe kein Zweifel, dass Himmler tatsächlich zu kapitulieren wünsche – jedoch nur gegenüber den westlichen Alliierten, nicht gegenüber den Russen. «Was geschieht», habe Bernadotte Himmler gefragt, «wenn die westlichen Alliierten Ihr Angebot ablehnen?» Himmler habe erwidert: «In diesem Fall übernehme ich das Kommando eines Bataillons an der Ostfront und falle im Kampf.» Hull, der an einem anderen Apparat das Gespräch verfolgte, hörte, wie Churchill fragte: «Nun, was halten Sie davon?»

Der neue amerikanische Präsident, der erst dreizehn Tage im Amt war, antwor-

tete ohne Zögern: «Das ist unannehmbar», sagte er. «Es wäre unehrenhaft, denn wir haben mit den Russen vereinbart, keinen Separatfrieden zu schliessen.» Churchill war der gleichen Meinung. Er schrieb später: «Ich erklärte ihm (Truman), wir seien der Ansicht, dass eine Kapitulation nur bedingungslos und allen drei Mächten gegenüber erfolgen könne.» Als sowohl Churchill wie Truman Stalin über Himmlers Angebot und ihre Antwort darauf unterrichteten, bedankte der Sowjetführer sich bei beiden und versicherte ihnen in gleichlautenden Antworten, die Rote Armee werde «im Interesse unserer gemeinsamen Sache den Druck auf Berlin fortsetzen».

Lieutenant Albert Kotzebue von der 69. US-Division fuhr mit seinem Jeep auf einen Bauernhof zu. Das Anwesen kam ihm verdächtig ruhig vor. Er stieg aus, befahl seinem sechszwanzig Mann starken Spähtrupp, zu warten und ging allein auf das Haus zu.

In diesem ganzen Landstrich an der Elbe herrschte eine seltsame Ruhe. In den Dörfern hingen weisse Fahnen aus den Fenstern, doch nichts rührte sich; die Bewohner standen hinter den Haustüren. Kotzebue hatte mit verschiedenen Bürgermeisterern gesprochen, die ihm alle das gleiche sagten: Die Russen kämen, und sie rechneten damit, dass man sie umbringen und ihre Frauen vergewaltigen werde.

Kotzebue näherte sich vorsichtig der Vorderfront des Hauses. Die Tür stand halb offen. Er stiess sie mit dem Gewehrkolben ganz auf. Sie drehte sich quietschend in den Angeln, und Kotzebue starrte hinein. Um den Esstisch sass der Bauer mit seiner Frau und seinen drei Kindern. Es war ein friedvolles, anheimelndes Bild, doch dann sah er, dass sie alle tot waren. Sie mussten entsetzliche Angst gehabt haben, denn sie hatten sich vergiftet.

Er winkte seine Männer herbei und sprang wieder in seinen Jeep. Sie fuhren weiter auf die Elbe zu, und kurz bevor sie den Fluss erreichten, hatte Albert Kotzebue ein Erlebnis, das in die Geschichte eingehen sollte. In dem Dorf Leckwitz kam ihnen ein Mann in einer merkwürdigen Uniform auf einem Pony entgegen. Als sie an ihm vorbeifuhren, drehte sich der Mann im Sattel um und sah Kotzebue an. Der Lieutenant blickte zurück und hielt an. Kotzebue und der Mann auf dem Pferd waren um die halbe Welt marschiert, um sich an dieser Stelle zu treffen. Der amerikanische Lieutenant war auf den ersten Russen gestossen.

Einer seiner Männer, der Russisch konnte, sprach den Reiter an. Ja, er sei Russe, sagte er. «Wo ist seine Einheit?» fragte Kotzebue. Der Mann erwiderte knapp: «An der Elbe.» Die Patrouille fuhr zum Fluss weiter. Der Mann blickte ihnen nach. Am Fluss fand Kotzebue ein Boot und setzte mit einigen seiner Männer, die Gewehre als Ruder benutzend, zum anderen Ufer über. Als sie ausstiegen, sah Kotzebue, dass der Uferstreifen Hunderte von Metern weit mit toten Zivilisten – Männern, Frauen und Kindern – bedeckt war. Umgekippte Planwagen und Fuhrwerke standen herum; überall waren Gepäck- und Kleidungsstücke verstreut. Nichts liess erkennen, wie es zu diesem Gemetzel gekommen war. Gleich darauf trafen die Amerikaner die erste Gruppe russischer Soldaten. Kotzebue

salutierte, die Rotarmisten ebenfalls. Es war kein freudiges Treffen; sie fielen einander nicht in die Arme oder klopften sich auf die Schultern. Sie standen nur da und sahen einander an. Die Zeit: 25. April, 13 Uhr 30. Die westlichen und östlichen Alliierten hatten sich in der Nähe der kleinen Stadt Strehla vereinigt. Um 16 Uhr 40 stiess Lieutenant William D. Robinson von der 69. Division bei Torgau an der Elbe, etwa dreissig Kilometer weiter nördlich, ebenfalls auf eine Gruppe Rotarmisten. Er nahm vier russische Soldaten zu seinem Gefechtsstand mit. Dieses Treffen wurde später zur offiziellen Vereinigung erklärt. Männer der 1. US-Armee unter General Hodges und der 1. Ukrainischen Front unter Marschall Konjew hatten Hitlers Reich in zwei Teile zerspalten. Und am gleichen Tag – die genaue Zeit ist nicht festzustellen – schloss sich der Kreis um Berlin.

Die gesamte nördliche Flanke der 9. Armee war zusammengebrochen. Die eingekesselten Einheiten wurden Tag und Nacht von den Russen bombardiert. Die Versorgungslage war katastrophal. Die Luftwaffe versuchte Abwürfe aus der Luft durchzuführen, doch es klappte nicht. Es gab für die Aktion nicht genügend Flugzeuge und für die Flugzeuge nicht genügend Treibstoff, und das, was abgeworfen wurde, ging an falscher Stelle nieder. Trotz allem kämpfte die 9. Armee verbissen und bemühte sich, zu Wencks 12. Armee durchzubrechen.

Inzwischen hatte Heinrici die Wahrheit über Wencks Armee erfahren: Entgegen Krebs' Versicherungen verfügte sie über so gut wie keine Kampfkraft. Er hatte Krebs wütend angerufen und ihm vorgeworfen, ihn wesentlich falsch informiert zu haben. «Das ist eine Geisterarmee», hatte Heinrici ihn angebrüllt. «Sie hat einfach nicht genug Kraft, um zur 9. durchzustossen, sich mit ihr zu vereinigen und zur Entsetzung Berlins nach Norden vorzurücken. Wenn die beiden Armeen sich treffen, wird von ihnen nicht mehr viel übrig sein – das wissen Sie ganz genau!»

Von der Heeresgruppe Weichsel war praktisch nur noch Manteuffels 3. Panzerarmee übrig. Manteuffel leistete erbitterten Widerstand, doch der Mittelabschnitt gab bereits gefährlich nach. Noch schlimmer war, dass Schukows Panzer, die entlang der südlichen Flanke vorstiessen, jetzt nach Norden schwenken und Manteuffel einschliessen konnten. Die einzige Truppe, die ihnen im Weg stand, war der Haufen des SS-Obergruppenführers Felix Steiner.

Hitlers Plan zur Befreiung Berlins sah vor, dass Steiner in südlicher Richtung angreifen und den Russen von der einen Seite her den Weg zur Stadt versperren sollte; zugleich sollten die 9. und 12. Armee gemeinsam von der anderen Seite aus nordwärts vorstossen. Theoretisch schien dieser Plan einleuchtend. Praktisch war er nicht durchführbar. Vor allem scheiterte er an Steiner. «Er erklärte immer wieder unter allen möglichen Vorwänden, nicht angreifen zu können», berichtet Heinrici. «Allmählich bekam ich den Eindruck, dass irgendetwas nicht stimmte.» Der Kommandeur der Heeresgruppe Weichsel wusste, dass Steiner nicht über genügend Truppen verfügte, um Hitlers Befehl Folge zu leisten und bis Spandau vorzustossen; doch Heinrici wollte, dass er trotzdem einen Angriff unternahm. Steiner war auf jeden Fall stark genug, um Schukows Vorstoss zu verzögern.

Wenn dies gelang, konnte er vielleicht verhindern, dass Manteuffel von den Russen eingekreist wurde. Es würde Heinrici die Zeit verschaffen, die er brauchte, um Manteuffels Truppen Schritt für Schritt zur Elbe zurückzunehmen. Es gab keine andere Möglichkeit mehr, seine Männer zu retten; der völlige Zusammenbruch des Reiches stand ohne Zweifel kurz bevor. Heinrici hatte auf eine Karte fünf von der Oder aus westwärts gestaffelte, von Norden nach Süden verlaufende Rückzugslinien eingezeichnet. Die erste hiess «Wotan», die zweite «Uecker»; die übrigen waren numeriert. Der Abstand zwischen den Linien betrug jeweils fünfundzwanzig bis dreissig Kilometer. Manteuffel stand jetzt an der «Wotan»-Linie. Die Frage war, wie lange er sich dort halten konnte.

Am Morgen des 25. April besuchte Heinrici Manteuffel an seinem Abschnitt. Sie gingen in den kleinen Garten hinter Manteuffels Gefechtsstand. Der Kommandeur der 3. Panzerarmee sagte leise: «Ich kann die Linie nicht mehr lange halten.» Er starrte vor sich auf den Boden. «Wie kann man das auch von mir erwarten – ohne Panzer, ohne Panzerabwehrgeschütze, mit unerfahrenen, völlig erschöpften Truppen?»

«Wie lange noch?»

Manteuffel schüttelte den Kopf.

«Vielleicht einen Tag.»

Durch Rauch- und Staubwolken flatterten von einem Flugzeug, das über der verwüsteten Stadt kreiste, Flugblätter herab. Charlotte Richter in Wilmersdorf hob eins auf. Sein Text lautete: «Haltet durch! General Wenck und General Steiner kommen Berlin zu Hilfe.»

Was war mit Steiner los? Heinrici fand ihn im Gefechtsstand der 25. Panzergranadierdivision bei Nassenheide im Gespräch mit Jodl. Die beiden hatten bereits den Angriffsplan Steiners durchgesprochen und informiert Heinrici. Dann lenkte Steiner das Gespräch auf die Verfassung seiner Truppen. «Hat einer von Ihnen meine Einheiten gesehen?» fragte er.

Jodl sagte: «Sie sind in bester Verfassung. Ihre Moral ist ausgezeichnet.»

Steiner sah Jodl erstaunt an.

«Steiner», fragte Heinrici, «warum greifen Sie nicht an? Warum schieben Sie den Angriff immer wieder hinaus?»

«Das hat einen sehr einfachen Grund», sagte Steiner. «Ich habe dazu nicht genug Truppen. Es besteht nicht die mindeste Aussicht auf einen Erfolg.»

«Wie stark sind Sie?» fragte Heinrici geduldig.

Insgesamt, antwortete Steiner, verfüge er über fünf Bataillone, mitgerechnet Teile einer SS-Polizeidivision – ausserdem über die 25. Panzerdivision und die 3. Marinedivision. «Mit den Marineleuten ist nichts anzufangen», sagte Steiner. «Auf See sind sie bestimmt hervorragend, aber für diese Art Kampf sind sie nie ausgebildet worden. Ich habe kaum Artillerie, sehr wenig Panzer und nur ein paar Flakgeschütze.»

Er schwieg einen Moment. «Ich will Ihnen sagen, was ich habe: einen lächerlichen bunten Haufen, der nie bis Spandau durchkommen wird.»

«Steiner», sagte Heinrici kühl, «Sie müssen angreifen – Ihrem Führer zuliebe.» Steiner starrte ihn nur wortlos an. «Er ist doch auch Ihr Führer!» schrie er. Als Heinrici mit Jodl ging, war ihm klar, dass Steiners Angriff nicht durchschlagen würde.

Einige Stunden später schrillte im Gefechtsstand der Heeresgruppe Weichsel in Birkenhain das Telefon. Heinrici nahm den Hörer ab. Es war Manteuffel. Seine Stimme klang entschlossen. «Sie müssen mir erlauben, mich von Stettin und Schwedt abzusetzen», sagte er. «Ich kann mich nicht länger halten. Wenn ich mich nicht sofort zurückziehe, werde ich eingeschlossen.»

Nur einen Moment lang dachte Heinrici an die Weisung, die Hitler im Januar seinen Befehlshabern erteilt hatte. Danach waren sie «Hitler persönlich verantwortlich» und durften ohne seine ausdrückliche Zustimmung weder Truppen zurückziehen noch Stellungen aufgeben. Dann sagte Heinrici: «Ziehen Sie sich zurück. Haben Sie verstanden? Ziehen Sie sich zurück, habe ich gesagt. Und hören Sie, Manteuffel. Räumen Sie zugleich die Festung Stettin.»

Er blieb in seinem Schafspelz und seinen altmodischen Gamaschen einen Augenblick in Gedanken versunken am Schreibtisch stehen. Er war jetzt über vierzig Jahre Soldat und wusste, dass damit seine Karriere zu Ende war. Dann liess er Oberst Eismann und seinen Stabschef holen. «Teilen Sie dem OKW mit», sagte er, «dass ich der 3. Panzerarmee befohlen habe, sich zurückzuziehen.» Einen Augenblick lang überlegte er. Dann fügte er hinzu: «Wenn das OKW die Nachricht erhält, wird es für einen Gegenbefehl zu spät sein.»

Er sah Trotha und seinen alten Freund Eismann an und erklärte ihnen, nach welchem Grundsatz er von jetzt an zu handeln gedachte. Er werde, sagte er, nie wieder Truppen unnötig in Gefahr bringen und sich lieber zurückziehen als nutzlos Menschenleben opfern. «Was meinen Sie dazu?» fragte er. Eismann schlug vor, Manteuffel sofort zu befehlen, «sich auf die Uecker-Linie zurückzuziehen und im Gebiet der Mecklenburger Seen . . . auf die Kapitulation zu warten». Trotha wollte hiervon nichts wissen. Er wies darauf hin, dass Hitler gesagt hatte, er werde nie kapitulieren. Er fügte hinzu: «Wir können die Befehle des OKW nicht ohne Weiteres missachten.»

Heinrici erwiderte ruhig: «Ich weigere mich, solche selbstmörderischen Befehle weiterhin auszuführen. Sie können in der Lage, in welcher sich die Heeresgruppe befindet, weder Hitler noch der Bevölkerung Berlins nützen oder am Ausgang dieses Krieges etwas ändern. Ich bin es meinen Truppen schuldig, mich solchen Befehlen zu widersetzen, denn ich habe vor dem deutschen Volk und vor Gott die Verantwortung für meine Soldaten zu tragen.»

Achtundvierzig Stunden später konnte sich Keitel von Heinricis Rückzugsbefehl an Manteuffel mit eigenen Augen überzeugen, als er durch den Abschnitt der 3. Panzerarmee fuhr, um sich zu einer Lagebesprechung zu begeben, zu der er Heinrici und Manteuffel an eine Strassenkreuzung südlich von Neubrandenburg bestellt hatte.

Als Heinrici und Manteuffel an der Kreuzung aus ihren Wagen stiegen, sahen

sie, dass Keitel mit seinem Gefolge bereits da war. Hitlers Generalstabschef konnte seinen Zorn nur mühsam unterdrücken; sein Gesicht war düster, und er klopfte sich mit dem Marschallstab ununterbrochen auf die offene Handfläche. Manteuffel begrüßte ihn. Heinrici salutierte. Keitel schrie ihn sofort an: «Wie kommen Sie dazu, diesen Rückzugsbefehl zu erteilen? Sie sollten an der Oder stehenbleiben! Hitler hat Ihnen befohlen, die Front zu halten! Er hat Ihnen befohlen, sich nicht von der Stelle zu rühren!» Er deutete mit dem Finger auf Heinrici. «Und Sie! Sie haben den Rückzug befohlen!»

Heinrici sagte nichts. Als Keitels Erregung sich gelegt hatte, erläuterte ihm Heinrici, laut Manteuffel, «in aller Ruhe und mit völlig einleuchtenden Argumenten die Lage». Heinrici sagte: «Herr Generalfeldmarschall, mit den Truppen, die ich habe, kann ich die Oderfront nicht halten. Ich denke nicht daran, meine Soldaten sinnlos zu opfern. Wir werden uns sogar noch weiter zurückziehen müssen.»

Da mischte sich Manteuffel ein. Er versuchte die taktische Situation, die zu dem Rückzug geführt hatte, zu erklären. «Ich muss Ihnen leider sagen», schloss er, «dass Generaloberst Heinrici recht hat. Wenn ich keine Verstärkung bekomme, muss ich mich noch weiter zurückziehen. Ich bin hierhergekommen, um festzustellen, ob ich welche bekomme oder nicht.»

Keitel explodierte. «Es gibt keine Reserven mehr!» schrie er. «Was ich jetzt sage, ist ein Befehl des Führers: Der südliche Flügel muss zum Gegenangriff antreten. Sie sollen angreifen!»

«Herr Generalfeldmarschall», sagte Heinrici, «solange ich das Kommando habe, werde ich Manteuffel diesen Befehl nicht erteilen.»

Manteuffel sagte: «Herr Generalfeldmarschall, die 3. Panzerarmee hört auf General Hasso von Manteuffel.»

Keitel verlor völlig die Beherrschung. «Er bekam einen derartigen Wutanfall», erinnert sich Manteuffel, «dass weder Heinrici noch ich verstanden, was er sagte.» Schliesslich schrie er: «Sie tragen vor der Geschichte die Verantwortung für diese Aktion!»

Jetzt konnte Manteuffel nicht mehr an sich halten. «Die Manteuffels haben Preussen zweihundert Jahre lang gedient und stets für ihre Handlungen die Verantwortung übernommen. Ich, Hasso von Manteuffel, nehme diese Verantwortung freudig auf mich.»

Keitel fuhr zu Heinrici herum. «Schiessen Sie dazwischen! Dann wird die Armee stehen!»

Heinrici wandte sich um, deutete auf die Strasse. Im Flüchtlingstreck auf der Strasse näherte sich ein klappriger Einspanner, auf dem zwei völlig erschöpfte Luftwaffen Soldaten sassen. Heinrici liess sie von seinem Fahrer anhalten und herbringen. Dann sagte er zu Keitel: «Hier haben Sie Gelegenheit, ein Beispiel zu geben. Erschiessen Sie diese Männer.» Keitel erstarrte. Er murmelte etwas wie «Festnehmen die beiden. Kriegsgericht!» und stelzte zu seinem Wagen.

Heinrici brauchte zu der Fahrt zu seinem Gefechtsstand – normalerweise zwanzig Minuten – drei Stunden, denn die Strassen waren allenthalben von zurückgehenden Soldaten und fliehenden Zivilisten verstopft. Als er endlich ankam, fand er ein Fernschreiben von der Marine vor, dass der Hafen Swinemünde für sie bedeu-



tungslos und unbrauchbar geworden sei und aufgegeben werden könne. Er wusste, dass sich 15'000 halb ausgebildete, kaum bewaffnete Rekruten in der Stadt befanden, die in wenigen Stunden von den Russen eingeschlossen sein konnte. Die halbe Nacht versuchte er, beim OKH anzurufen, doch erst gegen Morgen kam die Verbindung zustande.

Er setzte Keitel die Lage in Swinemünde auseinander und sagte: «Ich bin für die 15'000 wehrlosen Rekruten verantwortlich. Sie müssen aus der Stadt, ehe es zu spät ist.»

Das folgende Gespräch sollte für Heinrici das Ende seiner Laufbahn bedeuten. Keitel erwiderte ihm: «Sie haben keine Verantwortung zu tragen, Sie haben Befehle auszuführen. Ich brauche Sie nicht erst darauf aufmerksam zu machen, welche Folgen die Verweigerung eines Befehls im Kriege hat.»

«Unter diesen Umständen», erwiderte Heinrici knapp, «darf ich Sie davon in Kenntnis setzen, dass ich hiermit mein Kommando niederlege.»

Am anderen Ende der Leitung herrschte Stille. Dann sagte Keitel trocken und abgehakt: «Herr Generaloberst Heinrici, auf Grund der mir vom Führer verliehenen Vollmachten enthebe ich sie augenblicklich des Kommandos über die Heeresgruppe Weichsel. Halten Sie sich auf Ihrem Gefechtsstand zur Verfügung.»

Als Manteuffel von dem Vorgang erfuhr, meinte er, die Sache sei mit der Entlassung bestimmt nicht beigelegt. Er bot Heinrici an, ihn «bis zum Ende» unter seinen Schutz zu stellen, doch Heinrici lehnte ab.

Von allen Seiten strömten die Russen in die Stadt. Sie warfen die schwachen Verteidigungseinheiten zurück und besetzten einen Bezirk nach dem anderen. An einigen Stellen rannten schlecht bewaffnete Volkssturmmänner einfach davon. Hitlerjugend, Volkssturm, Polizei und Feuerwehr kämpften Seite an Seite, doch unter verschiedenen Kommandeuren, die häufig widersprüchliche Befehle erteilten. Viele hatten keine Ahnung, wo sich ihre Offiziere befanden. General Weidling, der neue Stadtkommandant von Berlin, hatte die wenigen erfahrenen Soldaten, die von seinem zerschlagenen LVI. Panzerkorps noch übrig waren, zur Verstärkung des Volkssturms und der Hitlerjugend auf die einzelnen Verteidigungsabschnitte verteilt, doch wenig damit erreicht.

Zehlendorf fiel nach kurzem Widerstand. Hitlerjungen und Volkssturmmänner, die das Rathaus zu verteidigen suchten, wurden schnell überwältigt; der Bürgermeister hängte eine weisse Fahne heraus und beging Selbstmord. In dem vor Hitlers Machtergreifung stark kommunistischen Bezirk Weissensee wurde in einigen Vierteln sofort kapituliert. Rote Fahnen erschienen in den Fenstern. Auf vielen waren in der Mitte grosse runde Flecke – man hatte schnell die Hakenkreuze entfernt. Pankow konnte zwei, der Wedding drei Tage gehalten werden. Einige kleine Widerstandsnester kämpften verbissen, doch zusammenhängenden Widerstand gab es nirgends.

Unter den russischen Panzern zerbrachen die Barrikaden wie Streichholzschachteln. Die Rotarmisten rollten mit ihren Kampfwagen durch die Strassen und zerschossen die Häuser lieber gleich, statt sie von Soldaten nach Scharfschützen durchsuchen zu lassen. Die Rote Armee verschwendete keine Zeit. Hindernisse wie

Strassenbahnwagen oder mit Steinen beladene Fahrzeuge wurden mit Nahschüssen in die Luft gejagt. Wo die Russen auf hartnäckigen Widerstand stiessen, umgingen sie ihn. In Wilmersdorf und Schöneberg drangen sie in Nebengebäude von Häusern ein, in denen sich deutsche Verteidiger verschanzt hatten, und bahnten sich mit Panzerfäusten einen Weg durch die Keller. Von hinten erledigten sie dann die Deutschen.

Ein riesiges Aufgebot an Artillerie nahm Meter um Meter die inneren Bezirke unter Beschuss. Sobald ein Viertel erobert war, rückte die russische Artillerie nach und brachte ihre Geschütze und Stalinorgeln, die schon an der Oder und Neisse im Einsatz gewesen waren, in Stellung. Auf den Flugplätzen Tempelhof und Gatow standen sie Rohr an Rohr, ebenso im Grünewald, im Tegeler Forst, in Parks und auf grossen Plätzen – sogar in Gärten von Wohnhäusern. Reihenweise säumten Stalinorgeln die Hauptdurchfahrtsstrassen und überschütteten ganze Viertel mit einem unablässigen Strom glühender Geschosse. «Es gab so viele Brände, dass es abends gar nicht finster wurde», erinnert sich der damalige Volkssturmmann Edmund Heckscher. «Man hätte bei ihrem Schein Zeitung lesen können, wenn man eine gehabt hätte.» Der zur Feuerwehr\* eingezogene Chemiker Dr. Wilhelm Nolte sah, wie sowjetische Beobachtungsflugzeuge das Artilleriefeuer auf die Löschtrupps lenkten, welche die Brände bekämpften. Hermann Hellriegel, der kurz vorher zum Volkssturm eingezogen worden war, wurde von einer neben ihm einschlagenden Granate in einen Krater geschleudert. Als er wieder zu sich kam, bemerkte er zu seinem Entsetzen, dass er auf drei toten Soldaten lag. Der achtundfünfzigjährige Volkssturmmann, in Zivil Handelsvertreter, kletterte aus dem Loch und lief nach Hause.

Auf den Strassen, durch welche die Russen in die Innenstadt vordrangen, sah man Uniformen und Armbinden liegen, die flüchtende Volkssturmmänner weggeworfen hatten. Einige Einheiten wurden von ihren Kommandeuren aufgelöst. Im Olympiastadion auf dem Reichssportfeld rief der Volkssturmbataillonsführer Karl Ritter von Halt die Überlebenden eines erbitterten Gefechts zusammen und schickte sie nach Hause. Die meisten Männer waren ohnedies nicht einsatzfähig; man hatte ihnen für ihre deutschen Gewehre italienische Munition gegeben. «Ich konnte sie nur heimschicken», berichtete von Halt später, «oder ihnen befehlen, mit Steinen auf die Russen zu werfen.»

Immer mehr Soldaten desertierten. Feldwebel Helmut Volk dachte nicht daran, sein Leben für den Führer hinzugeben. Man hatte Volk, der als Zahlmeister bei der Abwehr arbeitete, ein Gewehr in die Hand gedrückt und ihn im Grünewald Wache schieben lassen. Als er hörte, dass seine Einheit in die Nähe der Reichskanzlei verlegt werden sollte, floh er und schlug sich zu seiner Wohnung in der

\* Ein Teil der Löschfahrzeuge, die am 22. April die Stadt verlassen hatten, war auf Befehl des Chefs der Berliner Feuerwehr, Generalmajor Walter Goldbach, wieder zurückgekehrt. Angeblich hatte Goebbels angeordnet, sie aus Berlin herauszuschaffen, damit sie nicht den Russen in die Hände fielen. Als Goldbach erfuhr, dass er verhaftet werden sollte, weil er Goebbels' Befehl zuwidergehandelt hatte, unternahm er einen Selbstmordversuch, der misslang. Aus einer Gesichtswunde blutend, wurde er von SS-Leuten festgenommen und erschossen.

Uhlandstrasse durch. Seine Familie war über sein Auftauchen nicht gerade begeistert; mit seiner Uniform brachte er sie alle in Gefahr. Volk zog sich umgehend Zivilsachen an und versteckte die Uniform im Keller – gerade noch rechtzeitig, denn gleich darauf besetzten sowjetische Einheiten das Viertel.

In einem Gefechtsstand an der Frey-Brücke hatte der Gefreite Willi Thamm eine Bemerkung gehört, die ihn bewog, bis zum Ende bei seiner Einheit zu bleiben. Ein Leutnant war zur Berichterstattung bei Thamms Hauptmann erschienen und hatte bei einer Tasse Kaffee und einem Schnaps erzählt.

«Stellen Sie sich das vor!» sagte er, «heute haben sich drei meiner Leute unerlaubt von der Einheit entfernt.»

«Was haben Sie mit ihnen gemacht?» fragte der Hauptmann. Der Leutnant nahm einen Schluck Kaffee und sagte: «Ich habe sie erschossen.»

SS-Trupps durchstreiften die Stadt nach Deserteuren. Sie hielten alle Uniformierten an und überprüften die Papiere. Bei wem auch nur der geringste Anlass zum Verdacht bestand, er könnte seine Einheit verlassen haben, der wurde auf der Stelle erschossen oder zur allgemeinen Abschreckung an einem Baum oder einer Laterne aufgehängt. Als der sechzehn Jahre alte Hitlerjunge Aribert Schulz seinen Gefechtsstand, ein Kino am Spittelmarkt, betrat, begegnete er einem schwächlichen rothaarigen SS-Mann, der, ein Gewehr in der Hand, einen Mann auf die Strasse führte. Schulz fragte, was denn los sei, und man sagte ihm, dass der Mann ein Feldwebel der Wehrmacht sei, den man in Zivilkleidung aufgegriffen habe. Schulz folgte dem SS-Mann, der den Feldwebel in die Leipziger Strasse hinterführte. Plötzlich versetzte der Rothaarige dem Soldaten einen heftigen Stoss. Der Feldwebel stolperte, und im gleichen Moment schoss ihn der SS-Mann in den Rücken.

Am Abend sah Schulz den Rothaarigen wieder. Schulz stand zusammen mit einigen anderen Jungen seiner Einheit an einer Strassensperre, als plötzlich ein sowjetischer T 34 die Kurzstrasse herunterkam. Während der Panzer langsam sein Geschütz auf sie richtete, bekam er einen Voltreffener und explodierte. Ein Besatzungsmitglied, das noch am Leben war, wurde sofort gefangengenommen. In den Taschen des Russen fanden die Jungen Fotos wichtiger Berliner Orientierungspunkte.

Der russische Panzersoldat wurde im Gefechtsstand verhört und dann einem Mann mit einem Gewehr übergeben. Es war der gleiche SS-Mann, den Schulz einige Stunden zuvor beobachtet hatte. Er schlug dem Russen freundschaftlich auf die Schulter und bedeutete ihm voranzugehen. Als der Russe grinsend losmarschierte, schoss der SS-Mann auch ihn in den Rücken. Es dämmerte Schulz, dass der rothaarige Meisterschütze der offizielle Henker der Einheit war.

Überall wurden die Verteidiger von Berlin jetzt in Trümmerfelder der inneren Bezirke zurückgedrängt. Um die Russen aufzuhalten, hatte man von den 248 Brücken der Stadt 120 gesprengt – zum Teil mit Fliegerbomben, da nicht genügend Dynamit zur Verfügung stand. Fanatiker zerstörten auch andere Verkehrs- und Versorgungseinrichtungen, ohne an die Folgen zu denken. SS-Männer sprengten einen unter einem Seitenarm der Spree und dem Landwehrkanal hindurchführenden sechs Kilometer langen S-Bahn-Tunnel, in dem Tausende von Menschen Schutz gesucht hatten. Als Wasser eindrang, setzte ein wildes Gedränge

nach höher gelegenen Stellen ein. Der Tunnel war nicht nur mit Zivilisten vollgestopft. Auch vier Lazarettzüge mit verwundeten Soldaten standen dort. Als Erich und Elfriede Wassermann, die vom Bunker am Anhalter Bahnhof in den Tunnel geflüchtet waren, vorwärtsdrängten, hörten sie die Verwundeten in den Wagen schreien: «Holt uns' raus! Wir ertrinken!» Niemand kümmerte sich darum. Das Wasser ging Elfriede schon bis zur Hüfte. Erich, der sich mit Hilfe seiner Krücken fortbewegte, war noch schlimmer dran. Schreiend, um sich schlagend und einander niedertrampelnd hasteten die Menschen auf den Ausgang zu. Elfriede wollte schon aufgeben, doch Erich schrie in einem fort. «Weiter! Weiter! wir sind gleich da. Wir schaffen es.» Völlig erschöpft erreichten sie das Freie. Wie viele Menschen sich sonst noch retten konnten, erfuhren sie nie.

Am 28. April drangen die Russen ins Stadtzentrum ein. Der Ring wurde enger und enger. Am Rand der Bezirke Charlottenburg, Mitte und Friedrichshain wurde erbittert gekämpft. Zwischen der Stadtmitte und Spandau gab es noch einen schmalen Korridor, den Weidlings wenige erfahrene Truppen für den Ausbruch in letzter Minute offenzuhalten versuchten. Die Verluste waren ungeheuer. Die Strassen waren mit Toten übersät. Wegen des starken Artilleriefeuers konnten die Menschen ihre Schutzräume nicht verlassen, um Freunden oder Verwandten, die verwundet zusammenbrachen, zu helfen. Viele waren getroffen worden, während sie an den altmodischen Berliner Strassenpumpen um Wasser anstanden.

Der Volkssturmmann Kurt Bohg hatte eine schwere Verwundung am Fuss erlitten. Halb humpelte, halb kroch er auf der Suche nach einer Verbandsstelle. Schliesslich konnte er nicht mehr weiter und blieb liegen. Laut rief er um Hilfe. Doch die wenigen Menschen, die sich trotz des Beschusses aus den Kellern getraut hatten, waren froh, wenn sie sich selbst in Sicherheit bringen konnten.

Bohg sah eine evangelische Ordensschwester von Haustür zu Haustür laufen. «Schwester!» rief er. «Helfen Sie mir!» Die Schwester blieb stehen. «Können Sie nicht noch bis zum Gemeindehaus neben der Kirche kriechen?» fragte sie. «Es ist nur fünf Minuten von hier. Ich komme gleich und helfe Ihnen.» Irgendwie schaffte er es. Alle Türen standen offen. Er kroch in den Hausgang, dann in einen Vorraum. Dort verlor er das Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, lag er in einer grossen Blutlache. Langsam hob er den Kopf, um festzustellen, woher das Blut kam, und blickte sich in dem Zimmer um, das auf einen Garten hinausging. Die Tür stand offen, und darin eingezwängt stand, ihn mit sanften Augen ansehend, eine abgemagerte, schwarzweiss gefleckte Holsteiner Kuh. Sie blutete stark aus dem Maul. Mensch und Tier starrten einander mitleidvoll an.

Die Russen riegelten das Stadtzentrum ab. Weidlings Truppen wurden immer mehr zusammengedrängt. Die Vorräte gingen zu Ende. Als Weidling verzweifelt Abwürfe aus der Luft anforderte, erhielt er sechs Tonnen Nachschubmaterial und ganze sechzehn Panzerfäuste.

Inmitten des Infernos landete plötzlich auf der Ost-West-Achse – der breiten, von der Havel bis zu den Linden führenden Strasse – ein Flugzeug. Es war ein kleiner Fieseler Storch; in ihm sass Generaloberst Ritter von Greim und die bekannte Fliegerin Hanna Reitsch. Die Maschine war von der russischen Flak getroffen

worden; Benzin rann aus den Tragflächentanks. Von Greim, der das Flugzeug gesteuert hatte, war kurz vor der Landung am Fuss verwundet worden. Hanna Reitsch hatte sich über ihn hinwegbeugt, den Steuerknüppel gepackt und eine vorbildliche Landung durchgeführt. Hitler hatte Greim in die Reichskanzlei bestellt, um ihn zum Feldmarschall zu befördern und anstelle des «Verräters» Göring zum Befehlshaber der nicht mehr existierenden Luftwaffe zu ernennen.

Der Führerbunker war bereits beschossen worden, bot vorläufig jedoch noch relative Sicherheit. Noch eine andere sichere Insel gab es im Zentrum der Stadt: die Zwillingstürme im Zoo. Der fast vierzig Meter hohe Turm G war mit Menschen vollgepfert; niemand wusste genau, wie viele es waren. Der Luftwaffenarzt Dr. Walter Hagedorn schätzte ihre Zahl auf dreissigtausend – die Soldaten nicht miteingerechnet. Die Menschen sassen und standen auf den Treppen und in den Gängen – so dichtgedrängt, dass sie sich nicht rühren konnten. Die Rot-Kreuz-Schwester, darunter die neunzehn Jahre alte Ursula Stalla, taten ihr möglichstes, um den Zivilisten ihr Los zu erleichtern. Ursula Stalla vergass nie den ekelerregenden Gestank – «Schweiss, ungelüftete Kleider, Babywindeln und der Geruch der Desinfektionsmittel, der aus dem Lazarett drang». Nach dem tagelangen Aufenthalt in dem Bunker waren viele Insassen dem Irrsinn nahe. Es hatte bereits mehrere Selbstmordfälle gegeben. Zwei alte Damen, die auf einem Treppenabsatz im ersten Stock sassen, hatten Gift genommen. Lange hockten die beiden leblosen Gestalten nebeneinander in dem dichten Gedränge, ehe jemandem auffiel, dass sie tot waren.

Dr. Hagedorn hatte in seinem kleinen Lazarett fast fünf Tage lang ununterbrochen Verwundete operiert. Bei vielen kam jede Hilfe zu spät. Was aber, fragte sich Hagedorn, sollte mit den Toten geschehen? Wegen des starken Beschusses konnte man sich nicht ins Freie wagen. «Wenn es hin und wieder eine Feuerpause gab», berichtet der Arzt, «versuchten wir die Leichen und die amputierten Glieder hinauszuschaffen und zu begraben, doch es war einfach unmöglich.» In dem Bunker, auf dessen undurchdringliche Mauern von allen Seiten Granaten prallten und die Stahlluken vor den Fenstern mit einem Hagel von Splittern überschütteten, befanden sich fünfhundert Tote und fünfzehnhundert Verwundete. Ausserdem lagen überall die Leichen von Selbstmördern, die man wegen des Gedränges nicht mehr zählen konnte. Trotzdem gab es, wie der Arzt sich erinnert, in dem Bunker Leute, die sagten: «Wir halten schon durch, bis Wenck kommt oder die Amerikaner.» Vor dem Bunker lag das grosse Trümmerfeld des Zoos. Das Gemetzel unter den Tieren war fürchterlich. Jedesmal wenn eine Granate einschlug, flatterten die Vögel in alle Richtungen davon. Die Löwen hatte man erschossen. Das Nilpferd Rosa war in seinem Teich von einer Granate getötet worden. Der Vogelwarter Schwarz war verzweifelt. Der Abu Markub, der seltene Storch, den er in seinem Badezimmer gehalten hatte, war auf rätselhafte Weise verschwunden. Und soeben hatte der Kommandant des Flakturms den Zoodirektor Professor Lutz Heck angewiesen, den Pavian zu erschiessen. Dessen Käfig war beschädigt, und es bestand Gefahr, dass das Tier entwich.

Heck ging mit einem Gewehr zum Affenhaus. Der Pavian, sein alter Freund, kauerte am Gitter. Heck hob das Gewehr und hielt die Mündung dicht an den

Kopf des Tieres. Der Affe schob den Lauf sacht beiseite. Erschüttert hob Heck das Gewehr wieder, und wieder schob das Tier den Lauf weg. Zitternd versuchte es Heck noch einmal. Der Affe sah ihn stumm an. Da drückte Heck ab.

Den immer weiter vordringenden disziplinierten Kampftruppen folgten Horden russischer Soldaten, die jetzt den Siegespreis forderten: die Frauen der Besiegten. Vier russische Soldaten schlugen in Zehlendorf mit ihren Gewehrkolben die Tür des Kellers ein, in dem Ursula Köster mit ihren Eltern, ihren sechs Jahre alten Zwillingen Ingrid und Gisela und dem sieben Monate alten Bernd schlief. Sie durchsuchten den Keller und verstaute Weckgläser mit Obst, Füllfederhalter, Uhren und Frau Kösters Brieftasche in einem leeren Koffer. Einer der Russen fand eine Flasche französischen Parfüms. Er öffnete sie, schnupperte daran und schüttete den ganzen Inhalt auf seine Uniform. Ein anderer Russe schob Ursulas Eltern und die Kinder mit vorgehaltenem Gewehr in einen kleinen Nebenraum. Dann vergewaltigten alle vier Soldaten die junge Mutter, einer nach dem andern.

Als Ursula Köster am nächsten Morgen gegen sechs ihr Kind stillte, betraten zwei weitere Soldaten den Keller. Sie versuchte, das Kind im Arm, an ihnen vorbei auf den Gang zu flüchten. Doch sie war zu schwach. Der eine Russe nahm ihr den Säugling ab und legte ihn in den Kinderwagen. Der andere sah sie grinsend an. Beide waren völlig verschmutzt; sie trugen Pelzmützen, und in ihren Stiefeln steckten Messer. Dem einen hing das Hemd aus der Hose. Sie wurde von beiden vergewaltigt. Als sie fort waren, suchte sie alle Decken zusammen, die sie finden konnte, hob das Baby aus dem Wagen, nahm die beiden Mädchen an der Hand und lief in die Schrebergartenanlage auf der anderen Strassenseite. Dort entdeckte sie eine Badewanne, die aus einem der Häuser herausgeworfen, vielleicht auch durch eine einschlagende Granate herausgeschleudert worden war. Sie drehte die Wanne um und kroch mit den Kindern darunter.

In Hermsdorf flüchtete die achtzehn Jahre alte Juliane Bochnik unter ein Sofa an der hinteren Kellerwand, als sie die Russen kommen hörte. Ihr Vater, der Russisch sprach, stellte sich den Soldaten entgegen und protestierte gegen ihr Eindringen. Juliane hörte, wie die Russen nach ihr fragten und wie ihr Vater rief: «Ich melde euch dem Kommissar!» Sie führten ihren Vater mit vorgehaltenem Gewehr auf die Strasse. Juliane rührte sich nicht; sie hoffte, die Russen würden wieder gehen. Sie hatte sich ihr Gesicht und ihre blonden Haare geschwärzt, um älter auszusehen. Trotzdem hielt sie es für besser, unter dem Sofa zu bleiben.

In dem angrenzenden Kellerraum sassen zwei alte Leute. Plötzlich hörte Juliane, wie die beiden ängstlich schrien: «Dort ist sie! Dort! Unter dem Sofa!» Juliane wurde aus ihrem Versteck gezerrt. Zitternd vor Furcht stand sie da und sah, wie die Russen einen Moment miteinander redeten. Dann gingen alle bis auf einen. «Es war ein junger Offizier», berichtet sie, «und soweit ich das beim Licht seiner Taschenlampe sehen konnte, sah er recht gut und sauber aus.» Die Gesten, die er machte, waren unmissverständlich. Sie wich zurück; er folgte ihr. Lächelnd, «mit sanfter Gewalt», begann er Juliane auszuziehen. Sie wehrte sich heftig. «Es war nicht leicht für ihn», erinnert sie sich. «Er hatte in der einen Hand eine Taschenlampe und blickte sich immer wieder um, ob nicht jemand hereinkam.»

Trotz ihres Sträubens zog er sie allmählich aus. Sie fiel weinend auf die Knie und bat ihn, sie zu schonen. Der junge Russe sah sie stumm an. Juliane hörte zu weinen auf, nahm sich zusammen und versuchte es auf eine andere Weise: Sie sprach fest und energisch auf ihn ein. «Ich sagte ihm, dass das nicht richtig von ihm sei», berichtet Juliane, «dass man sich nicht so benimmt.» Der Russe machte ein beleidigtes Gesicht. Dann, als sie schon fast völlig entkleidet war, verlor sie wieder die Beherrschung. «Ich liebe dich nicht!» schrie sie ihn an. «Es hat doch keinen Zweck! Ich liebe dich einfach nicht!» Plötzlich sagte der Russe angewidert «Ahhh» und stürzte aus dem Keller.

Am nächsten Morgen flüchtete Juliane mit einem anderen Mädchen in ein Dominikanerkloster, in dem sie sich die nächsten vier Wochen lang unter dem Dach versteckt hielt. Später erfuhr Juliane, dass ihre Freundin Rosie Hoffmann und deren Mutter, die geschworen hatten, sich umzubringen, wenn die Russen kämen, vergewaltigt worden waren. Sie hatten beide Gift genommen, konnten aber gerettet werden.

Der Lehrer Gerd Buchwald sah, wie die sowjetischen Soldaten in Reinickendorf ausser Rand und Band gerieten. Seine Wohnung wurde von Rotarmistinnen, «die von den Kleidern seiner Frau wie magnetisch angezogen wurden, völlig ausgeplündert. «Sie nahmen sich, was sie wollten, und gingen wieder.» Er verbrannte, was sie zurückliessen, und versteckte seine Pistole im Garten. Am Abend erschien eine Gruppe betrunkenener russischer Soldaten. «Frau! Frau!» riefen sie. Buchwald begrüßte sie mit freundlichem Lächeln. «Ich hatte einen zwei Tage alten Bart und war ungekämmt, so dass ich älter aussah. Vielleicht glaubten sie mir deshalb. Ich spreizte die Hände und sagte: ‚Frau kaputt.‘ Während Buchwald sich aufs Sofa legte, durchsuchten sie die Wohnung, steckten ein Paar Hosenträger ein und verschwanden wieder. Als sie fort waren, verriegelte Buchwald die Tür. Er schob das Sofa weg und half seiner Frau aus dem etwa einen Quadratmeter grossen Loch hervor, das sie in den Fussboden gegraben hatten. Sie verbrachte die nächsten Wochen jede Nacht darin.

Dr. Gerhard Jacobi, Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, versteckte ebenfalls seine Frau. Während in seinem Keller zahlreiche Frauen vergewaltigt wurden, lag sie unter einer dicken Decke hinter ihm auf seiner Couch.

In Wilmersdorf blieben Ilse Antz, ihre jüngere Schwester Anneliese und ihre Mutter zunächst unbehelligt. Die Sowjetsoldaten hatten anfangs einen guten Eindruck auf sie gemacht. Dann wurde Anneliese eines Nachts aus dem Bett gezerrt, in dem sie mit ihrer Mutter schlief. Man trug das schreiende Mädchen nach oben in eine Wohnung, wo es von einem sowjetischen Offizier brutal vergewaltigt wurde. Danach strich ihr der Russe übers Haar und sagte: «Gute Deutsche.» Er bat sie, niemandem davon zu erzählen. Am nächsten Tag schickte er ihr durch einen Soldaten ein Paket mit Lebensmitteln.

Kurz danach wurde Ilse das Opfer eines Soldaten. Er kam mit einer Pistole in jeder Hand herein. «Ich setzte mich im Bett auf und fragte mich, mit welcher er mich erschiessen würde, mit der rechten oder der linken.» Sie trug in dem kalten Keller Skihosen und mehrere Pullover übereinander. Der Soldat stürzte sich auf sie und zertrte ihr die Pullover herunter. Plötzlich sagte er verblüfft: «Bist du deutsche



Soldat?» – «Das überraschte mich nicht», berichtet Ilse. «Ich war vor Hunger so abgemagert, dass ich kaum noch wie eine Frau aussah.» Doch der Russe bemerkte schnell, dass er sich geirrt hatte, und vergewaltigte sie. Als er ging, sagte er: «So haben es die Deutschen in Russland gemacht.» Nach einer Weile kam er zurück, setzte sich zu ihrem Erstaunen neben sie auf das Bett und beschützte sie bis zum Morgen vor anderen Rotarmisten, die in den Keller eindrangten.

Die Familie Antz erlebte noch viel Schlimmeres. Einmal führte man sie vor das Haus und stellte sie an eine Mauer, als wollte man sie erschiessen. Später wurde Ilse noch einmal vergewaltigt. Sie und ihre Angehörigen erwogen, Selbstmord zu begehen. «Wenn wir Gift gehabt hätten, so hätte ich mir bestimmt das Leben genommen», erinnert sich Ilse.

Während die Russen schändeten und plünderten, häuften sich überall die Selbstmorde. Allein im Bezirk Pankow wurden innerhalb von drei Wochen 215 Selbstmorde registriert. Es waren zum grössten Teil Frauen. Josef Michalke und Alfons Matzker, Jesuitenpriester an der St.-Canisius-Kirche in Charlottenburg, sahen, wie eine Mutter mit ihren zwei kleinen Kindern aus der Havel gezogen wurde. Die Frau hatte sich mit Ziegeln gefüllte Einkaufstaschen an die Arme gebunden, unter jeden Arm ein Kind genommen und war ins Wasser gesprungen.

Hannelore von Cmuda, ein siebzehnjähriges Mädchen, das Pater Michalkes Gemeinde angehörte, wurde von einer Horde betrunkenen Rotarmisten mehrmals vergewaltigt und danach dreimal angeschossen. Schwer verletzt schaffte man sie mit einem Kinderwagen, dem einzigen greifbaren Transportmittel, ins Pfarrhaus. Pater Michalke war im Augenblick nicht da, und als er kam, war das Mädchen verschwunden. Er suchte Hannelore vierundzwanzig Stunden lang und fand sie schliesslich im St.-Hildegard-Krankenhaus. Er versah sie mit den Sterbesakramenten und wachte die ganze nächste Nacht an ihrem Bett. Hannelore blieb am Leben. (Ein Jahr später wurden sie und ihre Mutter von einem Lastauto tödlich überfahren.)

Margarete Promeist, die einen Luftschutzbunker beaufsichtigte, berichtet: «Zwei Tage und zwei Nächte lang kamen die Russen scharenweise in meinen Bunker und plünderten und vergewaltigten. Frauen, die sich zur Wehr setzten, wurden umgebracht. Einige wurden auch so erschossen. Allein in einem Raum fand ich die Leichen von sechs oder sieben Frauen mit eingeschlagenen Schädeln, alle noch in der Stellung, in der man sie vergewaltigt hatte.» Auch Margarete selbst wurde geschändet, obwohl sie den jungen Soldaten, der sich auf sie stürzte, anscrie: «Ich bin viel zu alt!» Sie sah, wie eine Krankenschwester von drei Russen festgehalten und von einem vierten vergewaltigt wurde.

Der Hitlerjunge Klaus Küster, der inzwischen Zivilkleider angelegt hatte, wurde von zwei in einem Geländewagen sitzenden sowjetischen Offizieren in eine Unterhaltung verwickelt. Der eine sprach deutsch und war so gesprächig, dass Klaus Mut fasste und eine undiplomatische Frage stellte: «Stimmt es, was die Zeitungen schreiben – dass die russischen Soldaten plündern und vergewaltigen?» Der Offizier steckte ihm eine Schachtel Zigaretten zu und sagte: «Ich gebe dir mein Ehrenwort als Offizier, dass die sowjetischen Soldaten niemandem etwas tun werden. Alles, was die Zeitungen darüber geschrieben haben, war gelogen.»

Am nächsten Tag sah Küster, wie in der General-Barby-Strasse drei Russen eine Frau packten und in einen Hausgang zerrten. Der eine richtete drohend seine Maschinenpistole auf Küster, der zweite hielt die schreiende Frau fest, und der dritte vergewaltigte sie. Dann trat der Soldat, der die Frau geschändet hatte, auf die Strasse. Er war stark betrunken. Tränen liefen ihm übers Gesicht, und er schrie: «*Ja bolschoj swinja.*» Küster fragte einen der beiden anderen Russen, was das heisse. Der Mann sagte lachend auf Deutsch: «Das heisst: ‚Ich bin ein grosses Schwein.‘»

In einem Keller in Kreuzberg, in dem Margareta Probst Zuflucht gesucht hatte, hielt sich in einem versperrten Raum ein fanatischer Nazi namens Möller versteckt. Die Russen erfuhren davon und versuchten die Tür einzuschlagen. Möller rief heraus: «Lasst mir einen Moment Zeit. Ich erschiess mich.» Als die Russen sich wieder gegen die Tür warfen, rief er: «Wartet! Der Revolver klemmt.» Dann knallte ein Schuss.

Immer wieder kamen in den nächsten Wochen Russen in den Keller und sahen sich nach Mädchen um. Margareta hatte, wie viele andere Frauen, versucht, sich so unattraktiv wie möglich herzurichten. Sie hatte ihr langes blondes Haar unter eine Mütze gestopft, eine dunkle Brille aufgesetzt, das Gesicht mit Jod eingeschmiert und ein grosses Heftpflaster auf die Wange geklebt. Sie wurde selbst nicht belästigt, sah aber Schreckliches. «Die Mädchen wurden einfach zusammengetrieben und nach oben in die Wohnungen gebracht», berichtet sie. «Wir hörten die ganze Nacht hindurch ihre Schreie – sie drangen bis in den Keller.» Eine achtzigjährige Frau erzählte ihr, dass zwei Soldaten ihr Butter in den Mund gestopft hatten, um ihre Schreie zu ersticken, während mehrere andere sie vergewaltigten. Dora Janssen und die Witwe des Burschen ihres Mannes, die beim Einzug der Kampftruppen schon erleichtert aufgeatmet hatten, blieben ebenfalls nicht ungeschoren. Inge, die Witwe, wurde von einem Soldaten brutal vergewaltigt; er behauptete, seine Mutter sei nach dem deutschen Überfall auf Russland nach Berlin verschleppt worden und seither verschwunden. Dora verschonten die Soldaten; sie sagte, sie habe Tuberkulose, und davor hatten die Russen offenbar schreckliche Angst. Inge wurde noch ein zweites Mal vergewaltigt und dabei so schwer verletzt, dass sie nicht gehen konnte. Dora lief auf die Strasse hinaus, entdeckte einen Mann, der wie ein Offizier aussah, und erzählte ihm, was geschehen war. Er sah sie verächtlich an und sagte: «Die Deutschen haben in Russland viel Schlimmeres getan. Das ist nichts als Rache.»

Die siebzehnjährige Elena Majewski und die neunzehnjährige Vera Ungnad lernten die Russen von der guten und von der schlechten Seite her kennen. Als im Bezirk Tiergarten die Plünderungen und Vergewaltigungen begannen, legte sich ein junger russischer Soldat die Nacht über vor ihre Kellertür und sorgte dafür, dass die Mädchen von seinen Landsleuten nicht belästigt wurden. Als er am nächsten Tag gegangen war, kamen sieben oder acht Rotarmisten und forderten sie auf, an einer Feier teilzunehmen, die sie im Nebenhaus veranstalteten. Den Mädchen blieb nichts übrig, als mitzugehen, und sie sahen zuerst auch keinen Grund zu irgendwelchen Befürchtungen. Es stellte sich heraus, dass die Feier in einem Schlafzimmer stattfinden sollte, in dem bereits dreissig Soldaten warteten. Anfangs ging

es ganz harmlos zu. Man hatte die Betten an die Wand geschoben. In der Mitte des Zimmers stand ein grosser, weiss gedeckter Tisch mit silbernen Kerzenleuchtern. Ein junger blonder Offizier legte englische Schallplatten auf ein Grammophon. Er lächelte die Mädchen an und sagte: «Esst und trinkt, so viel ihr wollt.» Elena setzte sich an den Tisch, doch Vera wollte plötzlich wieder gehen. Sie hatte den Verdacht, dass das Ganze nicht so harmlos war, wie es aussah.

Sie versuchte das Zimmer zu verlassen. Einige Soldaten versperrten ihr grinsend den Weg. Dann sagte einer der Russen zu ihr: «Mit dreissig Soldaten du kaputt, mit mir du nicht kaputt.» Jetzt gab es für Vera keinen Zweifel mehr, warum man sie zu der Feier eingeladen hatte. Doch sie erklärte sich bereit, mit dem einen Soldaten mitzugehen: Einem konnte man leichter entkommen als dreissig. Aber der Soldat war auf der Hut. Er packte sie am Haar und zerrte sie, obwohl sie wild um sich schlug und schrie, in ein leeres Zimmer. Irgendwie konnte sie sich losreissen und fortlaufen. Sie streifte ihre hochhackigen Schuhe ab und rannte barfuss über den mit Glassplittern und Trümmern übersäten Hinterhof zu einer Ruine an der Putlitzstrasse. Dort grub sie in verzweifelter Hast ein Loch in den Schutt und zog sich einen Wassereimer über den Kopf.

Elena, ihre Freundin, sass indessen zwischen den Russen und ass. Ihr Hunger war stärker als ihr Unbehagen. Auf dem Tisch waren Berge von Kaviar, Weissbrot, Schokolade und Rindfleisch, das die Russen roh verschlangen. Dazu tranken sie Wodka aus Wassergläsern und wurden immer betrunkenener. Schliesslich entschied Elena, lieber doch zu verschwinden. Sie stand vorsichtig vom Tisch auf und ging hinaus. Niemand folgte ihr. Doch im Nebenzimmer packte sie ein wild aussehender Soldat mit einem Schnurrbart und zerrte sie in einen kleinen Vorraum. Er warf sie zu Boden und riss ihren Trainingsanzug auf. Sie wurde ohnmächtig. Als sie nach langer Zeit wieder zu sich kam, schob sie den schlafenden Mann weg, kroch unter starken Schmerzen aus dem Haus und versteckte sich in einem Nachbarhaus hinter einem grossen Küchenherd.

Rudolf Reschke, der Junge, der die Hitlerfigur geköpft hatte, konnte seine Mutter vor einer Vergewaltigung bewahren. Als ein Russe Frau Reschke aus der Wohnung zerren wollte, klammerten Rudolf und seine Schwester Christa sich an ihre Mutter und schrien so lange «Mami! Mamü», bis der Soldat von ihr abliess.

Einige Frauen entgingen der Vergewaltigung, indem sie sich so heftig zur Wehr setzten, dass die Soldaten ihre Versuche aufgaben und sich nach einem anderen Opfer umsahen. Jolenta Koch liess sich von einem Russen überreden, mit ihm in ein leeres Haus zu gehen; er erzählte ihr, dass sich darin ein Verwundeter befände, dem man helfen müsse. In dem Haus wartete ein zweiter Rotarmist, der sie packte und auf ein Bett zu werfen versuchte. Sie schlug derart um sich, dass die beiden froh waren, als sie weglief.

Eine Nachbarin von ihr, eine Frau Schulz, kam nicht so glücklich davon. Frau Schulz wurde vor den Augen ihres hilflosen Mannes und ihres fünfzehnjährigen Sohnes mit vorgehaltener Pistole vergewaltigt. Als die Russen fort waren, erschoss der völlig gebrochene Mann seine Frau, seinen Sohn und sich selbst.

Schwester Oberin Kunigunde in Haus Dahlem hörte von einer Mutter dreier kleiner Kinder, die die Russen von ihrer Familie weggeschleppt und eine ganze Nacht

lang vergewaltigt hatten. Als sie die Frau am Morgen laufen liessen, eilte sie nach Hause und sah, dass ihre Mutter und ihr Bruder die drei Kinder und sich selbst aufgehängt hatten. Die Frau beging Selbstmord, indem sie sich die Pulsadern aufschnitt.

Die Nonnen in dem von Flüchtlingen überfüllten Säuglingsheim arbeiteten pausenlos. Auch sie erlebten Furchtbares. Ein Russe versuchte Lena, die ukrainische Köchin, zu vergewaltigen. Als die Oberin dazwischentrat, wurde er so wütend, dass er seine Pistole zog und schoss. Zum Glück war er zu betrunken, um noch richtig zu zielen. Andere Soldaten drangen in die Entbindungsstation ein und vergewaltigten trotz aller Abwehrversuche der Nonnen wiederholt Schwangere und Frauen, die eben erst entbunden hatten. «Ihre Schreie», berichtet eine Nonne, «waren Tag und Nacht zu hören.» Wie die Oberin erzählte, wurden in der Nachbarschaft siebzigjährige Frauen und kleine Mädchen von zehn und zwölf Jahren vergewaltigt.

Die Oberin war ausserstande, diese Vorfälle zu verhindern. Sie rief die Nonnen und die anderen im Haus befindlichen Frauen zusammen und erinnerte sie an Pater Hapigs Worte. «Vertraut auf die Hilfe des Herrn», sagte sie. «Der Heilige Michael ist in seinem Namen bei uns. Fürchtet euch nicht.» Einen anderen Trost vermochte sie ihnen nicht zu geben.

In Wilmersdorf hatten sich der alliierte Spion Carl Wiberg und sein Vorgesetzter Hennings Jessen-Schmidt den Russen sofort zu erkennen gegeben und waren bisher von Übergriffen verschont geblieben – von einem Zwischenfall abgesehen. Als sie einmal mit einem russischen Oberst vor Wibergs Haus standen und sich unterhielten, versuchte ein anderer sowjetischer Offizier Wibergs Verlobte Inge im Keller zu vergewaltigen. Als Wiberg sie schreien hörte, stürzte er ins Haus. Nachbarn riefen ihm zu, dass der Offizier sich mit dem Mädchen in einem Nebenraum eingeschlossen habe. Wiberg und der Oberst schlugen die Tür ein. Inges Kleider waren zerrissen; der Offizier war halb entkleidet. Der Oberst packte ihn und führte ihn hinaus, wobei er «*Amerikanski! Amerikanski!*» schrie und unbarmherzig mit dem Knauf seiner Pistole auf ihn einschlug. Dann stellte er den Offizier an eine Mauer und wollte ihn erschiessen. Wiberg sprang dazwischen und bat den Oberst, den Mann leben zu lassen. «Sie können doch nicht einfach einen Menschen so erschiessen», sagte er. Der Oberst gab schliesslich nach, und der Offizier wurde abgeführt\*.

Die Russen waren völlig ausser sich geraten. Im Lagerhaus des Internationalen Roten Kreuzes in Babelsberg bei Potsdam, in dem englische Kriegsgefangene ar-

\* Die Russen leugnen nicht, dass während und nach der Schlacht um Berlin Vergewaltigungen vorkamen, doch sie versuchen diesbezügliche Vorwürfe mit allerlei Argumenten zu entkräften. Sowjetische Historiker geben zu, dass die Truppen ausser Kontrolle gerieten; aber die schrecklichsten Grausamkeiten schreiben sie rachsüchtigen ehemaligen Kriegsgefangenen zu, die beim sowjetischen Vormarsch auf die Oder befreit worden waren. Pawel Trojanoskij, der Chefredakteur der Armeezeitung *Roter Stern*, äusserte dem Autor gegenüber hinsichtlich der Vergewaltigungen: «Wir waren natürlich keine hundertprozentigen Gentlemen; wir hatten zu viel gesehen.» Ein anderer Redakteur des *Roten Stern* sagte: «Krieg ist Krieg, und was wir taten, war nichts im Vergleich zu dem, was die Deutschen in Russland taten.» Milo van Djilas, während des Krieges Verbin-

beiteten, zerstörten betrunkene Rotarmisten Tausende von Paketen mit Medikamenten, medizinischen Hilfsmitteln und Diätkost, die für kranke Soldaten bestimmt waren. «Sie kamen herein», erinnert sich Corporal John Aherne, «gingen in den Keller, sahen die riesigen Paketstapel und schossen mit ihren Maschinenpistolen hinein. Alle möglichen Flüssigkeiten ergossen sich aus den zerschossenen Paketen. Es war ungeheuerlich.»

In der Nähe des Lagerhauses lagen die grossen Filmateliers der UFA. Alexander Korab, ein ausländischer Student, wurde Zeuge, wie Hunderte betrunkenere Soldaten in den Kostümfundus einbrachen und «in allerlei phantastischen Kostümen auf der Strasse erschienen – vom spanischen Wams mit weisser Halskrause bis zu napoleonischen Uniformen und Krinolinen. Sie tanzten, begleitet von Akkordeonmusik, auf der Strasse und schossen in die Luft – alles während die Schlacht noch in vollem Gang war».

Viele Rotarmisten waren offenbar noch nie in einer Grossstadt gewesen. Sie schraubten Glühbirnen heraus und packten sie sorgfältig ein, um sie mit nach Hause zu nehmen. Sie glaubten, die Birnen enthielten Licht und könnten überall benutzt werden. Badezimmer waren vielen Soldaten etwas Unbekanntes. In den Klosettmuscheln wuschen und schälten sie Kartoffeln, mit den Badewannen jedoch wussten sie gar nichts anzufangen. Sie wurden zu Tausenden einfach aus dem Fenster geworfen. Da sie Toiletten nicht kannten und nirgends Latrinen fanden, hinterliessen sie an allen erdenklichen Stellen ihre Exkrememente. Manche Russen bemühten sich wenigstens, sich anständig aufzuführen. Gerd Buchwald entdeckte, dass «mindestens ein Dutzend Einmachgläser seiner Frau mit Urin gefüllt waren». In den Charlottenburger Schering-Werken stellte Dr. Georg Henneberg mit Entsetzen fest, dass die Russen in sein Versuchslabor eingebrochen waren und mit Eiern, die mit Typhusbakterien geimpft waren, Ball spielten. Schliesslich trieb Henneberg einen russischen Oberst auf, der die Soldaten verjagte und den Zugang zum Labor verschloss.

In anderen Stadtteilen tobte inzwischen die Schlacht weiter. Im Zentrum der Kämpfe, fast vergessen von den hart bedrängten Verteidigern und der gepeinigten Bevölkerung, lag der Führerbunker.

Das Leben im Bunker verlief ziel- und planlos. «Die noch da waren», berichtet Gertrud Junge, eine der Sekretärinnen Hitlers, «warteten ständig auf irgendeine Entscheidung, doch nichts geschah. Auf Tischen lagen ausgebreitete Karten, alle Türen standen offen, keiner konnte mehr schlafen, niemand wusste das Datum oder die Tageszeit. Hitler ertrug es nicht, allein zu sein; er ging ununterbrochen durch alle Zimmer und redete mit jedem, den er traf. Er sprach von seinem bevorstehenden Tod und dem nahen Ende.

Inzwischen war die Familie Goebbels in den Bunker gezogen, und die Kinder spielten mit ‚Onkel Adolf‘ und sangen ihm Lieder vor.»

dungsmann Titos in Moskau, schreibt in seinem Buch *Gespräche mit Stalin*, er habe sich bei dem Sowjetdiktator über Grausamkeiten beschwert, welche die Rote Armee auf jugoslawischem Boden begangen habe. Stalin habe erwidert: «Kann er (Djilas) es denn nicht verstehen, wenn ein Soldat, der Tausende von Kilometern durch Blut und Feuer und Tod gegangen ist, an einer Frau seine Freude hat oder eine Kleinigkeit mitgehen lässt?»

Niemand zweifelte mehr daran, dass Hitler entschlossen war, Selbstmord zu begehen. Auch schienen alle überzeugt, dass Magda und Josef Goebbels sich und ihre sechs Kinder – Helga, Holde, Hilde, Heide, Hedda und Helmuth – umzubringen gedachten. Die einzigen, die nichts davon ahnten, waren die Kinder selbst. Sie erzählten Erwin Jakubek, der im Bunker als Kellner beschäftigt war, dass sie Berlin mit dem Flugzeug verlassen und eine weite Reise machen würden. Helga, die Älteste, sagte: «Wir bekommen eine Spritze, damit uns nicht schlecht wird.» Frau Goebbels, die einen vereiterten Zahn hatte, liess Dr. Helmut Kunz holen, einen Zahnarzt, der in dem grossen Lazarettbunker unter der Reichskanzlei arbeitete. Nachdem Dr. Kunz ihr den Zahn gezogen hatte, sagte sie zu ihm: «Die Kinder dürfen den Russen nicht lebendig in die Hände fallen. Wenn es zum Schlimmsten kommt und wir nicht hinaus können, müssen Sie mir helfen.»

Als Eva Braun erfuhr, dass Dr. Kunz Magda Goebbels behandelt hatte, wandte sie sich ebenfalls wegen einer Zahngeschichte an ihn, sagte dann aber plötzlich: «Ach Gott, wozu soll ich mir das eigentlich machen lassen? In ein paar Stunden ist ja sowieso alles vorbei!»

Eva Braun wollte Gift nehmen. Sie zeigte Dr. Kunz eine Zyankalikapsel, die sie bei sich hatte, und sagte: «Es ist ganz einfach – man braucht bloss hineinzubeissen, und alles ist aus.» Dr. Ludwig Stumpfegger, einer von Hitlers Ärzten, der dabei war, sagte: «Woher wissen Sie denn, ob da wirklich Gift drin ist?» Alle erschrecken, und man probierte sofort eine der Kapseln an Hitlers Schäferhund Blondi aus. Wie Kunz berichtet, zerdrückte Stumpfegger die Kapsel im Maul des Tieres mit einer Zange; das Tier brach sofort tot zusammen.

Den letzten Schlag versetzte Hitler am Nachmittag des 28. April unwissentlich ein Mann, der über zwölftausend Kilometer entfernt in San Francisco an einem Fernschreiber sass: Paul Scott Rankine, Korrespondent der englischen Nachrichtenagentur Reuter, war beauftragt, über die Gründungsversammlung der UNO zu berichten. Der Leiter des British Information Service, Jack Winocour – der seinerseits vom englischen Aussenminister Anthony Eden informiert worden war –, hatte ihm von Himmlers Kapitulationsangebot an die westlichen Alliierten erzählt. Rankine gab die Nachricht an seine Agentur weiter, und wenige Minuten später ging sie in alle Welt hinaus.

Diese Meldung liess Hitler zum erstenmal Himmlers eigenmächtiges Handeln ahnen. Sie erreichte den Führer am frühen Abend während einer Besprechung mit Weidling, Krebs, Burgdorf, Goebbels und dessen Staatssekretär Naumann. Weidling berichtet darüber: «Naumann wurde ans Telefon gerufen und kam nach wenigen Augenblicken zurück. Er sagte uns, dass Radio Stockholm eine Meldung gebracht habe, wonach Reichsführer SS Himmler in Verhandlungen mit dem anglo-amerikanischen Oberkommando eingetreten sei.»

Hitler erhob sich schwankend, aschfahl im Gesicht. «Er sah Dr. Goebbels lange an», erinnert sich Weidling, «dann murmelte er mit leiser Stimme etwas, das niemand verstand.» Er schien völlig benommen. «Ich sah Hitler später», erzählt Gertrud Junge. «Er war blass, hohläugig und blickte drein, als sei alles verloren.» Eva Braun sagte zu Gertrud Junge und einer anderen Sekretärin Hitlers: «Wir werden heute Abend bestimmt noch Tränen vergiessen.»

Himmlers Verbindungsoffizier im Führerbunker, SS-Obergruppenführer Hermann Fegelein, der mit Eva Brauns Schwester verheiratet war, wurde sofort der Mitwisserschaft an Himmlers Verrat verdächtigt. Fegelein war vor einigen Tagen aus dem Bunker verschwunden. Man hatte ihn gesucht und in Zivilkleidung in seiner Wohnung gefunden, im Begriff, Berlin zu verlassen. Er war in den Bunker zurückgebracht und unter Arrest gestellt worden. Jetzt kam Hitler zu dem Schluss, Fegeleins Absicht, sich aus Berlin abzusetzen, hänge mit Himmlers Verrat zusammen. Wie SS-Sturmbannführer Otto Günsche berichtet, wurde «Fegelein vor ein Kriegsgericht gestellt und in der Nacht vom 28. auf den 29. April erschossen. Seine Schwägerin lehnte es ab, für ihn einzutreten.»

Hitler wusste jetzt, dass das Ende nahe war. In den frühen Morgenstunden des 29. April diktierte er sein persönliches sowie sein politisches Testament, in dem er Grossadmiral Dönitz zum Reichspräsidenten und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht und Goebbels zum Reichskanzler ernannte. Zuvor, zwischen 1 und 3 Uhr morgens, hatte er sich mit Eva Braun trauen lassen. «Nach der Zeremonie», erinnert sich Gertrud Junge, «sassen Hitler und seine Frau eine Stunde mit dem Ehepaar Goebbels, den Generalen Krebs und Burgdorf, Dr. Naumann und dem Luftwaffenoberst Nicolaus von Below zusammen.» Gertrud Junge blieb nur fünfzehn Minuten lang bei der Gruppe, «um den Neuvermählten alles Gute zu wünschen». Sie berichtet: «Hitler sprach über das Ende des Nationalsozialismus und meinte, es werde nicht leicht sein, ihn wiederzuerwecken. Er sagte: ‚Der Tod bedeutet für mich nur die Befreiung von Sorgen und einem sehr schweren Leben. Meine besten Freunde haben mich hintergangen, und ich habe Verrat erlebt.‘«

Am gleichen Tag erhielt Hitler noch weitere schlechte Nachrichten: Mussolini und seine Geliebte waren von Partisanen gefangengenommen, erschossen und an den Füssen aufgehängt worden. Am Abend verabschiedete sich Hitler von allen Insassen des Bunkers. Am nächsten Tag – die russischen Panzer standen kaum achthundert Meter weit – hielt er den Augenblick für gekommen. Er ass mit seinen beiden Sekretärinnen und seinem vegetarischen Koch; der Kellner Erich Jakubek erinnert sich, dass es bei dieser letzten Mahlzeit «Spaghetti mit einer leichten Sosse» gab. Nach dem Essen sagte er zu Gertrud Junge: «Nun ist es soweit, es ist zu Ende. Leben Sie wohl.» Eva Braun umarmte die Sekretärin mit den Worten: «Grüssen Sie München und nehmen Sie sich meinen Pelzmantel als Andenken – ich habe gut gekleidete Menschen immer gemocht.» Dann zogen sie sich in ihr Zimmer zurück.

SS-Sturmbannführer Otto Günsche setzte sich vor die Tür des Vorzimmers, das zu Hitlers Privaträumen führte. «Es war das Schwerste, was ich je durchgemacht habe», erinnert er sich später. «Es war zwischen 3 Uhr 30 und 3 Uhr 40. Ich versuchte, meine Gefühle zu unterdrücken. Ich wusste, dass er Selbstmord begehen musste. Es gab keinen anderen Ausweg.»

Während er wartete, ereignete sich ein kurzer Zwischenfall. Plötzlich erschien Magda Goebbels und verlangte in höchster Aufregung, den Führer zu sehen. Vergeblich versuchte Günsche, sie abzuweisen; schliesslich klopfte er an Hitlers Tür. «Der Führer stand im Arbeitszimmer. Eva Braun war nicht zu sehen; ich nehme an, dass sie im Badezimmer war, denn ich hörte die Wasserleitung rauschen. Er



war wegen der Störung sehr ungehalten. Ich fragte ihn, ob er Frau Goebbels sehen wolle. ‚Ich will nicht mehr mit ihr sprechen«, sagte er. Ich ging hinaus.

Fünf Minuten später hörte ich einen Schuss.

Bormann ging als erster hinein. Ich folgte dem Kammerdiener Linge. Hitler sass in einem Sessel. Eva lag auf der Couch. Sie hatte die Schuhe ausgezogen und ordentlich nebeneinander neben die Couch gestellt. Hitlers Gesicht war voll Blut. Zwei Pistolen lagen da. Die eine war eine Walther 7,65. Es war Hitlers Pistole. Die andere war eine kleinere Pistole, die er immer in der Tasche trug. Eva trug ein blaues Kleid mit weissem Kragen und Ärmelaufschlägen. Ihre Augen waren weit geöffnet. Es roch stark nach Zyankali. Der Geruch war so stark, dass ich überzeugt war, meine Kleider müssten noch tagelang danach riechen – doch vielleicht habe ich mir das nur eingebildet.

Bormann sagte nichts, und ich ging sofort in das Besprechungszimmer, in dem Goebbels, Burgdorf und einige andere sassen, an die ich mich nicht erinnern kann. Ich sagte: ‚Der Führer ist tot.‘«

Kurz darauf wurden beide Leichen in Decken gehüllt und in eine flache Grube vor dem Bunkereingang gelegt, neben der eine Zementmischmaschine stand. Man goss Benzin darüber und zündete es an. Erich Kempka, Hitlers Fahrer, meinte später, selbst in diesem Augenblick, als die Leichen schon brannten, habe man wieder unter dem Eindruck der Gegenwart des Führers gestanden. Der Geruch der brennenden Leichen drang durch die Belüftungsanlagen in den Bunker. «Wir konnten ihm nicht entrinnen», berichtet Kempka. «Es roch wie verbrannter Speck.»

Am Abend traf Josef Goebbels seine erste grosse Entscheidung in seiner neuen Eigenschaft als Reichskanzler: Er beschloss, Verhandlungen über die Übergabe der Stadt einzuleiten – wobei er gewisse Bedingungen zu stellen gedachte. Man übermittelte den Sowjets auf ihrer Frequenz einen Funkspruch, in dem um ein Treffen ersucht wurde. Die Russen antworteten bald; sie erklärten sich bereit, Unterhändler zu empfangen, und teilten mit, an welcher Stelle die deutschen Offiziere ihre Linien passieren konnten.

Kurz vor Mitternacht machten sich Generalleutnant Hans Krebs und Weidlings Stabschef Theodor von Dufving in Begleitung eines Dolmetschers und zweier Soldaten auf den Weg zu den russischen Linien. Die Rotarmisten, die sie empfangen, liessen sich ihre Order vorzeigen und wollten ihnen die Pistolen abnehmen. Krebs, der ausgezeichnet Russisch sprach, sagte energisch: «Einem tapferen Gegner überlässt man während der Verhandlungen die Waffe.» Verlegen gestatteten ihnen die Russen, ihre Seitenwaffen zu behalten.

Man brachte sie mit einem Auto zu einem Wohnhaus in Tempelhof und führte sie in ein kleines Speisezimmer. Die Einrichtung zeigte noch die Spuren der deutschen Bewohner – in dem Zimmer standen ein Tisch und einige Stühle, an der einen Wand stand ein grosser Kleiderschrank, an einer anderen hing eine Lithographie von Leonardo da Vincis «Abendmahl». Mehrere Feldtelefone befanden sich in dem Raum. Krebs und Dufving hatten den Eindruck, als seien die Anwesenden durchweg hohe Offiziere. Man begrüsst sie nicht, und die Russen stellten sich nicht vor. Krebs hatte deshalb keine Ahnung, dass der Mann, der

ihm gegenüber sass, Generalleutnant Wassilij Iwanowitsch Tschuikow, der berühmte Verteidiger von Stalingrad und Kommandeur der 8. Gardearmee, war und dass es sich bei den anderen russischen «Offizieren» um zwei Kriegsberichterstatter, Tschuikows Adjutanten (der zugleich sein Schwager war) und zwei Dolmetscher handelte\*. Das Verhandlungsangebot war für Tschuikow völlig überraschend gekommen. Der Generalleutnant hatte infolgedessen keine Zeit mehr gehabt, seinen gesamten Stab zusammenzurufen.

Krebs bat zuerst den «obersten sowjetischen Unterhändler» um eine «Unterredung unter vier Augen». Tschuikow nahm eine lange russische Zigarette aus einer vor ihm liegenden Schachtel, zündete sie an, deutete auf die um ihn sitzenden Männer und sagte: «Das ist mein Stab – mein Kriegsrat.»

Krebs wiederholte seine Bitte, gab dann aber nach. «Ich bin beauftragt», sagte er, «Ihnen eine Botschaft zu überbringen, die ausserordentlich wichtig und besonders vertraulichen Charakters ist. Sie sind der erste Ausländer, dem ich mitteile, dass Hitler am 30. April Selbstmord begangen hat.»

Obwohl Tschuikow dies noch nicht wusste, erwiderte er, ohne mit der Wimper zu zucken: «Wir sind darüber bereits informiert.»

Krebs war fassungslos. «Wie ist das möglich?» fragte er. «Es ist erst ein paar Stunden her, seit sich Hitler das Leben genommen hat.» Er berichtete, dass Hitler am 29. April Eva Braun geheiratet habe; sie habe ebenfalls Selbstmord begangen, und ihre Leichen seien verbrannt und vergraben worden. Das Ganze sei im Führerbunker geschehen. Wieder verbarg Tschuikow seine Überraschung. Weder er noch irgendein anderer Angehöriger des sowjetischen Führungsstabes hatten bisher von der Existenz dieses Bunkers gewusst; auch von Eva Braun hatten sie noch nie gehört.

Dann begann eine harte Verhandlung. Krebs informierte Tschuikow, dass Hitler in einem von ihm hinterlassenen Testament seine Nachfolger ernannt hatte, und überreichte dem Russen eine Kopie davon. Eine völlige Kapitulation, erklärte er, könne jedoch nicht erfolgen, weil der neue Reichspräsident Dönitz sich nicht in Berlin befinde. Krebs schlug als ersten Schritt eine Feuereinstellung oder eine teilweise Kapitulation vor – danach könne die Regierung Dönitz vielleicht direkt mit den Russen verhandeln. Dieser Versuch, die Alliierten zu spalten, wurde von Tschuikow, nachdem er schnell mit Schukow telefoniert hatte, schroff abgelehnt. (Die Entscheidung wurde später von Moskau bestätigt.)

Die Verhandlungen dauerten die ganze Nacht. Die Russen beharrten Krebs gegenüber bis zum frühen Morgen auf ihrer eindeutigen Forderung: sofortige,

\* Die beiden von Tschuikow zu der Besprechung geladenen Kriegsberichterstatter hatten den sowjetischen Komponisten Matwej Isaakowitsch Blanter mitgebracht, den Stalin beauftragt hatte, zum Andenken an den Sieg über Berlin eine Symphonie zu schreiben. Auf die Frage, was sie mit dem Komponisten machen sollten, hatte Tschuikow den Kriegsberichterstattern gesagt: «Bringt ihn mit.» Doch Blanter erschien in Zivilkleidung. Man konnte ihn deshalb nicht gut als Offizier der Roten Armee ausgeben. Man schob ihn hastig in einen Kleiderschrank, in dem er während der ganzen Dauer der Besprechung verblieb. Kurz bevor die Besucher gingen, wurde er infolge Luftmangels ohnmächtig und fiel, zur grössten Verblüffung der deutschen Unterhändler, aus dem Schrank heraus.

bedingungslose Kapitulation der Stadt, sowie persönliche Kapitulation sämtlicher Insassen des Bunkers.

Während Krebs weiter mit Tschuikow konferierte, machte sich Dufving auf den gefährlichen Rückweg durch die Linien, wobei er von SS-Truppen beschossen und von einem sowjetischen Oberstleutnant in Sicherheit gebracht wurde. Schliesslich schlug er sich jedoch zum Führerbunker durch und berichtete Goebbels, dass die Russen auf einer bedingungslosen Kapitulation bestanden. «Darauf gehe ich nie, nie ein», rief Goebbels erregt.

Da beide Seiten auf ihren Standpunkten beharrten, führten die Verhandlungen zu keinem Ergebnis und wurden abgebrochen. Panik breitete sich im Bunker aus. Es schien, als hätten die Sowjets ihre sämtlichen Geschütze auf die Reichskanzlei gerichtet; Dufving meinte später, dies sei die unmittelbare Folge gewesen, dass Krebs die Russen über die genaue Lage des Bunkers informiert habe. Für die Insassen gab es nur noch zwei Alternativen: Selbstmord oder Ausbruch. Sofort begannen alle, Pläne zu machen. Einige beschlossen, durch den hinter der Reichskanzlei gelegenen Komplex von Tunnels und Bunkern zum Wilhelmplatz und von dort durch die U-Bahnschächte zur Friedrichstrasse zu gehen. Dort hofften sie auf eine Kampfgruppe zu stossen, die sie weiter nach Norden bringen würde. «Wir waren überzeugt, dass wir uns, sobald wir den russischen Kordon durchbrochen hatten, ungefährdet in alle Richtungen begeben konnten», äusserte sich später Werner Naumann.

Einige wählten die andere Alternative.

Die Familie Goebbels war schon seit Langem entschlossen, Selbstmord zu begehen. Werner Naumann hatte sich wochenlang bemüht, Magda Goebbels davon abzubringen, doch sie war festgeblieben. Jetzt war es soweit. Während Naumann am 1. Mai gegen 8 Uhr 30 mit Goebbels und seiner Frau sprach, «stand Magda Goebbels plötzlich auf und ging ins Kinderzimmer. Kurz darauf kam sie blass und zitternd zurück». Goebbels verabschiedete sich von den anderen Bunkerinsassen. «Er sagte einige persönliche Worte zu mir – nichts Politisches, nichts über die Zukunft, nur Abschiedsworte», erinnert sich Naumann. Bevor Goebbels den Bunker verliess, bat er Günther Schwaegermann, seinen Adjutanten, ihn und seine Familienangehörigen zu verbrennen. Naumann sah, wie das Ehepaar Goebbels langsam die Treppe zum Garten hinaufging. Goebbels trug seine Mütze und Handschuhe. Seine Frau «zitterte so stark, dass sie kaum die Treppe hinaufgehen konnte». Niemand sah sie lebend wieder.

Auch die Kinder waren tot. «Nur ein Mensch», sagt Naumann, «ging in den letzten Minuten, bevor Josef und Magda Goebbels sich das Leben nahmen, ins Kinderzimmer – und das war Magda Goebbels selbst.»

Einigen der Ausbrecher erging es nicht viel besser. Mehrere wurden getötet. Andere wurden nach wenigen Stunden von den Russen festgenommen; Hitlers Leibwächter Otto Günsche verbrachte zwölf Jahre in russischer Gefangenschaft. Ein Teil wurde verwundet; darunter der Pilot Hans Baur, dessen Fluchtgepäck ein Porträt Friedrichs des Grossen war, das ihm Hitler zum Abschied geschenkt hatte. Eine Granate riss Baur ein Bein weg. Als er in einem russischen Lazarett zu sich kam, war das Gemälde fort. Andere, wie Martin Bormann, verschwanden

auf rätselhafte Weise. Einige wenige entkamen oder fielen den Engländern und Amerikanern in die Hände.

Drei blieben im Bunker und begingen Selbstmord: der Chef des Heerespersonalamts General Burgdorf, der Stabschef des OKH General Hans Krebs und SS-Hauptsturmführer Schedle von der Bunkerwache.

Die ganze Verantwortung für die Sicherheit der Stadt, ihrer Verteidiger und ihrer Bewohner fiel nun einem Mann zu, nämlich Weidling. Berlin war jetzt ein einziges Flammenmeer. Die deutschen Truppen hatten sich in den innersten Stadtkern zurückgezogen. Unter den Linden und in der Wilhelmstrasse standen Panzer, im Tiergarten und im Zoo wurde schwer gekämpft. Von der Ost-West-Achse aus beschoss russische Artillerie das Stadtzentrum. Truppen hatten die U-Bahnstation Alexanderplatz und Friedrichstrasse besetzt, und heftige Kämpfe waren um den Reichstag im Gange. Weidling sah keine andere Möglichkeit mehr, als zu kapitulieren. Er fühlte sich jedoch verpflichtet, seine Leute zuvor davon zu unterrichten, und so rief er seine Kommandeure zusammen und schilderte ihnen die Lage. «Ich informierte sie über die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden und über meine Absichten», berichtet Weidling. «Schliesslich forderte ich jeden Einzelnen auf, eine andere Lösung vorzuschlagen, doch niemand wusste eine. Wer einen Ausbruchversuch unternehmen wollte, konnte dies tun.» Am 2. Mai, kurz vor 1 Uhr morgens, fing die 79. russische Gardeschützendivision einen Funkspruch auf. Er lautete: «Hier LVI. Panzerkorps. Wir bitten, das Feuer einzustellen. Um 12 Uhr 50 Berliner Zeit entsenden wir Parlamentäre auf Potsdamer Brücke. Erkennungszeichen weisse Flagge vor rotem Licht. Bitten um Antwort.»

Die Russen antworteten: «Verstanden. Verstanden. Übermitteln Ihre Bitte an Chef des Stabes.»

Als General Tschuikow die Botschaft erhielt, ordnete er sofort die Einstellung des Feuers an. Um 12 Uhr 50 stellten sich Oberst von Dufving, Weidlings Stabschef, und zwei andere Offiziere auf der Potsdamer Brücke unter der weissen Fahne ein. Man brachte sie zu Tschuikows Gefechtsstand. Bald darauf folgte ihnen Weidling. Einige Stunden später verkündeten starke Lautsprecher in der ganzen Stadt die Beendigung der Feindseligkeiten. «Jede Stunde, die ihr weiterkämpft», lautete General Weidlings Befehl, «verlängert die entsetzlichen Leiden der Zivilbevölkerung Berlins und unserer Verwundeten. Im Einvernehmen mit dem Oberkommando der sowjetischen Truppen fordere ich euch auf, sofort den Kampf einzustellen.» Es kam noch einige Tage lang zu vereinzelt Schiessereien, doch offiziell war die Schlacht um Berlin zu Ende. Auf dem Reichstag flatterte die rote Fahne. Russische Soldaten hatten sie am 30. April, während die Kämpfe noch im Gange waren, auf der Kuppel gehisst.

Obwohl die Russen wussten, dass der Führerbunker unter der Reichskanzlei lag, fanden sie ihn erst nach mehreren Stunden. Die Rotarmisten, die ihn suchten, baten deutsche Passanten, auf die sie in den Strassen stiessen, sie hinzuführen. Einer davon war der Fotograf Gerhard Menzel. Er hatte noch nie von dem Bunker gehört. Trotzdem ging er mit einer Gruppe Soldaten zur zerstörten Reichs-

kanzlei. Als erste drangen russische Pioniere mit Minensuchgeräten in das Labyrinth der Keller und Verbindungsgänge vor. Sobald ein Raum abgesucht war, sammelten andere Soldaten Dokumente, Akten und Karten ein. Plötzlich überreichten die Russen Menzel einen Feldstecher, den sie gefunden hatten, und schickten ihn fort. Sie hatten den eigentlichen Führerbunker erreicht.

Zuerst stiessen sie auf die Leichen der Generale Burgdorf und Krebs. Sie sassen in dem Aufenthaltsraum im Korridor an einem langen Tisch voller Gläser und Flaschen. Beide hatten sich erschossen; man identifizierte sie an Hand von Papieren, die man in ihren Uniformen fand.

Major Boras Polewoj, der einem der zuerst eingetroffenen Suchtrupps angehörte, besichtigte schnell den ganzen Bunker. In einem kleinen Raum mit zweistöckigen Betten an den Wänden fand er die Familie Goebbels. Josef und Magda Goebbels' Leichen lagen auf dem Fussboden. «Beide waren zum Teil verbrannt», berichtet Polewoj, «nur Josef Goebbels' Gesicht war erkennbar.» Es bereitete den Russen später Schwierigkeiten, festzustellen, wie die Leichen der Eltern hierhergekommen waren. Vermutlich hatte sie jemand nach der teilweisen Verbrennung in den Bunker gebracht – wer, liess sich nicht feststellen. «Entsetzlich war der Anblick der Kinder», sagt Major Polewoj. «Helga, die Älteste, schien sich als einzige zur Wehr gesetzt zu haben. Ihr Körper wies Prellungen auf. Die andern lagen ganz friedlich da.»

Russische Ärzte untersuchten die Kinder sofort. Sie hatten Verätzungen um den Mund, woraus die Ärzte schlossen, dass man den Kindern ein Schlafmittel gegeben und dann, während sie schliefen, Zyankalikapseln zwischen ihren Zähnen zerdrückt hatte. Helgas Verletzungen liessen vermuten, dass sie dabei aufgewacht war, sich gewehrt hatte und festgehalten worden war. Während man die Leichen in den Ehrenhof der Reichskanzlei hinaufschaffte, um sie zu fotografieren und zu identifizieren, warf Polewoj noch einen letzten Blick in den Raum. Auf dem Fussboden lagen die Zahnbürsten der Kinder und eine teilweise ausgedrückte Zahnpastatube.

Eine aus Experten bestehende Suchgruppe fand bald darauf, unter einer dünnen Erdschicht begraben, Hitlers Leiche. Der bei der Entdeckung der Leiche anwesende russische Historiker, General B. S. Telpuschowskij, war sofort überzeugt, dass es sich um den Führer handelte. «Die Leiche war stark verkohlt», sagte er, «doch der Kopf war, abgesehen von einer Wunde im hinteren Teil des Schädels, unversehrt. Die Zahnprothesen waren herausgefallen und lagen neben dem Kopf.» Dann kamen Zweifel auf. Man entdeckte in der Nähe noch andere Leichen, von denen einige ebenfalls verbrannt waren. «Wir fanden die Leiche eines uniformierten Mannes, dessen Gesichtszüge denen Hitlers ähnelten», berichtet Telpuschowskij, «doch dann stellten wir fest, dass seine Socken gestopft waren. Wir kamen zu dem Schluss, dass dies nicht Hitler sein konnte, denn wir konnten uns nicht vorstellen, dass der Führer des Deutschen Reiches gestopfte Socken getragen hatte.»

Noch komplizierter wurde die Sache, als man die beiden Leichen nebeneinander legte und das deutsche Personal aufforderte, die Toten zu identifizieren. Die

Leute konnten oder wollten das nicht. Einige Tage später ordnete Generaloberst Wassilij Sokolowskij eine Untersuchung der Gebisse der beiden Toten an. Fritz Echtmann und Käthe Heusermann, die bei Hitlers Zahnarzt Dr. Blaschke gearbeitet hatten, wurden festgenommen. Man brachte Echtmann nach Finow bei Eberswalde, etwa vierzig Kilometer nordöstlich von Berlin, und befahl ihm, eine Skizze von Hitlers Gebiss anzufertigen. Als er fertig war, verschwanden die Vernehmungsbeteiligten mit der Skizze in einem Nebenraum. Kurz darauf kamen sie zurück. «Es stimmt», sagten sie zu Echtmann. Dann zeigten ihm die Russen Hitlers Unterkiefer und seine Brücken.

Käthe Heusermann wurde am 7. Mai festgenommen. Ohne zu zögern, identifizierte sie den Kiefer und die Brücken. Die Arbeit, die sie und Blaschke vor einigen Monaten gemacht hatten, war leicht wiederzuerkennen. Man gab ihr ein Paket mit Lebensmitteln und fuhr sie nach Berlin zurück. Zwei Tage später wurde sie wieder festgenommen und nach Erkner gebracht. Dort führte man sie zu einer Reihe offener Gräber, deutete auf die darin liegenden Körper und sagte zu ihr: «Identifizieren Sie die Leichen.» Sie sah sofort, dass es sich um Goebbels und seine Kinder handelte. «Die Mädchen trugen alle Flanellnachthemden mit einem Muster aus ineinander verschlungenen kleinen roten Rosen und blauen Blumen», erinnert sie sich. Von der Leiche Magda Goebbels' war nichts zu sehen.

Die nächsten elf Jahre verbrachte Käthe Heusermann in einem sowjetischen Gefängnis, die meiste Zeit in Einzelhaft.

Was geschah mit Hitlers Leiche? Die Russen behaupten, sie in der Nähe von Berlin verbrannt zu haben, doch sie lehnen nähere Angaben über den Ort ab. Sie sagen, Eva Brauns Leiche hätten sie nie gefunden; sie müsse völlig verbrannt sein, und alle normalerweise zur Identifizierung ausreichenden Überreste seien wohl bei dem schweren Beschuss der Regierungsbauten zerstört worden\*.

Als Generaloberst Heinrici am Morgen des 30. April vor seiner Abreise durch den Korridor seines Gefechtsstandes ging, trat ein junger Hauptmann auf ihn zu. «Herr Generaloberst», sagte er, «Sie kennen mich nicht. Ich habe in Ihrer Führungsabteilung gearbeitet. Ich weiss, dass Sie abgelöst worden sind und sich in Plön melden sollen.»

Heinrici sah ihn fragend an.

«Ich bitte Sie», sagte der Hauptmann, «beeilen Sie sich nicht, nach Plön zu kommen.»

«Was wollen Sie damit sagen?» fragte Heinrici.

«Vor Jahren», erwiderte der Hauptmann, «bin ich in meiner Heimatstadt Schwäbisch-Gmünd hinter Ihrer Bataillonskapelle hergelaufen. Sie waren damals Major, Herr Generaloberst. Später bin ich gut mit Ihren damaligen Offizieren bekannt geworden.»

«Kennen Sie auch Rommel?»

\* Der Autor nimmt an, dass die Russen an Eva Brauns Leiche nicht interessiert waren und sich nicht wirklich um eine Identifizierung bemühten. Die erste Bestätigung von Hitlers Tod durch die Sowjets wurde dem Autor und Professor John Erickson gegenüber am 17. April 1963, also fast achtzehn Jahre später, von Marschall Wassilij ausgesprochen.

«Jawohl», erwiderte der Hauptmann. «Und wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf – ich möchte nicht, dass Sie das gleiche Schicksal ereilt wie Feldmarschall Rommel.»

«Was soll das heissen?» fragte Heinrici und sah ihn scharf an. «Rommel ist doch seinen Verwundungen erlegen.»

«Nein, Herr Generaloberst», erwiderte der Hauptmann. «Das stimmt nicht. Man hat ihn gezwungen, Selbstmord zu begehen.»

Heinrici starrte ihn an. «Woher wissen Sie das?»

«Ich war sein Adjutant», sagte der Hauptmann. «Ich heiße Hellmuth Lang. Ich bitte Sie, fahren Sie so langsam wie möglich nach Plön. Dann wird der Krieg wahrscheinlich aus sein, bevor Sie dort ankommen.»

Heinrici zögerte. Dann drückte er Lang die Hand. «Danke», sagte er knapp.

Heinrici ging den Korridor hinunter und trat ins Freie. Vor dem Gefechtsstand hatten sich die Mitglieder seines kleinen Stabes versammelt. Jemand rief einen Befehl, und alle salutierten. Heinrici gab allen die Hand. Dann sagte er: «Ich danke Ihnen.» Rittmeister Heinrich von Bila, der Adjutant des Generals, öffnete die Wagentür. Heinrici stieg ein. Bila setzte sich neben den Fahrer. «Nach Plön», sagte er.

Heinrici beugte sich vor und tippte dem Fahrer auf die Schulter. «Wir haben es nicht eilig», sagte er.

Spät am nächsten Abend kamen sie in Plön an. Als Heinrici sein Zimmer in der Kaserne betrat, spielte ein Radio. Plötzlich brach die Musik ab. Nach einem dumpfen Trommelwirbel kam die Meldung, dass der Führer tot war. Es war der 1. Mai, 22 Uhr.

Warrant Officer Dixie Deans sass neben seinem deutschen Bewacher Charlie Gumbach und hörte sich die Nachrichten an. Es waren die besten, die er seit langem gehört hatte. «Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, dass unser Führer Adolf Hitler heute Nachmittag in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen ist», verkündete der Sprecher feierlich. Deans blickte sich um. Sie befanden sich irgendwo östlich von Lauenburg im Keller eines Hauses, das unmittelbar hinter den deutschen Linien lag. Die ganze Familie, die in dem Haus wohnte, war im Keller versammelt; die Frau brach über die Nachricht in Tränen aus. Deans unterdrückte seine Freude. Wenn der Führer auch tot war – der Krieg war noch nicht zu Ende. Er musste durch die deutschen Linien. Das war angesichts des schweren Beschusses nicht leicht.

Die Insassen des Kellers legten sich zur Ruhe. Deans schlief sofort ein. Er war auf der Suche nach einer Stelle, an der er zu den britischen Linien durchkommen konnte, tagelang mit dem Rad herumgefahren. Wenn er ein wenig Glück hatte und die Deutschen überreden konnte, ihn passieren zu lassen, konnte es jetzt klappen. Das war sein letzter Gedanke, bevor er einschlief.

Einige Stunden später fuhr er erschrocken hoch. Jemand drückte ihm eine Maschinenpistole zwischen die Rippen und sagte auf englisch: «Los, Junge, steh auf.» Dixie blickte in das harte Gesicht eines britischen Fallschirmjägers. Die Gegend



war, während sie schliefen, von der 6. britischen Luftlandedivision besetzt worden. Ausser sich vor Freude sprang Deans aus dem Bett und erklärte den Soldaten, wer er war. Man brachte ihn und Charlie zum Kompaniegefechtsstand, dann zur Befehlsstelle der Division und schliesslich zum Hauptquartier des Korps. Dort wurden sie Lieutenant General Evelyn H. Barker, dem Kommandeur des VIII. Korps, vorgeführt.

Deans klärte ihn schnell über die Lage auf. «12'000 britische Kriegsgefangene marschieren auf unsere Linien zu», sagte er aufgeregt. «Unsere Flugzeuge werden sie beschliessen!» Er zeigte General Barker auf einer Karte die Stelle, wo er sie verlassen hatte. Der General stürzte ans Telefon und blies eine in diesem Gebiet geplante Aktion ab. «Jetzt ist alles in Ordnung», sagte Barker erleichtert. «Wir werden das Gebiet innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden besetzen. Sie sollten sich jetzt ein bisschen ausruhen.»

«Das geht nicht, Sir», sagte Deans. «Ich habe Oberst Ostmann versprochen, zurückzukommen. «

Barker sah ihn verblüfft an. «Ist das nicht ein bisschen hirnverbrannt?» fragte er. «In ein paar Stunden werden wir sowieso dort sein.»

Doch Deans liess sich nicht davon abbringen. Als er das Zimmer des Generals verliess, blickte er sich suchend um. «Wo ist Charlie Gumbach, mein deutscher Bewacher?» fragte er. Jemand sagte: «Unterwegs zum Kriegsgefangenenlager.» Deans war empört. «Ohne ihn fahre ich nicht», sagte er wütend. «Ich habe mein Ehrenwort gegeben.» Charlie wurde rasch zurückgeholt, und sie stiegen in einen erbeuteten deutschen Mercedes mit einer Rot-Kreuz-Fahne auf der Motorhaube und fuhren los.

Zwei Tage später marschierte Dixie Deans mit seinen Männern durch die britischen Linien, an der Spitze die Dudelsackpfeifer. Mit hochoberhobenen Köpfen zogen die abgemagerten, erschöpften englischen Flieger an ihren die Strassen säumenden Kameraden vorbei. Deans und einige seiner Männer begleiteten Oberst Ostmann und seine Wachmannschaft zu dem englischen Kriegsgefangenenlager, in das sie eingeliefert wurden. Die beiden Gruppen nahmen einander gegenüber Aufstellung, und Deans kommandierte: «Stillgestanden!» Ostmann und Deans traten vor und salutierten. «Auf Wiedersehen, Oberst Ostmann», sagte Deans. «Good-bye, Mr. Deans», sagte Ostmann. Deans rief «Achtung!», und Ostmann und seine Leute marschierten in das englische Gefangenenlager. Als Charlie Gumbach an Deans vorbeikam, winkte er ihm zu.

Das Feuer war mörderisch; es kam von allen Seiten. Busse lief hin und her und schrie seine Männer an: «Los, Los! Weiter! Es sind nur noch ein paar Kilometer. Wenck wartet!» Busse war völlig erschöpft; er hatte jedes Zeitgefühl verloren und wusste weder den Tag noch die Uhrzeit. Es schien Wochen her, seit die 9. Armee aufgebrochen war, um sich zu Wenck durchzukämpfen. Busse hatte fast keine Munition mehr und, bis auf ein paar Werfer, keine Artillerie. Alles, was die Armee noch besass, waren ein paar Maschinengewehre, für die ebenfalls die Munition zu Ende ging. Immer wieder sah Busse, wie Soldaten zusammenbrachen und regungslos liegenblieben. Er und seine Offiziere mussten ihre ganze Energie aufbieten, um

sie voranzutreiben. Noch schlimmer machten das Ganze Tausende von Flüchtlingen, die sich ihren Kolonnen angeschlossen hatten. Er hatte nicht einmal für seine eigenen Leute genug Verpflegung.

Zwischen der 9. Armee und Wenck konnten nur noch wenige Kilometer liegen, doch der russische Widerstand liess nicht nach. Busse liess seinen letzten Panzer kommen, den er sich für diesen Moment aufgehoben hatte. Er befahl Generalleutnant Wolf Hagemann, das Vorfeld zu säubern. Hagemann sprang hinein, der Fahrer gab Vollgas, und der Panzer raste los. Er rumpelte durch einen Graben und über ein holpriges Feld. Plötzlich sah Hagemann, dass die russischen Truppen vor ihnen ausrissen. Er blickte sich nach Munition um. Für die Maschinengewehre war nichts mehr da, und so packte er ein Gewehr und schoss den fliehenden Russen nach.

Dann hörte er plötzlich Schüsse hinter den Russen. Es waren Wencks Leute. Die Vereinigung kam so überraschend, dass sich später niemand an Einzelheiten erinnern konnte. Die erschöpften Männer fielen einander in die Arme. Die Verbindung zwischen Wencks und Busses Truppen war hergestellt.

«Die Männer der 9. waren so müde, so ausgepumpt, in einer so schrecklichen Verfassung, dass es sich kaum schildern lässt», erinnert sich Wenck. Während er stand und seine Leute beobachtete, trat aus einer der Kolonnen ein abgemagerter, schmutziger, unrasierter Mann und kam auf ihn zu. Erst als er vor ihm stand, erkannte ihn Wenck – es war General Theodor Busse. Sie drückten einander wortlos die Hand, dann sagte Wenck: «Gott sei Dank, dass Sie da sind».

Am 7. Mai erreichten die beiden Armeen die Elbe. Mehr als 100'000 Mann überschritten den Fluss und ergaben sich am westlichen Ufer den Amerikanern. Von Busses 200'000 Mann waren nur noch 40'000 am Leben.

Die letzte Botschaft der deutschen Nachrichtenagentur Trans-Ocean war in französischer Sprache abgefasst. Sie lautete: «*Sauve qui peut*» – «Rette sich, wer kann!» Die Berliner befolgten diesen Rat. Lange Kolonnen von Panzern, Soldaten, Autos, Pferdefuhrwerken, Lieferwagen, Sturmgeschützen und Menschen zu Pferde und zu Fuss strömten über die nach Spandau führenden Brücken aus Berlin heraus. Die gewaltige Flucht dauerte bereits Stunden. Obwohl die Kapitulation unterzeichnet war, wurde weitergekämpft, und die Berliner hatten nur eins im Sinn: zu entkommen. Immer wieder wurden die Flüchtlinge beschossen – die russische Artillerie im Norden und Süden hatte offenbar noch nicht den Befehl erhalten, das Feuer einzustellen.

Brigitte Weber floh mit dem von einem Chauffeur gelenkten Auto ihres Schwiegervaters aus Berlin; sie hatte ihren Pelzmantel an, und zu ihren Füßen stand ein Korb mit dem silbernen Familienschmuck. Dann geriet der Wagen in die nach Spandau strömenden Kolonnen, und sie legten in über zehn Stunden nur ein paar Kilometer zurück. Sie musste schliesslich den Wagen verlassen und, wie Tausende andere, zu Fuss nach Westen weiterziehen.

Der sechzehnjährige Aribert Schulz begegnete zu seinem Entsetzen dem rothaarigen SS-Henker noch einmal. Schulz lag in einer Verbandstelle neben ihm. Der SS-Mann war von mehreren Schüssen in den Bauch getroffen worden und schrie sechzehn Stunden lang, bevor er starb.

Immer wieder schlugen zwischen den Menschenmassen, die sich auf den zu den Brücken führenden Strassen drängten, Granaten ein. Hildegard Panzer, die sich und ihre beiden Kinder Hauptmann Kurt Aches Obhut anvertraut hatte, verlor den neunjährigen Wolfgang und die fünfjährige Helga in dem Gewühl. Sie hat sie nie wiedergesehen. Insgesamt wurden bei dieser panischen Flucht schätzungsweise zwanzigtausend Menschen getötet oder verletzt.

Dann hörte der Artilleriebeschuss endlich auf, und das Gewehrfeuer verstummte in der Ferne. Sie marschierten noch ein Stück weiter, dann liessen sie sich zu Boden fallen. Männer, Frauen und Kinder schliefen, wo sie hinfielen – auf Äckern, in Strassengraben, in leeren Häusern, in verlassenen Fahrzeugen, am Strassenrand, auf der Strasse selbst. Sie waren in Sicherheit. Der letzte Kampf war zu Ende.

«Abu! Abu!» Heinrich Schwarz ging durch den verwüsteten Zoo. Wohin er auch blickte – nur tote Tiere und Trümmer. Er ging zum Teich. «Abu! Abu!» rief er. Da hörte er ein Flattern. Am Rand des leeren Teiches stand auf einem Bein der Abu Markub und sah zu ihm herüber. Schwarz ging durch den Teich und nahm den Vogel auf den Arm. «Es ist vorbei, Abu», sagte er. «Es ist alles vorbei.»

Am 4. Mai trat Ilse Antz aus dem Keller ihres Hauses in Wilmersdorf und erblickte zum erstenmal seit dem 24. April wieder das Tageslicht. Es war seltsam still in den Strassen. «Zuerst sah ich in der ungewohnten Helligkeit nichts als schwarze Kreise vor den Augen», berichtet sie. «Dann schaute ich mich um. Die Sonne schien, es war Frühling geworden. Die Bäume blühten, die Luft war mild. Selbst diese gepeinigten, sterbende Stadt wurde von der Natur wieder zum Leben erweckt. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nichts empfunden: Ich war innerlich wie tot gewesen. Doch als ich jetzt zum Park hinübersah, in den der Frühling eingezogen war, konnte ich nicht mehr an mich halten. Zum erstenmal, seit alles begonnen hatte, weinte ich.»

## Die Verluste

Selbst heute, nach mehr als zwanzig Jahren, weiss man nicht mit Bestimmtheit, wie hoch die Verluste unter der Zivilbevölkerung während der Schlacht um Berlin gewesen sind. Immer noch stösst man auf Ruinengrundstücken, in Gärten und Parks auf Tote, die während der Schlacht hastig begraben wurden, sowie auf Massengräber. Statistischen Untersuchungen zufolge dürften durch die Kampfhandlungen an die 100'000 Zivilisten ums Leben gekommen sein. Mindestens 20'000 Einwohner erlagen Herzanfällen, rund 6'000 Menschen begingen Selbstmord, die übrigen wurden durch Artilleriefeuer oder bei Strassenkämpfen getötet oder erlagen später ihren Verletzungen. Auch die Zahl der Menschen, die in den letzten Tagen aus Berlin flohen und anderswo starben, ist nicht genau bekannt. Wenn allein durch den Artilleriebeschuss 52'000 Menschen ums Leben kamen und die obigen Schätzungen stimmen, so dürfte die Gesamtzahl über 150'000 betragen, wobei die Verwundeten nicht mit eingeschlossen sind.

Wie viele Frauen wurden vergewaltigt? Auch dies weiss man nicht genau. Die Schätzungen der Ärzte, mit denen ich sprach, bewegen sich zwischen 20'000 und 100'000. Abtreibungen waren inoffiziell gestattet, doch ist aus naheliegenden Gründen niemand bereit, auch nur Vermutungen hinsichtlich ihrer Zahl anzustellen.

Weitgehende Unklarheit herrscht auch über die Höhe der militärischen Verluste vor und in Berlin. Die Feststellung wird dadurch erschwert, dass sie in die Gesamtzahl der deutschen Kriegsverluste eingeschlossen sind; man kann deshalb nicht genau sagen, wie viele deutsche Soldaten allein in Berlin gefallen sind. Die sowjetischen Angaben über die russischen Verluste sind da wesentlich genauer. Nach Aussage sowjetischer Militärexperten sind von der Schlacht an der Oder bis zur endgültigen Einnahme von Berlin «über 100'000 Soldaten gefallen». Mir erscheint diese Zahl etwas hoch; vielleicht hat man die Verluste ein wenig übertrieben, um den Sieg zu dramatisieren. Andererseits sagte mir Marschall Konjew, die Zahl der Gefallenen habe allein bei seinen Truppen «während der ganzen Schlacht von der Oder bis Berlin und des Vorstosses der südlichen Flanke zur Elbe ... 150'000 betragen». Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass General Omar N. Bradley, der Kommandeur der 12. US-Armeegruppe, Eisenhower darauf hinwies, man müsse bei einer Einnahme der deutschen Hauptstadt mit dem Verlust von 100'000 Mann rechnen, wobei Bradley indes die zu erwartende Gesamtzahl an Toten, Verwundeten und Vermissten meinte.

# Die Teilnehmer an der Schlacht um Berlin – damals und heute

Die folgende Liste umfasst alle in diesem Buch genannten Personen, dank deren Mitarbeit DER LETZTE KAMPF geschrieben werden konnte. Sie nennt an erster Stelle die Angehörigen der alliierten Streitkräfte, sodann die deutschen Soldaten und Offiziere, sowie abschliessend Personen, die im März und April 1945 in der Stadt und ihrer Umgebung lebten. Auf Ersuchen der deutschen Bundesregierung sind die Adressen der deutschen Zivilisten, Wehrmachts- und SS-Angehörigen nicht angegeben. Bei manchen Personen mögen, seit dieses Buch in Druck gegangen ist, in beruflicher Hinsicht Veränderungen eingetreten sein. Mit einem Stern gekennzeichnete Personen sind seit der Aufstellung dieser Liste verstorben. Die angegebenen militärischen Ränge beziehen sich auf das Jahr 1945.

## USA

Eisenhower, Dwight David, Gen., Oberkommand. der alliierten Expeditionstreitkräfte (SHAEF), *Gen. of the Army, Comdr.-in-Chief; Präsident der Vereinigten Staaten (1952–1960), Gettysburg, Pa.*

Bradley, Omar Nelson, Gen. (12. Armeegruppe), *Gen. of the Army; Vorsitzender eines Forschungsprogramms, Bulova Watch Co., New York, N. Y.*

Abbes, Henry Charles, Capt. (30. Inf. Div.), *Architekt Queens Village, N. Y.*

Adams, Charles M., ist Lt. (69. Inf. Div.), *Colonel (in Pension), U. S. Army, La Mesa, Calif.*

Adryan, Chester P., ist Lt. (83. Inf. Div.), *Versicherungsangestellter, The Northwestern Mutual Life Insurance Co., Bellefontaine, Ohio*

Allmand, James R., ist Lt. (82. Luftl. Div.), *Beruf unbekannt, Hermosillo, Son., Mexiko.*

Anderson, Gerald J., Pfc. (30. Inf. Div.), *Kraftfahrzeugprüfer, State of New Jersey, Gien Rock, N. J.*

Anderson, Gien H., Col. (5. Pz. Div.), *Motelbesitzer, Daytona Beach, Fla.*

Anderson, Peter, Sgt. (30. Inf. Div.), *Direktor, Executive Mansion, Albany, N. Y.*

Angeleri, Carl J., T/4 (30. Inf. Div.), *Grundstücksmakler, Forest Hills, N. Y.*

Aralie, William, T/Sgt. (30. Inf. Div.), *Zollbeamter, Internal Revenue Service, West Orange, N. J.*

Ayers, Kenneth Lee, ist Lt. (84. Inf. Div.), *Major (in Pension), U. S. Army, Tallahassee, Fla.*

Baker, Clyde, Pfc. (30. Inf. Div.), *Postangestellter, Piedmont, Ala.*

Bargy, James H., S/Sgt. (30. Inf. Div.), M/Sgt. N. Y. Guard; *Lastwagenfahrer, Rensselaer, N. Y.*

Barnard, Robert Howard, ist Lt. (Ninth Air Force), *Geschäftsmann, Tucumcari, N. M.*

Barrett, Charles Joseph, Brig. Gen. (84. Inf. Div.), *Col., U. S. Military Academy, West Point, N. Y.*

Batchelder, Clifton Brooks, Lt. Col. (2. Pz. Div.), *Leitender Angestellter, United Staates Check Book Co., Omaha, Neb.*

Berry, John Thomas, Maj. (82. Luftl. Div.), *Col., 101. Luftl. Div., Fort Campbell, Ky.*

Berryman, Flur Woodrow, T/4 (5. Pz. Div.), *Zimmermann, Towncreek, Ala.*

Bestebreurtje, Arie D., Capt. (82. Luftl. Div.), *Geistlicher, Louisville, Ky.*

Bethke, Clarence E., Capt. (84. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Tucson, Ariz.*

Biddle, William Shepard, Col. (83. Inf. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army, Comdt., Pennsylvania Military College, Chester, Pa.*

Billingsley, Charles, Col. (82. Luftl. Div.), *Maj. Gen., U. S. Army; Deputy Commanding General, Combat Development Command, Fort Belvoir, Va.*

Blair, William M., Jr., ist Lt. (84. Inf. Div.), *Bankangestellter, Colonial Bank and Trust Co., Waterbury, Conn.*

Blake, Peter, 2nd Lt. (5. Pz. Div.), *Architekt und Schriftsteller, New York, N. Y.*

Bloser, Donald Paul, Capt. (30. Inf. Div.), *Arzt, Enola, Pa.*

Bolling, Alexander R., Maj. Gen. (84. Inf. Div.)\*

Bommer, Jack L., T/5 (82. Luftl. Div.), *Beruf unbekannt, Columbus, Ohio*

Bond, Ridgely B., Jr., Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Brig. Gen., U. S. Army, Catonsville, Md.*

Booth, J. Edwin, Sgt. (in deutscher Kriegsgefangenschaft, Lager Luckenwalde), *Postangestellter, Fremont, Neb.*

Bovee, Eimer William, Pfc. (30. Inf. Div.), *Geschäftsmann, Bovee's Delivery Service, Addison, N. Y.*

Boyd, Elmo Hubbard, Capt. (83. Inf. Div.), *Handelsvertreter, Charlotte, S. C.*

Brockley, Harold R., T/4 (82. Luftl. Div.), *Postangestellter, Connersville, Ind.*

Brooks, Dwight Marion, ist Lt. (69. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. Army, Fort Belvoir, Va.*

Brunow, Marcel F. J., Lt. Col. (2. Pz. Div.), *Col. (in Pension), U. S. Army, Belfast, Me.*

Bunch, Doyle R., Capt. (83. Inf. Div.), *Schuldirektor, Amarillo Public Schools, Amarillo, Tex.*

Burnette, Eugene Gale, T/Sgt. (30. Inf. Div.), *Sfc. USAIG, Furman University, Greenville, S. C.*

Burns, Stanley E., Capt. (84. Inf. Div.), *Leitender Angestellter, Hemingway Transport Co., Philadelphia, Pa.*

Burton, Edward J., Pfc. (82. Luftl. Div.), *Gemüsegärtner, Carmichael, Calif.*

Bym, Delmont K., Capt. (30. Inf. Div.), *Professor für Pädagogik, University of Michigan, Ann Arbor, Mich.*

Carbin, John Patrick, Jr., Maj. (30. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. Army, Trenton, N. J.*

Carnes, Norman D., Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Col. (in Pension), U. S. Army, Denver, Colo.*

Caroscio, William J., ist Lt. (5. Pz. Div.), *Polizist, Elmira, N. Y.*

Carrail, Charles B., Capt. (30. Inf. Div.), *Priester, Hawthorne, N. Y.*

Cason, Claude Edwin, Capt. (5. Pz. Div.), *Lt. Col. (in Pension), U. S. Army, Huntsville, Ala.*

Clark, Curtis Mason, Maj. (2. Pz. Div.), *Anwalt, Norton Co., Worcester, Mass.*

Cleary, Francis J., S/Sgt. (82. Luftl. Div.), *Produktionsleiter, W. S. Rockwell Co., Fairfield, Conn.*

Closs, Maldwyn M., S/Sgt. (5. Pz. Div.), *Postangestellter, Wymore, Neb.*

Coates, Edwin Morton, Lt. Col. (5. Pz. Div.), *Testleiter, U. S. A. F., Lancaster, Calif.*

Collier, John Howell, Brig. Gen. (2. Pz. Div.), *Lt. Gen. (in Pension), U. S. Army, San Antonio, Tex.*

Conran, Richard John, Lt. Col. (69. Inf. Div.), *Col., ARADCOM, Oklahoma City, Okla.*

Conte, Angelo James, Maj. (84. Inf. Div.), *Lt. Col. (in Pension), U. S. A. R., Levittown, N. J.*

Cook, Julian Aaron, Lt. Col. (83. Luftl. Div.), *Col., CINCLANT, Dor folk, Va.*

Cook, Tim O., Lt. Col. (83. Inf. Div.), *Bankdirektor, Lamesa, Tex.*

Copp, Franklin Harold, ist Lt. (5. Pz. Div.), *Lt. Col. U. S. A. R., Falls Church, Va.*

Cosgrove, Warner G., Jr., Maj. (XIII. Korps), *Geschäftsteilhaber, Shields & Co., New York, N. Y.*

Costello, James Patrick, Capt. (30. Inf. Div.), *Polizeisergeant, N. Y. C. Police, Bayside, N. Y.*

Cota, Norman D., Maj. Gen. (28. Inf. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army, Bryn Mawr, Pa.*

Crabill, Edwin B., Col. (83. Inf. Div.), *Col. (in Pension), U. S. Army, Riviera Beach, Fla.*

Craig, Bertie Edward, Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Col. (in Pension), U. S. Army, Tacoma, Wash.*

Crosby, Thomas Dillard, S/Sgt. (30. Inf. Div.), *Sgt., USATC, APO, New York, N.Y.*

Cseak, Daniel T., Pfc. (30. Inf. Div.), *Backer, Canton, Ohio*

Cullom, Henry Martin, Jr., Capt. (84. Inf. Div.), *Direktor, Valley Tire & Supply Co., South Pittsburgh, Tenn.*

Currey, Francis S., T/Sgt. (30. Inf. Div.), *Büroangestellter, Veteran's Administration Hospital, Albany, N. Y.*

Daniels, Donald C., ist Lt. (5. Pz. Div.), *Beruf unbekannt, Kansas City, Mo.*

Darrigo, Joseph Robert, ist Lt. (84. Inf. Div.), *Arbeiter, Darien, Conn.*

Davis, William Holt, Capt. (84. Inf. Div.), *Lt. Col., Georgia Military Academy, East Point, Ga.*

Deane, John R., Maj. Gen. (Leiter der am. Militärmission Moskau), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army, San Francisco, Calif.*



Deere, Benny, Pfc. (30. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Glover sville, Ala.*

DeVault, Charles Cooper, Lt. Col. (5. Pz. Div.), *Grundstücksmakler, Marion, Va.*

Devenney, John J., Capt. (83. Inf. Div.), *Ministerialbeamter, Dept. of the Army, Springfield, Pa.*

DiBattista, Dominic, Pfc. (82. Luftl. Div.), *Bauunternehmer, Garwood, N. J.*

Dickenson, Glenn Gilmer; Lt. Col. (5. Pz. Div.), *Col. (in Pension), U. S. Army; Rechtsanwalt, Augusta, Ga.*

Dilione, Charles, Pvt. (30. Inf. Div.), *Krauffahrer, Sea Bright, N. J.*

Dingley, Nelson III, Col. (U. S. Group Control Council), *Brig. Gen. (in Pension), U. S. Army, Vero Beach, Fla.*

Disney, Paul A., Col. (2. Pz. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army, Arlington, Va.*

Doughtie, George Roberts, Capt. (84. Inf. Div.), *Vorstandsmitglied, Atlantic Sheet Metal Corp., Atlanta, Ga.*

Ellis, Otto, Col. (30. Inf. Div.), *Col. (in Pension), Bradenton, Fla.*

Faris, John L., Capt. (30. Inf. Div.), *stellv. Direktor eines Kaufhauses, Rock Hill, S. C.*

Farrand, Edward Gilbert, Col. (5. Pz. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army; Präsident der St. John's Military Academy, Delafield, Wis.*

Fellman, Malcolm Aaron, ist Lt. (30. Inf. Div.), *Kaufmännischer Leiter, Bache & Co., New York, N. Y.*

Ficarra, Louis James, Cpl. (30. Inf. Div.), *Textilfachmann, Garfield, N. J.*

Fleischmann, Lawrence, Capt. (30. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Buffalo, N. Y.*

Flowers, Melbin Lamar, ist Lt. (Ninth Air Force), *Maj. (in Pension), U. S. A. F., Huntsville, Ala.*

Fonderico, Vincent, Cpl. (30. Inf. Div.), *Inspektor, City Water Dpt., Rosedale, N. Y.*

Francies, Merritt Duane, ist Lt. (5. Pz. Div.), *Pilot, Keokuk, Iowa*

Franco, Robert, Capt. (82. Luftl. Div.), *Chirurg, Richland, Wash.*

Frankland, Walter L., Lt. Col. (30. Inf. Div.), *Geschäftsinhaber, Jackson, Tenn.*

Fransosi, Arthur Arnold, T/4 (82. Luftl. Div.), *Postangestellter, Cranston, R. I.*

Galvin, Wayne W., Pvt. (82. Luftl. Div.), *Maler, Las Vegas, Nev.*

Gavin, James M., Capt. (30. Inf. Div.), *County extension agent, La Grande, Or.*

Gavin, James M., Maj. Gen. (82. Luftl. Div.), *Lt. Gen. (in Pension), Aufsichtsratsvorsitzender, Arthur D. Little Co., Boston, Mass.*

Gazdayka, Mike, Sgt. (5. Pz. Div.), *Angestellter, San Francisco Examiner Dealer, Camarillo, Cal.*

Geppert, Leo Joseph, Maj. (84. Inf. Div.), *Col., M. C., Brooke General Hospital, Fort Sam Houston, Tex.*

Gillem, Alvan Cullom, Jr., Maj. Gen. (XIII. Korps), *Lt. Gen. (in Pension), U. S. Army, Atlanta, Ga.*

Gomes, Lloyd H., Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Col., U. S. Army, Washington, D. C.*

Grose, Thomas Warren, Capt. (5. Pz. Div.), *Inspektor, The Chesapeake and Ohio Railway, Saginaw, Mich.*

Hadley, Arthur T., ist Lt. (2. Pz. Div.), *Schriftsteller, New York, N. Y.*

Hall, Stewart L., Lt. Col. (30. Inf. Div.), *stellv. Vorstandsmitglied, Occidental Life, Los Angeles, Cal.*

Halladay, Daniel Whithney, Capt. (83. Inf. Div.), *College-Director, University of Alabama, Fayetteville, Ala.*

Handberg, William Francis, Pfc. (30. Inf. Div.), *Gebrauchsgraphiker, Minneapolis, Minn.*

Handy, Thomas T., Gen. Maj., *in Pension, U. S. Assistant Chief of Staff, Operations Division, Washington, D. C.*

Hardin, William B., M/Sgt. (30. Inf. Div.), *MI Sgt., U. S. Army, Akron, Ohio*

Hasslinger, Harry Ekas, Lt. Col. (XIII. Korps), *Col., U. S. Army, Veteran's Administration, College Park, Md.*

Heilbrunn, Martin, Cpl. (30. Inf. Div.), *Alteration manager, Stern's, New York, N. Y.*

Hennessy, Francis Xavier, Cpl. (30. Inf. Div.), *Rechtsanwalt, Bronx, N. Y.*

Hess, Neal A., Maj. (Ninth Air Force), *Lt. Col., U. S. A. F., Carswell Air Force Base, Tex.*

Higgins, Daniel E., 1st Lt. (5. Pz. Div.), *Werbeleiter, American Cyanamid Co., Linden, N. J.*

Higgins, Gerald J., Brig. Gen. (101. Luftl. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army; Direktor, Foreign Operations, Research Analysis Corp., Washington, D. C.*

Hill, Edward Mitchell, Capt. (30. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. Army Arlington, Va.*

Hill, John G., Col. (V. Korps), *Brig. Gen. (in Pension), U.S. Army, Arlington, Va.*

Hillmeyer, Walter W., Maj. (V. Korps), *Geschäftsteilhaber, Hillmeyer Nurseries, Lexington, Ky.*

Himes, Donald S., Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Col., U. S. Army, New York, N. Y.*

Himmelstein, Harold, Pfc. (30. Inf. Div.), *Büroangestellter, Internal Revenue Service, New York, N. Y.*

Hinds, Charles F., T/4 (2. Pz. Div.), *Archivar, Commonwealth of Kentucky, Frankfort, Ky.*

Hinds, Sidney R., Brig. Gen. (2. Pz. Div.), *Brig. Gen. (in Pension), U. S. Army; Inspektor, Defense Supply Agency, Falls Church, Va.*

Hobbs, Leland L., Maj. Gen. (30. Inf. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army; Washington, D. C.*

Hoffman, Morton D., Sgt. (30. Inf. Div.), *Vorstandsvorsitzer, Eastern Electrical Contractors, New York, N. Y.*

Hollingsworth, James F., Maj. (2. Pz. Div.), *Col., U. S. Army; Acting Deputy Asst., Secretary of Defense, Washington, D. C.*

Holt, Harold Norman, Col. (Ninth Air Force), *Col., U. S. A. F., Maxwell Air Force Base, Ala.*

Hopermann, Richard K., 1st Lt. (30. Inf. Div.), *Chemiker, Oakland, N. J.*

Howley, Frank Leo, Col. (U. S. Militärregierung), *Vizepräsident, New York University, New York, N. Y.*

Hoy, Charles E., Col. (84. Inf. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army, Winter Park, Fla.*

Hubbard, Allen, Jr., Capt. (30. Inf. Div.), *Rechtsanwalt, Hughes, Hubbard, Blair & Reed, New York, N. Y.*

Hubbard, Harry J., Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Marfa, Tex.*

Huebner, Clarence Ralph, Maj. Gen. (V. Korps), *Lt. Gen. (in Pension), U. S. Army, Washington, D. C.*

Huebschen, Herbert E., S/Sgt. (82. Luftl. Div.), *Vertreter, Internal Revenue Service, Beloit, Wis.*

Hughes, Shelly G., Lt. Col. (83. Inf. Div.), *Präsident, Differential Steel Car Co., Findlay, Ohio*

Hull, John Edwin, Gen. (C/S Operation, Pentagon), *Gen. (in Pension), U. S. Army, Washington, D. C.*

Hundley, Daniel H., Col. (9. Armee), *Col. (in Pension), U. S. Army; Dozent, Washington University, St. Louis, Mo.*

Hunt, Emerson Snow, 1st Lt. (102. Inf. Div.), *Maj. (in Pension), U. S. A. R., Wilton, Conn.*

Husing, Christian O., S/Sgt. (30. Inf. Div.), *Tankstellenbesitzer, Rockport, Mo.*

Ingraham, Gordon D., Lt. Col. (69. Inf. Div.), *Col. (in Pension), U. S. Army, Oakland, Calif.*

Irby, Willie B., Capt. (30. Inf. Div.), *Besitzer einer Milchviehfarm, U. S. D. A., Blackstone, Va.*

Jacobs, Marvin Leroy, Lt. Col. (20. Inf. Div.), *Professor, Memphis State University, Memphis, Tenn.*

James, Robert Foote, Maj. (5. Pz. Div.), *Autohändler, Lebanon, Pa.*

James, Rowland, Pfc. (30. Inf. Div.), *Direktor, Produktionskontrolle, Pepsi Cola Co., Bay Shore, N. Y.*

Johnson, Briard Poland, Lt. Col. (2. Pz. Div.), *Maj. Gen., U. S. Army, Fort Monroe, Va.*

Johnson, Clarence J., Capt. (30. Inf. Div.), *Maj., Volksschullehrer, Phoenix, Ariz.*

Johnson, Donald R., 1st Lt. (83. Inf. Div.), *Verkaufsleiter, Mauston, Wis.*

Jones, James Elmo, S/Sgt. (82. Luftl. Div.), *Vorstandsvorsitzer, Industrial Plastics, Inc., Greensboro, N. C.*

Jones, Richard Harris, Lt. Col. (5. Pz. Div.), *Stellv. Direktor, Houston Schools, Houston, Tex.*

Jordan, Wilhelm Oscar, Sgt. (30. Inf. Div.), *Arbeiter, L and M Co., Horsham, Pa.*

Kaczowka, Henry Rudolph, Maj. (30. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Wynnewood, Pa.*

Kaiser, Maurice Evans, Lt. Col. (XIII. Korps), *Col., U. S. Army, Pentagon, Washington, D. C.*

Kehm, Harold David, Col. (9. Armee), *Col. (in Pension), U. S. Army, Bethesda, Md.*

Kelly, Thomas J., Cpl. (7. Pz. Div.), *Inh. d. Congressional Medal of Honor; Attorney, U. S. Civil Service Commission, Brooklyn, N. Y.*

Kohler, Haley Eustis, Maj. (83. Inf. Div.), *Lt. Col. (in Pension), U. S. Army; Besitzer einer Reinigungsanstalt, Lake Charles, La.*

Kolb, Roland L., Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Col. U. S. Army, Pentagon, Washington, D. C.*

Komosa, Adam Anthony, Capt. (82. Luftl. Div.), *Lt. Col. (in Pension), Bloomington, Ind.*

Korf, Arthur F., Capt. (84. Inf. Div.), *Präsident, Korf's Sixth Ave., Inc., Kenosha, Wis.*

Korolevich, Alexander, Pfc. (30. Inf. Div.), *Angestellter, Ford Motor Co., Waldwick, N. J.*

Kotary, William Edward, ist Lt. (82. Luftl. Div.), *Versicherungsangestellter, Wayne, Pa.*

Kotzebue, Albert, ist Lt. (69. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. Army, Madison, Wis.*

Kremer, Herbert H., Sgt. (5. Pz. Div.), *Zivilangestellter, U. S. Coast Guard, Jefferson City, Mo.*

Kuhlman, Martin Luther, Lt. Col. (83. Inf. Div.), *Büroleiter, Signode Steel Strapping Co., Chicago, Ill.*

Lacey, Richard Hamilton, Pfc. (30. Inf. Div.), *Pasteurisiert er, Wendt Dairy, Niagara Falls, N. Y.*

Ladin, Samuel S., W. O. (30. Inf. Div.), *Angestellter, Guardian Maintenance, Long Island City, N. Y.*

Landis, John Ross, Pfc. (30. Inf. Div.), *Zimmermann, Woodbury, N. J.*

Lawrence, Dale C, Capt. (84. Inf. Div.), *Vertreter, Mosaic Tile Co., Spokane, Wash.*

Leary, Edward J., Lt. Col. (69. Inf. Div.), *Col. (in Pension), U. S. A. R., Trenton, N. J.*

Leet, George Arnold, Capt. (26. Inf. Div.), *Rechtsabteilungsleiter, National Labor Relations Board, Washington, D. C.*

Levy, Harold Joseph, Sgt. (2. Pz. Div.), *Briefträger, Mamaroneck, N. Y.*

Lord, William T., Pfc. (30. Inf. Div.), *Produktionsleiter, T. N. Palmer & Co., Inc., New York, N. Y.*

Loveland, Glenn E., S/Sgt. (82. Luftl. Div.), *Angestellter, Board of Education, Shelby, Ohio*

Ludlow, Lee Eugene, T/5 (5. Pz. Div.), *Beruf unbekannt, La Porte, Ind.*

Macaluso, Joseph Anthony, Capt. (83. Inf. Div.), *Bauunternehmer, New Orleans, La.*

MacFarlane, Paul William, ist Lt. (83. Inf. Div.), *Leitender Angestellter, Dreamland Mfg. Co., St. Petersburg, Fla.*

MacKinnin, Elwyn L., Pfc. (5. Pz. Div.), *Kassierer einer Baugesellschaft, Orange, Mass.*

Macon, Robert Chauncey, Maj. Gen. (83. Inf. Div.), *Maj. Gen., U. S. Army, California, Md.*

MacVean, James Linden, Sgt. (30. Inf. Div.), *Ml Sgt. (in Pension), U. S. Army, LeRoy, N. Y.*

Maggio, Vincent, Cpl. (30. Inf. Div.), *Briefträger, Huntington, N. Y.*

Manni, Serge A., Pfc. (30. Inf. Div.), *Vizepräsident, Duro Test International, River Edge, N. J.*

Martin, William S., ist Lt. (5. Pz. Div.), *Besitzer eines Metallwarengeschäfts, Golden, Colo.*

McAucliffe, Anthony, Maj. Gen. (101. Luftl. Div.), *Lt. Gen. (in Pension), U. S. Army, Washington, D. C.*

McCloud, June Raymond, S/Sgt. (5. Pz. Div.), *Polizist, Marlinton, W. Va.*

McConnell, Frederick McSwain, ist Lt. (84. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. Army, Instructor Group, Clemson, S. C.*

McCown, Hal D., Lt. Col. (30. Inf. Div.), *Col., U. S. Army, Washington, D. C.*

McKenna, Richard W., Maj. (5. Pz. Div.), *Leitender Angestellter, Ferry-Morse Seed Co., Mountain View, Calif.*

McNees, Norman Edwin, ist Lt. (5. Pz. Div.), *Handelsvertreter, George M. Bell & Son, El Centro, Calif.*

McNeil, Grady ist Sgt. (30. Inf. Div.), *Expedient, N. Y. Journal American, New York, N. Y.*

Mennow, Robert E., S/Sgt. (5. Pz. Div.), *Graveur, Pittsburgh, Pa.*

Merriam, Wheeler G., Lt. Col. (2. Pz. Div.), *Brig. Gen., U. S. Army, Washington, D. C.*

Millener, George Alvin, Col. (9. Armee), *Col. (in Pension), U. S. Army, Knoxville, Tenn.*

Miller, William Scott, Jr., ist Lt. (84. Inf. Div.), *Rechtsanwalt, Little Rock, Ark.*

Millett, John E., Jr., ist Lt. (5. Pz. Div.), *Beruf unbekannt, Minneola, Kan.*

Mirra, Adolph Raymond, Pfc. (30. Inf. Div.), *Bankangestellter, National Bank of Westchester, White Plains, N. Y.*

Mittleman, Herbert H., T/5 (30. Inf. Div.), *Baumaterialhändler, Scholz Homes, Inc., Yonkers, N. Y.*

Moore, James E., Maj. Gen. (9. Armee), *Gen. (in Pension), U. S. Army, Washington, D. C.*

Morava, John Hall, Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Präsident, U. S. Steel Supply, Chicago, Ill.*

Mundt, Herman A., Jr., Capt. (83. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. A. R., Leitender Angestellter, Humble Oil & Refining Co., Durango, Colo.*

Naples, Joseph, T/5 (30. Inf. Div.), *Fabrikdirektor, Plastic Molding Powders, Kearny, N. J.*

Neblett, Lloyd George, Lt. Col. (Ninth Air Force), *Beruf unbekannt, Tulsa, Okla.*

Neilson, Henry, Col. (83. Inf. Div.), *Col., U. S. Army, Fort Sam Houston, Tex.*

Nelson, Clarence A., ist Lt. (5. Pz. Div.), *Geschäftsinhaber, Fremont, Neb.*

Nicodemus, Robert E., ist Lt. (5. Pz. Div.), *Lt. Col., U. S. Army, Falls Church, Va.*

Norton, John, Col. (82. Luftl. Div.), *Maj. Gen., U. S. Army, Asst. Comdt., Infantry School, Fort Benning, Ga.*

Norton, Thomas Edward, Capt. (84. Inf. Div.), *Buchhalter, Boise, Idaho.*

Nugent, Richard Emmel, Brig. Gen. (XXIX. Tactical Air Command), *Dept. of Defense, Merritt Island, Fla.*

Oliver, Lunsford, Maj. Gen. (5. Pz. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), Williamsburg, Mass.*

Ordway, Godwin, Col. (12. Armeegruppe), *Col. (in Pension), U. S. Army, Chevy Chase, Md.*

Omstein, Richard Paul, T/5 (30. Inf. Div.), *Angestellter, Savoy Knitting Mills Corp., New York, N. Y.*

Parker, Braxton Creig, ist Lt. (84. Inf. Div.), *Capt. (in Pension), U. S. Army; Beamter, Colorado Springs, Colo.*

Parks, Floyd L., Maj. Gen. (SHAEF) \*

Pattullo, Alexander Ross, T/Sgt. (82. Luftl. Div.), *Manager of stockholder records, The Standard Oil Co., Cleveland, Ohio.*

Pearcy, Marvin E., Capt. (2. Pz. Div.), *Wartungsing., Rayonier, Inc., Hoquiam, Wash.*

Petcoff, George, ist Sgt. (30. Inf. Div.), *Angestellter, International Paper Co., New York, N. Y.*

Peters, Abraham, Pfc. (30. Inf. Div.), *Vizepräsident, Allied Office Supplies, Inc., Jersey City, N. J.*

Peters, Alcee Lafayette, Jr., Maj. (84. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. Army, Washington, D. C.*

Peters, Earl William, Maj. (Ninth Air Force), *Lt. Col., U. S. A. F., McClellan Air Force Base, Calif.*

Philipsbom, Martin Maximilian, Jr., Maj. (5. Pz. Div.), *Vizepräsident, Harrison Wholesale Co., Chicago, Ill.*

Plantin, Tore Elias, Pfc. (30. Inf. Div.), *Kalkulator, Bethpage, N. Y.*

Pockler, Morris, Pfc. (30. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Brooklyn, N. Y.*

Poindexter, Clifford T., Cpl. (5. Pz. Div.), *Beruf unbekannt, Fayetteville, Ark.*

Polowsky, Joseph, Pvt. (69. Inf. Div.), *Versicherungsvertreter, Chicago, Ill.*

Pratt, Bernard S., Pvt. (30. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Lake Luzerne, N. Y.*

Prendergast, R. O., ist Lt. (82. Luftl. Div.), *Maj., 42. Div. National Guard, New York, N. Y.*

Presnell, William G., ist Sgt. (30. Inf. Div.), *Leit. Angestellter einer Textilfabrik, Asheboro, N. C.*

Puetzer, Warren James, 1st Lt. (84. Inf. Div.), *Mitinhhaber einer Autoreifenfirma, Corvallis, Ore.*

Pugliese, Michael R., S/Sgt. (30. Inf. Div.), *selbständig, Stamford, Conn.*

Ramsey, Curtis Lee, ist Lt. (5. Pz. Div.), *Leit. Angestellter einer Textilfabrik, Laurinburg, N. C.*

Ransom, Paul Lewis, Brig. Gen. (5. Armeegruppe), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army, Hampton, Va.*

Ratray, Bruce C., Pfc. (30. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Long Island City, N. Y.*

Reilly, Edward P., Sgt. (82. Luftl. Div.), *Verkaufsingenieur, Borg Warner Corp., Houston, Tex.*

Reinhardt, Emil F., Maj. Gen. (69. Inf. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army, San Antonio, Tex.*

Rennolds, William Gregory, Jr., Maj. (83. Inf. Div.), *Personalchef, Southern States Cooperative, Richmond, Va.*

Ressegieu, Fred E. (5. Pz. Div.), *Abteilungsleiter, Bechtel Corp., San Francisco, Calif.*

Ridgway, Matthew B., Maj. Gen. (XVIII. Korps), *Gen. (in Pension), U. S. Army, Pittsburgh, Pa.*

Robinson, Frank Edward, ist Sgt. (30. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Ooltewah, Tenn.*

Robinson, Howard Vernon, Jr., T/5 (2. Pz. Div.), *selbständig, Deland, Fla.*

Rock, Julius, Maj. (30. Inf. Div.), *Arzt, Rochester, N. Y.*

Rose, Ben Lacy, Capt. (83. Inf. Div.), *Professor, Union Theological, Seminary, Richmond, Va.*

Ross, Winfred A., Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Col. (in Pension), U. S. Army, Sun Prairie, Wis.*

Rubenstein, Charles, Pfc. (30. Inf. Div.), *Grundstücksmakler, New York, N. Y.*

Sadallah, Elias A., Capt. (2. Pz. Div.), *Vizepräsident, Manufacturers Hanover Trust Co., Brooklyn, N. Y.*

St. Cyr, Stede-Strephon, Sgt. (Kriegsgef. Lager Stalag 7-B), *Fotograf, Toledo, Ohio*

Schmidmeister, John, Pfc. (30. Inf. Div.), *Angestellter, S. Blickman Co., Inc., West New York, N. J.*

Schommer, Francis Christian, Capt. (83. Inf. Div.), *Spielwarengrosshändler, Sheboygan, Wis.*

Schultz, Arthur B., Pvt. (82. Luftl. Div.), *Privatdetektiv, San Diego, Calif.*

Scott, Richard H., ist Lt. (102. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Anchorage, Alaska*

Serilla, William Dan, Sgt. (82. Luftl. Div.), *Fallschirmspringer, Royal Oak, Mich.*

Sharpe, Granville Attaway, Lt. Col. (83. Inf. Div.), *Col., U. S. Army, Institute of Advanced Studies, Carlisle Barracks, Pa.*

Shiverski, Stanley A., S/Sgt. (5. Pz. Div.), *Set up, A. M. C., Racine, Wis.*

Shonak, James Dmitrius, Capt. (83. Inf. Div.), *Abteilungsleiter einer Versicherung, Boston, Mass.*

Simpson, William H., Lt. Gen. (9. Armee), *Gen. (in Pension), U. S. Army, San Antonio, Tex.*

Sloan, George B., Col. (XIX. Korps), *Col. (in Pension), U. S. Army; Senior Analyst, Produktionsplanung, MacDonald Aircraft Co., St. Louis, Mo.*

Smith, Davis Maitland, Capt. (84. Inf. Div.), *Maj., U. S. Army, Bowling Green, Va.*

Smith, Walter Bedell, Lt. Gen. (SHAEF)\*

Smurthwaite, Richard J., Pfc. (82. Luftl. Div.), *Leiter der Auswertung in der Raumfahrtabteilung der General Electric Co., Philadelphia, Pa.*

Salomon, Harold, ist Lt. (30. Inf. Div.), *Metallarbeiter, Howard Beach, N. Y.*

Solow, Saul, ist Lt. (30. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. A. R.; Generaldirektor, Famous Coat Front Pad Co., Inc., New York, N. Y.*

Sowers, Kenneth, Lt. Col. (84. Inf. Div.), *Col., Chaplain, U. S. Army, Washington, D. C.*



Stanford, Leslie E., Capt. (30. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. Army, APO San Francisco, Calif.*

Starling, Jack W., Capt. (30. Inf. Div.), *Werbefachmann, The McCarty Co., Seattle, Wash.*

Staub, Paul, Pfc. (69. Inf. Div.), *Handelst er tr., Bond's, Levittown, N. Y.*

Stephens, Richard W., Col. (30. Inf. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army, Sun City, Fla.*

Stephens, Thomas LeRoy, T/5 (30. Inf. Div.), *Tankstellenbesitzer, Franklin, N.J.*

Stevens, Earle M., Lt. Col. (30. Inf. Div.), *General plant supervisor, Convent Station, N. J.*

Stewart, Carlton E., Lt. Col. (30. Inf. Div.), *Baumeister, West Newton, Mads.*

Stewart, Carroll Richard, Pfc. (30. Inf. Div.), *Hausmeister einer Volksschule, Canstota, N. Y.*

Stewart, Terrell Eugene, Cpl. (82. Luftl. Div.), *Maschinensetzer, Columbus, Ga.*

Stockwell, Richard C., 2nd Lt. (82. Luftl. Div.), *Stadtplaner, Concord, Calif.*

Stollak, Jack, T/4 (30. Inf. Div.), *Postangestellter, Bayside, N. Y.*

Shuterland, John M., Jr., T/5 (76. Inf. Div.), *Versicherungsvertreter, Worcester, Mass.*

Talarico, George F., Pvt. (30. Inf. Div.), *Produktionsleiter, Givaudan Corp., Nutley, N. J.*

Tell, Bernard L., Cpl. (30. Inf. Div.), *Arzt, Pompton Plains, N. J.*

Toole, John B., T/5 (30. Inf. Div.), *Kalkulator, General Electric Co., Hudson Falls, N. Y.*

Torino, Albert M., T/5 (30. Inf. Div.), *Vorarbeiter, Presidential Construction Co., New Haven, Conn.*

Truman, Louis Watson, Col. (84. Inf. Div.), *Lt. Gen., U. S. Army, Fort Monroe Va.*

Tucker, R. H., Col. (82. Luftl. Div.), *Maj. Gen. (in Pension), U. S. Army, Comdt. of Cadets, The Citadel, Charleston, S. C.*

Tullbane, John E., 1st Lt. (30. Inf. Div.), *Abteilungsleiter beim Amerikanischen Roten Kreuz, APO New York, N. Y.*

Valsangiacomo, Oreste V., Capt. (84. Inf. Div.), *Beruf unbekannt, Barre, Vt.*

Vinson, David B., 1st Lt. (U. S. A. F.), *Direktor, Texas Academy for the Advancement of Life Sciences, Houston, Tex.*

Vukcevic, Michael N., Pfc. (82. Luftl. Div.), *Mechaniker, Perry, Ohio*

Walson, Thomas Betts, 1st Lt. (5. Pz. Div.), *Direktor, Merrill, Lynch, Pierce Fenner & Smith, Nashville, Tenn.*

Washburn, Israel Brent, Lt. Col. (5. Pz. Div.), *Col. (in Pension) U. S. Army, McLean, Va.*

Weber, Stanley Roger, S/Sgt. (30. Inf. Div.), *Zimmermann, New York, N. Y.*

Weinstein, Alvin, Pfc. (30. Inf. Div.), *Angestellter, A. I. C. Construction Corp., Fort Tilden, N. Y.*

Wellems, Edward N., Lt. Col. (82. Luftl. Div.), *Col., U. S. Army, Springfield, Va.*

West, Gustavus Wilcox, Col. (2. Pz. Div.), *Col. (in Pension), Georgetown, Colo.*

Whitaker, R. B., 1st Lt. (5. Pz. Div.), *Inhaber eines Geschäfts für Büroeinrichtung, Leavenworth, Kan.*

White, Isaac Davis, Maj. Gen. (2. Pz. Div.), *Gen. (in Pension), U. S. Army, Honolulu, Hawaii.*

White, Myron A., Cpl. (82. Luftl. Div.), *Landwirt, Grinnell, Iowa.*

Wienecke, Robert H., Col. (82. Luftl. Div.), *Maj. Gen., U. S. Army, Washington, D. C.*

Williams, Walter E., Jr., 2nd Lt. (5. Pz. Div.), *Postangestellter, Brownsville, Tex.*

Williams, Warren R., Jr., Lt. Col. (82. Luftl. Div.), *Headquarters to Staff, USSTRICOM, Mac Dill APB, Fla.*

Williamson, Ellis W., Lt. Col. (30. Inf. Div.), *Maj. Gen., U. S. Army, Washington, D. C.*

Wiselogle, Candler R., 1st Lt. (83. Inf. Div.), *Lt. Col., U. S. A. R., APO, San Francisco, Calif.*

Wolski, Edwin Stephen, S/Sgt. (30. Inf. Div.), *SM/Sgt., U. S. A. F., Homestead, Fla.*

Woltz, William Edward, T/4 (30. Inf. Div.), *M/Sgt., U. S. A. R., Lademeister, Palisades Park, N. J.*

Wood, George B., Maj. (82. Luftl. Div.), *Rektor, Trinity Episcopal Church, Fort Wayne, Ind.*

Wright, Nathaniel A., T/4 (84. Inf. Div.), *M/Sgt., U. S. Army, Georgia Military Academy, East Point, Ga.*

Zimmermann, Hugo, 1st Lt. (Ninth Air Force), *Col., U. S. A. F. Academy, Colo.*

## GROSSBRITANNIEN

Montgomery, Bernard Law, Field Marshal (21. Armeegruppe), *Viscount Montgomery of Alamein, K. G. (in Pension), Hampshire*

Aherne, John, Cpl., King's Own Yorks (Leichte Infanterie) – (Stalag 3A, Luckenwalde), *Beruf unbekannt, Birmingham*

Back, Philip, F. O. (R. A. F.), *Leitender Direktor in der Kunststoffindustrie, Berkhamsted, Hertfordshire*

Barber, Colin Muir, Maj. Gen. (XII. Corps, 15. Scottish Div.), *Lt. Gen., Sir Colin Muir Barbor, C. B., (1945), D. S. O. (1940); Ripon, Yorkshire*

Barker, Evelyn Hugh, Lt. Gen. (VIII. Corps), *Gen., Sir Evelyn Hugh Barker, K. C. B. (1950), K. B. E. (1945). D. S. O. (1918), M. C. (in Pension), Bromham, Bedfordshire*

Barnes, Frank, Lt. (7. Pz. Div.), *Besitzer einer Tankstelle und Garage, London*

Belchern, Ronald F. K., Brig. (Chef des Führungsstabes der 21. Armeegruppe), *Maj. Gen., C. B. (1946), C. B. E. (1944), D. S. O. (194); Direktor, B. S. A. Co., London*

Bennett, Harold Edmonde Isherwood, W. O., R. A. F. (Stalag 357, Fallingbosten), *Fl/Lt., R. A. F., Duxford, Cambridgeshire*

Binning, John Sydney, Capt. (6. Luftl. Div.), *M. D., Senior medical officer, British Railways, Eastern Region, London*

Bois, Hon. Eric Louis, Maj. Gen. (6. Luftl. Div.), *Gen. Bols, C. B. (1945), D.S.O.*

(1944)), *am Band* (1945); *Abteilungsleiter in der Maschinenbauindustrie, Brighton, Sussex*

Bowden, William Kenneth Hope, Fl/Sgt., R. A. F. (Stalag 357, Fallingbostal), *Werbeleiter, Upton Grey, Basingstoke, Hampshire*

Broom, Ivor Gordon, Wing Comdr. (R. A. F.), *Group Captain, R. A. F. Brüggem, Bundesrepublik Deutschland*

Chandler, Charles Frederick, Pionier (6. Luftl. Div.), *Angestellter eines Gaswerks, Hays End, Middlesex*

Chapman, Edward, Fl/Sgt. R. A. F. (Stalag 3A, Luckenwalde), *Angestellter, London*

Chown, Clement Murray, Sgt. Pilot, R. A. F. (Stalag 357, Fallingbostal), *Verkehrspilot, Port-of-Spain, Trinidad*

Cole, Eric V., Sgt. Major (7. Pz. Div.), *Ingenieur, Newcastle-on-Tyne*

Collins, John Brenton, Father, Capt., 67 Medium Regiment, Royal Artillery Stalag 3A, Luckenwalde), *Vikar, Church of England, Edenbridge, Kent*

Counsell, John, Col. (SHAEF), *Direktor, Windsor-Theater, Windsor*

Cox, W. Frederick, Guardsman, Irish Guards (Stalag 3A, Luckenwalde), *Geflügelzüchter, North Reading, Berkshire*

Craig, Gordon D., Sqdn. Leader, R. A. F. (Stalag 3A, Luckenwalde), *Rechtswalt, Corbridge, Northumberland*

Davey, Robert, Lt. (7. Pz. Div.), *Gastwirt, Torquay, Devonshire*

Davies, Graham, Pvt. (6. Luftl. Div.), *Stahlarbeiter, Port Talbot, Glamorganshire, South Wales*

Davison, Wilfred, Capt. (6. Luftl. Div.), *Direktor einer Bauholzfirma, Peterfield, Hampshire*

Day, Harry Melville Arbuthnot, Group Capt., R. A. F. (Stalag 357, Fallingbostal, später Sachsenhausen), *in Pension, London*

Deans, James Alexander Graham, W. O., R. A. F. (Stalag 357, Fallingbostal), *Verwaltungsbeamter, London School of Economics and Political Science, Ashtead, Surrey*

Dempsey, Sir Miles Christopher, Gen. (2. Armee), *Gen. Sir Miles Dempsey, G. B. E. (1956), K. C. B. (1944), D. S. O. (1940), M. C. (1918); Aufsichtsratsvorsitzender, Yattendon, Berkshire*

Finnie, John, C. Q. M. S. (5. Inf. Div.), *Postbeamter, London*

Foster, Joseph, Fl/Sgt. (R. A. F.), *Werkmeister, Stoke-on-Trent, Staffordshire*

Friston, Leslie West, Pvt. (30. Corps), *Lastwagenfahrer, Chesham, Buckinghamshire*

Galbraith, Alexander Reynell, Fl/Lt. (R. A. F.), *Personalchef, Crawley, Sussex*

Gallienne, William Albert George, Sqdn. Leader (R. A. F.), *Gastwirt, Chigwell Essex*

Guingand, Sir Francis W. de, Maj. Gen. (21. Armeegruppe), *Maj. Gen. Sir Francis de Guingand, K. B. E. (1944), C. B. (1943), D. S. O. (1942); Aufsichtsratsvorsitzender, Johannesburg, Südafrika*

Haley, A., Pvt. (5. Inf. Div.), *Packer, Schuhgrosshandlung, Ryton-on-Tyne, Durham*

Heape, John Stewart Hardman, W. O., R. A. F. (Stalag 357, Fallingbostel) *Verkaufsleiter, Cholsey, Buckinghamshire*

Hennell, Charles, Sgt. Major (7. Pz. Div.), *Polizeiinspektor, Cheshire County Police, Wilmslow, Cheshire*

Hensman, Michael Graham (6. Luftl. Div.), *Verkaufsleiter, I. C. I., Bowdon, Cheshire*

Horrocks, Sir Brian, Lt. Gen. (Comdr., XXX. Corps), *Gen. Sir Brian Horrocks, K. C. B., K. B. E., D. S. O., in Pension, London*

Hughes, Hugh L. Glyn, Brig. (2. Armee), *Brig. Hughes, C. B. E. (1945), D. S. O. (1916), M. C., M. R. C. S.; M. D., Direktor, South-east London General Practitioner Center, London*

Hughes, Thomas Rhys, Pvt. (6. Luftl. Div.), *Journalist, Haywards Heath, Sussex*

Jinks, William James, Fl/Lt. (R. A. F.), *Abteilungsleiter, Waagenfabrik, Sutton Coldfield, Warwickshire*

Jones, Gilbert Peter, Sgt. (R. A. F.), *Gefängnisbeamter, Newport, Isle of Wight*

Kee, Robert, Fl/Lt. R. A. F. (Stalag 3A, Luckenwalde), *Schriftsteller und Fernsehproduzent, London*

Kimber, Peter C., Fl/Sgt., R. A. F. (Stalag 3A, Luckenwalde), *Angestellter, Bushey, Hertfordshire*

Lyne, Louis Owen, Maj. Gen. (7. Pz. Div.), *Gen. Lyne, C. B. (1945), D. S. O. (1943); Aufsichtsratsvorsitzender, Kersey, Suffolk*

Mack, Kenneth Charles, W. O. (R. A. F.), *Angestellter, British Railways, Norfolk*

Mainwaring, John Cecil, Pvt. (5. Inf. Div.), *Krankenhausportier, Hillsboro, Sheffield*

Mann, Alfred Ernest, Cpl., Royal West Kent Regt. (Stalag 20A, Thom), *Angestellter, General Post Office, Dartford, Kent*

McCowen, J. L., Lt. Col. (Econ. Div., Control Commission), *Verkaufsleiter, Guinness, Richmansworth, Hertfordshire*

McWhinnie, Hugh, Sgt. (6. Luftl. Div.), *Arbeiter, Papierfabrik, Canterbury, Kent*

Mitford, Edward Cecil, Brig. (VIII. Corps), *in Pension, Hdqrs. Eastern Command, London*

Mogg, Ronald, W. O., R. A. F. (Stalag 357, Fallingbostel), *Pressechef, Shell Mex & B. P. Ltd., London*

Moore, Walter, Pvt. (6. Luftl. Div.), *Textilfachmann, Keighley, Yorkshire*

Morgan, Sir Frederick E., Lt. Gen. (SHAEF), *Gen. Sir. Frederick Morgan, in Pension, Northwood, Middlesex*

Mower, Edwin Arthur, Cpl., Royal Berkshire Regt. (Stalag 357, Fallingbostel), *Angestellter, Colchester, Essex*

Murray, Robert, Pvt. (7. Pz. Div.), *Arbeiter, Chemikaliengrosshandlung, Nelson, Lancashire*

Murtagh, Patrick Francis, Panzerschütze, 3. Royal Tank Regt. (Stalag 3A, Luckenwalde), *Uhrmacher, Salisbury, Wilshire*

Newman, John, Panzerschütze, Royal Tank Corps (Stalag 344, Lamsdorff), *Autovermieter, Edinburgh*

Park, Thomas M., Capt. Royal Army Medical Corps (Stalag 357, Fallingbostel), *M. D., Carnwath, Lanark*

Perrin, Roy Doublas, F. O. (R. A. F.), *Versicherungsvertreter, South Croydon, Surrey*

Rabone, Joseph Patrick (6. Luftl. Div.), *Chauffeur, A4. C. D., Kingstanding, Birmingham*

Roberts, Kenneth, Pvt. (5. Inf. Div.), *Inspektor, General Post Office, London*

Rodley, Ernest Edward, Wing Comdr. (R. A. F.), *Verkehrspilot, BOAC, London*

Rogers, Philip George, Maj. (6. Luftl. Div.), *Foreign Office, Orpington, Kent*

Rosdol, Sandy, Capt. (XII. Corps, 15. Scottish Div.), *Foreign Office, South Ascot, Berkshire*

Ross, Donald G., Fl/Lt. (R. A. F.), *Tabakfabrikant, Yverdon, Schweiz*

Rycroft, Robert Arthur, Cpl. (6. Luftl. Div.), *Werbefachmann, Thos. Cook & Son, Ltd., Meadvale, Redhill*

Rymer, James, Pvt. (7. Pz. Div.), *Mechaniker, Pickering, Yorkshire*

Shearer, John L., Capt. (6. Luftl. Div.), *Direktor, National Assistance Board, Hamilton, Lanark*

Spurling, John Michael Kane, Brig. (7. Pz. Div.), *Maj. Gen. Spurling, C. B. (1957), C. B. E. (1933), D. S. O. (1944); Dozent, Militär geschichte und Taktik, Universitäten London und Southampton, Fifehead Neville, Dorsetshire*

Strong, Kenneth William Dobson, Maj. Gen. (SHAEF), *Maj. Gen. Sir Kenneth Strong, C. B. (1945), O. B. E. (1942); Generaldirektor des milit. Nachrichtendienstes, Verteidigungsministerium, London*

Suster, Ilya, Sgt. (7. Pz. Div.), *Direktor, Importfirma, London*

Sweeney, Michael Francis, Sgt. Major, Irish Guards (Stalag 3A, Luckenwalde), *Handelsvertreter, Oundle, Northamptonshire*

Thwaite, Alan, Pionier (7. Pz. Div.), *Filmvorführer, Morecambe, Lancashire*

Towell, Albert Cyril, Lance/Cpl. (7. Pz. Div.), *Packer, Highcliffe-on-Sea, Hampshire*

Urquhart, John, Lance/Cpl. (6. Luftl. Div.), *Maschinist, Baillieston, Glasgow*

Ward, Leonhard M., Lance/Bombardier, Fahrer (XII. Corps), *Angestellter, Krankenhausverwaltung, Hornsey*

Ward, Tom, P. O. (R. A. F.), *Bauingenieur, Lancaster*

Whiteley, John Francis Martin, Maj. Gen. (SHAEF), *Gen. Sir John Whiteley, G. B. E. (1936), K. C. B. (1930), A4. C., in Pension, Salisbury, Wiltshire*

Williams, Edgar T., Brig. (Chef d. Nachrichtendienstes, 21. Armeegruppe), *C. B. (1946), C. B. E. (1944), D. S. O. (1943); Fellow of Balliol, Oxford, Warden of Rhodes House, Oxford*

Wilson, Geoffrey Kenneth, Fl/Sgt., R. A. F. (Stalag 357, Fallingbostel), *Dozent für Psychologie, Teacher's Training College, Leighon-Sea, Essex*

## UdSSR

Konjew, Iwan Stepanowitsch, Marschall der Sowjetunion (Kommandeur der 1. Ukrainischen Front), *Marschall, Generalinspekteur der Sowjetischen Streitkräfte*

- Rokossowskij, Konstantin K., Marschall der Sowjetunion (Kommandeur der 2. Weissrussischen Front), *Marschall, Generalinspekteur der Sowjetischen Streitkräfte; Mitglied des Obersten Sowjets*
- Anichowskij, Josef Josefowitsch, Hauptmann (Führungsstab, 6. Gardeschützen div.)
- Boltin, E. A., Generalmajor (Stellvertr. Vorsitzender der Redaktionskommission der offiziellen *Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion*)
- Charina, Irina Michailowa, Partisanin (Kriegsgef., Auschwitz), *Hausfrau*
- Dolmatowskij, Eugen, Oberstleutnant (Kriegsberichterstatter der *Prawda*), *Schriftsteller und Lyriker*
- Golbow, Sergej Iwanowitsch, Hauptmann (Kriegsberichterstatter, 47. Armee); *(wurde ausserhalb der Sowjetunion interviewt)*
- Ignatow, Alexej Andrianowitsch, Major (61. Armee)
- Iwanow, Georgij Wassiljewitsch, Generalmajor (Kommandeur der 6. Gardeschützendiv.), *Generalmajor (in Pension)*
- Juschtschuk, Iwan Iwanowitsch, Generalmajor (Kommandeur des XL Panzerkorps), *General der Panzertruppen (in Pension)*
- Kdschung, Nikolaj (Kriegsgef., Buchenwald)
- Kiltschewskij, Georgij Wladimirowitsch, Leutnant (Ingenieur, 6. Gardeschützendiv.), *Ingenieur*
- Kurkow, Michail Iwanowitsch, Funker (Panzerabwehrregiment)
- Lasaris, Aronowitsch, Major (6. Gardeschützendiv.), *Schriftsteller*
- Lewtschenko, Irena Nikolajewna, Leutnant (VIII. Mot. Korps), *Oberstleutnant, der Panzertruppen (in Pension), Hausfrau*
- Litwinko, Andrej Fjedosowitsch, Major (4. Gardepanzerarmee)
- Malinowskij, Michail, Leutnant (Reg.-Politkommissar, 16. Luftwaffengeschwader); *(wurde ausserhalb der Sowjetunion interviewt)*
- Mikajoff, Igor, Leutnant (Reg.-Abwehroffizier, 5. Stossarmee)
- Nowikow, Nikolaj Georgjewitsch, Sergeant (6. Gardeschützendiv.)
- Olschanskij, Alexander, Gefreiter (58. Schützendiv.), *Major*
- Ostrowskij, Wysoka, Oberst (Kriegsberichterstatter bei *Roter Stern*), *Schriftsteller und Journalist*
- Parotikin, I. V., Oberst (Sowj. Verteidigungsministerium), *Historiker*
- Pawlenkow, N. G., Generalmajor (Sowj. Verteidigungsministerium), *Historiker*
- Platonow, S. P., Generalleutnant (Sowj. Verteidigungsministerium), *Historiker und Archiv dir ektor*
- Polewoj, Boris, Oberst (Kriegsberichterstatter der *Prawda* und Reg.-Politkommissar), *Schriftsteller, Redakteur*
- Rogowzew, Wassilij Petrowitsch, Sergeant (Schützenkomp., 1. Weissrussische Front)
- Rosanow, Wladimir Pawlowitsch, Leutnant (3. Stossarmee, IV. Artilleriekorps)
- Samtschuk, Jon Amkejewitsch, Oberst (Chef des Stabes, XXXII. Korps)
- Samsonow, Konstantin Jakowlewitsch, Leutnant (Bataillons-Kommandeur, 171. Schützendiv.)

Samusew, Iwan Semjonowitsch, Sergeant (Artillerie, 3. Stossarmee)  
 Slobjudenjuk, Grigorij Afanasjewitsch, Obersergeant, Held der Sowjetunion  
 (1. Ukrainische Front)  
 Sokolowskij, W. D., General (Chef des Führungsstabes der 1. Ukrain. Front bis  
 14. April 1945; Stellvertretender Oberbefehlshaber der 1. Weissrussischen  
 Front ab 15. April 1945), *Marschall der Sowjetunion, Generalinspekteur der  
 Sowjetischen Streitkräfte*  
 Swischtschew, Nikolaj Alexandrowitsch, Sergeant (1. Weissrussische Front)  
 Telpuchowskij, Boris S., Generalmajor (Historiker in Schukows Hauptquartier)  
 Tilewitsch, Mark, Sergeant (Kriegsgef., Sachsenhausen)  
 Trojanoskij, Pawel, Oberstleutnant (Kriegsberichterstatter bei *Roter Stern*),  
*Schriftsteller und Journalist*  
 Tschuikow, Wassilij Iwanowitsch, Generaloberst (Kommandeur der 8. Garde-  
 armee), *Marschall der Sowjetunion; Mitglied des Obersten Sowjet; Mitglied  
 des Obersten Militärrats; Oberkommandierender der Sowjetischen Landstreit-  
 kräfte*

## DEUTSCHLAND

Heinrici, Gotthard, Generaloberst (Heeresgruppe Weichsel), *Generaloberst a. D.*

Ache, Kurt, Hauptmann (Verteid.-Bereich Berlin, Flakturm Zoo), *Privatier*  
 Annuschek, Karl Heinz, Hauptmann (1. Flak-Div.), *Firmendirektor*  
 Arnold, Hans-Werner, Oberleutnant (Luftwaffe, 9. Fallschirmjägerdiv.), *Beamter*  
 Bensch, Willy, Sturmscharführer (SS-Div. Nordland), *Fabrikarbeiter*  
 Bila, Heinrich von, Rittmeister (Heeresgruppe Weichsel), *Verkaufsdirektor*  
 Bombach, Walter, Stabsfeldwebel (Verteid.-Ber. Berlin), *Hausverwaltung*  
 Bonath, Herbert (Hi tier junge), *Heeresgeistlicher, Bundeswehr*  
 Böttcher, Friedrich, Oberstleutnant (18. Panzergrenadierdiv.), *Verteidigungs-  
 ministerium, Bonn*  
 Brusckke, Waldemar (Volkssturm), *Handelsvertreter*  
 Burghart, Roman, Unterscharführer (SS-Div. Nordland), *Angestellter*  
 Busse, Theodor, General (9. Armee), *Zivilverteidigung*  
 Clauss, Paul, Unterscharführer (SS-Div. Nordland), *Geschäftsmann*  
 Cords, Helmuth, Hauptmann (Gefängnis Lehrter Strasse), *Forschungsleiter,  
 Kalifornien*  
 Dethleffsen, Erich, General (OKH), *Wirtschaftsberater*  
 Draeger, Willi, Bezirkshauptmann (Berliner Feuerwehr), *in Pension*  
 Drost, Günter, Leutnant (Verteid.-Ber. Berlin), *Pharmazeut*  
 Ducke, Josef, Leutnant (18. Panzergrenadierdiv.), *Bankangestellter*  
 Dufving, Theodor von, Oberst (LVI. Panzerkorps), *Verteidigungsministerium,  
 Bonn*  
 Eismann, Hans Georg, Oberst (Heeresgruppe Weichsel), *in Pension*  
 Feldheim, Willy (Hitlerjunge), *Importkaufmann*  
 Fritz, Albert, Leutnant (Division Müncheberg), *Buchhalter*



Gareis, Martin, General (3. Panzerarmee), *in Pension*  
 Gold, Walter, Feldwebel (Verteid.-Ber. Berlin), *nicht mehr im Beruf*  
 Groll, Arthur, Gefreiter (Volkssturm), *Schuhmacher*  
 Gross, Ernst, Oberscharführer (SS-Div. Nordland), *Elektriker*  
 Günsche, Otto, SS-Sturmführer (Adjutant d. Führers), *Direktor*  
 Haaf, Oskar (Volkssturm), *Rundfunk-Programmdirektor*  
 Haas, Fritz, Rottenführer (SS-Div. Nordland), *Weinhändler*  
 Hagedorn, Dr. Walter, Hauptmann (Luftwaffe – Flakturm Zoo), *Arzt*  
 Hagemann, Wolf, Generalleutnant (9. Armee), *in Pension*  
 Halt, Karl Ritter von, Bataillonskommandeur (Volkssturm) \*  
 Hartmann, Rudolf (Volkssturm), *Leitender Angestellter*  
 Heckscher, Edmund, Feldwebel (Volkssturm) \*  
 Hein, Heinrich, SS-Standartenführer (Stellv. v. Bormann), *in Pension*  
 Hellriegel, Hermann (Volkssturm), *Handelsvertreter*  
 Henseler, Hans, Untersturmführer (SS-Div. Nordland), *Grosskaufmann*  
 Hirsch, Alfred, Leutnant (9. Fallschirmjägerdiv.), *Geschäftsführer*  
 Hock, Manfred, Feldwebel (Verteid.-Ber. Berlin), *nicht mehr im Beruf*  
 Höhne, Heinz, Feuerwehrhauptmann (Berliner Feuerwehr), *Feuerwehrbeamter*  
 Ilium, Gunnar, Untersturmführer (SS-Div. Nordland), *Taxibesitzer*  
 Jansen, Hans, Leutnant (9. Fallschirmjägerdiv.), *Geschäftsführer*  
 Jung, Albert (SS-Div. Nordland), *Angestellter*  
 Kempka, Erich, SS-Standartenführer (Hitlers Chauffeur) *Mechaniker*  
 Kirchner, Heinz, Leutnant (1. Flak-Div.), *Kirchenrat*  
 Koder, Hans (SS-Div. Nordland), *Büroangestellter*  
 Kratschmar, Heinz, Off.-Anwärter (Marine), *Ingenieur*  
 Krüger, Heinz (Verteid.-Ber. Berlin), *Lehrer*  
 Krukenberg, Gustav, Brigadeführer (SS-Div. Charlemagne und SS-Div. Nordland), *in Pension*  
 Kühn, Alfred (Verteid.-Ber. Berlin), *in Pension*  
 Kunz, Helmut, Standartenführer (SS-Lazarett, Berlin), *Zahnarzt*  
 Lambrecht, Erich, Leutnant (Verteid.-Ber. Berlin) *Angestellter (in Pension)*  
 Lampe, Dr. phil., Albrecht, Oberleutnant (Kommandantur Berlin), *Wissenschaftlicher Rat (Archivwesen), Berlin*  
 Lang, Hellmuth, Hauptmann (Heeresgruppe Weichsel), *Geschäftsinhaber*  
 Lohmann, Hanns-Heinrich, Obersturmbannführer (SS-Div. Nordland),  
*Leitender Angestellter einer Versicherungsgesellschaft*  
 Manteuffel, Hasso von, Generaloberst (3. Panzerarmee), *in Pension*  
 Meissner, Max, Hauptmann (9. Armee), *Handelsvertreter*  
 Müller-Hildebrand, Burkhart, Generalmajor (3. Panzerarmee), *Generalleutnant, NATO, Paris*  
 Niedieck, Gerda (Wehrmachtshelferin – Flakturm Zoo), *Programmleitung beim Rundfunk*  
 Nolte, Wilhelm, Feuerwehrhauptmann (Berliner Feuerwehr), *Angestellter*  
 Oppeln-Bronikowski, Hermann von, Generalmajor (20. Pz. Div.), *General (in Pension); Gutsverwalter*

Patzer, Heinz, Feldwebel (Verteid.-Ber. Berlin), *Lithograph*  
 Pemsel, Max, Generalleutnant (5. Gebirgsjägerdiv.), *in Pension*  
 Pfooser, Alfons, Oberleutnant (SS-Kampfgruppe Todt) \*  
 Pienkny, Günther (Hitlerjugend), *Brauereiangestellter*  
 Pluskat, Werner, Major (Artillerie-Komm., Magdeburg), *Ingenieur*  
 Refior, Hans, Oberst (Kampfkommandantur Berlin), *Direktor*  
 Reichhelm, Günther, Oberst (12. Armee), *Direktor*  
 Rein, Hans, Leutnant (9. Fallschirmjägerdiv.), *Verwaltungsrichter*  
 Reitsch, Hanna, Fliegerhauptmann (Luftwaffe), *Flugtechn. Beraterin (bis 1966)*  
 Reuss, Franz, Generalmajor (Luftwaffe), *Geschäftsführer*  
 Reymann, Hellmuth (Kampfkommandant von Berlin), *in Pension*  
 Römling, Horst, (Hitlerjugend, Verteid.-Ber. Berlin), *Händler*  
 Rose, Hein, Major (Volkssturm), *nicht mehr im Beruf*  
 Schack, Friedrich August, General (XXXII. Armeekorps), *in Pension*  
 Scherka, Erich, Gefreiter (1. Flak-Div.), *Maler*  
 Schirmer, Bruno, Polizeileutnant (Polizei Berlin), *Polizeibeamter*  
 Scholles, Hans-Peter, Oberscharführer (SS-Div. Nordland), *Weinhändler*  
 Schuhmacher, Manuel, Leutnant (9. Armee), *Fotograf*  
 Schulz, Aribert (Hitlerjugend), *Schriftsetzer*  
 Schumann, Dr. Werner, Hauptmann (Flakturm Zoo), *Arzt*  
 Sixt, Friedrich, Generalleutnant (CI. Korps), *in Pension*  
 Speidel, Hans, Generalmajor (Militärgefängnis Potsdam), *General a. D., Berater  
 der Bundesregierung für Fragen der atlantischen Sicherheit*  
 Steiner, Felix Martin, Obergruppenf. (Gruppe Steiner), *in Pension*  
 Strauss, Erwin, Bezirkshauptmann (Feuerwehr Berlin), *in Pension*  
 Strenka, Gustav, Polizeidirektor (Polizei Berlin), *in Pension*  
 Thamm, Willy (Verteid.-Ber. Berlin), *Malermeister*  
 Timm, Walter, Untersturmführer (SS-Div. Nordland), *Marktforscher*  
 Ulich, Walter, Leutnant (Verteid.-Ber. Berlin), *Leitender Angestellter einer  
 Versicherungsgesellschaft*  
 Usberg, Otto, Feldwebel (26. Pz.-Div., I. Armeekorps), *Geschäftsmann*  
 Verleih, Max, Nachschuboffizier (Verteid.-Ber. Berlin), *Geistlicher*  
 Volk, Helmut, Feldwebel (OKH), *Senatsangestellter*  
 Voss, Peter, Oberleutnant (III. Armeekorps), *Bankangestellter*  
 Wedell, Dr. Günter, Oberleutnant (Verteid.-Ber. Berlin), *Arzt*  
 Wenck, Walther, Generalleutnant (12. Armee), *Direktor*  
 Werner, Franz, Zahlmeister (Verteid.-Ber. Berlin), *Angestellter*  
 Wetzki, Hans Joachim (Hitlerjugend), *Berliner Senatsangestellter*  
 Winge, Hans-Joachim (SS-Div. Nordland), *Einkaufsleiter*  
 Wöhlermann, Hans Oscar, Oberst (LVI. Panzerkorps), *in Pension*  
 Wrede, Fritz, Gefreiter (Wehrmacht), *nicht mehr im Beruf*  
 Wurach, Kurt, Major (9. Armee), *Veterinär*  
 Zabeltitz, Leonhardt von, Hauptmann (1. Flak-Div.), *Gutsbesitzer*

## BERLIN

- Antz, Ilse (Wilmerdorf), *Leiterin eines Kinderheims*  
Apitzsch, Bertha (Schöneberg), *Krankenschwester (nicht mehr im Beruf)*  
Batty, Marie (Pankow), *Hausfrau, London*  
Baumgart, Johanna (Zehlendorf), *Hausfrau*  
Bayer, Anne-Lise (Wilmerdorf), *Hausfrau*  
Bethge, Eberhard (Gefängnis Lehrter Strasse), *Geistlicher*  
Blank, Georg (Köpenick), *nicht mehr im Beruf*  
Bochnik, Juliane (Reinickendorf), *Schauspielerin*  
Boese, Helena (Wilmerdorf), *Lehrerin*  
Bohg, Kurt (Lichtenberg), *Stellv. Direktor an einer Handelsschule*  
Bollensen, Lydia (Wilmerdorf), *Modezeichnerin*  
Bombach, Marianna Lorenz- (Wilmerdorf), *Hausfrau*  
Borgmann, Ruby (Charlottenburg), *Hausfrau*  
Buchwald, Gerd (Reinickendorf), *Direktor*  
Burmester, Charlotte (Schöneberg), *Fernmeldewesen*  
Casparia, Schwester (Wilmerdorf), *Missionsschwester vom Heiligen Herzen Jesu*  
Cords, Jutta Sorge- (Gefängnis Lehrter Strasse), *Hausfrau, Kalifornien*  
Curth, Franz (Lichtenberg), *Fensterputzer*  
Dehn, Dr. Madeline von (Mitte), *Zoologin*  
Diekermann, Ruth Piepho- (Wilmerdorf), *Schauspielerin*  
Dietrich, Willi (Mitte), *Bäcker*  
Dohndorf, Emmy (Tempelhof), *nicht mehr im Beruf*  
Durand-Wever, Dr. Anne-Marie (Schöneberg), *Ärztin*  
Eberhard, Elisabeth (Zehlendorf), *Hausfrau*  
Echtmann, Fritz (Charlottenburg), *Zahnarzt*  
Fenzel, Klaus (Tempelhof), *Archäologe*  
Florie, Manfred (Reinickendorf), *Schriftsetzer*  
Friedrichs, Paul (Potsdam), *Geistlicher*  
Frölich, Hans (Charlottenburg), *Polizeikommissar*  
Geisler, Erika Wendt- (Friedrichshain), *Hausfrau, Connecticut*  
Goertz, Eugen (Charlottenburg), *Leit. Angestellter einer Versicherungsgesellschaft*  
Golz, Kurt (Tempelhof), *Bäcker*  
Haller, Annemarie Hückel- (Tiergarten), *Graphologin*  
Hapig, Bernhard (Zehlendorf), *Jesuitenpater*  
Harndt, Ewald (Fangschleuse bei Berlin), *Zahnarzt*  
Heck, Prof. Dr. Lutz (Tiergarten), *Zoologe*  
Heim, Dr. Wilhelm (Tiergarten), *Arzt*  
Heinrich, Erich (Treptow), *Krankenhausverwaltung (nicht mehr im Beruf)*  
Heinroth, Dr. Katharina (Tiergarten), *Zoologin*  
Hellberg, Irmgard (Steglitz), *Hausfrau*  
Henneberg, Dr. Amalia (Charlottenburg), *Ärztin*  
Henneberg, Dr. Georg (Charlottenburg), *Bundesgesundheitsamt, Berlin, Vizepräsident*

Hennig, Margarethe (Charlottenburg), *Hausfrau*  
Hensel, Alex (Friedrichshain), *Städtischer Angestellter*  
Hentschel, Frieda (Steglitz), *Hausfrau*  
Heusermann, Käthe Reiss- (Charlottenburg), *Zahntechnikerin*  
Heydekampf, Hildegard von (Wilmsdorf), *Hausfrau*  
Hofmann, Margarete (Spandau), *Hausfrau*  
Hohenau, Ilona (Tempelhof), *Musikerin*  
Höhn, Karl (Neukölln), *Bäcker*  
Holz, Hans (Kreuzberg), *nicht mehr im Beruf*  
Horlitz, Albert (Charlottenburg), *Bezirksbürgermeister a. D.*  
Hunsdörfer, Dr. B. (Wedding), *Arzt*  
Jacobi, Gerhard (Charlottenburg), *Bischof von Oldenburg*  
Jakubek, Erwin (Mitte), *Restaurantbesitzer*  
Janssen, Dora Grabo- (Neukölln), *Hausfrau*  
Jentgen, Lotte (Zehlendorf), *Chemikerin*  
Jodl, Luise (Zehlendorf), *Hausfrau*  
Johst, Elisabeth Schwarz- (Tiergarten), *Zoologin*  
Kay, Rose von Winkel (Spandau), *Hausfrau, Yorkshire (England)*  
Keim, Alexander (Wilmsdorf), *Ingenieur (nicht mehr im Beruf)*  
Ketzler, Gertrud Charlottenburg), *Verlagssekretärin*  
Klotz, Jürgen-Erich (Tempelhof), *Buchhändler*  
Klunge, Helga Ruske (Kreuzberg), *Hausfrau*  
Koch, Jolenta (Tempelhof), *Hausfrau*  
Köckler, Maria (Charlottenburg), *Politische Bildungsarbeit*  
Kolb, Ingeborg (Spandau), *Genealogin und Archivpflegerin*  
König, Ilse (Schöneberg), *Med. Laborantin*  
Korab, Alexander (Babelsberg), *Journalist*  
Kosney, Herbert (Gefängnis Lehrter Strasse), *Mechaniker*  
Kosney, Kurt (Gefängnis Lehrter Strasse), *Mechaniker*  
Köster, Ursula (Zehlendorf), *Hausfrau*  
Kraemer, Franz (Wilmsdorf) *Juwelier*  
Kraft, Fritz (Wedding), *Senatsrat a. D.*  
Krüger, Albert (Steglitz), *Polizeibeamter*  
Küster, Klaus (Reinickendorf), *Musiker*  
Lamprecht, Dr. Günther (Wilmsdorf), *Arzt*  
Langen, Paula (Mitte) *nicht mehr im Beruf*  
Leckscheidt, Dr. Arthur (Kreuzberg), *Geistlicher*  
Lévy, Hanni Weissenberg- (Schöneberg), *Hausfrau*  
Lietzmann, Sabina (Wilmsdorf), *Journalistin*  
Lüge, Irmgard Rosin- (Wedding), *Stenographin*  
Lipschitz, Dr. rer. pol. Eleanore Krüger- (Lichtenberg)  
Mahlke, Walter (Wilmsdorf) *Drucker (nicht mehr im Beruf)*  
Maigatter, Elfriede Eisenbach- (Kreuzberg), *Hausfrau*  
Majewski, Elena Wysocki- (Tiergarten), *Hausfrau*  
Matzker, Alfons (Charlottenburg), *Geistlicher*

Menzel, Gerhard (Charlottenburg), *Fotograf*  
 Meyer, Herbert (Neukölln), *Fernmeldewesen*  
 Michalke, Josef (Charlottenburg), *Katholischer Priester*  
 Miede, Hans (Charlottenburg), *Drogist*  
 Milbrand, Elisabeth (Schöneberg), *Fernmeldewesen*  
 Müller, Werner (Reinickendorf), *Polizist*  
 Naumann, Dr. Werner (Mitte), *Direktor*  
 Nestriepke, Siegfried (Wilmersdorf), *nicht mehr im Beruf*  
 Neumann, Edith (Kreuzberg), *Hausfrau*  
 Neumann, Kurt (Wedding), *Polizeikommissar*  
 Panzer, Hildegard (Wilmersdorf), *Rundfunkangestellte*  
 Penns, Wilhelm (Köpenick), *Abteilungsleiter*  
 Perseke, Erich (Neukölln), *nicht mehr im Beruf*  
 Pfeuti, Emma Müller- (Zehlendorf), *Hausfrau*  
 Piotrowski, Walter (Wedding), *Fleischer*  
 Poganowska, Richard (Zehlendorf), *Milchhofangestellter*  
 Probst, Margareta (Kreuzberg), *Homöopathin*  
 Promeist, Margarete (Tiergarten), *Hausfrau*  
 Radosch, Hildegard (Prieros), *nicht mehr im Beruf*  
 Rau, Dorothea (Tiergarten), *Hausfrau*  
 Ravené, Lieselotte (Tempelhof), *Städtische Angestellte*  
 Reineke, Ella (Tiergarten), *Angestellte*  
 Reisner, Käthe (Zehlendorf), *Hausfrau*  
 Reschke, Rudolf (Zehlendorf), *Werbefachmann*  
 Richter, Charlotte (Wilmersdorf), *nicht mehr im Beruf*  
 Richter, Helene (Neukölln), *nicht mehr im Beruf*  
 Riedel, Gustav (Tiergarten), *Tierwärter (in Pension)*  
 Rocholl, Edith (Zehlendorf), *Angestellte*  
 Römling, Horst (Prenzlauer Berg), *Händler*  
 Rosensaft, Josef (Konzentrationslager Belsen), *Grundstücksmakler, New York*  
 Rosenthal, Hans (Lichtenberg), *Rundfunk- und Fernsehconferencier*  
 Rosetz, Günther (Neukölln), *nicht mehr im Beruf*  
 Rühmann, Heinz (Zehlendorf), *Schauspieler, München*  
 Ryneck, Erich (Pankow), *nicht mehr im Beruf*  
 Saenger, Erna (Zehlendorf), *Hausfrau*  
 Saenger, Ingeborg (Zehlendorf), *Fürsorgerin*  
 Sauerbruch, Dr. med. Margot (Mitte), *Ärztin*  
 Schadrack, Else (Pankow), *Verwaltungsangestellte*  
 Schewe, Ida (Kreuzberg), *nicht mehr im Beruf*  
 Schirach, Henriette Hoffmann von (München), *Hausfrau*  
 Schmidt, Paul (Schöneberg), *Geistlicher*  
 Schneidenbach, Hilde (Schöneberg), *Sekretärin*  
 Schoele, Gertrud Radeke (Neukölln), *Verwaltungsangestellte*  
 Schroeder, Helena (Schöneberg), *Fernmeldewesen*  
 Schröter, Georg (Tempelhof) *Schriftsteller*

Schultze, Ema (Friedrichshain), *Sekretärin*  
 Schultze, Robert (Köpenick), *Wirtschaftsfachmann*  
 Schulz, Wilhelm (Steglitz), *Stellv. Polizeikommissar*  
 Schwarz, Heinrich (Tiergarten), *nicht mehr im Beruf*  
 Schwarz, Margarete (Charlottenburg), *vereidigte Buchprüferin*  
 Schwerdtfeger, Albert (Gefängnis Lehrter Strasse), *nicht mehr im Beruf*  
 Schwinski, Werner (Pankow), *Textilkaufmann*  
 Sobek, Johannes (Mitte), *Sportgeschäftsinhaber*  
 Stalla, Ursula Möhrke- (Tiergarten), *Büroangestellte*  
 Stammer, Gertrud (Charlottenburg), *Angestellte (nicht mehr im Beruf)*  
 Sternfeld, Leo (Tempelhof), *Kinobesitzer*  
 Thiemann, Camilla (Schöneberg), *Hausfrau, London*  
 Tietze, Dr. med. Albrecht (Wedding), *Arzt*  
 Ulrich, Gertrud (Steglitz), *Hausfrau*  
 Ungnad, Vera Wysocki- (Tiergarten), *Technische Zeichnerin*  
 Van Hoesen, Pia (Schöneberg), *Schauspielerin*  
 Vogel, Erich (Zehlendorf), *Werkmeister*  
 Vollert, Else (Wilmsdorf), *nicht mehr im Beruf*  
 Wagner, Herta Alwes- (Schöneberg), *Hausfrau*  
 Walbrecht, Gerda Carl- (Tiergarten), *Hausfrau*  
 Wassermann, Elfriede Haubenreisser- (Kreuzberg), *Hausfrau*  
 Weber, Brigitte (Charlottenburg), *Hausfrau*  
 Wehmeyer, Dorothea (Charlottenburg), *Stenografin*  
 Weigant-Schott, Inge (Charlottenburg), *Schauspielerin*  
 Weinszihr, Stefanie (Wilmsdorf), *Leitende Angestellte in der Textilbranche*  
 Wellmann, Ruth (Charlottenburg), *Hausfrau*  
 Weltlinger, Margarete (Pankow), *Hausfrau*  
 Weltlinger, Siegmund (Pankow), *Effektenmakler*  
 Wendt, Walter (Tiergarten), *Tierwärter (nicht mehr im Beruf)*  
 Winckler, Charlotte (Wilmsdorf), *Hausfrau*  
 Wohlgemuth, Albert (Wedding), *Polizeikommissar*  
 Youngday, Brigid Jungmittag- (Prenzlauer Berg), *Hausfrau, London*  
 Zacharias, Fritz (Charlottenburg), *Polizeikommissar*  
 Zarzycki, Bruno (Neuenhagen-Hoppegarten), *Geschäftsmann*

## FRANKREICH

Bourdeau, André (Kriegsgef., Lager Marienfelde), *Eisenbahnarbeiter, Lisieux*  
 Boutin, Jean (Zwangsarbeiter, Spandau), *Maschinist, Paris*  
 Delaunay, Jacques (Zwangsarbeiter, Tempelhof), *Architekt, Evreux*  
 Demoulin, Clovis (Kriegsgef., Lager Klinker), *Lehrer, Boulogne-sur-Mer*  
 De Puniet de Parry, Sophie (Zwangsarbeiterin, Treptow), *Schriftstellerin, Franz.-  
 Westindien*  
 Douin, Jean (Zwangsarbeiter, Pankow), *Ingenieur, Paris*  
 Gasquet, Marc (Zwangsarbeiter, Lager Marienfelde), *Zeichner, Paris*

Gouge, Robert-Albert (Zwangsarbeiter, Pankow), *Handelsvertreter, Paris*  
Hambert, Philippe (Zwangsarbeiter, Zehlendorf), *Architekt, Paris*  
Legathière, Raymond (Kriegsgef., Lager Düppel), *Besitzer eines Parfümgeschäfts, Paris*  
Savary, Jacques (Zwangsarbeiter, Spandau), *Ingenieur, Vincennes*

## **DÄNEMARK**

Jeppesen, Axel B. (Gesandtschaftskaplan, Zehlendorf), *Geistlicher, Viborg*

## **NIEDERLANDE**

Stoffels, E. Jan (Niederländischer Pressekorrespondent, Mitte), *Journalist, Amsterdam*

## **SCHWEDEN**

Myrgren, Erik (Schwedische Kirche, Wilmersdorf), *Geistlicher, Stockholm*  
Sandeberg, Edward (Schwedischer Pressekorrespondent, Zehlendorf), *Journalist, Stockholm*  
Westlen, Erik (Schwedische Kirche, Wilmersdorf), *in Pension, Stockholm*  
Wiberg, Carl Johann (Alliiertes Agent, Wilmersdorf), *Fabrikant*



## Danksagung

Das diesem Buch zugrundeliegende Tatsachenmaterial verdanke ich hauptsächlich den Beteiligten – den Soldaten der alliierten Armeen, den Angehörigen der deutschen Wehrmacht und den Berlinern, welche die Schlacht überlebten. Insgesamt steuerten über zweitausend Menschen Informationen bei. Etwa siebenhundert Personen lieferten in den Jahren 1962-1964 schriftliche oder mündliche Berichte. Sie stellten mir wertvolle Unterlagen zur Verfügung: Tagebücher, Karten, persönliche Aufzeichnungen und Sammlungen von Zeitungsausschnitten. Die Namen dieser Personen sind in dem voranstehenden Namenverzeichnis aufgeführt.

Diese Informationen wurden zusammen mit militärischen Darstellungen verarbeitet, die aus amerikanischen, britischen, russischen und deutschen Quellen stammen. Gefechtsberichte, Kriegstagebücher, Divisionsgeschichten, Abwehralysen und Vernehmungsprotokolle wurden ebenso ausgewertet wie persönliche Gespräche mit wichtigen militärischen und politischen Persönlichkeiten jener Zeit, von denen mir viele ihre eigenen Unterlagen überliessen. Das gesamte Material füllte nicht weniger als zehn Aktenschränke.

Eine grosse Zahl von Menschen unterstützte mich bei der Arbeit. Das Projekt hätte überhaupt nicht in Angriff genommen werden können ohne die Hilfe von Lila und DeWitt Wallace, den Inhabern von *Reader's Digest*, die mir für die umfangreichen Recherchen ihre Organisation zur Verfügung stellten und einen grossen Teil der Kosten übernahmen. Zu grossem Dank verpflichtet bin ich meinem Freund Hobart Lewis, dem Präsidenten und Herausgeber von *Reader's Digest*, der massgeblich zum Entstehen dieses Buches beigetragen hat. Danken möchte ich ebenfalls den Herren und Damen der Dokumentationsabteilungen der verschiedenen Digest-Redaktionen in den Vereinigten Staaten und Europa, die Material sammelten und zahlreiche Beteiligte interviewten. Da es ungerecht wäre, Einzelne unter ihnen besonders hervorzuheben, möchte ich sie in der alphabetischen Reihenfolge der Redaktionsorte anführen. *Berlin*: John Flint, Helgard Kramer, Suzanne Linden, Ruth Wellmann; *London*: Heather Chapman, Joan Isaacs; *New York*: Gertrude Arundel, Nina Georges-Picot; *Paris*: Ursula Naccache, John D. Panitza (den Bevollmächtigten für Europa); *Stuttgart*: Arno Alexy; *Washington*: Bruce Lee, Julia Morgan.

Dank gebührt dem amerikanischen Verteidigungsministerium für die Erlaubnis zur Benutzung der historischen Archive. Besonders erwähnen möchte ich die Unterstützung durch Brigadier General Hal C. Pattison, Leiter des Office of the Chief of Military History, und seine Mitarbeiter Magda Bauer, Detmar Fincke,

Charles von Luttichau, Israel Wice, Hannah Zeidlik und Dr. Earl Ziemke, sowie den Leiter der World War II Records Division, Sherrod East, Wilbur J. Nigh, Leiter der Reference Branch, und dessen Mitarbeiter Lois Aldridge, Morton Apperson, Joseph Avery, Richard Bauer, Nora Hinshaw, Thomas Hohmann, Hildred Livingston, V. Caroline Moore, Frances Rubright und Hazel Ward. Eng zusammen arbeitete mit dieser Gruppe Dr. Julius Wildstosser, der viele Kilometer Mikrofilm studierte und Tausende deutscher Dokumente übersetzte.

Besonderen Dank schulde ich dem früheren Präsidenten Dwight D. Eisenhower; Field Marshal Bernard Law Montgomery, Viscount Montgomery of Alamein; General Omar N. Bradley; Lieutenant General Sir Frederick Morgan; General Walter Bedell Smith; General William H. Simpson; Lieutenant General James M. Gavin; Lord Ismay; Lieutenant General Sir Brian Horrocks; Lord Strang; Botschafter W. Averell Harriman; Botschafter Foy D. Kohler; Botschafter David Bruce; Botschafter Charles Bohlen; Earl Attlee; Mrs. Anna Rosenberg Hoffman; Major General Sir Francis de Guingand; Sir Miles Dempsey; Lieutenant General Evelyn Barker; Major General Louis Lyne; Major General R. F. Belchern und Professor Philip E. Mosely. Diesen Persönlichkeiten und anderen amerikanischen und britischen Offizieren und Diplomaten verdanke ich wichtige Aufschlüsse über die damaligen militärischen und politischen Vorgänge, sowie über die Gründe dafür, dass die britischen und amerikanischen Streitkräfte ihren Vormarsch auf Berlin nicht fortsetzten.

Ich bin der sowjetischen Regierung für die Grosszügigkeit dankbar, mit der sie mir Einblick in bisher unveröffentlichte Dokumente, Befehle, Vernehmungsprotokolle und anderes Material gewährte. Wir waren in vielen Dingen nicht der gleichen Meinung, und mein Verhalten war vielleicht nicht immer so diplomatisch, wie es hätte sein sollen. Ich stellte jedoch fest, dass die Offenheit und Aufrichtigkeit, die ich den sowjetischen Militärs gegenüber zeigte, von diesen erwidert wurde. Zum Beispiel hielten es verschiedene Beamte des amerikanischen bzw. britischen Aussenministeriums für undiplomatisch, die Frage der Vergewaltigungen in Berlin anzuschneiden. Präsident John F. Kennedy war nicht dieser Ansicht. Er sagte mir vor meiner Reise in die Sowjetunion, dass den Russen dies wahrscheinlich nicht das mindeste ausmachen werde, denn im Innersten seien sie Pferdehändler. Das Beste, meinte er, sei sicherlich, ganz offen mit ihnen zu sprechen und «nicht um den heissen Brei herum zu reden». Das tat ich denn auch, und die Sowjets zeigten grosses Entgegenkommen. Es kam jedoch auch zu unangenehmen Zwischenfällen. Obwohl die Chruschtschow-Regierung mir gestattet hatte, meine Recherchen durchzuführen, wollte mir die Grenzpolizei am Moskauer Flugplatz die Unterlagen wegnehmen, welche mir das sowjetische Verteidigungsministerium zur Verfügung gestellt hatte. Die Offiziere der Roten Armee, vor allem die Marschälle Konjew, Rokossowskij, Sokolowskij und Tschuikow waren die Freundlichkeit in Person; sie widmeten mir grosszügig ihre Zeit und steuerten wertvolle Informationen bei – ebenso andere sowjetische Militärs, mit denen ich sprach.

Dass diese Kontakte hergestellt werden konnten, verdanke ich weitgehend meinem Reisebegleiter, Professor John Erickson von der Universität Manchester,

dessen sprachliche Fähigkeiten und Spezialkenntnisse über die Sowjetunion sich als unschätzbar erwiesen.

In Deutschland öffnete mir Dr. Graf Schweinitz vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung viele Türen. General A. Heusinger vom Military Committee der NATO in Washington (inzwischen im Ruhestand), stattete mich mit zahlreichen Empfehlungsschreiben aus. Oberst Theodor von Dufving, der Chef des Stabes des letzten Kommandanten von Berlin, General Karl Weidling, führte mit mir tagelange Gespräche über die letzte Schlacht. Die Generale Walther Wenck, Theodor Busse, Martin Gareis, Erich Dethleffsen, Hellmuth Reymann, Hasso von Manteuffel, Max Pemsel, Friedrich Sixt und Burkhard Müller-Hillebrand, sowie SS-Gruppenführer Felix Steiner, SS-Brigadeführer Gustav Krukenberg, Oberst Hans Refior, Oberst Hans Oscar Wöhlermann und Frau Luise Jodl – sie alle halfen auf jede denkbare Weise, die Schlacht und jene letzten Tage in Berlin zu rekonstruieren.

Noch zahlreiche andere Persönlichkeiten leisteten in der einen oder anderen Hinsicht Unterstützung: Leon J. Barat, Stellvertretender Leiter des Instituts zur Erforschung der UdSSR e. V. in München; Rolf Menzel vom Sender Freies Berlin; Oberst Meyer-Weicker, der ehemalige Leiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamts in Freiburg i. Br.; Frank E. W. Drexler, Chefredakteur der Berliner Zeitung *Der Abend*; Robert Lochner, Intendant von RIAS Berlin; Raymond Cartier von *Paris Match*; Dr. Jürgen Rohwer von der Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart; Dr. Albrecht Lampe, ehemaliger Wissenschaftlicher Rat beim Landesarchiv Berlin; Karl Röder von der Wehrmachtsauskunftsstelle in Berlin (WAST), der deutschen Nachforschungsstelle für ehemalige Wehrmachtsangehörige; Carl Johann Wiberg; Marcel Simonneau von der Amicale Nationale des Anciens P. G. des Stalags. Ihnen und vielen anderen meinen innigen Dank.

Bis zuletzt habe ich meinen Dank an Generaloberst a. D. Gotthard Heinrici aufgehoben, der mich mit den wichtigsten Informationen über die militärischen Vorgänge auf deutscher Seite versorgte. In zahllosen Gesprächen, die sich über einen Zeitraum von drei Monaten erstreckten, ging er mit mir jede einzelne Phase der Schlacht durch. Er gestattete mir die Benutzung seiner persönlichen Aufzeichnungen, Dokumente und Kriegstagebücher. Trotz schlechter gesundheitlicher Verfassung widmete er mir grosszügig seine Zeit. Ohne ihn hätte dieses Buch wohl nicht geschrieben werden können. Ich bin während meiner zwanzigjährigen schriftstellerischen Tätigkeit kaum einem anderen Mann von solch aufrechtem Charakter und solcher Ehrenhaftigkeit begegnet – und vor allem niemandem mit einem solchen Erinnerungsvermögen.

Wie soll ich jenen danken, die mir während des Schreibens hilfreich zur Seite standen? Meiner lieben Frau, die das Material sichtete und auswertete, das Geschriebene durchsah und korrigierte – und zugleich während der langen Jahre der Arbeit an diesem Buch unsere Familie versorgte; meinem guten Freund und zugleich schärfsten Kritiker Jerry Korn, der sich bei Durchsicht des Manuskriptes unerbittlich seines spitzen Bleistifts bediente; meinen Sekretärinnen «Horty» Vantresca und Barbara Sawyer, die das Ganze unermüdlich tippten und ordneten; Suzanne und Charlie Gleaves, die einfach da waren, wenn ich sie brauchte;

Peter Schwed und Michael Korda von Simon & Schuster, die gemeinsam mit Helen Barrow, Frank Metz, Eva Metz und Sophie Sorkin meine unmöglichsten Wünsche zu erfüllen trachteten; Raphael Palacios, der mit äusserster Gewissenhaftigkeit die Karten anfertigte; Dave Parsons von den Pan American Airways, der riesige Materialmengen durch ganz Europa transportierte, ohne dass irgend etwas verlorenging; meinen europäischen Verlegern Billy Collins, Robert Laffont und Willy Droemer; meinem Anwalt Paul Gitlin, dessen Rat und Hilfe mir äusserst wertvoll waren; meinen Agentinnen Marie Schebeko (in Frankreich) und Elaine Greene (in England), die mich bei meiner Arbeit unterstützten und ermutigten – ihnen allen meinen herzlichsten Dank.

C. R,

# Bibliographie

- Adlon, Hedda, *Hotel Adlon*, München (Lichtenberg) 1963.
- Anderson, Hartvig, *The Dark City*, London (Cresset) 1954.
- Andreas-Friedrich, Ruth, *Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938 bis 1945*.
- Baldwin, Hanson W., *Great Mistakes of the War*, New York (Harper) 1949.
- Belsen*. Irgun Sheerit Hapleita Me'haezor Habriti, Tel Aviv 1957.
- Bennett, D. C. T., *Pathfinder*, London (Muller) 1958.
- Bentwich, Norman, *They Found Refuge*, London (Cresset) 1956.
- Berlin: *Zahlen, Stichworte, Tabellen*, Berlin (Hrsg. Presse- und Informationsamt des Landes Berlin) 1962.
- Bernadotte, Folke Graf, *Das Ende. Meine Verhandlungen in Deutschland im Frühjahr 1945 und ihre politischen Folgen*, Zürich-New York (Europa Vlg.) 1945.
- Bird, Will R., *No Retreating Footsteps*, Nova Scotia (Kentville) o. J.
- Bishop, Edward, *The Wooden Horse*, London (Parrish) 1959.
- Blake, George, *Mountain and Flood – the History of the 52<sup>nd</sup> (Lowland) Division, 1959-46*, Glasgow (Jackson) 1950.
- Blond, Georges, *The Death of Hitler's Germany*, New York (Macmillan) 1954.
- Boldt, Gerhard, *Die letzten Tage der Reichskanzlei*, Hamburg (Rowohlt) 1947.
- Bradley, Omar N., *A Soldier's Story*, New York (Holt) 1951.
- Brereton, Lewis H., *The Brereton Diaries*, New York (Morrow) 1946.
- Bryant, Sir Arthur, *Triumph in the West, The War Diaries of Field Marshal Viscount Alanbrooke*, London (Collins) 1959.
- Bullock, Alan, Hitler. *Eine Studie über Tyrannei*, Düsseldorf (Droste) 1953.
- Butcher, Harry Cecil, *Drei Jahre mit Eisenhower*, Bern (Scherz) 1946.
- By Air to Battle. Official Account of the British Airborne Divisions*, London (H. M. Stationery Office) 1945.
- Byford-Jones, W., *Berlin Twilight*, London (Hutchinson) 1947.
- Cartier, Raymond, *Hitler et ses généraux*, Paris (Fayard) 1962.
- Churchill, Peter, *Spirit in the Cage*, London (Hodder & Stoughton) 1954.
- Churchill, Winston S., *Der Zweite Weltkrieg*, Bern – Stuttgart – München (Scherz) 1949-1954.
- Clark, Alan, *Barbarossa: The Russian-German Conflict, 1941-45*, New York (Morrow) 1965.
- Clay, Gen. Lucius, *Decision in Germany*, New York (Doubleday) 1950.
- Cooper, John P., Jr., *The History of the noth Field Artillery*, Baltimore (Maryland Historical Society) 1953.
- Cooper, R. W., *Der Nürnberger Prozess*, Krefeld (Scherpe) 1947.
- Counsell, John, *Counsell's Opinion*, London (Barrie & Rockliff) 1963.
- Craig, Gordon A., *Die preussisch-deutsche Armee 1940-1945. Staat im Staate*, Düsseldorf (Droste) 1960.
- Crankshaw, Edward, *Die Gestapo*, Berlin (Colloquium) 1959.
- Crawley, Aidan, M. P., *Escape from Germany*, London (Collins) 1956.
- Cumberlege, G. (Hrsg.), *BBC War Report, 6th June, 1944-5th May, 1945*, Oxford (Oxford University Press) 1946.

- D'Arcy-Dawson, John, *European Victory*, London (Macdonald) 1946.
- David, Paul, *The Last Days of the Swiss Embassy in Berlin*, Zürich (Thomas) 1948.
- Dawson, Forrest W., *Saga of the All American* (82. Luftlande-Div.), Privatdruck.
- Deane, John R., *Ein seltsames Bündnis*, Wien (Neue Welt) 1946.
- Dempsey, Sir Miles, *Operations of the 2nd Army in Europe*, London (War Office) 1947.
- Divisions-Geschichten s. U.S.-Divisions-Geschichten.
- Djilas, Milovan, *Gespräche mit Stalin*, Frankfurt/M. (Fischer) 1962.
- Dönitz, Karl, *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, Bonn (Athenäum) 1958.
- Donnison, F. S. V., *History of the Second World War-Civil Affairs and Military Government, North-West Europe, 1944-46*, London (H. M. Stationery Office) 1961.
- Duroselle, Jean-Baptiste, *From Wilson to Roosevelt*, Cambridge (Harvard University Press) 1963.
- Ehrman, John, *History of the Second World War-Grand Strategy* (Bde. V und VI), London (H. M. Stationery Office) 1956.
- Eisenhower, Dwight D., *Kreuzzug in Europa*, Amsterdam (Bermann-Fischer) 1948.
- Erickson, John, *The Soviet High Command, 1918-1941*, London (Macmillan) 1962.
- Essame, H., *The 43<sup>rd</sup> Wessex Division at War (1944-43)*, London (Clowes) 1952.
- Falls, Cyril, *The Second World War*, London (Methuen) 1948.
- Farago, Ladislav, *Patton: Ordeal and Triumph*, New York (Obolensky) 1963.
- Feis, Herbert, *Zwischen Krieg und Frieden. Das Potsdamer Abkommen*, Frankfurt/M. – Bonn (Athenäum) 1962.
- Feis, Herbert, *Churchill, Roosevelt, Stalin*, Princeton (Princeton University Press) 1957.
- Fittkau, Gerhard, *Mein dreißigstes Jahr*, 2. Aufl., München (Kösel) 1957.
- Flower, Desmond, und James Reeves (Hrsg.), *The War, 1939-45*, London (Cassell) 1960.
- Foltmann, Josef, und Hanns Möller-Witten, *Opfergang der Generale*, Berlin (Bernard & Graefe) 1957.
- Foreign Relations of the United States, the Conferences at Malta and Yalta, 1943*, U.S. Government Printing Office, 1955.
- Freiden & Richardson (Hrsg.), *The Fatal Decisions*, London (Joseph) 1956.
- Fuller, Maj. Gen., J. F. C., *The Conduct of War, 1789-1961*, London (Eyre & Spottiswoode) 1962.
- Gallagher, Matthew P., *The Soviet History of World War II*, New York (Praeger) 1963.
- Gallagher, Richard F., *Nuremberg: The Third Reich on Trial*, New York (Hearst) 1961.
- Gaulle, Charles de, *Memoiren 1942-46. Die Einheit. Das Heil*, Düsseldorf 1961.
- Gavin, Lt. Gen. James M., *Airborne Warfare*, Washington (Infantry Journal Press) 1947.
- Gavin, Lt. Gen. James M., *War and Peace in the Space Age*, New York (Harper) 1958.
- Genoud, François (Hrsg.), *Le testament politique de Hitler*, Paris (Fayard) 1959.
- Germany Reports*, Germany (Press and Information Office of the Federal German Government) 1955.
- Gilbert, Felix (Hrsg.), *Hitler Directs His War*, New York (Oxford University Press) 1950.
- Gilbert, Gustave Mark, *Nürnberger Tagebuch*, Frankfurt/M. (Fischer-Bücherei) 1962.
- Gill, R., und J. Groves, *Club Route in Europe*, Hanover (British Army of the Rhine) 1945.
- Gisevius, Hans Bernd, *Bis zum bitteren Ende*, 2 Bde., Zürich (Fretz und Wasmuth) 1946.
- Görlitz, Walter, *Der deutsche Generalstab. Geschichte und Gestalt, 1637 bis 1943*, Frankfurt/M. (Frankf. Hefte) 1950.
- Guderian, Heinz, *Erinnerungen eines Soldaten*, Neckargemünd (Vowinkel) 1960.
- Guingand, Sir Francis de, *Generals at War*, London (Hodder & Stoughton) 1964.
- Guingand, Sir Francis de, *Operation Victory*, London (Hodder & Stoughton) 1947.
- Hagemann, Otto, *Hauptstadt Berlin*, Berlin 1956.
- Harriman, Averell, *Our Wartime Relations with the Soviet Union*, Bericht vor einem Vereinigten Senatskomitee, 1951.
- Harriman, Averell, *Peace with Russia?*, New York (Simon & Schuster) 1959.
- Hausser, Paul, *Waffen SS im Einsatz*, Göttingen (Plesse) 1953.
- Hechler, Ken, *The Bridge at Remagen*, New York (Ballantine Books) 1957.
- History of the 4th Armoured Brigade, The*, Privatdruck.

- Hollister, Paul, und Robert Strunsky (Hrsg.), *Kriegsberichte der CBS-Korrespondenten* Edward R. Murrow, Quentin Reynolds, William Shirer, Winston Burdett, Charles Collingwood, Joseph C. Harsch, Eric Sevareid, Bill Downs, Howard K. Smith, Larry Lesueur, Quincy Howe, Richard C. Hottelet, Maj. George Fielding Eliot, George Hides, *From D-Day through Victory in Europe*, New York (CBS) 1945.
- Horrocks, Sir Brian, *A Full Life*, London (Collins) 1960.
- Howley, Frank, *Berlin Command*, New York (G. P. Putnam's Sons) 1950.
- Inkeles, Alex, *Public Opinion in Soviet Russia*, Cambridge (Harvard University Press) 1950.
- Irving, David, *Der Untergang Dresdens*, Gütersloh (S. Mohn) 1964.
- Ismay, Lord Hastings, *The Memoirs of*, New York (The Viking Press) 1960.
- Jackson, G. S., *Operations of Eight Corps*, London (St. Clements Press) 1948.
- Joslen, H. F., *Orders of Battle, Second World War, 1939-45*, London (H. M. Stationery Office) 1960.
- Kesselring, Albert, *Soldat bis zum letzten Tag*, Bonn (Athenäum) 1953.
- Kindler, Helmut, *Berlin*, München (Kindler) 1958.
- Kronika, Jakob, *Der Untergang Berlins*, Flensburg (Christian Wolfi) 1946.
- Leahy, William D., *I Was There*, London (Gollancz) 1950.
- Lederry, Col. E., *Germany's Defeat in the East-1941-45*, London (War C'fice) 1955.
- Leonhard, Wolfgang, *Die Revolution entlässt ihre Kinder*, Köln (Kieper \aier & Witsch) 1963.
- Liddell Hart, B. H., *Jetzt dürfen sie reden. Hitlers Generale berichten*, Stuttgart (Sttgt. Vlg.) 1950.
- Liddell Hart, B. H. (Hrsg.), *Die Rote Armee*, in: *Der Frontsoldat erzählt*, 17, 1953.
- Liddell Hart, B. H., *The Tanks*, London (Cassell) 1959.
- Life's Picture History of World War II*, New York (Time) 1950.
- Lippmann, Walter, *U.S. War Aims*, Boston (Little, Brown) 1944.
- McMillan, Richard, *Miracle Before Berlin*, London (Jarrolds) 1946.
- Mander, John, *Berlin: Hostage for the West*, Baltimore (Penguin Books) 1962.
- Marshall, S. L. A., *Men Against Fire*, New York (Morrow) 1947.
- Martin, H. G., *History of the 15th Scottish Division 1939-45*, London (Blackwood) 1948.
- Matloff, Maurice, *Strategic Planning for Coalition Warfare, 1943-44*, Washington, D. C. (Office of the Chief of Military History, Dept. of the Army) 1954.
- Members of the 224th Parachute Field Ambulance, *Over the Rhine, A Parachute Field Ambulance in Germany*, London (Canopy Press) 1946.
- Mission Accomplished. The Story of the Fighting Corps, A Summary of Military Operations of the XVIII Corps (Airborne) in the European Theatre of Operations, 1944-45*, Schwerin (XVIII Corps) o. J.
- Montgomery, Sir Bernard, *An Approach to Sanity – A Study of East-West Relations*, Vorlesung an der Royal United Service Institution, London 1945.
- Montgomery, Sir Bernard, *Memoiren*, München (List) 1958.
- Montgomery, Sir Bernard, *Von der Normandie zur Ostsee*, Hamburg (Toth) 1949.
- Moorehead, Alan, *Eclipse*, New York (Coward-McCann) 1945.
- Moorehead, Alan, *Montgomery*, London (Hamilton) 1946.
- Morgan, Sir Frederick, *Overture to Overlord*, London (Hodder & Stoughton) 1950.
- Morgan, Sir Frederick, *Peace and War – A Soldier's Life*, London (Hodder & Stoughton) 1961.
- Morison, Samuel Eliot, *The Invasion of France and Germany, 1944-45*, Boston (Little, Brown) 1959.
- Mosely, Philip E., *The Kremlin and World Politics*, New York (Random House) 1960.
- Mosley, Leonard, *Report from Germany*, London (Gollancz) 1945.
- Murphy, Robert, *Diplomat unter Kriegern*, Berlin (Propyläen) 1965.
- Musmanno, Michael A., *In zehn Tagen kommt der Tod*, München (Droemer-Knaur) o. J.
- Nobécourt, Jacques, *Le dernier coup de Dèe de Hitler: la bataille des Ardennes*, Paris (Laffont) 1964.



- North, John, *North-West Europe, 1944-45*, London (H. M. Stationery Office) 1953.
- Oldfield, Barney, *Never a Shot in Anger*, New York (Duell, Sloan and Pearce) 1956.
- Parker, T. W. und Col. Thompson, *Conquer, The Story of the Ninth Army*, Washington-D.C. (Infantry Journal Press) 1947.
- Paths of Armor. History of the 5th U.S. Armored Division*, Atlanta (Love) 1945.
- Patton, George S., *Krieg, wie ich ihn erlebte*, Bern (Scherz) 1950.
- Phillips, R. (Hrsg.), *The Belsen Trial*, London (Hodge) 1949.
- Poelchau, Harald, *Die letzten Stunden*, Berlin (Volk und Welt) 1949.
- Pogue, Forrest C., «The Decision to Halt on the Elbe, 1945» in *Command Decisions*, London (Methuen) 1960.
- Pogue, Forrest C., *The Supreme Command*, Washington, D.C. (Office of the Chief of Military History, Dept. of the Army) 1954.
- Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof, Der, Bd. I-XXII, Nürnberg 1947/48.
- Radcliffe, G. L. Y., *History of the 2nd Battalion. The King's Shropshire Light Infantry in the Campaign NW Europe, 1944-45*, London (Blackwell & Mott) 1957.
- Ridgway, Matthew B., *Soldier: Memoirs*, New York (Harper) 1956.
- Riess, Curt, *Berlin, Berlin 1945-1953*, Berlin (Non stop-Bücherei) 1953.
- Rollins, Alfred B., Jr. (Hrsg.), *Franklin D. Roosevelt and the Age of Action*, New York (Dell) 1960.
- Roosevelt, Elliott, *As He Saw It*, New York (Duell, Sloan & Pearce) 1946.
- Roosevelt, Franklin D., *Nothing to Fear, The Selected Addresses of Franklin D. Roosevelt, 1932-45*, Boston (Mifflin) 1946.
- Royce, Hans (Bearb.), *20. Juli 1944*, Bonn (Köllen) 1953.
- Rumpf, Hans, *Das war der Bombenkrieg*, Oldenburg (Stalling) 1961.
- Russell, Lord, of Liverpool, *The Scourge of the Swastika*, London (Cassell) 1954.
- Russell, William, *Berlin Embassy*, New York (Dutton) 1941.
- Salmond, J. B., *The History of the 51st Highland Division, 1939-1945*, Edinburgh and London (Blackwood) 1953.
- Saunders, Hilary St. George, *The Fight Is Won. Official History Royal Air Force, 1939-1945* (Jg. HI), London (H. M. Stationery Office) 1954.
- Saunders, Hilary St. George, *The Red Beret*, London (Joseph) 1950.
- Schoenbemer, Gerhard, *Der gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa 1933-1945*, Hamburg (Rütten & Loening) 1960.
- Scholz, Amo, *Insel Berlin*, Berlin (Arani) 1955.
- Shabad, Theodore, *Geography of the U. S. S. R.*, New York (Columbia Univ. Press) 1951.
- Sherwood, Robert E., *The White House Papers of Harry L. Hopkins* (Bd. I und II), London (Eyre & Spottiswoode) 1948.
- Shirer, William L., *Berlin Diary*, New York (Knopf) 1943.
- Shirer, William L., *End of a Berlin Diary*, New York (Knopf) 1947.
- Shirer, William L., *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*, Köln (Kiepenheuer & Witsch) 1961.
- Short History of the 7th Armoured Division, June 1943-July 1945*, Privatdruck.
- Shulman, Milton, *Die Niederlage im Westen*, Gütersloh (Bertelsmann) 1949.
- Smith, Jean Edward, *Der Weg ins Dilemma. Preisgabe und Verteidigung der Stadt Berlin*, Berlin (Propyläen) 1965.
- Smith, Walter Bedell (mit Stewart Beach), *Eisenhowers sechs grosse Entscheidungen*, Bern (Scherz) 1965.
- Snyder, Louis L., *The War. A Concise History, 1939-1945*, London (Hale) 1960.
- Stacey, C. P., *The Canadian Army: 1939-45*, Ottawa (Kings Printers) 1948.
- Stein, Harold (Hrsg.), *American Civil-Military Decisions*, (University of Alabama Press) 103
- Steiner, Felix, *Die Freiwilligen. Idee und Opfergang*, Göttingen (Plesse) 1958.
- Stettinius, Edward R., *Roosevelt and the Russians: The Yalta Conference*, New York (Doubleday) 1949.

- Stimson, Henry L., und McGeorge Bundy, *On Active Service in Peace and War*, New York (Harper) 1948.
- Strang, Lord, *Home and Abroad*, London (Deutsch) 1956.
- Studnitz, Hans-Georg von, *Als Berlin brannte. Diarium der Jahre 1943-1945*, Stuttgart (Kohlhammer) 1963.
- Tassigny, de Lattre de, Jean, *Histoire de la première armée française*, Paris (Plon) 1949.
- Taurus Pursuant: *A History of the 11th Armoured Division*, Privatdruck.
- Taylor, Telford, *Sword and Swastika*, New York (Simon and Schuster) 1952.
- Thorwald, Jürgen, *Die grosse Flucht. Es begann an der Weichsel – Das Ende an der Elbe*, Stuttgart (Steingrüben) 1962.
- Tidy, Sir Henry Letheby, (Hrsg.), *Inter-Allied Conferences on War Medicine, 1942-45, Convened by the Royal Society of Medicine*, London (Staples) 1947.
- Toland, John, *Battle*, New York (Random House) 1959.
- Trevor-Roper, H. R., *Hitlers letzte Tage*, Zürich (Amstutz) 1948.
- Trial of German Major War Criminals, The* (Bde. 1-26), London (H. M. Stationery Office) 1948.
- Tully, Andrew, *Berlin: Story of a Battle*, New York, (Simon & Schuster) 1963.
- The 12th Yorkshire Parachute Battalion in Germany, 24th March-16 May, 1945*, Privatdruck.
- U.S.-Divisions-Geschichten:
- XIII Corps – One Hundred and Eighty Days; 117th Inf., 1st Btn., 30th Div-Curlew; 83rd Inf. Div.-Thunderbolt; 84th Inf. Div., The Battle for Germany* von Lt. Theodore Draper; *113th Cavalry Group – Mechanized «Red Horse»; 119th Infantry; 30th Artillery Div., 331st Infantry – We Saw It Through* von Sgt. Jack M. Straus; *329th Infantry-Buckshot; XIXth Corps; 102nd Division; 34th Tank Btn., 5th Armored Div.; 30th Inf. Div.; 120th Inf. Regt.; Fire Mission – The Story of the 71st Armored F.A. Btn. in the ETO; History of the 67th Armored Regt. 1945; History of the 117th Infantry, 1944-45*, Washington, D. C. (Dept. of Defense).
- Verney, G. L., *The Desert Rats, The History of the 7th Armoured Division*, London (Hutchinson) 1954.
- Verney, G. L., *The Guards Armoured Division*, London (Hutchinson) 1955.
- Victory Division in Europe, The. A History of the 5th U.S. Armored Division*, Gotha (Privatdruck) 1945.
- Wallace, Sir Donald MacKenzie, *Russia on the Eve of War and Revolution*, New York (Random House) 1961.
- Warlimont, Walter, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939 bis 1945*, Frankfurt/M. (Bernard & Graefe) 1962.
- Webster, Sir Charles, und Noble Frankland, *The Strategic Air Offensive against Germany, 1939-45* (Bde. 1-4), London (H. M. Stationery Office) 1961.
- Wellard, James, *General George S. Patton, Jr.: Man under Mars*, New York (Dodd, Mead) 1946.
- Werth, Alexander, *Russland im Krieg*, München-Zürich (Droemer-Knauer) 1965.
- Wheeler-Bennett, J., *Die Nemesis der Macht. Die deutsche Armee in der Politik 1918 bis 1945*, Düsseldorf (Droste) 1954.
- White, D. F., *The Growth of the Red Army*, Princeton (Princeton University Press) 1944.
- White, W. L., *Report on the Germans*, New York (Harcourt, Brace) 1947.
- Wilmot, Chester, *Der Kampf um Europa*, Frankfurt/M. – Berlin (Metzner) 1954.
- Windsor, Philip, *City on Leave*, London (Chatto & Windus) 1963.
- Woodward, Llewellyn, *British Foreign Policy in World War II*, London (H. M. Stationery Office) 1962.
- Younger, Carlton, *No Flight from the Cage*, London (Muller) 1956.

## Sowjetische Buchpublikationen und offizielle Dokumentationen

- Andronikow, N. G., und andere (Autorenkollektiv), *Bronetankovije i mehanisirovanije voiska Sovjetskoj Armii (Panzer und mechanisierte Truppen der Sowjetarmee)*, Moskau (Verteidigungsministerium) 1958.
- Batow, Gen. P. I., *V pochodach i bojach (Feldzüge und Schlachten)*, in: *Vojennye Memnari*, Moskau (Verteidigungsministerium) 1962.
- Batow, Gen. P. I., *History of the 63th Army*, Moskau (Militärverlag im Verteidigungsministerium) 1959.
- Boltin, Gen. E. A., und andere (Autorenkollektiv), *Istorija velikoj otetschestvennoj vojny Sovjetskogo Sojusa 1941-1945*, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, 6 Bde., Moskau ab 1961. Deutsch: *Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion 1941-1945*, 6 Bde. (4 Bde. ersch.), Berlin ab 1962.
- Tschuikow, Gèn. W. I., und Gen. Hans Krebs, *Stenographisches Protokoll der Übergabeverhandlungen in Berlin vom 30. April bis 1. Mai 1943*, Privatarchiv, Moskau.
- Tschuikow, Gen. W. L., *Schturm Berlina (Sturm auf Berlin)*, in: *Literaturnaja Rossija*, Moskau, März 1964.
- Tschuikow, Gen. W. L., *Anfang des Weges*, Berlin (Deutscher Militärverlag) 1962.
- Correspondence between the Chairman of the Council of Ministers of the USSR and the Presidents of the United States and the Prime Ministers of Great Britain during the Great Patriotic War of 1941-43*, 2 Bde., Moskau (Fremdsprachenverlag) 1957.
- Ehrenburg, Ilja, *Menschen, Jahre, Leben. Autobiographie*, München (Kindler) 1962.
- Ehrenburg, Ilja, *We Come As Judges in Soviet War News*, London 1945.
- Gladkij, Oberstleutnant (8. Gardearmee), *Gesprächsprotokoll: Opisanije pjeregovorv s natschalnikom Generalnovo shtaba Suchoputnich Voisk Germanskoj Armii generalom pechoti Gansom Krebsom i komandantujuschim oboronoj goroda Berlin generalom Veidlingom 0 kapitulyzazii nemjezkich voisk v Berlinje (Protokoll der Unterredung mit dem Heeresgeneralstabschef der deutschen Wehrmacht, General der Infanterie Hans Krebs, und dem Kampfkommandanten der Stadt Berlin, General der Artillerie Weidling, über die Kapitulation der deutschen Streitkräfte in Berlin)*, Moskau (Archiv des Verteidigungsministeriums).
- Gvardejskaja tankovaja (Geschichte der 2. Gardepanzerarmee)*, Autorenkollektiv, Moskau (Verteidigungsministerium) 1963.
- Jedenskij, P. L., *Die Operationen der 3. Stossarmee beim Kampf um Berlin*, Moskau (Militärverlag im Verteidigungsministerium) 1961.
- Juschtschuk, Generalmajor I. I. (Panzertruppe), *Die Operationen der Panzertruppe beim Sturm auf Berlin*, Moskau (Militärverlag im Verteidigungsministerium) 1962.
- Kotschetkow, Oberst D., *S sakrytymi ljuki in: Vojennye Memuari (Mit geschlossenen Luken)*, Moskau (Verteidigungsministerium) 1962.
- Kriwoschein, Gen. S. M., *Ratnaja byl (Das war der Krieg)*, Moskau (Militärverlag im Verteidigungsministerium) 1959.
- Neustrojew, Oberstleutnant S. A., *Putj k Reichstagu (Der Weg zum Reichstag)* in: *Vojennye Memuari*, Moskau (Militärverlag im Verteidigungsministerium) 1948.
- Neustrojew, Oberstleutnant S. A., *Schturm Reichstagu (Sturm auf den Reichstag)* in: *Vojenno – istoritscheskyi Schurnal*, 1960.
- Platonow, Generalleutnant S. P., und andere, *Vtoraja mirovaja vojna 1939-43 (Der Zweite Weltkrieg 1939-43)*, Moskau (Militärverlag im Verteidigungsministerium) 1958.
- Popiel, Generalleutnant N., *Vpjeredi – Berlin! (Vorwärts – Berlin!)* in: *Svesda*.
- Popiel, Generalleutnant N., *Persönliche Erinnerungen*, Moskau (Militärverlag im Verteidigungsministerium) 1958.
- Poplawskij, Gen. S. G. (Hrsg.), *Bojevyje deistvija Narodnovo Voiska Polskovo 1943 bis 1943 88 (Die militärischen Operationen der Nationalpolnischen Armee 1943-1943)*, Moskau (Verteidigungsministerium) 1961.

- Samtschuk, I. A., *13-ja Gvardejskaja (13. Gardeschützendivision «Poltawa»*), Moskau (Verteidigungsministerium) 1962.
- Schilin, Oberst P. A., *Vaschneischije operazii Velikoj Otetschestvennoj Vojny 1941 bis 1943 (Die wichtigsten Operationen des Grossen Vaterländischen Krieges 1941-1943)*, Moskau (Verteidigungsministerium) 1956.
- Schturm Berlina (Sturm auf Berlin)*, Autorenkollektiv (Teilnehmerberichte), Moskau (Verteidigungsministerium) 1948.
- Simonow, K., *Front Otscherki i rasskasi 1941-1943 (Skizzen und Berichte von der Front)*, Moskau (Verteidigungsministerium) 1960.
- Sitschew, Gen. K. W., und Oberst M. M. Malabkow, *Das Schützenkorps im Angriff*, Moskau (Verteidigungsministerium) 1958.
- Smakotin, M. P., *Of Dona do Berlina (Vom Don bis Berlin)*, Die Operationen der 153. Schützendivision, später 57. Gardeschützendivision, Moskau (Verteidigungsministerium) 1962.
- Solomatin, Generaloberst M. D. (Panzertruppe), *Krasnogrzi (I. Meeh. Korps «Krasnograd»)*, Moskau (Verteidigungsministerium) 1963.
- Soviet War News* (Bde. 1-8, 1941-1945), London, hrsg. von der Sowjetbotschaft.
- Stawka, Weisungen der*, vom 2.-23. April 1945, Dokumente im Besitz des Archivs des sowjetischen Verteidigungsministeriums.
- Telpuchowskij, B. S., *Velikaja Otetschestvennaja vojna Sovjetskogo Sojusa 1941-43*, Moskau (Militärverlag im Verteidigungsministerium) 1959.  
Deutsch: *Die sowjetische Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges*, hrsg. und kritisch erl. von A. Hillgruber und H. A. Jacobsen, Frankfurt/M. 1961.
- Trojanowskij, Oberstleutnant P., *Poslednije dni Berlina (Die letzten Tage von Berlin)*, Moskau (Verteidigungsministerium) 1945.
- Wyschnewskij, W., *Dnjevniki wojennyx Ijet (Tagebuch aus den Kriegsjahren)*, Bd. 4, Moskau (Literaturverlag) 1958.
- Wyschnewskij, W., *Sobranije sotschinenii (Ges. Werke)*, Moskau (Literaturverlag) 1958.
- Weidling, *Verhör des Generals*, Protokoll des Verhörs durch den Beauftragten des Sowjetischen Oberkommandos, General Trusow, Mai 1945, Dokument im Besitz des Archivs des sowjetischen Verteidigungsministeriums.
- What We Saw in Germany with the Red Army to Berlin*, Berichte von dreizehn sowjetischen Kriegskorrespondenten, Publikation der Londoner Sowjetbotschaft, 1945.

*In dieser Aufstellung sind nicht berücksichtigt die zahlreichen Befehle, Karten, Feindbeurteilungen, Vernehmungsprotokolle und sonstigen Dokumente, die dem Autor von den verschiedenen Dienststellen der Sowjetregierung zur Verfügung gestellt wurden.*

### Ausgewählte Zeitschriftenbeiträge

- Aichinger, Gerhard, «Wenck und Busse Ende April 1945», *Tagesspiegel*, Januar 1957.
- Andreas-Friedrich, Ruth, «Vorposten Berlin», *Die Zeit*, Juli 1962.
- Arzet, Robert, «Die letzten zehn Tage», *Tagesspiegel*, März 1946.
- Bailey, George, «The Russian at Reims», *The Reporter*, 20. Mai 1965.
- Baldwin, Hanson, «Victory in Europe», *Foreign Affairs*, Juli 1945.
- Bolte, Charles G., «Breakthrough in the East», *The Nation*, Januar 1945.
- Cartier, Raymond, «Der Tag, an dem Hitler starb», *Paris Match*, Juli 1962.
- Chatterton-Hill, Dr. G., «The Last Days in Berlin», *Contemporary Review*, Mai-Juni 1946.
- Codman, Oberstleutnant Charles R., «For the Record: Buchenwald», *Atlantic Monthly*, Juli 1945.
- Creel, George, «The President's Health», *Collier's*, März 1945.
- «Dead Heart of Berlin», Sonderkorrespondentenbericht der *Times*, London, Juni 1945.
- Ehrenburg, Ilja, «On to 'Tamed Berlin'», *New York Times Magazine*, August 1944.

- Erickson, John, «The Soviet Union at War (1941-45): An Essay on Sources and Studies», *Soviet Studies* (Jg. XIV, Nr. 3). Oxford (Basil Blackwell) 1963.
- Flynn, John T., «Why Eisenhower's Armies Did Not Take Berlin», *Reader's Digest*, August 1948.
- Franklin, William M., «Zonal Boundaries and Access to Berlin», *World Politics*, Jg. XVI, Nr. 1, Oktober 1963.
- Freidin, Seymour, und Jack Fleischer, «The Last Days of Berlin», *Collier's*, August 1945.
- Geilinger, Dr. Eduard, «Die Belagerung von Berlin», *Neue Zürcher Zeitung*, Juni 1945.
- Jacobi, Oscar, «Berlin Inferno», *New York Times Magazine*, Januar 1944; «Berlin Today», *New York Times Magazine*, September 1944.
- «Kampf um Berlin, Der», *Revue de la défense nationale*, Januar-Juni 1953.
- Kuhn, Irene Corbally, «Patton: 'The Russians Really Took Us for Suckers'», *Human Events*, November 1962.
- Lauterbach, Richard, «Zhukov», *Life*, Februar 1945.
- «Letters from Berlin», *Catholic World*, November 1945.
- Mitchell, Donald W., «Allied Pincers Close on Germany», *Current History*, März 1945.
- Morris, Joe Alex, «Germany Waits to Be Saved», *Collier's*, September 1945.
- Mosely, Philip E., «Dismemberment of Germany», *Foreign Affairs*, April 1950; «The Occupation of Germany», *Foreign Affairs*, Juli 1950.
- Olson, Sidney, «Defeated Land», *Life*, Mai 1945.
- Paret, Peter, «An Aftermath of the Plot Against Hitler: the Lehrter Strasse Prison in Berlin, 1944-45», *Journal of the Institute of Historical Research* (Jg. 32, Nr. 85), University of London (The Athlone Press) 1959.
- Powell, Robert, «Berlin Today», *Fortnightly*, Oktober 1945.
- Prinz, Gunther, «Als die Kanonen schwiegen», *Berliner Morgenpost*, Mai 1945.
- Rosinski, Herbert, «The Red Flood», *U. S. Army Combat Forces Journal*, Juli 1953.
- Sayre, Joel, «Letter from Berlin», *The New Yorker*, August 1945; «That Was Berlin», *The New Yorker*, September-Oktober 1948.
- Singh, Brig. Thakul Sheodatt, «The Battle of Berlin», *Journal of the U.S. Institute of India*, 1949-50.
- Sondern, Frederic, «Adolf Hitler's Last Days», *Reader's Digest*, Juni 1951.
- Thompson, John H., «Meeting on the Elbe», *Chicago Daily Tribune*, April 1945.
- Warner, Albert, «Our Secret Deal over Germany», *The Saturday Evening Post*, August 1952.

## Deutsche Manuskripte, Dokumente und militärische Studien

- Adjutantur der Wehrmacht beim Führer, *Beurteilung der Feindlage vor deutscher Ostfront im Grossen Stand 9.1.1945*. Deutsches Dokument.
- Arndt, Generalleutnant Karl, 59th Panzer Corps, 22 April - 7 May 1949. Office of the Chief of Military History (im Folgenden zitiert: OCMH), Dept, of Army, USA, MS B-221.
- Blumentritt, Gen. Günther, *The Last Battles of the AOK Blumentritt, 10 April-9 May, 1949*. OCMH, MS B-361; *Battles Fought by the 1st Parachute Army, 29 March-9 April, 1945*. OCMH, MS B-354.
- Busse, Gen. Theodor, *Die letzte Schlacht der 9. Armee*, Militärowissenschaftliche Rundschau, Jg. 5, S. 145-168.
- Edelsheim, Gen. Freiherr von, *Capitulation Negotiations between the 12th German Army and the Ninth U.S. Army, 4 May, 1949*. OCMH, MS B-220.
- Eismann, Oberst Hans Georg, *Kriegstagebuch, Berichte und persönliche Notizen des Ersten Stabschefs der Heeresgruppe Weichsel aus dem Zeitraum vom 14. Januar bis 7. Mai 1949*. Ferner Briefe und Operationsskizzen, die im Auftrage von Generaloberst Gotthard Heinrich angefertigt wurden. Privatbesitz.

- and Ninth Army's Last Attack and Surrender, 21 April-7 May, 1945.* Zusammengestellt von Magna E. Bauer, 1956. Foreign Studies Brandt, OCMH.
- Estor, Col. Fritz, *The 11th Army, 1-23 April, 1945.* OCMH, MS B-581.
- Feindkräfteberechnungen (FHQ): Febr. 19-April 15, 1945.* Deutsches Dokument.
- FHQ: «Wesentliche Merkmale des Feindbildes» 23.-28. April 1943.*
- Fighting Qualities of the Russian Soldier, The, Bd. II, Nr. 8* OCMH, MS D-036.
- Gareis, Gen. Martin, *Persönliche Aufzeichnungen und Kriegstagebuch des Kommandeurs des XLVI. Panzerkorps, 1943,* Privatbesitz.
- Gehlen, Gen. Reinhard, *Gedanken zur Feindbeurteilung 2.2.43,* Deutsches Dokument; *Vermutliche Weiterführung der sowj. russ. Operationen . . . (Fremde Heere Ost): Stand: 2.2.43,* Deutsches Dokument.
- Gen. StH/Abt. FHQ (Chef): «Befehle Op.-Abt.», 7. März-25. April 1945.*
- Heeresarzt/OKH:* (German casualties, July 1943-April 1945 for German Army central military medical authorities). Deutsches Dokument.
- Heinrici, Generaloberst Gotthard, *Persönlicher Bericht des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Weichsel von den Kämpfen an der Oder front. Aufzeichnungen und Tagebücher. Kriegstagebuch der Heeresgruppe Weichsel, März-April 1943. Protokolle der Ferngespräche der Hgr. Weichsel in der Zeit vom 20. bis 29. April 1943* (aufgezeichnet im Kriegstagebuch der Hgr. Weichsel von Oberstleutnant Hellmuth von Wienskowski). Ferner zahlreiche Karten, Gefechtskizzen und sonstige Unterlagen, die dem Autor von Generaloberst Heinrici zur Verfügung gestellt wurden.
- Hengl, Gen. Georg Ritter von, *The Alpine Redoubt.* OCMH, MS B-461.
- Hofer, Gauleiter Franz, *The National Redoubt.* OCMH, MS B-458, B-457.
- Jodl, Generaloberst Alfred, *Tagebuchauszüge; Aufzeichnungen zum Plan «Eclipse» nebst Affidavit: Nürnberger Aufzeichnungen; Persönliche Unterlagen.* – Sämtliche Unterlagen wurden dem Autor freundlicherweise von Frau Luise Jodl zur Verfügung gestellt.
- Koller, Gen. Karl, *Der letzte Monat* (Tagebuch), Mannheim 1949.
- Kriegstagebuch: OKH/Gen. Stab des Heeres: Operationsabteilung. 4. April-13. April 1943; 16. April-24. April 1943.* Deutsches Dokument.
- Krukenberg, Brigadeführer Gustav, *Kampftage in Berlin.* Manuskript. Speziell für den Autor niedergeschriebene Erinnerungen des ehemaligen Kommandeurs der SS-Division «Nordland».
- Lageberichte Ost: 1.-21. April 1943; 23.-28. April 1943; 29. April 1943.* Deutsches Dokument.
- Last Russian Offensive, The, 1943* (im Abschnitt des XXVII. Korps). OCMH, MS D-281.
- Letztes Kriegstagebuch O. d. M. (Dönitz)* (Bormann-Telegramme etc.). Deutsches Dokument.
- Notizen nach Führervortrag* (vom 31. März 1945 – Ostfront). Deutsches Dokument.
- «*Operation Eclipse*», amtl. deutsche Übersetzung des erbeuteten Originaldokuments. Mikrofilm Akz. 3552/65 – Best. MA 660. 620 228 ff. (Institut für Zeitgeschichte, München, Archiv).
- Organisation des Volkssturms* (Organisationsabteilung, Generalstab des Heeres). Deutsches Dokument.
- Politische Angelegenheiten* (Weissbuch). Deutsches Dokument.
- Raus, Generaloberst Erhard, *The Pomeranian Battle and the Command in the East. Discussions with Reichsführer SS Himmler and Report to the Führer.* OCMH, MS D-189.
- Refior, Oberst Hans, *Diary of the Chief of Staff of the Berlin Defense Area, 18 March to 3 May, 1943.* German sources.
- Reichhelm, Oberst Günther, *Battles of the 12th Army, 13 April-7 May, 1949 (By the Chief of Staff).* OCMH, MS B-606. *Persönliche Aufzeichnungen, Karten und Tagebuch* wurden dem Autor zur Verfügung gestellt.
- Reitsch, Flugkapitän Hanna, Vernehmungprotokolle (auszugsweise und zusammengefasst abgedruckt in: *Nuremberg Papers*). Persönlicher Bericht in: *Air Medical Intelligence Report of Flugkapitän Hanna Reitsch, 1945* (U. S. A. F.).
- Remagen Bridgehead, The, 11-21 March, 1943.* OCMH, MS A-965.

- Rendulic, Generaloberst Lothar, *Army Group A, South, 7 April–7 May, 1945: Report of the Commander*. OCMH, MS B-328.
- Reymann, Gen. Hellmuth, *Persönlicher Bericht des Kampfkommandanten von Berlin über die Schlacht um Berlin (6. März bis 24. April 1945)*. Deutsche Quelle.
- Schramm, Professor Percy E., *Wehrmacht Losses, World War II. German War Potential at the Beginning of 1945*. OCMH, MS B-716.
- Schultz, Major Joachim, *OKW-Kriegstagebuchauszüge (20. April bis 19. Mai 1945)*. Deutsche Quelle.
- Weidling, Gen. d. Inf. Helmuth, *Der Endkampf in Berlin* in: *Wehrwissenschaftliche Rundschau* Jg. 1962, Heft 1–3. Zuerst veröffentlicht in: *Vojenno-istoritscheskiy schurnal*, Moskau, Jg. 1961, Heft 10/11.
- Wenck, Gen. Walther, *12th Army: Report of the Commander*. OCMH, MS B-394; *Persönliche Tagebücher und Karten* wurden dem Autor zur Verfügung gestellt.
- Willemer, Oberst Wilhelm, *The German Defense of Berlin*. Mit Beiträgen von: Generaloberst Gotthard Heinrici, Oberst Hans Georg Eismann (Hgr. Weichsel); Generalmajor Erich Dethleffsen, Generalmajor Thilo von Trotha, Oberst Bogislaw von Bonin, Oberst Karl W. Thilo (OKH); Oberst Hans Oscar Wöhlermann (LVI. Pz. Art. Kdr.); Oberst Gerhard Roos (Chef des Stabes beim Inspekteur für Befestigungen); Oberstleutnant Ulrich de Maizières (Operationsabtlg. OKH); Generalmajor Laegeler (Ersatzheer); Generalleutnant Helmut Friebe, Oberstleutnant Mitzkus (III. Korps); Generalleutnant Hellmuth Reymann (Kampfkommandant von Berlin); Oberstleutnant Edgar Platho (Verteid.-Ber. Berlin, Art. Kdr.); Oberstleutnant Karl Stamm, Major Pritsch (Wehrbezirkskommando); Oberst Gerhardt Trost (Luftwaffe); Hauptfeldwebel Schmidt (Feldzeugmeisterei); Oberst Erich Duensing (Polizei Berlin); Dr. Hans Fritzsche (Reichs- sendeleiter, Propagandaministerium); Oberst Guenther Hartung. Einführung von Generaloberst Franz Halder (ehern. Chef des Heeresgeneralstabs).
- Wöhlermann, Oberst Hans Oscar, *Bericht des Art. Kdr. des LVI. Pz. Korps und späteren Art. Kdr. beim Verteid.-Ber. Berlin über die letzten Verteidigungsoperationen an der Ostfront und in Berlin (April–Mai 1945)*. Deutsche Quelle.



# Register

- Abwehrberichte, dt. 133 f., 185-186  
Acheson, Deane 295  
«Adlerhorst» 77,126 s. a. «Alpenfestung»  
Aherne, Corporal John 312  
Alanbrooke, Viscount Field Marshal Sir  
Alan, s. Brooke  
Alexandrow, G. F. 23  
Alkett-Werke 38, 231  
Alliierte Einheiten, 1. Alliierte Luftlandarmee  
74 f., 77  
«Alpenfestung» («Nationales Bollwerk») 129,  
143, 205 f., 279  
-, Bedeutung für westalliierte Stragetie 126-  
129,<sup>144</sup>  
Amerikanische Streitkräfte s. US-Streitkräfte  
Amerikanisch-sowjetische Begegnung, erste,  
in Strehla 296 f.  
-, in Torgau 297  
Anderson, Lieutenant Colonel Arthur 201  
Antonow, General A. A. 151  
Antz, Ilse 261, 289, 307 f., 324  
Aquarium 108  
Archer, Admiral Ernest R. 139,144, 147  
Ardennenoffensive 57, 81, 112  
Arnheim 202  
Armeen, amerikanische, 1. Armee 80-82,  
122,124,297  
-, 3. Armee 69, 80-82,124,183, 204  
-, 7. Armee 77, 80, 127  
-,9. Armee 9, 78, 80, 82 f., 87 f., 122, 130, 140  
f., 144, 146 f., 188-202, 206, 241, 279  
-, 12. Armee 130  
-, 15. Armee 80  
Armeen, deutsche, 3.Armee 265  
-, 4. Armee 49  
-, 6. Armee 186  
-,9. Armee 59, 63, 133-135, 162 f., 217 f., 224-  
226, 238 f., 246 f., 249, 252, 259, 266, 270,  
272-274, 278, 297, 322 f.  
Armeen, deutsche, 12. Armee 183-185, 226 f.,  
272, 274, 276-278, 297, 323  
-, 1. Ungar. 47, 51  
-, 1. Pz. 47, 51  
-, 3. Pz. 59, 133, 162 f., 185, 217 f., 246, 250,  
259, 274, 298  
-, 4. Pz. 260  
Armeen, britische, 2. Armee 78, 80, 84, 202,  
204  
Armeen, französische, 1. Armee 80  
Armeen, kanadische, 1. Armee 80  
Armeen, sowjetische, 13. Armee 220  
-,28. Armee 156  
-,31. Armee 156  
-, 65. Armee 149  
-, 2. Garde 187  
-, 8. Gardeschützen 112, 187, 213 f., 223  
-, 1. Garde-Pz. 113, 215, 223, 228  
-, 3. Garde-Pz. 221 f., 244, 257  
-, 4. Garde-Pz. 221, 257  
-, 3. Stossarmee 223  
Armeegruppe «Ligurien» 233  
Armeegruppen, alliierte, 6. A.-Gr. 80,143, 205  
-, 12. A.-Gr. 80, 122, 124, 127, 140, 206  
-, 21. A.-Gr. 68, 80, 87, 119, 122, 140,  
147, 202  
Armeegruppen, dt., s. Heeresgruppen  
Armeegruppen, sowj., s. Fronten  
Artilleriebeschuss, s. Berlin (Artilleriebe-  
schuss)  
Attentat (v. 20. Juli 1944) 35 f., 161, 275  
Attlee, Clement 89  
Attlee-Komitee 97  
Axmann, Artur 248, 251  
Bad Salzelmen 190  
Balzen 64  
Barby (Brückenkopf) 198 f., 202, 206, 227  
Bataillon, am., 82. Aufklärungsb. 82 f., 178  
Batchelder, Lieuten. Colonel Clifton 83 f.

- Bathe, SS-Mann 269  
 Batow, General Pawel 149  
 Baur, Hans 317  
 Bayer, Anne-Liese 256  
 Below, Nikolaus von 252, 314  
 Beltow, Hans 270  
 Berchtesgaden 126 h  
 Berija, Lawrentij 151  
 Berlin, als milit. Ziel der alliierten Strategie  
   73-77, 86 f., 92 f., 105, 119-130, 144, 154  
   f., 180 f., 188, 199, 205 f.  
 -, Artilleriebeschuss 261-264  
 -, Besetzungspläne 91-93, 96, 99, 100 f.  
 -, Flugabwehr 106 f.  
 -, Kapitulation 318, 323  
 -, Kapitulationsverhandlungen 315-317  
   -, Luftangriffe 13-15, 73-76, 105-107, 152,  
   160 f., 256  
 -, und nationalsoz. Bewegung 39 f.  
   -, Verteidigungsmassnahmen 130-133, 138  
   f., 248 f.  
 Berliner Philharmonisches Orchester 15, 109-  
 112, 231 f., 240  
 Berliner, Trude 254  
 Bernadotte, Folke Graf 251 f., 295  
 Bestebreurtje, Arie D. 73 f.  
 Bevölkerung, Evakuierungsproblem 130-132  
 -, Moral 15-34, 228-231, 245-248, 261 f., 263  
   f., 267 f.  
 -, Verluste 14 f., 22, 325  
 Bieler, Oberst 165, 274  
 «The Big Red One» s. Div. (am. I. Div.)  
 Bila, Rittmeister Heinrich von 47-49, 61 64,  
 185  
 Birkenhain (Gefechtsstand der Heeresgruppe  
 Weichsel) 61  
 Blanter, Matwej Isaakowitsch 316  
 Blaschke, Professor Dr. Hugo 40-42, 253 f.,  
 320  
 «Blue and Grey-» Division s. Div. (am. 29.  
 Div.)  
 Bochnik, Juliane 25, 306 f.  
 Boese, Helena 254, 289  
 Boese, Karl 254  
 Bohg, Kurt 304  
 Boldt, Hauptmann Gerhard 54, 137  
 Bolling, Major General Alexander R. 180  
 Bombach, Marianne 288  
 Borgmann, Eberhard 28, 284  
 Borgmann, Ruby 28, 284  
 Bormann, Martin 159 f., 162, 251, 294, 315  
 Bourdeau, André 38  
 Boutin, Jean 38  
 Bradley, General Omar N. 80-82, 122-124, 127  
   f., 130, 140 f., 144, 146, 202, 206, 242, 279,  
   325  
 -, geschätzte Verluste für den Fall der Eroberung  
   Berlins durch westalliierte Truppen  
 Braun, Eva 42, 222, 294, 313, 314 h  
 Brereton, General Lewis H. 75  
 Bristow, Sergeant John 242  
 Britische Streitkräfte s. Armeegruppen,  
 Armeen, Korps, Divisionen und sonstige Ein-  
 heiten  
 Brooke, Field Marshall Sir Alan 78, 88, 119,  
 121, 124, 140 f., 144  
 Buchenwald 203  
 Buchwald, Gerd 307, 312  
 Buhle, Generalmajor Walter 160  
 Bulganin, Nikolaj A. 151  
 Burgdorf, General Wilhelm 136 f., 159 f., 280  
   f., 313-315, 318  
   -, Selbstmord 319  
 Burmester, Charlotte 286  
 Busch, Generalfeldmarschall Ernst 184  
 Busse, General Theodor 59 f., 63, 133, 210,  
 216, 225 f., 239, 246, 248, 274, 278, 322 f.  
 -, Einsatzangriff auf Küstrin 135-137  
   -, Lagevortrag 28. März 1945 135 f.  
 Carl, Gerda 40, 262  
 Carl, Gotthard 40, 262  
 Carleton, Lieutenant Colonel 201  
 Carlyle, Thomas 197 f.  
 Carnes, Lieutenant Colonel Norman D. 83, 197  
 Casablanca, Konferenz von 67  
 Charité 25  
 Christian, Generalmajor Eckhard 271  
 Chudjakow, Marschall 53 f.  
 Churchill, Winston 86 f., 89, 97, 101-105, 142-  
 146, 295 f.  
 -, und Berlin als milit. Ziel der westalliierten  
   Strategie 123 f., 142 f., 145-147, 154 f.  
 -, Winston und Eisenhower-Kabel an Stalin  
   139 f., 141 f., 154 f.  
 -, und Himmlers Friedenssondierungen 295 f.  
 -, Konferenz v. Casablanca 67  
 -, Konferenz v. Jalta 67  
 -, Konferenz v. Kairo 94  
 -, Konferenz v. Teheran 93 f.  
 -, Konferenz v. Quebec 102 f.

- Churchill und Roosevelt 98 f., 100  
 -, Misstrauen gegen Russland 105,141 f.  
 -, über brit.-am. Verluste in den Ardennen 122  
 Clark-Kerr, Archibald 139  
 Combined Chiefs of Staff s. Gemeinsamer  
 Generalstab  
 Cooley, Staff Sergeant 191  
 Cords, Hauptmann Helmuth 34 f.  
 «Cossac» (Chief of Staff to the Supreme  
 Allied Commander) 88, 90  
 Crabill, Colonel Edwin 198, 206  
 Crerar, Lieutenant General Henry D. 80
- Deane, General John R. 53,139-141,144, 146 f.,  
 209  
 Deans, Warrant Officer Dixie 181-183, 242 f.,  
 256 f., 321 f.  
 Delauney, Jacques 160, 231  
 Dempsey, Lieutenant General William 80  
 Desertionen, dt. 302 f.  
 Dethleffsen, General Erich 258, 260 f., 266,  
 274, 293 f.  
 Detmold, Kapitulation 178  
 Deutschland (Aufteilungs- und Besetzungs-  
 plan) s. a. «Eclipse», «Rankin C» 87-104  
 Devers, General Jacob 80,143, 205  
 Diburth, Georg 232, 240  
 Dieckermann, Ruth 160  
 Disney, Colonel Paul A. 188, 191, 195 f.  
 Dittmar, Generalleutnant Kurt 279  
 Divisionen, amerikanische, 1. Inf. 79  
 -, 4. Inf. 79  
 -, 13. Inf. 188  
 -, 19. Inf. 206  
 -, 29. Inf. 79  
 -, 30. Inf. 83,178, 204, 241  
 -, 83. Inf. 79, 83, 178, 198-200, 202, 206  
 -, 84. Inf. 79, 83,180,197  
 -, 82. Luftlande- 73-77  
 -, 101. Luftlande- 74, 77 f.  
 -, 2. Pz. 79, 82 f., 180,188-191,194-196,  
 198,200-202, 206, 241  
 -, 5. Pz. 78 f., 83 f., 193 f.  
 -, 69. Pz. 79, 296  
 Divisionen, britische, 52. Highland 79  
 -, 7. Pz. 79  
 -, 6. Luftlande- 322  
 Divisionen, deutsche, 9. Fallschirmjäger 164 f.,  
 186, 226, 247  
 -, 7. Pz. 246  
 -, 18. Pz.-Gren. 247  
 -, 20. Pz.-Gren. 63, 226
- Divisionen, deutsche, 25. Pz.-Gren. 63, 298  
 -, 4. SS-Pol.-Div. 259  
 -, Berlin 59  
 -, Clausewitz 184  
 -, Döberitz 59  
 -, Friedrich Ludwig Jahn 184  
 -, Frundsberg 251  
 -, Gruppe Steiner s. Steiner  
 -, Gruppe Kassen 59  
 -, Kurmark 59  
 -, Müncheberg 59, 226  
 -, Nederland 59,133  
 -, Nordland 133, 247  
 -, Potsdam 184 f., 195  
 -, Scharnhorst 184 f., 195  
 -, Theodor Körner 184  
 -, Ulrich von Hutten 184 f., 195  
 Divisionen, kanad., 2. Div. 79  
 Divisionen, sowj., 6. Gardeschützen 220  
 -, 79. Gardeschützen 318  
 -, 44. Schützen 149  
 -, 49. Schützen 209  
 Djilas, Milovan 311 f.  
 Dönitz, Grossadmiral Karl 22 f., 251 f., 314,  
 316  
 -, Lagebespr. bei Hitler 159 f., 162, 164, 271  
 Domäne Dahlem 287  
 Druckenmüller 231  
 Dufving, Oberstleutnant Theodor von  
 248, 292, 318  
 -, und Tschuikow 315-317, 318  
 Duke of York (Schlachtschiff) 89  
 Durand-Wever, Dr. Anne-Marie 24 f.  
 Dustmann, Dr. Karl 252
- EAC (European Advisory Commission) s. Eu-  
 ropäische Beratungskommission  
 Eberhard, Elisabeth 289  
 Eberhard, Robert 109  
 Echtmann, Fritz 320  
 Eclipse-Plan 61, 65-69, 87,104, 225, 272  
 Eden, Anthony 89, 94, 97, 313  
 Ehrenburg, Ilja 22 f.  
 Eisenhower, General Dwight D. 57, 58, 78, 84,  
 86 f., 96, 102, 105, 113, 117, 154, 217, 295  
 -, Auftrag als Oberkommandierender 118 f.  
 -, Auseinandersetzung mit Montgo-  
 mery 84,118-130,141,143 f., 146  
 -, und Berlin als milit. Ziel 142, 180 f.,  
 198 f., 205, 209  
 -, Beurteilung der russ. Absichten 124 f.

- Eisenhower, Charakterisierung 118 f., 121 f.  
 -, Haltebefehl an der Elbe 206, 227  
 -, Korrespondenz mit Stalin 128 f., 139-147, 154 f.  
 -, und Marshall 128  
 -, in Ohrdruf 204 f.  
 -, Pressekonferenz 118  
 -, Strategie 120-122, 124-126, 140 f., 143-147, 202 f., 204 f.  
 Eismann, Oberst Hans-Georg 62 f., 132, 134, 138, 158-160, 162-164, 208, 218, 299  
 Elbe, amerikanische Brückenköpfe 194-197, 198-203, 205 f., 226 f.  
 Elbe, Haltebefehl Eisenhowers 206, 226 f., 241  
 Elbe, sowjetisch-amerikanische Begegnung s. Amerikanisch-sowjetische Begegnung  
 Elbe, von Westalliierten erreicht 188-203  
 Erickson, John 151, 320  
 Europäische Beratungskommission 90, 93-101  
 Evers, Gertrud 254
- Fallingbistel (Stalag) 242  
 Faupel, General a. D. Wilhelm 26  
 Fanatismus 262  
 Fegelein, SS-Obergruppenführer Hermann 314  
 Feiler, Hertha 26  
 Feis, Herbert 101  
 Feldheim, Willy 239 f., 248  
 Fernämter 222, 281 f., 286 f.  
 «Fighting 69.» s. Divisionen (am. 69.)  
 Finnel, Captain John 196  
 Flaktürme (Zoo) 106 f., 237, 293, 324  
 Flüchtlinge 22 f., 277  
 Francies, Lieutenant Duane 78, 192  
 Frankfurt/Oder (Festung) 59 f., 88, 163 f., 274  
 Franklin, William M. 101  
 Freier Zugang s. Berlin, Besetzungspläne  
 Fremdarbeiter 36-38  
 Freytag-Loringhoven, Major von 54, 137  
 Friedenssondierungen s. Himmler (Friedenssondierungen)  
 Fronten, sowjetische, 1. Ukrainische 150, 156 f., 218-221, 244, 247, 258, 270, 281, 297, s. a. Konjew, Offensive (sowj.)  
 -, 1. Weissrussische 18, 150, 153, 155, 213, 221, 244, 246, 281, s. a. Schukow, Offensive (sowj.)  
 -, 2. Weissrussische 150, 156, 246, 250, s. a. Rokossowskij
- Führerbunker, Vorgänge im 158 f., 222, 312 f., 318 f.
- Gareis, General Martin 185  
 Gaulle, Charles de 91  
 Gavin, Major General James M. 73-76  
 Gehlen, General Reinhard 57, 69, 136  
 Gemeinsamer Generalstab 77, 87, 92, 94 f., 102, 118, 123, 129, 140 f., 144 f.  
 Gerow, Lieutenant General Leonard 80  
 Getman, General Andrej a 113, 223  
 Gillem, Major General Alvan 188  
 Goebbels, Josef 23 f., 126, 138, 232, 233 f., 249, 251, 253, 273- 312 f., 315, 319  
 -, Ernennung zum Reichskanzler 314  
 -, Evakuierungsproblem 130-132  
 -, Lagebesprechung v. 20. April 1944 271  
 -, Selbstmord 317  
 -, und Tod Roosevelts 197 f.  
 -, Übergabeverhandlungen 315, 317  
 -, Magda 273, 294, 314 f., 317, 319  
 Golbow, Hauptmann Sergej Iwanowitsch 26 f., 187, 213, 215 f., 267  
*Goldfasane qj*, 254  
 Göring, Emmy 295  
 -, Hermann 50 f., 109, 127 f., 247 f., 250 f., 251-253, 305  
 -, Berchtesgadener Telegramm 271 f., 294  
 -, Lagebesprechung bei Hitler 68, 164  
 Goldbach, Generalmajor Walter 302  
*Götterdämmerung* 112, 232, 240  
 Grawitz, Professor Ernst 254  
 Graziani, Marschall Rodolfo 233  
 Greim, Generaloberst Ritter von 304 f.  
 Groza, Petru 104  
 Gruppe Steiner s. Steiner 297 f.  
 Guderian, Generaloberst Heinz 51, 52-61, 133, 135, 163  
 -, Entlassung 135-139  
 Guingand, Generalmajor Sir Francis de 68, 121, 123  
 Gumbach, Charlie 242, 257, 321 f.  
 Günsche, SS-Sturmbannführer Otto 159, 314-316, 317  
 Gusew, Fjodor T. 96 f., 100 f.
- Hadley, Lieutenant Arthur D. 83  
 Hagedorn, Dr. Walter 305  
 Hagemann, Generalleutnant Wolf 323  
 Halt, Karl Ritter von 302  
 Lambert, Philippe 252  
 Hameln (Kapitulation) 180  
 Handy, Major General Thomas T. 93 f.

- Hapig, Jesuitenpater Bernh. 21,285 f.,311  
Harriman, W. Averell 105,139, 209  
Haus Dahlem 21, 285 f., 292, 310 f.  
Haushofer, Albrecht 275 f.  
Haymaker, Sergeant Leonard 193  
Heck, Professor Lutz 109, 255, 305 f.  
Heckscher, Edmund 302  
Heeresgruppe B 81 f.  
Heeresgruppen, sowjetische s. Fronten, sowjetische  
Heeresgruppe Mitte 157,184  
Heeresgruppe Schörner 159, 218  
Heeresgruppe Weichsel, Lage 48, 159 f., 162 f., 165, 297  
-, Vorbereitungen auf sowj. Offensive 185, s. a. Busse; Heinrici; Manteuffel; Armeen, deutsche (9. Armee, 3. Pz.)  
-, Zerfall 245 f.  
Heger, Robert 109, 240  
Heinrici, Generaloberst Gotthard 47, 69, 132-135, 209, 218, 225, 239, 245, 248, 249, 259 f., 271, 274, 298 f., 320 f.  
-, Biographisches 48-52  
-, über Oberst Bieler 164 f.  
-, Charakter 48-52  
-, Entlassung 299-301  
-, Entsatzangriff auf Küstrin 134 f.  
-, und Göring 50 f., 185 f.  
-, und Guderian 52-64  
-, Lagebesprechung im Führerbunker 157-160, 162-169  
-, Rückzugstechnik 49 f., 185 f., 207  
-, Rückzug der 9. Armee 259-261, 273 f.  
-, Rückzug der 3. Pz. 299  
-, Rückzug der Heeresgruppe Weichsel 297-301  
-, und sowj. Offensive 216-218  
-, und Speer 207-209  
-, und Angriff Steiner 266, 297-299  
-, Übernahme des Kommandos über Hgr. Weichsel 47, 51 f.  
-, und Verteidigung Berlins 132 f., 138 f., 258f.  
-, und Armee Wende 297 f.  
Heinroth, Dr. Katharina 109  
«Hell on Wheels», s. Divisionen (am. 2. Pz.)  
Hellriegel, Hermann 302  
Henneberg, Professor Georg 255 f., 312  
Heusermann s. Reiss-Heusermann  
Hewel, Botschafter Walter 260 f.  
Higgins, Brigadier Gerald J. 77  
Hildring, General John H. 101  
Himmler, Heinrich 55 f., 61-64,<sup>12S</sup>, 135, 295  
Himmler, Äusseres 62 f.  
-, Friedenssondierungen 64 f., 251, 313, s. a. Bernadotte  
-, Lagebesprechung bei Hitler 159,162, 164 f.  
Hinds, Brigadegeneral Sidney R. 195 f., 200-202, 206  
Hitler 68, 126, 128, 133, 138, 163, 165, 218, 226, 235, 240, 250, 252, 273,305  
-, Attentat auf (20. Juli 1944) 34-36, 161  
-, Beurteilung der sowj. Absichten 157  
-, und Blaschke 40 f.  
-, befiehlt Entsatzangriff auf Küstrin 134-136  
-, und Evakuierungsproblem 130-132  
-, und Räumung von Frankfurt 273 f.  
-, letzte Funksprüche 293  
-, Geburtstag 188, 250-252  
-, Gesundheitszustand 161 f.  
-, und Guderian 135-138  
-, und Hgr. Weichsel 55-61  
-, Lagebesprechung, 27. Januar 1945 68  
-, Lagebesprechung, 28. März 1945 68  
-, Lagebesprechung, 20. April 1945 252, 260 f., 270-272  
-, Lagebesprechung (mit Heinrici) 157-169  
-, Leiche 319 f.  
-, Massnahmen zur Verteidigung Berlins 42 f., 271  
-, gegen Rückzug der 9. Armee 246 f., 252  
-, Selbstmordentschluss 271, 272  
-, Selbstmord 252, 313-315  
-, und Steiner 297 f.  
-, Tagesbefehl v. 16. April 1945 224 f.  
-, und *Verbrannte-Erde-Eeiehl* 110  
-, und Weidling 267, 280 f.  
-, Zusammenbruch 278  
Hitlerjugend 39, 237, 239 f., 248 f., 301  
Hodges, General Courtney 80 f., 297  
Hölz, Oberst Arthur 238  
Hoeven, Pia von 28, 284, 288  
Hoffmann, Mrs. Paul s. Rosenberg Anna  
Hoffmann, Rosie 25, 307  
Hollingworth, Major James F. 177 f., 189-191,196  
Hopkins, Harry 92  
Householder, Sergeant Charles 193  
Hückel, Annemarie 28  
-, Professor Rudolf 26  
Hughes, Brigadier Hugh Glyn 34, 204  
Hull, Cordell 96  
Hull, General John Edwin 128, 295

- Iowa*, Konferenz auf der 88, 91 f., 93 f., 98  
 Ismay, General Sir Hastings 86, 103, 140  
 «Ivy Division» s. Divisionen (am. 4. Inf.)  
 Iwanow, Generalmajor Georg 220  
 Jacobi, Pfarrer Dr. Gerhard 307  
 Jakubek, Erwin 313 f.  
 Jalta, Konferenz von 104 f., 142  
 Jalta, Kommuniqué 67 f.  
 Janssen, Dora 262, 288, 309  
 Janssen, Major 288  
 Jessen-Schmidt, Hennings 85 f., 227 f. 250,  
 311  
 Jodl, Generaloberst Alfred 52, 65-69, 110, 136,  
 137, 233, 251, 271, 293  
 -, Lagebesprechungen bei Hitler 68, 163 f.,  
 165, 271 f.  
 -, und Steiner 299  
 -, Luise 65 f., 68 f., 352  
 Johnson, Colonel Walter M. 180  
 Juden und Rotarmisten bei Einmarsch  
 289-291  
 -, Überlebende in Berlin 31-34  
 Judenvernichtung 203-205  
 Junge, Gertrud 312-314  
 Jungmittag, Bidy 29  
 Juschtschuk, General 243  
 Kaether, Oberst 266  
 Kaganowitsch, Lasar M. 151  
 Kairo, Konferenz von 94, 98  
 Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche 13 f.,  
 106  
 Kapitulation s. Berlin (Kapitulation); Krebs,  
 Weidling  
 -, (deutscher Städte) 178 f.  
 Kapitulationsbedingungen s. Europäische  
 Beratungskommission  
 Kapitulationsverhandlungen s. Berlin (Kapitu-  
 lationsverhandlungen); Krebs, Weidling  
 Karinhall 250 f.  
 Katharina II. 150  
 Katukow, Generaloberst Michail 113, 187,  
 215, 224, 228, 243, 267  
 Keitel, Generalfeldmarschall Wilhelm 52, 136,  
 137, 251 f., 293  
 -, und Entlassung Heinricis 299-301  
 -, Lagebesprechungen bei Hitler 159,  
 162, 165, 272  
 -, bei Wende 276-279  
 Keim, Alexander 284  
 Kennan, George F. 100  
 Kempka, Erich 315  
 Kesselring, Feldmarschall 184, 252  
 Ketzler, Gertrud 26, 106  
 King, Admiral Ernest J. 88, 92  
 King, Captain Charles 83  
 Kinnard, Colonel Harry 77  
 Kinzel, Generalleutnant Eberhard 62, 132 f.,  
 135, 138  
 Klopsch, Else 29 f.  
 Klotz, Jürgen Erich 257  
 Kluge, Generalfeldmarschall Günther von 43f.,  
 50  
 «Knautschke» (Nilpferd) 108  
 Knight, Captain Jack A. 190  
 Knoblauch, Eva 273  
 Koch, Use 203  
 -, Jolenta 310  
 Köckler, Maria 28  
 König, Ilse 254  
 Köstler, Ursula 306  
 Kolb, Ingeborg 18  
 -, Robert 18  
*Kolberg* (Film) 231  
 Koller, General Karl 160, 252, 272, 294  
 Kommunisten (deutsche) 29-31, 268  
 Konjew, Marschall Iwan Stepanowitsch 18,  
 30, 113, 147, 213 f., 216, 218-221, 224,  
 228, 239, 243 f., 257 f., 270, 281, 287, 297,  
 325  
 -, Charakterisierung und Biographisches 149 f.  
 -, in Moskau 148, 150-154  
 -, Konferenz mit Stalin 155-157  
 -, Taktik 156 f.  
 -, Telefonat mit Stalin 245  
 Konzentrationslager 32, 34 f., 203-205  
 Korab, Alexander 312  
 Korolevich, Alexander 206  
 Korps, amerikanische, XVIII. Korps 75  
 -, XIX. Korps 181, 199  
 Korps, brit., VIII. Korps 322  
 Korps, deutsche XLVI. Pz. 185  
 -, LVI. Pz. 248, 259, 271, 279-281, 301, 318  
 -, CI. Korps 226  
 -, XL SS-Korps 226  
 Kosney, Hedwig 275  
 -, Herbert 35 f., 161, 268 f., 274-276  
 -, Kurt 36, 161, 268 f.,  
 Kotzebue, Lieutenant Albert 296  
 Kräfteverhältnis (Westfront) 80 f.  
 -, (Ostfront) 58-60, 113, 133-135  
 Kraft, Fritz 255  
 Kramer, Staff Sergeant Wilfried 201  
 Krebs, General Hans 54, 135, 137, 239, 251 f.,  
 259-261, 313 f.

- Krebs, und 9. Armee 273 f.  
 -, Ernennung zum Stabschef des OKH 137 f.  
 -, Lagebesprechungen bei Hitler 159 f., 162 f.,  
 164 f., 271  
 -, Hans, Selbstmord 318  
 -, und Tschuikow (KapitulationsVerhandlungen) 315-317  
 -, und Weidling 279-281  
 Kriegsgefangene, amerikanische 194  
 -, brit. 182 f., 241 f., 256 f.  
 -, westl., Repatriierung 142  
 Kriegsministerium (am.), Abteilung für Zivile  
 Angelegenheiten 95 f., 101  
 Krüger, Otto 33  
 Krüger-Lipschitz, Eleanore 33, 279 f., 290  
 Krupp & Druckenmüller 160, 231  
 Kunigunde, Schwester Oberin 21, 230, 285,  
 292, 310 f.  
 Kunz, Dr. Helmut 313  
 Kurland-Divisionen 57 f., 136  
 Kusnezow, General Wassilij 223  
 Küster, Klaus 39, 282, 284  
 Küstrin (Festung) 163  
 -, dt. Einsatzangriff 134-137  
 -, russ. Brückenkopf 59 f., 63, 155, 163, 167 f.  
 Kutusow, Michail 150
- Lagebesprechung, 27. Januar 1945 68  
 -, 28. März 1945 135-139  
 -, 20. April 1945 252, 260 f., 270-273  
 -, (Hitler-Heinrici) 157-168  
 Lammerding, Heinz 62  
 Lamprecht, Dr. med. Günther 25  
 Lang, Hauptmann Hellmuth 320 f.  
 Lanzinger, Hubert 19  
 Lattre de Tassigny, General J. J. M. de 80 f.  
 Leahy, Flottenadmiral William D. 94  
 Leckscheidt, Pfarrer Dr. Arthur 20 f., 229, 283  
 Legathière, Raymond 37, 231  
 Leibmann, Lieutenant Gerald P. 84  
 Leljuschenko, General D. D. 257  
 Linge (Kammerdiener) 315  
 Lippert, Julius 255  
 Lipschitz, Joachim 33, 279, 290  
 Lipschitz-Krüger, Eleanore s. Krüger-Lip-  
 schitz  
 Lovat, Lord 79  
 Luftangriffe s. Berlin, Luftangriffe  
 Lübben 221, 228  
 «Lumpensammlerzirkus» s. Div. (am. 83. Inf.)
- Macon, Major General Robert C. 79,178  
 Magdeburg 185, 189, 194 f., 226, 241, 279  
 Magder, Herbert 255  
 Maigatter, Elfriede 282 f.  
 Majeski, Elena 282, 309  
 Malenkow, Georgij M. 151  
 Malta, Konferenz von 87,124  
 Marquardt, Dodo 229  
 Martin, Lieutenant William S. 192 f.  
 Matzker, Pater Alfons 308  
 Maybach I und II 52 f.  
 Manstein, Generalfeldmarschall Erich von 43  
 Manteuffel, General Hasso von 59, 134, 162,  
 185, 218, 245 f., 250 f., 259, 274, 297,299-  
 301  
 Marshall, General George C. 77, 92-94,  
 96, 118, 128, 129 f., 141, 143, 144, 295  
 McCloy, John J. 96  
 McLain, Major General Raymond S. 181, 188,  
 199 f.  
 Menzel, Gerhard 318 f.  
 Merriam, Lieutenant Colonel Wheeler G. 82,  
 178, 189  
 Meunier, Christa 25  
 Michael, König von Rumänien 104  
 Michalke, Pater Josef 308  
 Miede, Hans 289  
 Mikoj an, Anastas 151  
 Milbrand, Elisabeth 222, 286  
 Militärische Einheiten s. Armeegruppen,  
 Heeresgruppen, Fronten (sowj.), Armeen  
 und sonstige Einheiten  
 Missionsschwwestern vom Heiligen Herzen Jesu  
 21, 230, 285 f., s. a. Haus Dahlem  
 Model, Generalfeldmarschall Walter 81, 247  
 Möhring 32, 161, 222, 290  
 Mogg, Ronald 242  
 Molotow, Wjatscheslaw 150  
 Montgomery, Field Marshal Sir Bernard Law  
 69, 80 f., 84, 86 f., 105, 140 f., 142,144,  
 152, 154, 202, 205  
 -, Auseinandersetzung mit Eisenhower  
 84,118-130,141,143 f., 146  
 -, Ernennung zum Feldmarschall 121  
 -, Pressekonferenz über Ardennenoffensive  
 122  
 -, Strategische Vorschläge zum Vormarsch  
 durch Deutschland 119 f., 123 f.  
 Morell, Dr. Theodor 161 f.  
 Morgan, Lieutenant General Sir Frederick 88,  
 90 f., 94, 95 f., 146



- Morgenthau, Henry 103  
 Mosely, Philip E. 95 f., 99-101  
 Müller, Inge 228  
 -, Heinrich («Gestapo-Müller») 35 f.  
 Murphy, Robert D. 101  
 Mussolini 314
- Nationalsozialismus, Fanatisierung durch 39-42  
 «Nationales Bollwerk» s. «Alpenfestung»  
 Naumann, Dr. Werner 24, 273, 313, 317  
 Neisse (Überquerung) 218-221  
 Nelson, Lieutenant Clarence 83  
 Neumann, Edith 24  
 -, Hugo 24  
 Nicodemus, Lieutenant Robert 193 f.  
 Niedieck, Gerda 293  
 Nolte 302  
 Nowikow, Sergeant Nikolaj 214
- Operation Eclipse* s. «Eclipse»-Plan  
*Operation Anvil* 144  
*Operation Effective* 77  
*Operation Eruption* 77  
*Operation Jubilant* 77  
*Operation Overlord* 75  
*Operation Rankin-Case C* s. «Rankin-C»-Plan  
*Operation Talisman* 75  
 Organisation Todt 252  
 Obersalzberg 77  
 Oberstes Hauptquartier der Alliierten Expedition-  
 onsstreitkräfte s. SHAEF  
 Oder (Hochwasser) 163  
 Oderfront s. Heeresgruppe Weichsel; Offen-  
 sive, sowj.  
 Offensive, sowj. (vom 16. April 1945) Artillerie-  
 rievorbereitung 18 f., 214-216, 219  
 -, Ausrüstung 217  
 -, Vorbereitungen 18 f., 57 f., 58-61, 112 f., 134  
 f., 150-154, 155-157, 186 f., 207, 208 f.,  
 213-215, 270 f.  
 -, Vorstoss auf Berlin 220-224, 243-245, 257  
 Office of Strategie Services s. OSS  
 Offiziersanwärter (Kader) 81  
 Ohnesorge, Wilhelm 188  
 Ohrdruf 204  
 OKH 47, 52 f., 131 f., 231  
 -, Zusammenlegung mit OKW 293  
 -, s. a. Zossen; Maybach II  
 OKW 52 f., 65 f.  
 -, Zusammenlegung mit OKH 293  
 -, s. a. Zossen; Maybach II
- Olbertz, Dr. Albrecht 36  
 OSS 127, 311  
 -, s. a. Wiberg, Jessen-Schmidt  
 Ostfront s. Heeresgr. Weichsel, Offensive  
 (sowj.)  
 Ostmann, Oberst Hermann 181 f., 242, 256 f.,  
 322
- Panzer, Hildegard 324  
*Panzerbär, Der* 281  
 Parkins, Lieutenant Bill 201  
 Patch, Lieutenant General Alexander 80, 127  
 Patton, General George S. 69, 80 f., 84, 122,  
 124, 183, 202, 204  
 Paulus, Generalfeldmarschall Friedr. 186  
 Pemsel, Generalleutnant Max 233  
 Pergamon-Altar 107  
 Petcoff, First Sergeant George 181  
 Peters, Major Alcee 197  
 Plan «Eclipse» s. «Eclipse»-Plan  
 Plünderungen 282-284  
 Pluskat, Major Werner 195, 279  
 Poganowska, Lisbeth 16  
 -, Richard 16 f., 229, 287  
 Polewoj, Major Boris 270, 319  
 Polizei (Einberufung) 282  
 «Pongo» (Gorilla) 108  
 Popiel, Generalleutnant N. N. 152, 187, 215,  
 216, 223, 243, 245  
 Presseklub Dahlem 230  
 Prey sing, Bischof Konrad von 289  
 Probst, Margarete 309  
 Puchow, General N. P. 218, 220 f.
- Quebec, Konferenz von 92, 102 f.
- Radusch, Hildegard 29 f.  
 Raeder, Grossadmiral Erich 253  
 «The Railsplitters» s. Divisionen (am. 84. Inf.)  
 «Rankin-C» Plan 88, 90-93, 94 f., 96 f., 102,  
 104  
 Rankine, Paul Scott 313  
 Ravené, Liselotte 28  
 Refior, Oberst Hans 43, 130-132, 138,  
 234, 237 f., 253  
 Regimenter, amerikanische, 117. Inf. 180  
 -, 120. Inf. 206  
 -353. Inf. 197  
 -, 92. Feldartillerie 82  
 -, 113. Mot. Kav. 83, 180  
 -, 67. Pz. 84, 188, 189-191, 195 f.  
 Reichhelm, Oberst Günther 184, 227, 277  
 Reichskanzlei 13, 158 f., 187

Reichsstrasse 47, 96, 228  
 Reichstag 14, 187, 261, 281  
 -, Eroberung 318 f.  
 Reims (SHAEF) 117 f.  
 Reiss-Heusermann, Käthe 40 f., 253 f., 320  
 Reitsch, Hanna 304  
 Remagen (Brückenkopf) 58, 80, 124, 194 f.  
 Reschke, Christa 161, 310  
 -, Rudolf 106, 161, 310  
 Reyman, Generalleutnant Hellmuth  
 42 f., 208, 233-239, 249, 258, 266  
 -, Ernennung zum Kampfkommandanten  
 von Berlin 42 f.  
 -, Evakuierungsproblem 130-132  
 -, und Hitler 131  
 Rheinmetall Borsig 231  
 Ribbentrop, Joachim von 230, 248, 251  
 Richter, Charlotte 284, 298  
 Ridgway, Major General Matthew B. 75  
 Riedel, Gustav 109  
 Rheinfront 69, 80 f., 86 f., s. a. Remagen,  
 Westalliierte (Vormarsch) 69  
 Rock, Major Julius 204  
 Römling, Horst 222  
 Rokossovskij, Marschall Konstantin 18,  
 113, 149, 150, 156, 218, 246, 250, 274  
 Rommel, Generalfeldmarschall Erwin 43,  
 48, 59, 79, 88  
 Roosevelt, Eleanor 105  
 -, Franklin Delano 87 f., 89, 219  
 -, Deutschlandplan 88-104  
 -, Erkrankung 102 f., 139, 141 f.  
 -, über de Gaulle 91  
 -, Konferenz von Casablanca 67  
 -, Konferenz von Jalta 67  
 -, Konferenz von Kairo 94  
 -, Konferenz von Quebec 102 f.  
 -, Konferenz von Teheran 94  
 -, und Stalin 104 f.  
 -, Tod 197 f.  
 «Rosa» (Nilpferd) 108, 255  
 Rosanow, Wladimir 213  
 Rose, Chaplain Ben L. 83, 180, 197  
 Rosenberg, Anna 105  
 Rosenthal, Hans 32 f., 290  
 Rosetz, Günther 283  
 Rosse, Harry 20  
 Rote Armee, erreicht Berlin 301 f., 304 f.  
 -, Nationalitäten 287  
 -, Operationen s. Fronten, Armeen, Divi-  
 sionen und sonstige Verbände  
 -, Vergewaltigungen s. Vergewaltigungen  
 -, Verhalten gegenüber Bevölkerung  
 (Diszipliniertes Verhalten der Kampf-  
 truppen) 287-292, 311 f., s. a. Fronten  
 Roter Stern 22 f., 245, 311 f.  
 Rühling, Inge 26, 106  
 Rühmann, Heinz 26  
 Ruhrkessel 82, 147  
 Rundstedt, Generalfeldmarschall Gerd  
 von 43, 47, 228  
 Rybalko, General Semjonowitsch 221,  
 244, 257 f.  
 Saenger, Erna 23, 106, 284 f.  
 -, Konrad 106, 284 f.  
 Sauerbruch, Ferdinand 25, 39  
 -, Margot 25  
 «SCAF 252» 139 f., s. Eisenhower (Kor-  
 respondenz mit Stalin)  
 Schalin, General Michail 223  
 Schedle, SS-Hauptsturmführer 318  
 Schelle, Heinrich 28, 284  
 Schering-Werke 38, 312  
 Schirach, Baronin von 222 f., 295  
 Schliemann, Heinrich von 107  
 Schnetzer, Max 261  
 Schönebeck (Elbe) 189-192  
 Schörner, Generalfeldmarschall Ferdinand  
 51, 157, 159, 218, 239, 260, 273  
 Schommer, Captain Francis 83, 178  
 Schroeder, Helene 286  
 Schröter, Georg 254  
 Schtemenko, General S. M. 151 f.  
 Schukow, Marschall Georgij K. 18 f., 30,  
 113, 124, 213-215, 216 f., 221, 223, 228,  
 245, 247, 257, 265, 281, 287  
 -, Charakterisierung und Biographisches  
 149  
 -, in Moskau (bei Stalin) 147 f., 150-154,  
 155-157  
 -, Taktik 155-157  
 Schultze, Erna 40  
 -, Hanna 106, 231  
 -, Robert 231, 282  
 Schulz, Aribert 303, 323  
 Schwaegermann, Günther 317  
 Schwarz, Heinrich 107-109, 255, 324  
 -, Margarete 28, 253  
 Schwedt 162  
 Krosigk, Graf Schwerin von 197 f.  
 Seelower Höhen (deutscher Gegenangriff) 125,  
 150, 213, 216 f., 221 f., 223 f., 226, 228,  
 243, 246 f.  
 Selbstmordfälle 25-27, 305, 308  
 Separatfrieden s. Himmler (Friedenssondierun-  
 gen)  
 SHAEF (Supreme Headquarters of Allied  
 Expedition Forces) 77 f., 84, 117 f.,  
 127 f., 141 s. a. Eisenhower

- Sharpe, Lieutenant Colonel Granville 198  
 Shell-Haus 40  
 «Siam» (Elefant) 108  
 Siegessäule 14  
 Siemens 230 f.  
 Simpson, Lieutenant General William H. s. a.  
 Armeen, am. (9. Armee) 80 f., 141, 180,  
 188, 194 f., 199, 206, 241, 279  
 Sloan, Colonel George B. 200  
 Smith, Lieutenant General Walter Bedell 118,  
 119,123,180  
 Sokolowskij, Generaloberst Wassilij 320  
 Solimann, Otto 253  
 Sorge, Jutta 35  
 Sowjetische Streitkräfte s. Fronten, Armeen,  
 Divisionen und sonstige Einheiten  
 Speer, Albert 112, 207, 232, 234-236, 240, 251  
 -, Gedanken an Tötung Hitlers 207 f.  
 -, und Berliner Philharmoniker 109-112  
 -, und Heinrici 207-209  
 -, und «Verbrannte-Erde»-Befehl 110  
 Spree (Überschreitung durch die Russen) 243 f.  
 SS (Hinrichtung polit. dt. Gefangener) 274-276  
 SS-Divisionen s. Divisionen (deutsche)  
 SS-Einheiten, Massnahmen gegen Deserteure  
 303  
 -, Widerstand 178 f., 189-191  
 Staatl. Planungskomitee (sowj.) 150 f.  
 Staatl. Verteidigungskomitee (sowj.) 150 f.  
 Stalag 357 s. a. Deans, Warrant Officer James  
 181-183  
 Stalin, Josef W. 18, 22 f., 104 f., 113,139, 209,  
 219, 228, 243,316  
 -, Äusseres 150 f.  
 -, Besetzungspläne für Deutschland 89  
 -, Gebietsansprüche 89  
 -, und Jaltaabkommen 67, 142  
 -, Konferenz von Teheran 93 f.  
 -, Korrespondenz mit Eisenhower 128, 139-  
 147,154 t.  
 -, und Rivalität Schukow-Konjew 147 f., 155,  
 157, 220 f., 281  
 -, Säuberungen 148  
 -, Telefonat mit Konjew 243-245  
*Stalinorgel* 213, 215  
 Stauffenberg, Oberst Graf Schenk von 35  
 Sternfeld, Leo 33 f., 289 f.  
 Stettin (russ. Brückenkopf) 59  
 Stimson, Henry Lewis 96  
 Strang, Sir William 94, 97,100  
 Stalla, Ursula 305  
 Starr, Captain James W. 190  
*Stawka* 152  
 Steiner, SS-Obergruppenführer Felix 264-267,  
 271, 293, 297  
 Stewart, Lieutenant Colonel Carleton E. 201  
 -, P. F. C. Carrol 181  
*Stormowik* 228  
 Strategie (der westalliierten Streitkräfte)  
 s. Eisenhower, Montgomery  
 Stresemann, Gustav 35  
 Stumpfegger, Dr. Ludwig 313  
 Suworow, Alexander 150  
 Swischtschew, Sergeant Nikolaj A. 214  
 Tangermünde 193,197  
 Taschner, Gerhard 109,111 f., 232, 240  
 Taylor, Major General Maxwell D. 77  
 Tedder, Air Chief Marshal Sir Arthur 129, 139  
 f.  
 Teheran, Konferenz von 93 f., 98  
 Telpuchowskij, General B. S. 319  
 «Teufel in Röcken» s. Divisionen (brit.  
 52. Highland Division)  
 Theresienstadt 32  
 Thorwald, Jürgen 137  
 Torgau (Begegnung sowjetischer und  
 amerikanischer Streitkräfte) 297  
 Trojanowskij, Oberstleutnant Pawel 215,  
 245, 311  
 Trans-Ocean, Nachrichtenagentur 323  
 Trotha, Generalmajor Ivo-Thilo von 266, 299  
 Truman, Harry S. 295 f.  
 Tschiang-Kai-schek, Konferenz von Kairo 94  
 Tschuikow, Generaloberst Wassilij Iwanow-  
 witsch 112 f., 151, 187, 214-216, 223, 243,  
 267  
 -, Kapitulationsverhandlungen 316 f., 318  
*Uecker-Linie* 298, 299  
 UFA 312  
 Ungnad, Vera 282, 309  
 United Chiefs of Staff, s. Vereinigte  
 Stabschefs  
 «Unternehmen Sonnenfinsternis» s.  
 «Eclipse»-Plan  
 U.S.-Streitkräfte s. Armeegruppen, Armeen,  
 Korps, Divisionen und sonstige Einheiten

*Verbrannte-Erde-Bericht* 50, 110, 207 f., 255  
 Vereinigte Stabschefs 86 f.  
 Vergewaltigungen 306-312  
 Vergewaltigungen, Angst vor 22-27  
 Verluste, am. 122  
 -, brit. 122  
 -, deutsche mil. (Westfront) 81  
 -, deutsche ziv. s. Bevölkerung (Verluste)  
 -, sowj. 325  
*Vermittlung* 500 270  
 Verteidigungsvorbereitungen 42 f.  
 «Victory Division» s. Divisionen (Amerikanische, 5. Pz.)  
*Völkischer Beobachter* 281  
 Volk, Feldwebel Helmut 302 f.  
 Volkssturm 81 f., 130, 189 F, 237 f., 258, 301 f.

Wachregiment *Grossdeutschland* 249  
 «Waffenstillstands- und Nachkriegskomitee» 89 h  
 Washburn, Lieutenant Colonel Israel 193  
 Wassermann, Elfriede 263 f., 304  
 -, Erich 263, 304  
 Weber, Brigitte 28, 323  
 Wehrmacht s. Heeresgruppen, Armeen, Korps, Divisionen und sonstige Einheiten  
 Wehrmachtshelferinnen 178  
 Weichs, Generalfeldmarschall Freiherr von 56  
 Weidling, Generalleutnant Helmut 226, 247 f., 266 f., 271, 301, 304, 313  
 -, Ernennung zum Kampfkommandanten von Berlin 280 f.  
 -, Kapitulation 318  
 Wellington 121  
 Weltlinger, Margarete 32,161, 290 h  
 -, Siegmund 32,161, 222, 290 f.  
 Wenck, Generalleutnant Walther 195, 202, 226 f., 272, 274, 293, 305, 323  
 -, und Keitel 276-279  
 Wendt, Walter 109  
 Werwolf 126

Westalliierte Streitkräfte, Vormarsch 58, 69, 73-84, 117, 188-206, s. a. Armeegruppen, Armeen, Korps, Divisionen und sonstige Einheiten  
 Westerhüsen (Brückenkopf) 194 h  
 Westermann, Dr. Gerhart von 111 f., 232, 240  
 White, Major General Isaac D. 82, 181, 188,195, 202, 206  
 Whiteley, Generalmajor John 146  
 Wiberg, Spion Carl Johann 19 f., 84-86, 227 f., 249 f., 279,311  
 Wienecke, Colonel Robert 73  
 Wilhelm, Chemiker Dr. 302  
 Wilhelmstrasse, Zerstörungen 13 f.  
 Wilson, Field Marshall Sir Henry Maitland 141,143  
 Wilson, Sergeant Geoffrey 256  
 Winant, John G. 94,101  
 Winckler, Charlotte 106  
 Winocour, Jack 313  
 Williamson, Lieutenant Colonel Ellis 83  
 Wlassow, Generalleutnant Andrej A. 133  
 Wlassow-Armee 163  
 Wöhlermann, Oberst Hans Oscar 347 f.  
 Wolf, Johanna 42  
 Working Security Committee 95, 99  
 Wosnessenskij, Nikolaj A. 151  
 «Wotan»-Linie 298  
 Wriezen 162  
 «Wüstenratten» s. Divisionen (Brit. 7. Div.)  
 Wulle-Wahlberg, Hans 263

Younger, Sergeant Calton 256

Zarzycki, Bruno 31, 268  
 Zerstörungen 13-17  
 Ziegler, Brigadeführer Jürgen 247  
 Zoo 14,107-109, 254 f., 305 f., 324  
 -, Flaktürme s. Flaktürme  
 Zossen 48, 52 f., 228  
 -, Bombardierung 53 f.  
 -, Eroberung 269 f.  
 -, Räumung 258  
 Zwangsarbeiter 36-38